/140

ZEITSCHRIFT

FÜR

ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON PROFESSOR Dr. GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. WALTHER v. WARTBURG
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BASEL

1956

BAND 72



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

Die Zeitschrift erscheint in Bänden von 6 Heften

BANDINHALT

ZEITSCHRIFTENSCHAU

BESPRECHUNGEN

DISKUSSION

Umbrische Studien

Fortsetzung von Band 71 Heft 3/4

4 b) ę und ǫ
(Umlaut und Differenzierung in freier Silbe)

Die Entwicklung von ę und ǫ in den umbrischen Mundarten verdient aus mehreren Gründen unser besonderes Interesse. Im Südosten der Region prallen heute die Differenzierung in freier Silbe (wir nennen sie der Kürze halber die „toskanische Diphthongierung") und der Umlaut, beide mit demselben Endergebnis, aufeinander; das heißt, sie überschneiden sich, halb und halb, oder mit Überwiegen des einen oder des andern der beiden Agenten. Ob in dieser Zone die „toskanische Diphthongierung" jünger ist als der Umlaut, wie etwa in gewissen abr. oder apul. Mundarten (s. dazu Wartb Ausgl. 141–142), bleibt zu untersuchen. Dazu kommt, daß von gewissen Forschern die toskanische Diphthongierung als nicht bodenständig, sondern als Import und hier besonders von Schürr als umbrischer Import mit primärer Begründung durch den Umlaut erklärt wird. Findet diese Behauptung im gebenden Gebiet, eben in Umbrien, überhaupt eine Stütze? Das sind brennende Fragen. Ihre Beantwortung aber wird erschwert für die mittelalterlichen Denkmäler wiederum durch mögliche Latinismen und (in der Poesie) durch den Einfluß der süditalienischen Dichtersprache (Lauden), in der neueren Zeit durch eventuellen, schwer abzuschätzenden Druck der toskanischen Mundarten (*ọ́* 〈 > *ǫ*) und vor allem der hier die einstigen toskanischen Verhältnisse widerspiegelnden Schriftsprache. Dazu kommt als weiteres erschwerendes Moment die mangelhafte phonetische Wiedergabe der in Frage stehenden Laute in allen alten und in vielen modernen Texten; denn hier werden nur in Ausnahmefällen *ẹ* und *ę*, *ọ* und *ǫ*, *iẹ* und *ię* und *uọ* und *uǫ*, ferner *íẹ* und *íę* und *úọ* und *úǫ* einerseits und *íe* und *úo* andererseits unterschieden; ganz zu schweigen von der raschen Evolution dieser Laute, wie sie sich etwa in Civitella (p 555) abgespielt hat, wo Scheuermeiersches *úǫ* kaum 10 Jahre später einem Giacomellischen *ọ* entspricht. Der ganze Fragenkomplex verdiente eine besondere Untersuchung; wir werden uns hier nur auf das Typische beschränken.

ę

Wir teilen unser Gebiet in konzentrische Streifen rund um die tosk. Grenze auf. Um eine historische Basis zu schaffen, nehmen wir hier

die Untersuchung der alten Texte voraus. Anschließend verfolgen wir die Entwicklung in Perugia bis in die neueste Zeit, und zuletzt sollen folgen

1. Gubbio und der westtiberinische Gürtel bis hinunter nach Orvieto.
2. Das Topino- und Naja-Gebiet von Nocera bis Amelia.
3. Das Maruggia- und Nirabecken und der Südostzipfel (Norcia).

Im ersten Streifen unterscheiden wir nach freier und gedeckter Silbe, im 2. nach freier und gedeckter Silbe und nach möglichem und unmöglichem Umlaut und im 3. nur noch nach möglichem und unmöglichem Umlaut. Zunächst geben wir die Resultate, anschließend die Interpretation. Die da und dort seit alters nachweisbare Remonophthongierung von *íe* und *úo* zu *i* und *u* wird in einem Anhang besprochen. Die Formen *biene, liei, siei* „sechs" und „du bist", *iero, -ri, -ra, -rano* „ich war, usw.", die aus dem tosk. früh verschwunden sind, fassen wir besonders zusammen.

Im aper. wird in den „echten" Texten *ę* ⟨ mit äußerster Konsequenz > *ie* diphthongiert: Rossi Saggi *pieie* 1326 (mehrmals), 1379, *miele* 1379, *Pietro* 1351 (*Petro* 1335 ist ein vereinzelter Latinismus), *pietre* 1379, *diece* 1352; 1360, *viene* 1382 bis, *tiene* 1394, 1398, *contiene* 1394, *rechiede* 1379, 1386, *enquadarieto* 1342; auch in den Proparoxytonis *piec(h)ore*, 1351, 1386, *sieguono* 1335, *lieveno* 1387 und in *biene* (s. unten); lautgerecht unterbleibt die Diphthongierung in *vetata* 1385. Die Stat Per 1342 zeigen das gleiche Bild; wir zitieren daraus nur noch *se lieve* I 168, *se lieveno* I 169, *prieghe* Subst. Plur. I 13, 93, 96 usw., konsequent mit *ie*, *diecemo* I 63 ter, 64 bis, 655mal, usw. (auch *diecema* I 9 usw.), *siecolo* I 9 usw. Sogar die Lauden (Der Bath) kennen nur zwei Ausnahmen: *tene* 3. Präs. 210 und *convene* 40, die sich neben Fällen wie *priego* 44, 58, 65 usw., *priece* „preci" 44, *lieva* 59, 88 bis, 91 usw., *arieco* „reco" 216, *siequita* 166, *piecore* 184 und *siecolo* 301 (*biene, liei* s. unten) als Analogieformen zu den endbetonten erweisen (vgl. auch *tine* im Anhang). Einige typische Formen verfolgen wir bis in die spätere Zeit: *lieva* 3. Präs. steht in Gab 1391, 43, *diecemo* in Comun 1389, 217 bis, 218, *piecora* in Comun 1389, 219, 220, 225, Gab 1391, 54 und Graz 493. Im Vorton erscheint *ie* in *vienerdì, vienardì* in Stat Per 1342 I 102 usw., De Barth 262 bis, Comun 1386, 207, Ann Dec 1432, 129, Zuccone 137 bis, 138, 174 usw., total 14mal und Graz 86, 136, 183, usw., total 44mal; es handelt sich wohl um ein Relikt aus der Zeit, als *-dì* noch nicht angetreten war, vgl. abologn. *viènire* (a. 1490 Migl Fol '400, 56, asanmar. *venere* Belluzzi Glossar; übrigens *vienardì* auch bei Cassio 317.) – Zu den genannten Texten stehen die in der latinisierend-sizilianischen Koine verfaßten Rossi Scritt im schroffsten Gegensatz. Hier ist das Normalresultat *e*, und *ie* bildet die Ausnahme; nur ein paar Beispiele: *pede* 65, *petra* 25, *petre* 69, *mele* 23, *vene* 47, *tene* 85, *chese* 41 (und so erst recht *chedere* 117), *fere* „wilde Tiere" 68, *leta* 141, sogar *eri* „gestern" 135, usw.; nur selten schleicht sich eine diphthongierte Form in den Text: *fiere* 3. Präs. 100, *chiede* 75,

vienne „vieni + ne“ 103, jedoch fast konstant in *priego* passim; ganz auffällig hier *oppriemare* 254 und *biene* (s. unten); *fieno* setzt vielleicht *fl-* fort und würde dann nichts beweisen. Ähnlich, nur etwas weniger übertrieben, verhält sich Lor Spir; auch hier *pede, vene,* und *possede,* Baldelli 43 „si preferiscono le forme non dittongate, provenienti dalla scuola siciliana“. Man denkt unwillkürlich an die petrarkischen *e*, die sogar Rohlfs I 155 f. als Zeugen einer älteren toskanischen Lautentwicklung angerufen hat. – Auch bei Mat erscheinen einige Fälle von Regression, die aber gemeinmittelit. sind: *mele* 116, *fele* 105, 116 und *metere* (vgl. auch die Entwicklung dieser drei Wörter in den Mundarten unten), dazu *pedi* 56, weitverbreiteter Latinismus.

Zu aper. *eriedi* (Graz 566) „arredi“ meint Bertoni Elem. germ. 77 „il dittongo vi sarà promosso dalla metafonesi“; warum, ist nicht einzusehen. Im aper. gilt *ariedo* (oder der Plur. *-de*) in den Stat Per 1342, II 251, 252, dann *arriedo* in Mem 1351–1438, 160 bis, *ariedo* (Plur. hier *-dii*) in Legge vest 1529, 228, *hariedi* in Ann Dec 1536 b, 231 und schließlich bei Graz (s. oben); dazu kommt aorv. *arriedo* Silv 463; für das it. vgl. Tommaseo und Bellini, mit lauter undiphthongierten Formen. Das Wort muß mit offener Aussprache des *e* übernommen worden sein; *ie* im aumbr. ist natürlicher als der Monophthong *e* im it.

ę ⟩ bleibt im aper. ausnahmslos *e*; Graz *mierlo* „fascia che ricinga o faccia orlo“ 201 < mittellat. *merulus* REW 5534 a ist kein Gegenbeispiel, weil hier *e* vor der Kontraktion des *u* diphthongieren konnte. (Dazu auch im Vorton *mierlare* (un muro) Graz 531; vgl. *mierlo* „Amsel“ in den Mundarten im Lex; auch bei Cassio 317).

Für das aeugub. ergibt die Lauda *piedi* 463, 467 (auch *piede* Plur. 469) *piei* (im Reim mit *mei*) 467 und *pieo* Sing. 467, *fiero* (im Reim mit nero, also entweder *fero* oder *firo* mit Remonophthongierung zu lesen) 463; es sind keine Beweise für den Umlaut, denn daneben steht *fiele* 467; in *convem* 468 erklärt sich das Ausbleiben der Diphthongierung wieder in Analogie nach den endbetonten Formen (zu *pino* vgl. S. 45, zu *fiero* nach *diero* < *diedero* die Formenl.; zu *tiecho* wieder S. 45). Bei Guerr sind die schriftsprachlichen Verhältnisse durchgeführt, außer in *priece* „preci“ 6 und, umgekehrt, im Latinismus *pe'* „piede, piedi“ 40, 41, 46, 51, 70 usw. *ę* ⟩ bleibt ausnahmslos.

Im alten Umbertide (Detacc 11 f.) heißt es *Pietro, piei* oder *pieii, dieçe* oder *diecie* und *dieçesei*; diesen *ie*-Formen stehen gegenüber mit *e pede* (Latinismus), *tene* (analog nach den endbetonten Formen) und *dè* „diede“ (analog nach *fè* „fece“). *ę* ⟩ bleibt ausnahmslos.

Im aaret. gilt bei Ristoro vorwiegend latinisierendes *e*: *pe, pei, petra, petre, enseme, aseme, deretro, enteri* (aber einmal *entiere*) usw., s. Michel 7. Bei Guitt (s. Röhrsh 20–23) erscheinen außerhalb des Reims ebenfalls mehrheitlich *-e*-Formen, fast ausnahmslos in *vene, convene, avene, tene* und *contene,* wo wieder Einfluß der endbetonten Formen vorliegt, ferner in *chere, prego* (nach schwerer Konsonanz); *ie* erscheint vorzugsweise in *adietro, volentieri* und, auch im Vorton, bei *vietare*; typisch in Codex P *siegue* und *siegua*; die Briefe Guitt's zeigen das modern schrift-

sprachliche Bild mit Ausnahme der *vene, tene, pertene* usw. (dazu oben). In den Conti di antichi Cavalieri (Röhrsh 18) begegnet *ie* öfter, auch etwa in *drieto fiertà, brievemente*; nur *e* haben wieder *convene, per-* und *partene* und der Latinismus *ve. e*⟩ bleibt.

Im acort. erscheint beim anspruchslosen Pass 19 immer *ie*, auch in *piecora*; bloßes *e* ist nicht einmal aus den Lauden zu belegen, dort im Gegenteil *spiera* „sfera" (und *liei,* s. unten), Pass 20. Auch der Trist (Pref 133) hat nur *ie* selbst in *lieva, lievino, brieve, priego* (bloß einmal *prego*), *vienon*, sogar in *chierendo*, und im Imperf. von *essere* wozu unten; in *richesta* unterbleibt die Diphthongierung wegen der geschlossenen Silbe wie immer.

In Orvieto wird nach Ausweis der Lauden (De Barth) die Diphthongierung in freier Silbe regelmäßig durchgeführt, auch in *lieva (ti, -miti)* 344, 347, 429 usw., *priego* 382 und *priega* 396; Ausnahmen bilden hier wieder nur *vene* 350, *convene* 457, *te'* „tieni, Imperat." 396 und der Latinismus *lete* „liete" Fem. Plur. 452 (im Reim mit mansuete). Silv repräsentiert den modernen schriftsprachlichen Lautstand; erwähnenswert sind hier *rieme* „Ruder" Plur. (< *rĕmus* lautgerecht, heute florent. *ręmo* und röm. *ręmo*) 366 und im Vorton *lievate* Part. Fem. Plur. 244, *intertienuta* 327; umgekehrt, mit bloßem *e*, die weitverbreiteten *mele* 30, 309 und *fele* 60; *leta* 173 ist wieder Latinismus. (Silv verwendet regelmäßig auch das auf **nĕve* zurückweisende *nieve* „Schnee" 14, 15 viermal, 16 dreimal usw., bekannt auch aus dem asen., Hirsch I 524; amiat., Fatini; Montale, Nerucci Cincelle; lucch., Nieri; vers. ZrPh 28, 162; auch *gneve* asen., R 18, 603; pist., lucch., elb. Rohlfs Gr I 122; dazu *nęve* pis., lucch., livorn., Malagoli, Voc pis; südtosk., südumbr., nordabr., AIS K 378; auch Montale *nievicá* Nerucci Cincelle, elb. *niévica* Rohlfs ibid.).

Für das atod. wage ich es nicht, auf Ferri Jac abzustellen. Hier mögen die Daten von Ugol Jac Ch, der mit ziemlicher Sicherheit in Todi geschrieben wurde, genügen. Daß der Schreiber offenbar die ursprünglichen sauberen Reime da und dort zerstört hat, ist für unsere Zwecke gleichgültig; wichtig ist, was er geschrieben *hat*, nicht was er hätte schreiben *sollen*. Da wir uns dem Umlautsgebiet nähern, teilen wir die Belege in zwei Gruppen auf, je nach möglichem oder unmöglichem Umlaut:

1. mit möglichem Umlaut:
   a) > *ie*: *Pier* 61, *Pietro* 79 bis; *dierme* „mi diedero" 66; *vieni* 2. Imperat. 72, *tien* 2. Präs. 62, *tiente* „tieniti" 60, *fieri* „ferisci" 36, *lievi* 1. Konj. 72.
   b) > *e*: *pè* „piedi" 74, *levi* „lievi, Adj. Fem. Plur." (: frevi „febbri": de brevi „tra poco") 69.

2. ohne möglichen Umlaut:
   a) > *ie*: *derieto* 78, 80, *lieta* 63; id. (: ferita : schermita : vita, im Urtext mit *i* zu lesen) 63, *iera* 3. Imperf. 75, *rieca* 3. Präs. 75; *viem* „viene" 69, *tiene* 3. Präs. 62.

b) > *e*: *preta* „pietra“ 63, *fele* (: crudele) 63, *enseme* 70, *ven* „viene“ 70, *contem* „contiene“ 69, *sede* 3. Präs. 63.

Zu *tieco* 74 s. S. 45. In geschlossener Silbe erscheint niemals *ie*; also dürfen wir die Gruppe 2a) als Beweis für das Wirken der toskanischen Diphthongierung buchen und ihr somit auch die Gruppe 1a) gutschreiben. Todi ist im Mittelalter, was ę betrifft, umlautsfrei.

In Assisi liegen die Verhältnisse komplizierter. Hier spielen Umlaut und tosk. Diphthongierung durcheinander. Ugolinis Angaben (Ugol Jac zu A, XIII f. und 115) sind zu spärlich; wir breiten das ganze Material, das die Lauden des Codex A bieten, hier aus. Reimbindungen sollen uns auch hier nicht stören. Das Suffix *-iere*, das im it. nicht einheimisch ist, schließen wir aus der Betrachtung aus. Auch hier trennen wir nach möglichem und unmöglichem Umlaut, darüber hinaus aber noch nach freier und gedeckter Silbe:

I ę〈 1. mit möglichem Umlaut:

a) > *ie*: *piè* „piedi“ 52, *tiemme* „mi tieni“ 32, *sostien* 2. Präs. 6, Imperat. 40, *sostiene* Imperat. 32, *prieghenne* „ne preghi“ 3. Konj. 57, dazu *ier* „eri“ 54 (hier wohl umlautsbedingt, denn daneben *era* 1. Pers. 54, 55) und *lie'* „lei“ (wohl ebenfalls umlautsbedingt) 34 ter, 35; vor *-u*: *dierọ* „diedero“ 45 und danach *fiero* „fecero“ 54.

b) > *e*: *pede* „piedi“ (im Reim mit *vide* „vedi“ im Urtext also *e-e* oder *i-i* zu lesen) 52, *possedi* 6 und *possede* auch 2. Präs. 6.

2. mit unmöglichem Umlaut:

a) > *ie*: *priete* „prete“ 44, *derieto* 37, *rieca* 3. Präs. 25, und so *arrieca* 45, *arriecame* 41, *tiene* 3. Präs. (im Reim mit tene „te“, also im Urtext *e-e* oder *i-i*) 9.

b) > *e*: *pede* „piede“ 56, (im Reim mit crede und provede, beide 3. Präs.) 56, *pè* „piede“ 52 ter, 53, *petre* „pietre“ 39, *dece* „dieci“ 20, *lebbe* „lieve“ 45, *fera* Adj. Fem. (im Reim mit vera und manera) 42, *ven(e)* „viene“ 12, 15, 21, 33, *convene* „conviene“ (im Reim mit bene und tene „te“) 47, *ten(e)* „tiene“ 41, 48, *retene* „ritiene“ 2, *sede* „siede“ 49, *possede* „possiede“ 2 bis, (im Reim mit *resede* „risiede“) 4, *arkeda* „richieda 3. Konj. 30, *vetame* „mi vieta“ 24, *levo* 53, *levome* „mi levo“ 19, 39, *levate* „levati“ 39.

II ę〉 a) > *ie*: Vor *-u*: *liecto* „letto, Bett“ 30, *fierro* 29, *tiempo* 9, 24, 29, 30 viermal, 33, 43, 53, *viento* 9, (im Reim mit skernimento und fundamento) 20, *coltiel* „coltello“ 24, *iescom* „escono“ 34; vor *-i*: *piensi* 25, *siente* „senti“ 2. Präs. 34, *te piente* „ti penta“ 39, *deviente* 1. Konj. 45, *favielle* „favelli“ 40, *sommiergie* „sommergi“ (im Reim mit correge, 3. Präs.) 30,

stiecte „stetti“ 28 und *pariente* „parenti“ (im Reim mit mente „Sinn“) 31.

b) *e*: passim.

Zu *mieco* 45, 46, 47, *tieco* 44, 46 bis und *sieco* 32 vgl. S. 45. I 2 a) beweist das Wirken der toskanischen Diphthongierung unabhängig vom Umlaut, II a) umgekehrt die Arbeit des Umlauts unabhängig von der tosk. Diphthongierung. Welcher Gruppe I 1 a) zuzuweisen ist, läßt sich hier nicht entscheiden. Sowohl der Umlaut wie die tosk. Diphthongierung wirken nur in beschränktem Maße; daher die Gruppen I 1 b) und 2 b) und II b). Für den Umlaut in gedeckter Silbe gibt Ugol Jac XIII f. weitere Beispiele aus den von Galli herausgegebenen aass. Lauden und den Frondini-Lauden aus dem 14. Jdt.: *liecto, piecto, viento, enfierno, fratiello* usw.; *pariente, martieglie* usw. Das Ergebnis ist so klar, daß wir auf die Daten der Lauda bei Monaci Cr verzichten können. In der Franc ist der schriftsprachliche Stand mit wenigen Ausnahmen bereits erreicht; nur die stammbetonten Formen von *levare* (I 153, usw.) und *pregare* (I 434; subst. *prieghi* I 422, 424, 441 usw.) sind noch nicht reduziert, und umgekehrt erscheint in *heri* 353, usw. der Monophthong. (Zu *biene, liei* s. S. 22f.). Ein letztes Beispiel von Umlaut in geschlossener Silbe: *schierni* Subst. Plur., I 238; vgl. dazu *schierne* bei Ferri Jac 61, aber der Codex Tud. hat laut Brugn Jac 97 *scherni*, so daß auch hiermit der Umlaut für Todi außer Betracht fällt). Nicht zu entscheiden ist, ob Franc *aliegro* „allegro“ (nur in A, die andern Codices lesen *alegro*) II 336 auf das Konto der freien Silbe oder des Umlauts geht, vgl. unten neucorton. *liegro*.

In ältester Zeit zeigt also das nach der Toskana orientierte Westumbrien konsequente Diphthongierung nach dem einzigen Prinzip der freien Silbe; auch Todi gehört hier von Anfang an zum Westen. Daß die „Literaturdenkmäler“ mehrfach monotones *e* aufweisen (auch der Initiant der Mehrzahl dieser Schriften, Jacopone), ist kein Gegenbeweis; denn nur *eine* Lautung kann bodenständig sein: die der Protokolle und Statuten. Assisi gehört zum Osten *und* zum Westen.

B. 1. *Nper.*

Ich gebe zunächst die phonetisch differenzierten Resultate des AIS (p 565):

ę < I. mit Diphthong

a) > *ía* in *miele, fiele, dieci, dietro* (2 mal), *addietro, indietro.*

b) > *yẹ* in *Pietro, piede, piedi, treppiedi, siepe, pietra, ieri, insieme, vieni* (2 mal), *viene, tiene* und im Proparoxtonon *tiepido, -da.*

II. mit Monophthong:

a) > *ẹ* in *cieco, cieca* (2 mal), *ciechi, cieche*; *prete, pecora* (letzteres nur auf dem Land).

b) > *ę* in *sei, lievito, pecora* (in der Stadt), *tremo, leva, lèvati, bene.*

Über das Verhältnis von I a) und II a) s. unten Zusammenfassung. I b) ist = II b) bei Absorption des *i* durch den voraufgehenden Palatal *(cieco)* oder Erleichterung um das *i* nach Kons. + *r* *(prete)*, ferner bei Regression der Diphthongierung im Proparoxytonon wegen des zu schwachen Drucks *(pecora)*. II b) umfaßt ähnliche Fälle (*tremo* nach Kons. + *r*, *lievito* und *pecora* als Proparoxytona), dazu die nach den endbetonten Formen ausgerichteten *leva* und *lèvati* und das proklitisch gewordene *bene*. Im Qualitätsunterschied ẹ (und *y*ẹ) einerseits und ę andererseits stehen sich das nordumbr. *(ẹ, yẹ)* und das südumbr. und zugleich schriftsprachliche *(ę)* Resultat gegenüber; *sei*, als Zahlwort und damit Wort der Handelssprache, ist der Schriftsprache entnommen; wie sich dort das Unterbleiben der Diphthongierung erklärt, ist für uns irrelevant.

ę⟩ a) allgemein > ę.

b) > ẹ in *momento, finimenti*; *stradello* und *vesta*.

In *momento* und *finimenti* erklärt sich ẹ aus dem gedeckten folgenden Nasal; über die Sonderbehandlung des Suffixes *-ellu* (hier in *stradello*) wird unten noch zu sprechen sein; *vẹsta* wegen palatisierender Wirkung von *rt*.

Aus den Texten der neueren und neuesten Zeit nur ein paar Hinweise, die das hier gewonnene Bild nach einigen Richtungen ergänzen und korrigieren:

ie < ę⟨ sitzt in Perugia und Umgebung besonders fest. Dafür mögen zeugen:

nach Palatal: *ciélo, giélo* Calz I 98 bzw. 92. Auch die Stadt-Peruginer sprechen nach meiner Erfahrung noch heute allgemein so.

nach Kons. + *r*, wo im tosk. heute um *i* erleichtert wird: *priego* Pap Salv, *criepo* C'Imp. 26. 2. 26 (mit *ie* sogar im Vorton: *criepapelle* 8. 4. 28), *prieme* ibid. 26. 2. 26 und sogar *priedeca* ibid. 14. 11. 26.

in gewissen Proparoxytonis: *piecore, pieqra* „pecora" Torelli und *priedeca* (s. oben).

in Formen, wo gemeintosk. Ausgleich nach den endbetonten Fällen stattgefunden hat: *lieva, lievono* Torelli, *lieva* Subst. C'Imp 23. 9. 23 (hier wieder im Vorton: *lieve* Inf. und *lievrìa* 4. 5. 21., *lievavve* 3. 4. 21., usw.); *rieca* C'Imp 3. 4. 21, *arieca* ibid. 6. 3. 27 (auch hier im Vorton: *ariecasse* 13. 1. 24), und schon in der Bartocc von 1685 *arrièche*, Verga 7; *t'ariegla* Torelli; in *levare* und dem hier sehr populären *recare* ist der Ausgleich in einem der Schriftsprache entgegengesetzten Sinne erfolgt. – In den Vorton getragen erscheint *ie* ferner in (parole) *mielète* C'Imp 3. 6. 28.

in dem auch in der Schriftsprache tonlos behandelten *bene* (doch s. dazu S. 22).

Auch in den Texten ist ę⟩ > *e* die Regel; sie wird nur zweimal durchbrochen, so in *siento* C'Imp 14. 11. 26 und in *ariende* „rende" Torelli Verga Glossar; vgl. dazu unten S. 11.

2. *Gubbio und der westtiberinische Gürtel bis Orvieto*

Wir beginnen auch hier mit den Daten des AIS:

ę⟨ I mit Diphthong (unbedingt):

a) > *yẹ* im nördlichen Teil des Streifens:

p 546 in *Pietro, fieno, piede, piedi, treppiedi, miele, fiele, dietro, indietro, viene, tieni, ieri, dieci* und in den proparoxytonen *bietola* und *mietere*.

p 556 in *Pietro, pietra, fieno, piede, piedi, miele, fiele, addietro, 'ay(y)etro'* (2mal), *insieme, ieri, dieci, viene, tieni.*

p 555 in *Pietro, pietra* (2mal), *fieno, siero, piede, piedi* (2mal), *treppiedi, fiele, dietro, insieme, vieni, viene, tiene* und im proparoxytonen *bietole* Plur.

p 564 Hier erlischt der geschlossene Diphthong; belegt nur noch in *piedi* und *tiene.*

p 574 Gibt ihn wieder für *pietra, piede, piedi* (2mal), *treppiedi, sẹpye* („siepe, mit Metathese des ersten diphthongischen Elements), *assieme, ieri, tiene* und in den proparoxytonen *bietole* Plur. und *mietere*; dazu mit neutralem *ye*: *pietro, fieno, siero, dietro, addietro, vieni, viene.*

p 583 (Orvieto) kennt nur noch den offenen Diphthongen.

b) > *yę* im südlichen Teil des Streifens:

p 564 in *fieno, siero, fiele, ieri, dieci* und im proparoxytonen *bietole* Plur. (also häufiger *yę* als *yẹ*; vgl. aber auch c).

p 574 in *fieno, siero, miele, fiele, dietro* (also seltener als *yẹ*).

p 583 fast ausnahmslos: *pietra, fieno, sęryo* („siero", Metathese), *piede* (2mal), *treppiede, dietro* (2mal), *indietro, ieri, dieci, vieni, tiene* und in den proparoxytonen *bietola* und *mietere.*

c) > *ía* (fallender Diphthong):

p 546 in *'arietro', 'derietro'.*

p 556 in *vieni* und im proparoxytonen *mietere.*

p 555 in *miele, siepe* (2mal), *dietro, addietro, indietro, merla* (vor der Synkope diphthongiert), sogar in *cieca* (s. aber auch unter II), dazu im proparoxytonen *mietere.*

p 564 Hier fast das normale Resultat: *Pietro, pietra, siero, piede, piedi* (vgl. unter a)), *treppiedi, miele, cieca* (s. aber auch unter II), *dietro, addietro, indietro, 'arrieto', insieme, vieni, viene* und in den proparoxytonen *lievito* (auch unter II) und *mietere.*

p 574 in *dieci* und *addietro* (auch unter I a)).

(*p 583* Orvieto kennt hier *ę*ᵅ, das aber auch in gedeckter Silbe vorkommt und unten behandelt werden soll).

In seltenen Fällen entwickelt sich *íe* weiter zum Monophthongen *i*; dieses Resultat ist im AIS nur für p 556 belegt, s. dazu die Zusammenfassung auf S. 44 f.

II mit Monophthong:

unbedingt nur in *p 583* Orvieto in *miele* und *fiele* (beide mit *ę*).
bedingt; Die Bedingungen sind: 1. nach Palatal, 2. nach Kons.

\+ *r*, 3. in Proparoxytonis, 4. in Anlehnung an endbetonte Formen, 5. in der Proklise und 6. in offenkundigen Lehnwörtern aus der Schriftsprache. Die Resultate sind für 1–5 im Norden ẹ und im Süden ę, für 6 durchwegs ę; wir nehmen Fall 6 vorweg:

\> ę in allen pp in *sei* (Zahlwort) und in *medico* (letzteres in den pp 555 und 564 nicht belegt).

1.–5. im Norden > ẹ:

p 546 in *cieco, cieca, ciechi, gelo, gela, šẹre* „siero", *šẹpe* „siepe", vielleicht auch *nsẹme* „insieme", *tremo, febbre* (über die metathetische Form *frebbe*; Verhinderung der Diphthongierung durch frühe Deckung hätte im Stamm ę ergeben müssen), *prete, lievito, tiepido, -da, pecora, lepre* (ursprüngliches Proparoxytonon); *leva, levati, bene.*

p 556 in *cieca, gelo, gela, ćẹre* „siero", *ššepe* „siepe"; *tremo, febbre, prete*; *lievito, pecora, lepre*; *bene* (3mal); *lęva* (2mal) ist hier offensichtlich die schriftsprachliche Form.

p 555 in *cieco, cieca, gelo* (2mal), *gela*; *tremo, febbre, prete*; *lievito, tiepido, -da, pecora, lepre*; *leva, levati, bene* (3mal).

p 564 in *lievito*; *tiepido* setzt vielleicht hier schon *ē* voraus, s. unten.

p 574 in *cieco*, dazu mit neutralem *e cieca, ciechi, cieche*; *tiepida*, dazu mit neutralem *e -do* (aber s. unten).

im Süden > ę:

p 564 in *cieco, cieca, ciechi, cieche, gelo* (2mal), *gela*; *febbre, prete*; *pecora, redine, lepre*; *leva, si levano, bene* (2mal).

p 574 in *gelo*; *tremo, febbre*; *lievito, pecora, lepre*; *leva* (2mal), *levati, bene.*

p 583 in *cieco, gela*; *tremo, prete*; *leva* (2mal), *levati, bene.* – Auch hier erscheint *tiepido, -da* mit geschlossenem ẹ. Die Form ist auch römisch und setzt wohl wie das span. *tibio* ein **tēpidus* voraus.

ę 〉 1. Das Resultat ist im ganzen Streifen unbedingt ę. Beispiele erübrigen sich, s. immerhin etwa die KK 54 *vecchio* und 55 *vecchia*, 91 *pelle*, 93 *testa*, 108 *dente* und 107 *denti*, 287 *sette* usw.

2. Unter gewissen Bedingungen kann ę zu ẹ gesteigert erscheinen, und zwar (*bedeutet neutrales *e*):

a) vor gedecktem Nasal:

p 556 *contento.*
p 555 *giovenco, -ca, *sementa, niente.*
p 564 **momento, *sementa.*
p 574 **sementa.*
p 583 *giovenchi, *sementa, *scendere.*

b) im Suffix *-ellu* (s. Erklärung unten S. 20 f.):

p 546 *pisello, cancello, orello.*
p 556 *pisello, cancello, bacelli, nocelli.*
p 555 *cancello, orello, agnello, -lli, stradello, ventello, vasella.*
p 564 *orello, agnello, -lli, stradello, caporello, vasella, mattelle, *pulcinelli.*
p 574 **bacello, fucelli, bassella* „vas-", *mattella* (2mal), *stradella.*
p 583 *stradello, caporello, -lli, *bacello, ornello, fucelli, nottolella* „nottola".

c) vor *s* + Kons.:
p 555 *prescia.*
p 564 *canestro* (oder wäre einzig hier das etymologische *ĭ* erhalten?).

d) vor *r* + Kons.:
p 574 *sterco.*

Das orvietanische *ę*$^{\alpha}$ wird unten besprochen.

Wir gehen nun zu den Texten und Monographien über; da sie mehrheitlich phonetisch nicht genügend differenzieren, können wir uns kurz fassen.

ę⟨ Der fallende Diphthong ist in einzelnen Wörtern auch im castell. üblich. Bianchi 24–25 und Magh 188 bestätigen ihn für *Pietro, spiedo, miele, dietro,* sogar nach Palatal oder Kons. + *r* in *cieco* und *priego.* Ausdrücklich bemerkt Magh, daß er nur „in varie parole" zu vernehmen sei. Wohl über diesen fallenden Diphthongen ist es dann auch hier in Einzelfällen zum Monophthongen *i* gekommen, s. S. 44 f. Der geschlossene Monophthong *ẹ* in *bene* wird für das castell. von Magh 188 bestätigt. Orvieto hat nach Card Mun in *venire* und *tenere* die diphthongischen Formen ganz durchgeführt (*viengo* 13, usw., *vienghe* „vieni" 2 bis, *vienì(ne)* „venire" 11, 12, 21, *tiene'* „tenere" 19, usw.).

ẹ⟩ wird vor gedecktem Nasal im eugub. in *arpẹnzo* „ripenso" gesteigert, Battisti T. Im castell. wird laut Magh 188 *béllo* und *accétto* mit *ẹ* gesprochen (*dirétto* ist in Ordnung, schriftsprachliches *diritto* und *dirętto* müßten eher erklärt werden); von den Peruginern werden die Castellaner verlacht, da sie *ẹ* auch in *Castello* sprechen: „*è di Castélo*". Es scheint, was weder aus Bianchi noch aus Magh hervorgeht, daß das castell. wie das borgh. (s. Merlo Cons) die Doppelkonsonanten, vielleicht auch nach *a, ę* und *ǫ,* vereinfacht hat, dann aber die nun frei gewordenen Tonvokale nicht wie das borgh. in ihrer alten Qualität bewahrt, sondern den ursprünglich freien Tonvokalen, die aus einem der oben angeführten Gründe 1–5 nicht diphthongierten, subsumiert hat. Die oben aus Magh zitierten *béllo* und *accétto* wären dann *bẹlo, aćčẹto* zu lesen, wie *Castello* als *Kastẹlo.* Aber das ist eine Vermutung; die Belege sind noch zu spärlich, die Verhältnisse müßten an Ort und Stelle genauer untersucht werden. Vgl. immerhin dazu das unten unter *ǫ*⟩ Gesagte.

Eine besondere Betrachtung verdienen die Verhältnisse in p 583 (Orvieto). Neben *yę* und ę < ę ⟨und ę < ę⟩ verzeichnet der AIS noch das Resultat ę$^{\alpha}$. In freier Stellung ist es selten: in *fiele* und *prete* (beide daneben auch mit ę) und in *lepre.* In gedeckter Silbe aber steht ę$^{\alpha}$ in *dente* und *cappello* (in beiden neben ę; ę$^{\alpha}$ wird hier ausdrücklich als „Lentoform" bezeichnet), dann in *pezzo* (2 mal) und *pezzi, padella, ventola* (denen unterschiedslos *pezzo* (2 mal) und *pezza, padella* und *ventola* mit ę gegenüberstehen) und (hier nur mit ę$^{\alpha}$ bezeugt) in *pelle, Peppe, petto, letto* (2 mal), *sette, mezzo, serpe, festa, vento, cento, duecento, trecento, argento, polenta, battente, denti* und *attenti.* Schlagen wir Pap

auf, so finden wir *tiempo, tierra, presienza, pagariebbe* und *pregariebbe* (beide Kond. 1. Pers.) und *buttariebbe* (Kond. 3. Pers.); daneben aber *compenso* Subst. und *cuntenta*. Giacomelli 91 stellt letzte Reste von *ie*-Formen in der Stadt (bei der älteren Generation: *tyę̣mpo* und *Pyę̣ppe*) und im benachbarten Sant'Oreste (in Nordlatium, AIS p 633) fest. Cald Avv bestätigt *tierra*. Wie erklärt sich das *ę*$^{\alpha}$ des AIS, und wie sind die Diphthonge in der gedeckten Silbe bei Pap, Cald Avv und Giacomelli zu interpretieren? Im Mittelalter gehört Orvieto nach Ausweis der Lauden (De Barth) und Silv noch durchaus zum rein „toskanischen Diphthongierungs"gebiet.

Wir fassen zunächst zusammen. Nehmen wir die Verhältnisse im modernen Città di Castello und im modernen Orvieto aus, so lassen die Ergebnisse im eben behandelten Gürtel an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Die Differenzierung nach freier und gedeckter Silbe ist denkbar scharf durchgeführt, besonders in der alten Zeit. Vom Umlaut ist wie bei *ẹ* und *ọ* keine Spur vorhanden: man lese noch einmal die obigen Listen durch; die Diphthonge sind nirgends an den Auslaut gebunden. Die Monophthonge in freier Silbe sind kein Beweis gegen die unbedingte Diphthongierung nach toskanischem Muster. Sie erklären sich samt und sonders nach den von ML Gr postulierten klassischen „Verhinderungs"regeln. Rohlfs Gr I 153 behandelt diese mit unverhohlener Ironie. Für ihn sind dieselben Monophthonge (in der Toskana, und da sie hier unter den gleichen Bedingungen erscheinen, auch in Westumbrien) die letzten Zeugen versinkender Zustände. Wir geben ihm mit Wartb Ausgl 118–120 unrecht. Uns sind die *ersten* Zeugen in den ältesten Denkmälern wichtiger. Die Reduktion ursprünglicher Diphthonge zu Monophthongen unter gewissen Bedingungen im Verlaufe der Entwicklung ist in Fällen wie *piecora, biene* (vgl. unten), *lieva* usw. mit Händen zu greifen. Im per. im weitern Sinn wurzelt der Diphthong noch heute so fest, daß nach *lievo, rieco, priego* ein hyperkorrektes *siento* und *ariende* (s. oben S. 7) gebildet werden kann.

Der besprochene Streifen bildet den Westrand des mittelalterlichen päpstlichen Korridors. Nördliches *yẹ* und *ẹ* gegenüber südlichem *yę* und *ę* entspricht dem Gegensatz von Romagna und Rom (und zugleich der Toskana). Romagnolisches *iẹ* (> *ẹ*) in freier Silbe wird bis nach Marsciano (p 574) und nach Panicale (p 564) hinunter getragen. Von Rom gelangt südliches *yę* und *ę* bis nach Perugia hinauf. So stehen im Raum Perugia–Marsciano–Panicale die beiden Resultate nebeneinander. Das römische Resultat wird durch toskanischen Druck aus dem Westen und durch die Schriftsprache unterstützt. Panicale, nahe an der toskanischen Grenze, kennt fast nur offenes *yę* und *ę*.

Orvieto war den von Rom heraufschlagenden Wellen besonders ausgesetzt. Die Stadt war während vieler Jahrhunderte mit der Kurie viel enger verbunden als etwa Perugia. In schweren Zeiten diente sie den Päpsten als Zufluchtsort. Die unbedingte Nichtdiphthongierung in *męle* und *fęle* erklärt sich aus den römischen Sprachverhältnissen. In *tiepido* wird der auf *ē* beruhende geschlossene römische Mono-

phthong vielleicht über die südwestumbrische Kapitale hinaus bis nach Panicale und Marsciano geschwemmt. Aber das eigentliche Ringen römischer Einflüsse mit den ursprünglichen „toskanischen" Verhältnissen (Diphthongierung nur in der freien Silbe, wie in De Barth) erreicht einen greifbaren Höhepunkt in den „regellosen" *ie* bei Pap, Cald Avv, Giacomelli und, bereits abflauend, in den ę$^{\alpha}$ des AIS. Diese Diphthonge haben bis jetzt noch keine befriedigende Erklärung gefunden. In Arezzo erscheint bei Pap und Guadagnoli (Parodi DT) ǫ in gedeckter Silbe zu *uo* diphthongiert: *cuorno, suonno, suottoposto, fuorsi, alluotta* usw. (vgl. S. 37 f.). Pieri vermutet, daß es sich hier um eine „esagerazione letteraria di *uo*, non compreso nella sua ragione" handeln könnte. Dem Umlaut sind sie nicht zuzuschreiben, so wenig wie die orvietanischen *ie* und ę$^{\alpha}$; er würde Fällen wie *alluotta* in Arezzo, *tierra, presienza, pe*$^{\alpha}$*lle* usw. in Orvieto nicht gerecht. Schürr RF 50, 284 nimmt auf die letzteren Fälle Bezug und erklärt sie im Dienste seiner bekannten Theorie als mißverstandene Verallgemeinerungen der umlautsbedingten Diphthongierung am Nordwestrand des eigentlichen Umlautsgebiets. Wenn er auch, was die Interpretation der „toskanischen Diphthongierung" betrifft, zweifellos im Unrecht ist – auf die Diskussionen mit v. Wartburg brauche ich mich hier nicht einzulassen – so ist doch in diesem speziellen Falle seine These nicht unbrauchbar. Nur ist sie mit der von Pieri für die aretininischen *uo* gegebenen Erklärung zu verbinden. Rom lautet im späteren Mittelalter ę vor *-u* und *-i* fast ausnahmslos zu *ie* um. Dieser aus Rom nach Orvieto exportierte Umlaut prallte hier auf die von alters ererbte „toskanische Diphthongierung". Ursprüngliches orvietanisches *piedi* und *pelle* usw. deckten sich zwar mit den entsprechenden römischen Resultaten, aber einheimischem *piede* und *pelli* usw. (die einzelnen Wörter sind als Exponenten ganzer Reihen zu verstehen) standen nun die römischen Einfuhrformen *pede* und *pielli* usw. gegenüber. In einigen Fällen blieb das „toskanische" Substrat Sieger *(tiene, dietro, bietola)*, in andern gewann das päpstlich-römische Superstrat die Oberhand. Aber bei diesem Nebeneinander mußte zugleich die „ragione" sowohl des römischen Umlauts als auch der „toskanischen Diphthongierung" mißverstanden werden. Die Folge war, daß Formen sich ergaben wie *tierra*, die weder toskanisch noch aröm. sind. Es mußte das Chaos entstehen, das schon das röm. des 16. Jdts. charakterisiert und das uns nun in Orvieto bei Pap entgegentritt und uns in Resten von einem Cald und noch von einem Giacomelli bestätigt wird. In den ę$^{\alpha}$-Formen des AIS endlich, die auch im benachbarten p 603 (Acquapendente) und an andern Punkten des nördlichen Latium erscheinen, sehen wir die Papantischen Diphthonge auf dem Weg zur Remonophthongierung begriffen. (Schürr ibid. sieht die Abfolge *ię* > ę > ę$^{\alpha}$, ohne sie zu begründen). Die neue Achse Florenz–Rom rollt über Orvieto und walzt die einstigen Gegensätze aus.

Anmerkungshalber seien hier noch die Verhältnisse im modernen Cortona zusammengefaßt. Wir beschränken uns auf die Texte, da im

AIS die Zustände, die noch bis vor kurzem galten, zum größten Teil bereits verwischt erscheinen. Schon die alten Texte zeigten uns den Diphthongen im Gegensatz etwa zu Arezzo in stärkster Position. Ein paar Beispiele mögen genügen. Mon bietet außer *biene* und *glie'* „lei", wozu unten, *piechera* II 26, *glievete* „levati" II 25, *Mattieo* und *Filistieo* II 38, *Bartolomieia* I 14, *Farisièie* „Farisei" I 11; sogar im Vorton *Mieuccio* II 64. Auch die Ramp verwendet *biene* (unten) und *lievete* II 36. Aus der modernen Literatur seien hervorgehoben: Berti (alle camp.) außer *glie'* und *sie* „sechs" (s. beide unten) *gagliera* , galera" 16, *misiéria* „miseria" 7, dann die stammbetonten Formen von *levare* (*lieva* 96, *liéveme* „levami" 17, *lièvo* Partizip 97) und von *recare* (*riéca* 97, *rièco* Partizip 108 und *arièco* Partizip 127); Nicch (für Montagna und Piano) *liépre, gliésena* „lesina", *liégro* „allegro" ferner *trième* „tremare" (= lat. *trĕmere*), auch *riedo* „erede, figlio", das als Lehnwort im tosk. mit ę gesprochen wird und darum hier aufgeführt werden kann (vgl. immerhin aper. *ariedo* S. 3), dazu im Vorton *glievè* „levare". Auch der weniger verläßliche Orl Zucc gibt für die Campagna *biene* (s. unten; die Stadt soll *baine* sprechen, worin wohl ein zerdehntes ę zu lesen ist) 258 und *sieje* „sechs" (unten), im Vorton wieder *glievè* 259 und *glievèto* 259. Auch in Tornia gilt *biene* und *sieie* „sechs" und *glié* „lei" (s. zu allen unten), dann *Stièfeno* Cerro L 159, *arglièva* „rileva" 176, im Vorton dazu *lievère* 181 und ferner *siedere* 141 und *siedeja* „sedeva" 140. Cast Fior hat ebenfalls *biéne* (unten), die Chiana *gliei* Billi (unten). Gedecktes ę bleibt ausnahmlos erhalten. So hat Cortona die im Mittelalter angebahnte ausnahmslose Diphthongierung in freier Silbe stärker noch als das Peruginer Contado rücksichtslos durchgeführt, und erst seit Beginn des Jdts. in Anlehnung an die gemeintosk.-schriftsprachlichen Verhältnisse wieder etwas verschliffen. Vgl. auch noch unten das Imperfekt von *essere*, das nur hier bis ins 20. Jhdt. hinein in den stammbetonten Formen mit *ie* erhalten ist, S. 23 f.

2. *Das Topino-, Maruggia- und Naja-Gebiet von Nocera bis Amelia*

In diesem Streifen überschneiden sich die Diphthongierung in freier Silbe (toskanische Diphthongierung) und der ostumbrisch-märkisch-abruzzesische Umlaut.

Wir beginnen wiederum mit den phonetisch klar differenzierten Daten des AIS:

p 566 Nocera.

ę < I. *ohne möglichen Umlaut*

1. mit Diphthong:
   - a) > *yę*: *pietra, piede, treppiede, siepe, addietro.*
   - b) > *íe* (fallender Diphthong): *pietra* (vgl. oben), *dieci, dietro, 'arrieto'*, und das proparoxyt. *bietola.*
2. mit bedingtem Monophthong (Meyer-Lübkesche Bedingungen wie im ersten Streifen):
   - a) > *ẹ*: das proparoxyt. *tenera.*
   - b) > *ę*: *cieca* (2mal), *gela*; *trema, prete*; *pecora, mietere* (2mal), *leva* (2mal), *bene.*

3. mit unbedingtem Monophthongen:
> ę: *miele, fiele, tiene, viene.*

II. *mit möglichem Umlaut*
1. mit Diphthong:
> *yẹ*: *Pietro, fieno, siero, piedi* (2mal), *ǧẹri* < *yẹri* *„ieri“, tieni, vieni,* sogar *cieco* und *ciechi.*
2. mit bedingtem Monophthongen:
a) > ẹ: die proparoxyt. *tenero* und *tiepido.*
b) > ę: das proparoxyt. *lievito*; die Lehnwörter *sei* und *medico.*

Der Gegensatz I 3) *tęne, vęne* und II 1) *tyẹni, vyẹni* beweist, daß der Umlaut auch in freier Silbe, neben der „toskanischen Diphthongierung“ (I 1a) wirken kann; umgekehrt beweist die Identität von I 1a) *pyẹde* und II 1) *pyẹdi*, daß auch die freie Silbe allein, gegen die Regeln des Umlauts, den Diphthongen hervorrufen kann; II 2a) *tẹnero* und *tẹpido* wiederum beweisen, daß in gewissen Fällen weder die Stellung in freier Silbe (in den Proparoxytonis) noch der Umlaut die Diphthongierung zu bewirken vermögen. Daß der fallende Diphthong nie umlautsbedingt erscheint, ist wohl ein bloßer Zufall.

ę 〉 I. ohne möglichen Umlaut immer > ę: *'verre'* (< *verres*), *pelle, terra, 'cerqua', niente,* usw.
Einzige Ausnahme: *risente,* 3. Präs. mit *yẹ* (K. 567); vgl. dazu nper. *siente* und *ariende* (oben S. 7 und 11).
II. mit möglichem Umlaut:
1. mit Diphthong:
a) > *yẹ*: *cervello, stradello, vitello, pisciarello, cappello* und *-lli, rastello* und *-lli, scalpello* und *-lli, pulcinello, 'spartello', 'buzzarello'.*
b) > *íe*: *ferro, cerro, letto, pezzo, mezzo, vecchio, vento* und *-ti, denti* (2mal), *contento,* auch *canestro*; *orello, ornello, coltello, 'tevenello', uccelli* (2mal), *ciciarelli.*
2. mit Monophthong:
a) > ẹ: *cancello, ventello, nocello, martello* und *-lli, agnello* und *-lli, piselli, travicelli, pulcinelli.*
b) > ę: *bello, bell', begli, sterzo, coperchio, argento, lievito, cento, inverno, inferno, finimenti.*

Der Gegensatz I und II 1) zeigt deutlich die starke Wirkung des Umlauts; der von II 1) und II 2) hingegen, daß dieser nicht ausnahmslos zu wirken braucht. In Einzelfällen allerdings läßt sich sein Ausbleiben in II 2) erklären: in II 2a) mag zum Teil der voraufgehende Palatal (intervokalisches *c* vor *e* wird hier *š* gesprochen) das erste Element verschluckt haben, immerhin bleiben Formen wie *ventello* und *martello, -lli* damit nicht erklärt; in II 2b) könnten *argento* und *lievito* Neutra sein, da aber in Nocera auch *-u* immer > *-o* geworden ist, läßt sich kein sicherer Entscheid treffen; *bello* usw. (vgl. seine Behandlung auch in Süditalien), *cento* (kommerzielles Wort), *inverno, inferno* (Kirchenwort) und *finimenti* sind wahrscheinlich schriftsprachlich beeinflußt; aber *petto, tempo, coperchio* sind wohl nicht umgelautet, weil der Umlaut hier einfach zu schwach war, um alle Formen zu ergreifen. Ist der fallende Diphthong zufällig nur im Suffix *-ellu* belegt?

p 575 Trevi

ę ⟨ I. *ohne möglichen Umlaut*

1. mit Diphthong:

a) > *yẹ*: *pietra* (2mal), *assieme, viene,* das proparoxyt. *bietola* und das ursprünglich proparoxyt. *merla* (in den beiden letzteren könnte allerdings die Diphthongierung auch durch das erhaltene bzw. gefallene *-u-* der Mittelsilbe, d. h. durch Umlaut bewirkt sein).

b) > *yę*: *dieci* und das proparoxyt. *tiepida*; beide könnten auch Lehnformen sein.

2. mit bedingtem Monophthong:

a) > *ẹ*: *prete.*

b) > *ę*: *cieca* (2mal), *cieche*; *tremo*; *pecora, mietere, lepre*; *leva, bene*; *ǵala* „gela" hat sein *a* aus dem Vorton (Inf. *ǵalá*) bezogen.

3. mit unbedingtem Monophthong:

a) > *ẹ*: *siepe* (vgl. unter b; vielleicht liegt ursprüngliches *š-* vor, dann gehörte die Form unter 2, mit Absorption des *y* durch den voraufgehenden Palatal).

b) > *ę*: *miele, fiele, siepe* (vgl. unter 1), '*arrieto*'.

II. *mit möglichem Umlaut*:

1. mit Diphthong:

a) > *yẹ*: *Pietro, siero, fieno, treppiedi, ǧẹri* < *yẹri* „ieri", *vieni.*

b) > *ie*: *tieni.*

2. mit bedingtem Monophthong:

a) > *ẹ*: *cieco, ciechi.*

b) > *ę*: das proparoxyt. *lievito* und die Lehnwörter *sei* und *medico.*

Die Gleichung I 1 a) *vyẹne* und II 1 a) *vyẹni* (dazu II 1 b *tieni*) beweist das Wirken der tosk. Diphthongierung über die Grenzen des Umlauts hinweg. Andererseits beweist der Gegensatz II 2 a) *ćẹco, ćẹki* und I 2 b) *ćęka, ćęke* vielleicht, obschon in beiden Fällen nur Monophthonge vorliegen, daß der Umlaut allein, über die Grenzen der hier schon sehr flauen toskanischen Diphthongierung (siehe die schwache Vertretung unter I 1 a), am Werke ist; die Frage läßt sich erst aus den Resultaten in der gedeckten Silbe entscheiden, wo er (der Umlaut) allein zu modifizieren vermag.

ę ⟩ I. a) Ohne möglichen Umlaut grundsätzlich > *ę*: '*verre*' „verro", *pelle, sette* usw. usw.

b) *ẹ* im Suffix *-ella* (fem.): *crostella, accettella, commarella.*

II. *mit möglichem Umlaut*

1. mit Diphthong:

a) > *yẹ*: *ferro* (3mal), *ferri* (vgl. aber auch unter 2), *vento* (Plur. unter 2), *tempo* (auch unter 2); *coltello, vitello* (Plur. unter 2), *stendarello, cappello* und *-lli, rastello* und *-lli, scalpello* und *-lli, fratelli* (Sing. unter 2), *piselli*; dazu *pergola* mit Umlaut wegen des mittelsilbigen *-u-?*

b) > *ia*: *petto, letto, scaldaletto, pezzo* (auch unter 2), *pezzi, dente, denti*; *cervello*; auch *canestro.*

2. mit Monophthong:
   a) > ẹ: *petto* (auch unter 1), *pezzo* (auch unter 1), *cerro, coperchio, vecchio, mezzo* (2mal), *tempo* (auch unter 1, und unter 2b), *venti* „Winde" (Sing. unter 1), *finimenti*; *bello* (vgl. *begli* unter b), *fratello* (Plur. unter 1), *cancello, ornello, nocello, crivello, filarello, mazzamorello, uccello* und *-lli, martello* und *-lli, vitelli* (Sing. unter 1), *caporelli.*
   b) > ę: *tempo* (2mal, aber auch unter 1 und 2a)), *sterzo, argento, cento, inverno, inferno, momento, contento, begli* (aber *bello* unter a).
   c) > *i*: Nur im Suffix *-ellu*: *cannello, canestrello, comparello, pulcinello* und *-lli, caporello* und *-lli* (Plur. auch unter a).

II 1a) *vyẹnto* und *vityẹllo* gegenüber II 2a) *vẹnti* und *vitẹlli* läßt zunächst eine „innere Pluralbildung" vermuten. Daß aber *ẹ* nicht eine sekundäre Steigerungsstufe zu *yẹ* ist, zeigen schon die vielen Singulare unter II 2a) und erst recht die *vityẹllo/vitẹlli* gegenteilige Behandlung von *fratẹllo/fratyẹlli*. Überhaupt sind die vielen Doppelformen, bei *tempo* sogar die Tripelform mit *yẹ, ẹ* und *ę* hier auffällig; wir werden in der Zusammenfassung darauf zurückkommen. Zu I b) s. unten S. 19f.; in II 2c) ist das Resultat, das wir in II 2a) vor uns haben, offenbar nachträglich noch einmal vom Umlaut, und zwar vom Umlaut *ẹ* > *i* erfaßt worden (vgl. die unten S. 20 erwähnten atod. und aass. *pancigli* und *pescetilli*). II 2b) erklärt sich wie in Nocera z.T. durch das neutrale Geschlecht *(argento)*, zum größeren Teil als Entlehnung aus der Schriftsprache (*inferno* u. a.) – Endlich sehen wir nun im oben erwähnten *ćẹko/ćẹki* gegenüber *ćęka/ćęke* sicher das Wirken des Umlauts; die masc. Formen sind wie II 2a) der gedeckten Silben behandelt; ob die fem. zu I 2b), wo sie figurieren, oder zu 3b) (unbedingter Monophthong) gehören, läßt sich nicht entscheiden.

p 584 Amelia

Hier scheint der Umlaut nur noch in Spuren weiter zu wirken. Um uns ein klares Bild von seinen Wirkungsmöglichkeiten zu verschaffen, beginnen wir mit den Resultaten in gedeckter Silbe.

ę⟩ *I mit und II ohne möglichen Umlaut*:

Das weitaus häufigste Resultat ist ę, gleichgültig ob die Wörter auf *-i* (oder auf *-u*; bei *ẹ* und *ọ* kennt Amelia den Umlaut nur vor *-i*) oder auf *-a, -e, -o* ausgelautet haben: *terra*, '*cerqua*', *prescia* usw.; *dente*, '*verre*' „verro", *pelle* usw., '*arreto*', *sento*; und so auch: *vento, ferro, letto* usw., *cappello, martello, uccello* usw.; ja sogar: *denti, venti* „Winde", *pezzi* usw., *cappelli, martelli, uccelli, piselli*, '*ciciarelli*' usw.

Nur unter gewissen Sonderbedingungen erscheint:
1. neutrales *e*:
   a) vor gedecktem Nasal: *momento, sementa.*
   b) im Suffix *-ellu*: *rastello, scalpello* (aber Plur. mit ę).
2. *ẹ*:
   a) vor gedecktem Nasal: *finimenti.*
   b) im Suffix *-ellu*: *riganello*, auch fem.: *cannella*, '*coccella*'.
   c) in *testa*; Palatalisation vor *st.*

3. *i*: nur im Suffix *-ellu* im Plural: *cordelli* und *pocciorelli*; es handelt sich um Formen, die im Sing., wenn sie belegt wären, unter 2 b) rangierten und dort sekundär vom Umlaut *ẹ-i* > *i-i* ergriffen wurden. In *sindza* „senza" (K. 1598) liegt doppelte Steigerung von *e* vor Nasal + Kons. vor. Die Form ist auch tod. (Pap).

Einziges Umlautsresultat: *yẹ* in der Verbalform *versi* 2. Präs.

Die fast gänzlich erlahmte Kraft des Umlauts erlaubt uns, alle nun auftretenden Diphthonge (außer vielleicht in den Verbalformen) dem Wirken der „toskanischen Diphthongierung" zuzuschreiben.

Hier die Resultate:

1. Diphthonge:
   - a) > *yẹ*: *tieni*; Verbalform mit dem für den Umlaut charakteristischen Resultat; dazu '*pyẹi*' „piedi", eventuell wegen nachträglicher Schließung des von zwei *i* eingerahmten *e* (daneben steht auch *pyęi*, s. b).
   - b) > *yę*: *Pietro, pietra, siero, fieno*, '*pyęi*' „piedi" (vgl. unter a), *treppiedi, ieri, vieni* (Verbalform!), *barbabiete* (Fem. Plur.); aber *piede* unter 2 b.
   - c) > *íe*: *dieci.*
2. bedingter Monophthong:
   - a) > *ę*: *gelo, gela*; *tremo, prete*; *lievito, tiepido, -da, pecora, mietere, lepre*; *leva, levati, bene*; das Lehnwort *sei.*
   - b) > *ẹ,i*: Eigene Wege geht *cieco*: masc. sing. mit neutralem *e*, fem. sing. mit *ẹ* und masc. plur. mit *i* (fem. plur. nicht belegt; die Differenz zwischen masc. und fem. sing. geht auf Kosten des Explorators; *i* im masc. plur. erklärt sich durch Übertritt des sing. in die *ẹ*-Reihe (Schließung wegen des voraufgehenden Palatals, vgl. etwa franz. *cire*).
3. unbedingter Monophthong:
   - > *ę*: *piede* (Plur. siehe oben 1 a und b), *miele, fiele, siepe* (2 mal), *insieme*, '*arrieto*', '*all' annirẹto*' „indietro" (2 mal), *viene* (Verbalform!), *miete.*

In 1 b) sind *pietra* und *barbabiete* ganz sichere und *siero* (eventuell auch *fieno*, trotz seiner unklaren Etymologie) wahrscheinliche Zeugen für die „toskanische Diphthongierung". Das Wirken des Umlauts beweisen 1 a b) *pyei* gegenüber 3) *pede* (im Atlas *pęe*) und 1 b) *vyęni* (dazu 1 a *tyẹni*) gegenüber 3) *vęne*; diese Gegensätze sind zugleich Zeichen für die begrenzte Wirkungskraft der „tosk. Diphthongierung", die aber noch deutlicher aus der relativ großen Gruppe 3) hervorgeht. In Anbetracht des einzigen Umlautsfalles in der gedeckten Silbe und der Stärke der Gruppen 1) und 3) in der freien Silbe ist man versucht, in Amelia dem Umlaut (aber wohl auch hier nur vor *-i*, nicht vor *-u*) nur in freier Silbe eine größere Wirkungskraft zuzugestehen. Umlaut und (toskanische) Diphthongierung wären dann hier beide an die freie Silbe gebunden und arbeiteten in gleicher Richtung Hand in Hand. Nur ist das Material, das uns der Atlas bietet, zu beschränkt, um eine sichere Entscheidung zu treffen.

3. *Der Südostzipfel (Norcia, Spoleto und Terni)*

In *p 576* Norcia hat sich die toskanische Differenzierung nicht mehr durchgesetzt; hier entfaltet der Umlaut seine ganze Kraft. Entsprechend vereinfacht sich das Bild.

ę ⟨ ⟩ I. *ohne möglichen Umlaut*: > ę
in freier Silbe: *piede, miele, fiele* usw.; '*arrieto*' (2mal), '*derieto*'; *cieca* und *-che, gela, leva, levati, pecora, bietola* usw.; *d ę ć i* wird als veraltet bezeichnet und ist heute durch schriftsprachliches *d y ę ć i* ersetzt.
in gedeckter Silbe: *verro* (< *verres*), *dente, testa, polenta, vecchia* usw.

II. *mit möglichem Umlaut*:
a) > *yẹ*: *bello*; *cappello* und *-lli*.
b) > *yę*:
in freier Silbe: *Pietro, fieno, siero, tiepido, cieco* und *-chi, piedi, ieri, vieni, tieni* usw.; altes *s y ę i* (Zahlwort) ist heute durch die schriftsprachliche Form *s ę i* ersetzt;
in gedeckter Silbe: *tempo, vento* und *-ti, denti, letto, petto, pezzo* und *-zzi, coperchio, merlo* und *-li, vecchio, mezzo*; *martello* und *-lli, coltello, vitello* und *-lli* usw.; in *cento, duecento, trecento, cervello* und *bello* wird *yę* als antiquiert bezeichnet; heute gilt dafür das schriftsprachliche ę.
in den femininen *tiepida* und *persica* hat das mittelsilbige *-i-* den Umlaut bewirkt.

Sonderfälle:

1. in *pietra* und *viene* (das erste mit *yẹ*, das zweite mit *yę*) scheint ein letzter Rest der Diphthongierung in freier Silbe nachweisbar.
2. Der Umlaut ist verhindert (Resultat ę) in: *ferro, argento, inverno, medico, lievito* (*giovenco* ist mit „?“ versehen); dann in *scalpello* und *-lli* und *caporello* und *-lli*. – Hiervon sind *ferro* und *argento* sicher Neutra, *inverno, medico* gelehrt; *lievito* ist auch Neutrum oder dann vielleicht die kommerzielle Form, letzteres gilt für *scalpello*; merkwürdig *caporello*.
3. ẹ in *finimenti* ist durch den gedeckten Nasal geschlossen; auch in Florenz gilt hier ẹ; die Form ist nicht einheimisch.
4. In die ẹ-Reihe übergetreten und entsprechend umgelautet (> *i*) sind hier *canestrello, monticello, nocello* und *-lli*.

Ähnlich liegen die Dinge in Spoleto; wir entnehmen Chini *(e* und *ê* = ę; *é* = ẹ*)*:

I. *ohne möglichen Umlaut*: *pêde* 268 und *pe* 15 usw., *mêle* 242, 275, *fêle* 10, 34, 242, *sêpe* 151, *inzême* 94 usw., *dereto* 235, *arreto* 26 usw., *a parte rêto* 26, *vêne* 9 usw., *têne* 6 usw., *fêre* „ferisce“ 205; *terra* 11 usw., *testa* 10 usw., *serva* 16 usw., *mente* 12 usw., *sette* 17 usw.; usw.

II. *mit möglichem Umlaut*:
a) > *ie*: *Pietro* 285, *fienu* 32 usw., *sieru* 187, *grieco* (*vino*) 22, *piedi* 13 usw., *ieri* 143, sogar *siei* „du bist“ 193 usw.; *appiettu* 200, *tiempi* 118.
b) > *é*: *léttu* 15 4mal, 17, 19 usw., *pézzu* 4, 8, 14 usw., *témpu* 14, 16, 21 usw., *ménzu* „mezzo“ 16, 19, 28 usw., *conténtu* 29 usw.; *fratéllu* 6 usw., *anéllu* 24, *martélli* 11 usw.

Gelegentlich erscheinen Inkonsequenzen in der Graphie; so wird öfters das aus dem Umlaut entstandene *é* in gedeckter Stellung ohne Akzent geschrieben; *pèzzu* 7 (neben den häufigen *é*-Formen) ist offenbar ein Schreibfehler.

Sonderfälle:

1. In *pietra* 6 usw. und *pietre* 147 wirkt die „toskanische Diphthongierung" in einem letzten Rest, genau wie in Norcia; in *dieci* 110 ist *ie* durch schriftsprachlichen Einfluß zu erklären, auch hier wieder wie in Norcia; vereinzeltes *piede* 55 ist auf das Konto schriftsprachlicher Schreibetradition zu setzen; *dietro* 151 und *indietro* 25 usw. und *intiere* Fem. Plur. sind schon als Wörter nicht bodenständig: die einheimischen Entsprechungen sind *dereto, arreto* (s. oben unter I), bzw. *sano*, hier *sane*.
2. Der Umlaut ist verhindert in *vieni (vêni)* in Angleichung an die 3. Person *vêne* (beide passim); *momèntu* 20 und *lamenti* 12 usw. sind schriftsprachlich beeinflußt.
3. Nach Palatal gesteigert und dann in die *ẹ*-Reihe übergetreten sind *cilo* 107 (vgl. Porto San Benedetto *cile*, Croc PDM 2, 101); ferner, mit *-ĭllu* statt *-ĕllu*, *fantillu* 222, *capurillu* 239, *callarillu* 171, 172, *pennentillu* 240.

Genau wie in Spoleto scheinen die Dinge in Terni zu liegen. Ohne möglichen Umlaut schreibt Ant *vene* 8, 10, 19, *'nzème* 22, mit möglichem Umlaut hingegen in freier Silbe *ieri* 18 und in gedeckter Silbe *fratélli* 22. Das Nebeneinander von *èstove* „eccovi" und *éstulu* beide 20 zeigt, daß der Umlaut noch spät gewirkt haben muß, jedenfalls später als der weithin verbreitete und alte Wandel von *-i* > *-e* in den verbundenen Fürwörtern; denn maßgebend ist hier nicht der Auslaut von *esto* < *istuc*, der sich vokalharmonisch nach dem Auslaut des affigierten Pronomens richtet.

Auch in Montefalco scheinen die spolet. Verhältnisse zu herrschen. Wir zitieren nach Boll Montef: in freier Silbe ohne möglichen Umlaut *e* (*fera* „wildes Tier" und *a reto* 2. 12, *ve* „bene" 3. 7, *prete* 4. 10; *dietro* 4. 9 ist neben *reto* wieder nicht einheimisch); in gedeckter Silbe mit möglichem Umlaut *ie* (*piettu* 2. 12, *mienzu* „mezzo" 3. 7; aber neben vielen Gegenbeispielen, wie *momento* 3. 7, *tremendu* 2. 12, beide offenbar gesteigert und darum nicht ergriffen, *cento* 2. 12 ebenfalls oder Buchwort, *prestu* 2. 12 vor *st* gesteigert?, a pettu *a pettu* 3. 7, *in menzo a* und *allegri* 2. 12), mit unmöglichem Umlaut immer *e* (*terra, vellezza, jente, gregghie, dipenne,* alle 2. 12). Beispiele für die freie Silbe mit möglichem Umlaut fehlen.

Die übrigen Texte vermögen das Bild kaum zu verschieben. Für Assisi sind wir auf Pap angewiesen; seine Version bietet nur ein freies *e*, in *bene*, das heute fast überall tonlos behandelt wird. In Todi entspricht laut Ceci die Verteilung von *e* und *ie* genau den schriftsprachlichen Verhältnissen. Hingegen erscheint in den Pap-Versionen sowohl von Assisi wie von Todi *tiempo*, also *ie* in gedeckter Silbe (in Assisi neben *dispetto* und *malvivente* Plur., in Todi neben *tempe* Plur. Es scheint, als sei zu Pap's Zeiten in Assisi der Umlaut, den wir in den alten Texten getroffen haben, noch immer in Spuren am Werk; das tod. *tiempo* mutet neben dem unumgelauteten Plural *tempe*, wo man *ie* noch eher erwartet hätte, und angesichts der mittelalterlichen Verhältnisse in dieser Stadt merkwürdig an; Ceci hat in gedeckter Silbe kein einziges *ie*.

Wir fassen zusammen. Die beiden besprochenen Streifen entsprechen dem Ostrand des päpstlichen Korridors. Romagn. geschlossener Diphthong in freier Silbe greift bis Trevi nach Süden aus. Der bedingte Monophthong (nach Palatal, usw.) erscheint mehrheitlich in offener Qualität; Fälle wie Nocera *tęnera* und Trevi *sępe* und *pręte* sind vereinzelt und weisen ebenfalls nach Norden. Wo die tosk. Diphthongierung nicht mehr wirkte, erscheint wie überall in Mittel- und Süditalien offenes *ę*. Der aus dem Umlaut entstandene Diphthong ist, soweit er nicht in fallender Form oder regressiert erscheint, überall außer in Norcia geschlossen. Das ist auch das Resultat im nördlichen Latium; Norcia liegt außerhalb des Korridors; sein offener Umlautsdiphthong ist ein letzter Pfeiler ursprünglicher Verhältnisse im ganzen Osten. Von Apulien bis in die nördlichen Abruzzen gilt *yẹ* als Umlautsresultat. Die Regression von *yẹ* zu *ẹ* ist in Spoleto (und wahrscheinlich Terni) von wenigen Ausnahmen *(appiettu, tiempi)* abgesehen in gedeckter Silbe abgeschlossen, in Trievi ist sie im Gange. Setzt sich aus irgendeinem Grunde in gedeckter Silbe der Umlaut nicht durch, so lautet das Resultat wie in freier Silbe und wie in ganz Italien *ę*. In Amelia gelten die römischen Verhältnisse des 17. Jdts.

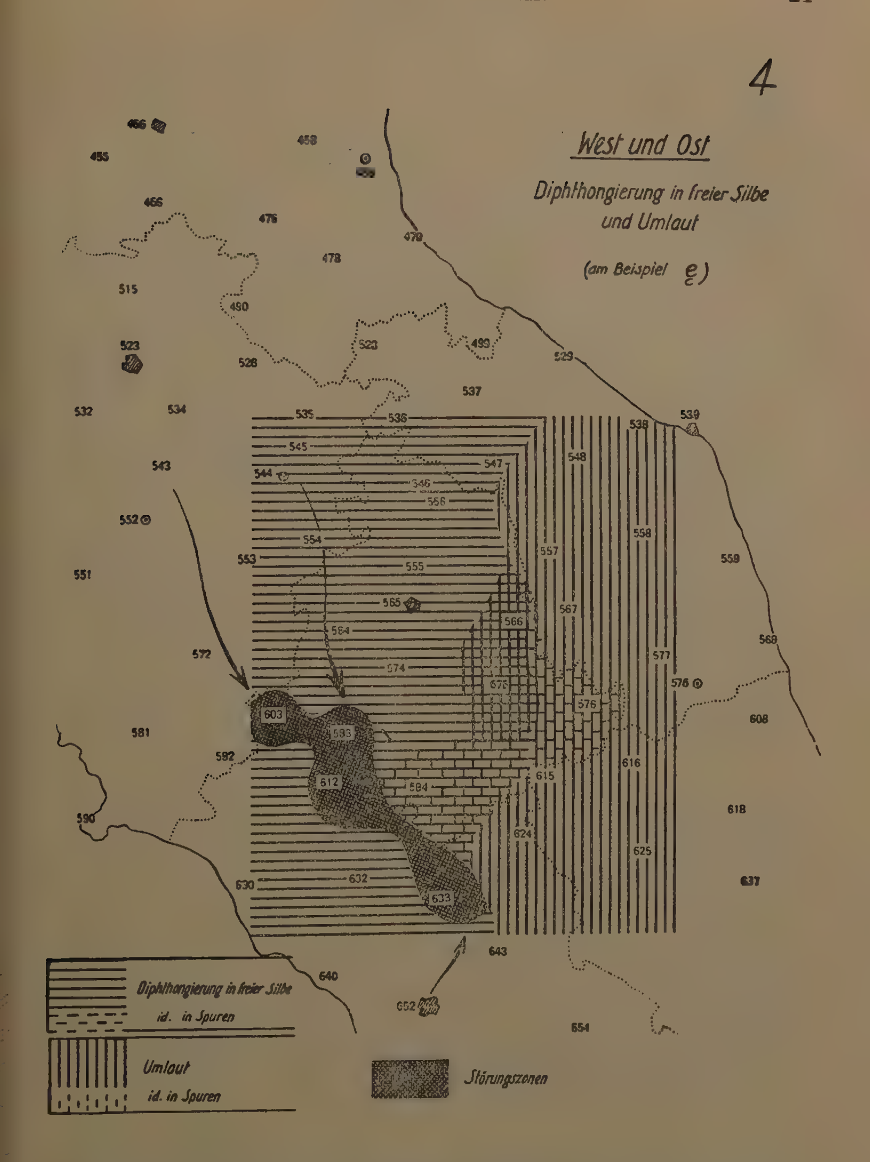
Westgrenze des Umlauts bildet wiederum der Tiber und im Norden der Chiascio, wie bei *ẹ* und *ọ*. Assisi ist auch hier bis auf einen kümmerlichen Rest *(tiempo)* vom Westen annektiert. Im Nordosten ist der Umlaut vitaler als bei *ẹ* und *ọ*; umgekehrt ist er im äußersten Süden (Amelia) nur noch in zweifelhaften Resten, und wieder nur vor *-i*, erhalten. Todi gehört hier von Anfang an zum Westen: es scheint den Umlaut von *ę* im Gegensatz zu dem von *ẹ* und *ọ* nie gekannt zu haben. Das Papantische *tiempo* ist hier wohl wie in Orvieto als röm. Import zu werten.

Die Diphthongierung in freier Silbe, die ihren Höhepunkt in Cortona erreicht, greift über die Grenzen des Umlauts nach Osten aus. Schon in Spoleto, dann östlich der Nera, ist ihr Wirken nur noch in Spuren sichtbar *(pietra)*. Die Verquickung mit dem Umlaut hat zu keinen sichtbaren Konflikten geführt wie etwa in Orvieto. Das ist mit den Verhältnissen im alten Assisi mit ein Beweis für das hohe Alter, das hier beiden Erscheinungen eignet.

(Vgl. Karte 4.)

Spezialfälle:

Das Suffix *-ellu* geht da und dort seine eigenen Wege. Schon im Westen erscheint es gelegentlich mit geschlossenem *ẹ*, und im Osten ist dann Umlautung zu *-i-* die Folge. Zu den oben angeführten Beispielen sind noch zu vergleichen aass. *pescetilli* „pesciolini" Ugol Jac 115 aus A und Franc *fraticilli* I 197 (neben *fraticelli*), atod. *pancigli* „pannicelli" Ugol Jac 115 zu Ch (vgl. dazu cort. *pancélli* Nicch) (und hierher auch der Reim *libigli* : figli : consigli : onnechivigli bei Ferri Jac 66), Terni *urticillu* „orticello" Ant 11 und *purittilli* „poveretti" Ant 9, vielleicht auch, als letzte Reste versunkener Zustände (mit Umlaut



vor *-u*) Amelia *picillo* „bitorzoletto d'irritazione che viene sulla pelle umana" *(< pedicellu ?)* und *sciurillo* „nomignolo che suole applicarsi a persona di piccola statura e di carattere vivace" (in Penna) beide Rosa, ferner aper. *banbacilgle* Gab 1391, 12 (in der Version von 1379 in Rossi Saggi *bambacelglie*) „bambagelli", das, vom Umlaut ergriffen, offenbar eine östliche Mundartform darstellt. Es scheint, daß *-ellu* in allen den genannten Fällen durch *-illu* substituiert worden ist. Nach

ML Rom. Gr. II 543 ist *-illu* statt *-ellu* besonders für das siz. und calabr. charakteristisch, nach Rohlfs Gr III 294 *-īllu* (mit *ī*, das hier weniger paßt) vom südröm. und abr. an abwärts (in seltenen Fällen auch im tosk., z. B. pistoj. *fancilla*); Bottiglioni It Dial 2, 279 weist den Wechsel von *-ellu* und *-ĭllu* auch für das südkors. nach (im sard. hat sich *-ĭllu* nicht über seinen lat. Bereich hin ausgedehnt, Wagner, Hist. Wortb.lehre des Sard., 104 f.). Über die Abruzzen reichen Ausläufer bis in die südlichen Marken (vgl. auch die Beispiele bei Neum WB 24), ins östliche Latium und in Umbrien (Orvieto ausgenommen) bis in den nördlichsten Zipfel hinauf. Die Geschichte von *-ĕllu*/*-ĭllu* auf it. Boden bleibt noch zu schreiben. Vielleicht liegt hier gar keine Suffixvertauschung vor. *-ll-* wird in vielen Gegenden Süd- und Mittelitaliens vor *-i* (z. T. auch in der Toskana) und vor *-u* mouilliert gesprochen, und möglicherweise ist vor *-l-* hier *ę* geschlossen worden. Auch die kastilischen Verhältnisse, wo *i* im Nordwesten früher erscheint als *ie*, müßten dabei mitberücksichtigt werden. Beispiele für das spätlat. gibt Schuch 1, 337 ff.

Eine besondere Zusammenstellung verdienen die diphthongierten Formen von *bene, lei, sei* „sechs; du bist" und der stammbetonten Formen des Imperfekts von essere (*iera*, usw.), da hier der Diphthong im eigentlichen tosk. überall früh zu *e* reduziert worden ist (außer in *lei* auch im sonst konservativen Siena).

In *bene* erscheint der Diphthong im aper. bei De Barth *biene* Adv. 15, 26, 28 usw., Subst. 113 (im Vorton auch in *bienchè* 60, 175, 199); im Rom Per Corc *biene* Adv. 55, 58, 61 usw., Subst. 96; Rin id. 104, 105, 106 usw.; sogar in Rossi Scritt id. 254; dann in der Kanzleisprache: Stat Per 1342 *bien(e)* Adv. I 15 usw. (häufig), Subst. I 12 usw. (häufig), Gab 1382 *biene* id. 239, 255, 259, Gab 1387 Adv. 187, Comun 1389 id. 226, Comun 1410 Subst. 73, 74, 75 usw., Ann Dec 1428 Adv. 136, Ann Dec 1442 id. in Graz 498; Zuccone *bien* id. 172, *biene* Subst. 186, 187, 218 (auch in *Bienc in casa* Personenname 169); Graz *bien(e)* Adv. 79, 307, 423 usw., *biene* Subst. 102, 141, 166 (total 19mal) (dazu die Personennamen *Crescienbiene* 679, *Bienceviene* 94 und *Bientevenga* 117); Franc App M *biene* Adv. 449, 452, 482 usw. Letzte Belege in der Bartocc von 1685 *biene* Adv. Verga Glossar und in der Bartocc von Redi (Dial. tra Bartoccio . . .) id. Redi 124. – Auch Franc I 79 kennt *bieni* Subst. Plur., wo es sich kaum um Umlaut handeln wird.

In Orvieto: De Barth *biene* Adv. 394, 457; Fumi 1357 Adv. 104, Subst. 103; Fumi 1378 *bien* Adv. 97, 98, 101; Silv *biene* Adv. 252, Subst. 473 (dazu der Personenname *Bientevoglo* 121, 273 (es handelt sich um den bekannten Tyrannen von Bologna).

In Cortona: Pass *Biencevenne* (Personenname) 20; Mon *bien(e)* Adv. I 19, 23, 31 (*sibbiene* I 33, *sibbien che* II 32; im Vorton *bienuccio* II 11, *bienchè* II 15, 41, *abbienchè* II 60 und im Personennamen *Biemvenuto* II 34); Ramp *bien(e)* Adv. I 4, 17, 39 usw., Subst. II 10, A 39 (dazu

im Vorton *biensì* II 27 und *bienchè* A 3); Orl Zucc (camp.) *biene* Adv. (Stadt *baine*) 258. – Tornia: *biene* Adv. Cerro 9, 10, 11 usw.; Cast Fior *biéne* Adv. Tosi 220. – Im cort. ist der Diphthong also bis in die neueste Zeit erhalten; das paßt ins Bild, das wir uns betreffend die Diphtongierung von *ę*⟨ in dieser Mundart gemacht haben. Redis *biene* darf wohl nur für Perugia in Anspruch genommen werden.

Außerhalb des umbr.-cort. Sprachraums ist *biene* auch im march. belegt, so in den Rime arceviesi, Croc Arcevia 2 und noch a. 1819 in Fossombrone, Croc PDM I 190.

Gut belegt in unserm Raum ist auch der Diphthong in *lei*. Als typisch asen. Formen werden angesehen (Hirsch I 523 und Parodi DT 594) *liei, coliei* (und *costiei*), *gliei, cogliei* und *glie'*. Aber *liei* ist auch aper.: De Barth *lieie* 59, 99, 296 usw. (hier auch *costieie* 154, 187, 200); Graz *liei* 336, 364, *liey* 424 (vgl. auch Schiaff 111 und n. 3); aorv.: De Barth *liei* 362, 363, 390; Silv id. 41, 44, 337 usw., *liey* 273 usw. (vgl. wieder Schiaff 111 n. 3: bei Simone Prudenzani auch *costiei*); sogar noch im neuoru.: Card Mun *lièe* 18; acort.: in den Lauden *liei, lie'* Pass 21; dann wieder typisch im neucort.: Mon *glié* I 18, II 59, 60 und Ramp A 21, 37; Berti (camp.) id. und *gliéje*, beide im Glossar, Pap Montagna und Piano II *glié*, Piano I *gliéje*; Tornia *glié* Cerro L 140, 141, 173; Cast Fior id. Pap; chian. id. Billi Conf 119, *gliéi* 121; auch aaret. *liei* in Conti antichi cavalieri, Röhrsh 18 und neuaret. *glièie* Pap; vgl. auch *culiei, cugliei* bei Redi.

Im aass. kann *lie'* Ugol Jac 34 ter, 35, in A und *liei* Franc I 143, 392 (auch 157, aber nur in P, während M und A *lei*, N *essa* lesen) umlautbedingt sein.

Für die Weiterentwicklung zu *lia* s. den Anhang S. 47.

Das Zahlwort *sei* ist mit *ie* im neucort. erhalten: Berti (camp.) *siê* 93, Orl Zucc (camp.) *sieje* 258; auch Tornia *sieie* Cerro L 177, 180. Aass. *siei* in Franc I 202 könnte wiederum umlautbedingt sein, und so sicher in Norcia *syęi* (AIS K 286, heute durch *sęi* ersetzt).

Die 2. Sing. Präs. Ind. von *essere* (it. *sei*) erscheint mit *ie* im atod. *ièi, ie'* Ugol Jac 66 bzw. 74 aus dem Ch und im aper. *siei* in Rossi Scritt 194; im aass. *ie'* Ugol Jac A passim, s. Glossar, neuspol. *siei* Chini 193 ter, 207 und in Norcia *šyę* (AIS K 53) wird es sich um umgelautetes *ę* handeln. – Zur Verbreitung von *siei* im heutigen tosk. s. Rohlfs Gr II 312; asen. *siei, sie'* ist 2. Sing. Konj. und darum vielleicht anders zu beurteilen, Hirsch II 430.

Zu den Reduktionsformen *sia, si* usw. s. für das Zahlwort und die Verbalform den Anhang S. 47 f.

Die stammbetonten Formen des Imperfekts von *essere (ero, eri, era, erano)* erscheinen im aflor. gelegentlich mit *ie*: *iera, ierano, iiera, iierano* im Libro di Banchieri, bei Riccomano Jacopi und in den Faits des Romains, s. Schiaff TF im Glossar; *iera, ierano* gebräuchlich bis 1291, Castell 78; auch die Codices K und S der Vita Nuova weisen *iera* auf, s. die kritische Ausgabe von Barbi, Introduz. 281; ferner *iera, ierano* in den apis. Libri dei Peruzzi, Castell 79. In unserm Raum sind *ie-*

Formen zu belegt im aorv. (*jera* 3. Pers. bei Silv 439 bis), dem atod. (*iera* 3. Pers. in Ugol Jac 75, aus Ch) und aus dem acort. (*ieri, iera* 3. Pers. und *ierano* im Trist, Pref 133, hier sogar im Vorton *ieravano);* vgl. auch *iera* 1. Pers. in der alturb. Lauda bei Monaci Cr 770; aass. *ier* 2. Pers. in Ugol Jac A 54 könnte umlautbedingt sein, vgl. *era* 3. Pers. ibid. 54, 55. In den neueren Mundarten haben sich bis heute *ie*-Formen gehalten wiederum hauptsächlich im cort. (Ramp *iero* II 7 usw., Mon *iera* 3. Pers. I 5 usw., *ieron* I 18, später *jero, jera, jerano* bei Orl Zucc (camp.) und Berti (camp.) passim), in Tornia (*jer'* 1. Pers. Cerro L 182, *iera* 3. Pers. ibid. 177 usw.), dazu vereinzelt im eugub. (*jera* 3. Pers. Mazz 83). – Zur Verbreitung der *ie*-Formen auf weiterem Gebiet s. die Angaben bei Rohlfs Gr II 339.

ǫ

Damit ist der Betrachtung von ǫ der Weg geebnet; nur laufen ę und ǫ insofern nicht parallel, als die Remonophthongierung des „tosk." *uo* in freier Silbe, aber auch des durch Umlaut entstandenen *uo* in jeder Stellung in den heutigen umbr. Mundarten sich nicht minder fühlbar macht als in der Toskana selbst.

Diesmal teilen wir bloß in zwei Gruppen; dem östlichsten Teil mit Spoleto, Terni und Norcia räumen wir keine gesonderte Betrachtung mehr ein; wir besprechen ihn mit dem ganzen Osten schlechthin zusammen, von Nocera südwärts bis Amelia. Die alten Texte nehmen wir wieder voraus; dann verfolgen wir die Entwicklung in Perugia bis in die neueste Zeit, und schließlich durchwandern wir das restliche Gebiet, zuerst den Westen von Gubbio bis Orvieto und anschließend den ganzen Osten. Hier stellen wir am Schlusse die *uo*-Formen von *nove* (Zahlwort) und *poi* „dann" zusammen.

A. Die echten aper. Texte des 13. Jdt. zeigen in freier Silbe noch fast ausschließlich *uo*: Rossi Saggi *luoc(h)o* 1342, 1351, 1352 usw. bis 1398, *luocora* 1326, *nuovo, nuove* 1379 usw., *buono* 1387, *buona* 1386, *buone* Masc. Plur. 1385 usw., *buone* Fem. Plur. 1386, *vuole* 3. Pers. 1326, 1379, 1387, *può* 1385, *suono* Subst. 1387, *suone* 3. Konj. 1382, *fuor(e)* 1359, 1379, 1386; auch in den Proparoxytonis: *chuocere* 1379, sogar *huopera* 1379 und *huopra* ibid.; nach schwerer, palataler Konsonanz: *giuocho* Subst. 1387, *corgnuole* 1379, *figliuoglie* 1385, *bracciaiuoglie* 1379, *volteciuola* ibid., und nach Kons. + *r*: *gruocho* ibid. Erst im letzten Saggio, von 1938, erscheint zweimal der Monophthong: *homo* und *Borgo Novo*. Die Abfolge *uo* → *o*, nicht umgekehrt, ist bezeichnend. Die Stat Per 1342 zeigen das gleiche Bild; zitiert seien hieraus bloß aus den ersten Seiten des ersten Bandes: *se deruoghe* 3. Konj. 145, 157, 162, *uopra* 161, *uopre* 152, *uopereno* „operino" 62, *aduopera* 97 (sogar im Vorton *aduopererà* 125), *pruova* Subst. 22, 79, 85 usw., *truove* 3. Konj. 81, *truovense* 94, *se retruove* 81, *se retruovano* 173 (auch hier im Vorton *truovate* 94), usw. (vgl. auch die Liste bei Schiaff 85 f.). Etwas weniger

konsequent führen die Lauden (De Barth) *uo* durch: *omo, core, figliolo* und *vol(e)* kehren passim mit *o* wieder, und so einmal *scola* 285 und *nova* 98; aber sie bedeuten wenig gegenüber *renuova* 98 usw., *uopra* 144, *uopre* 51, 126, *uopere* 41, *aduopere* 1. Konj. 162, *pruova* Subst. 297, *truovo* 100, *truova* 98, 108, 204 usw., *truove* 3. Konj. 78, 297, *truovan* 52, *cuopre* 3. Präs. 280, *scuopre* id. 182, sogar < lat. *au puoca* 274 und im Lehnwort *cuore* „Chöre" 277 (zu *nuove* „neun" s. unten; Entwicklung zu > *u* s. S. 48f.). Nach 1400 beginnt der Diphthong rasch an Terrain einzubüßen; zuerst stehen Formen mit *uo* und *o* gleichberechtigt im selben Text beieinander (z. B. Text von 1419 *huomene* und *homene*); aber seit ca. 1450 ist *uo* ganz verschwunden, auch in den anspruchslosesten Dokumenten; nur *o* kennen z. B. Mul orn 1485, Ann Dec 1506 und 1536, selbst Fedeli, wo *suoe* und *gentiluomini* beide 115 von anderer Hand stammen; auffällig bei Zuccone *spuole* „spole, per tessere" 206, das sich auch im aflorent. (Dante usw.) findet. – Auch hier gehen Rossi Scritt im Vergleich etwa zu Rossi Saggi in der Reduktion voran; sie bieten neben einer unübersehbaren Menge von *o* ganze 5 *uo*, worunter drei besonders auffallen: *uopere* 259 und *aduopera* 261, und dazu *fuoi*, wozu unten. Wie bei Lor Spir, der ebenfalls dem Monophthongen den Vorzug gibt, vgl. Baldelli 43, ist hier nicht einheimische Tendenz, sondern Einfluß der jacoponisch-sizilianischen Lyrik zu sehen, nur daß im Gegensatz zu *ę* die heimische und die fremde Lautung zusammenfließen. – Zu *puoi(e)* s. unten S. 43.

Die alteugub. Lauda schreibt mehrheitlich *o*: *(h)om(o)* 2mal, *homini, cor* 3mal (+ 1mal *core* im Reim mit salvatore), *novo, figliol(o)* 12mal, *poi* „puoi", *po* „può", *mori* 1. Konj. und *mora* 3. Konj. 2mal; mit *uo* erscheinen *cuor(e)* 3mal, *luocho* 2mal, *fuor* „fuori" und *puoi* „du kannst". Guerr habe ich von S. 1–50 auf einige wenige Wörter hin ausgezählt; es stehen sich gegenüber:

5 *luoc(h)o*	und	5 *loco*
2 *luochi*	„	3 *lochi*
3 *figluolo*	„	24 *figliolo*
		15 *figlioli*
		4 *figliola*
		10 *homo*
		6 *homini* + *homeni*
21 *gentiluomini*	„	13 *gentil(i)homini*
		10 *novo*
		3 *nova*
		2 *novi*
		8 *bono*
		5 *bona*
		1 *boni*
		5 *fora* „fuori"

Daß links lauter Formen mit auslautendem *-u* und *-i* stehen, ist Zufall; von Umlaut kann keine Rede sein, denn dagegen sprechen erstens die Verhältnisse in der Lauda *(cuore)* und zweitens das absolute Fehlen des Diphthongs in gedeckter Silbe.

In Umbertide verhält sich schon der Detacc uneinheitlich: neben *buoi* stehen *boi* und *bo*, neben *buono loco* und *figliolo*, 12.

Über die aaret. Verhältnisse orientieren Röhrsh 27–31 und Michel 7 f.; in allen von ihnen untersuchten Texten (Guitt, Ristoro und Conti antichi cavalieri) ist der Diphthong im Rückzug begriffen, besonders in *omo, core, vole* usw. und im Suffix *-olo*. Um so auffälliger Ristoro *muodo* Michel 7 (nach Pieri N 6 auch neuaret.) und *puoi* „dann", wozu unten. – Auch bei Pass in Cortona ist die Remonophthongierung bereits am Werk: neben *buoi* (mehrmals), *Buocena, Ciriuolo* erscheinen *bove, fi(g)liolo* und *-li, badaiolo, Ceriolo* und *Musi(g)liolo* (daneben aber auch *-u*-Formen, s. unten S. 48), Pass 20. Über die Verhältnisse in den Lauden sind wir schlecht orientiert.

Die aorv. Lauden (De Barth) zeigen noch mit Vorliebe diphthongierte Formen, auch in *bestiuole* 351, *pruova* Subst. 446, 454, *truovo* 422, 437, 458, *truova* 446 und *truovono* 373; fast ausnahmslos mit *o* erscheinen: *cor(e)* ca. 30mal, *figliol(o)* 13mal, dazu 6mal *-oli* und 1mal *-ola, vole* passim, seltener *omo* 4mal, dazu 3mal *gentilomo*. Aber bei Fumi tritt *o* nur zweimal auf, in *loco* 103 und *pò* „può" 99, gegenüber *huomo* 81, *huomeni* 92 und *uomini* 84 bis, *luogo* 83, *luoghi* 89 usw. usw., auch *uopara* 90 und *uopera* 102. Für die weitere Entwicklung mag S. 1–100 bei Silv einen Überblick geben:

2 *huomo*	und	26 *homo*
1 *huomini*	„	19 *(h)omini* + *homeni*
8 *luoco*		
6 *luochi* + *luoche*		
15 *puoc(h)o*		
4 *puochi*		
34 *fuore* + 2 *fuori* + 1 *fuor*		
4 *fuora*		
25 *buon(o)*	„	3 *bono*
12 *buona*	„	1 *bona*
2 *buone* Masc. Plur.		
1 *buone* Fem. Plur.		
2 *nuovo*		
1 *nuova*		
2 *nuovi* + *nuove* Masc. Plur.	„	1 *nove* Masc. Plur.
1 *nuove* Fem. Plur.		
5 *suora*		
1 *suore*		
1 *truono*		
11 *truoni* + *truone*	und	1 *troni*
2 *terremuoto*	„	1 *terremoto*
31 *figluolo*	„	31 *figl(i)olo*
9 *figluoli, -le*	„	2 *figlioli*
21 *figluola*	„	60 *figl(i)ola*
3 *figluole* Fem.	„	1 *figliole* Fem.

Die starke Position des Diphthongs (außer in *homo, homini*, das wohl als Latinismus aufzufassen ist und, aber weniger ausgeprägt, im Suffix *-olo* nach Palatal) wird unterstrichen durch Formen wie *Pruodo*

(Ortsname) 318, 370, 496, *bruodo* 100, *Ambruoscio* 238, 275, 385 usw., *ciuotule* „specie di tazze“ *(< cŏtyla)* 146, *retruopico* „idropico“ (als Lehnwort mit ǫ gesprochen und daher von der Diphthongierung mitgerissen, nach dem Glossar noch neuorv.), durch *uo* im Vorton in *muoriero* 96, *scuotulare* (il lino) 388, *scuotulatura* 377 und durch die Durchführung von *uo* auch in sekundär gedeckter Silbe in *muorgano* „muoiano“ 439. – Für ọ > *uo* s. S. 49.

ǫ〉 bleibt im ganzen Westen *o*.

Für das atod. stellen wieder nicht auf den unsicheren Ferri Jac ab, sondern suchen an Hand des Ugol Jac Ch Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen. Wir können uns hierbei kurz fassen. Daß *uo* hier nicht vom Umlaut, sondern nur von der Silbenqualität abhängt wie im Westen, beweisen *huomo, uomo, uom* 5 mal *(< homō)*, *luoco* „dort“ *(< locō* 67, *scuola* 67, *nuova* 66, *luocora* 60, *cuore* 73 (auch im Reim mit singnore: amore : honore, 60), *truovo* 80, *truova* 79, *può* 62, 64, 72 und *puolse* „si può“ 72, dazu *nuovi* „neun“, wozu unten. Auch hier erscheint *homo* mehrheitlich mit *o* *(homo, omo, hom, om, om, on* und dazu *onom*, total 23 mal), *for(e)* hingegen nur im Reim mit *-ore* < *-ōrem* undiphthongiert; neben den 2 *cuore* stehen 9 ungebundene *cor(e)* und 4 wieder mit *-ore* < *ōrem* gebundene *core*. Zu *puoi* „dann“, das auch hier wiederkehrt, s. S. 43. — ǫ〉 bleibt ausnahmslos erhalten.

Wie bei ę, liegen bei ǫ die aass. Verhältnisse komplizierter. Wir nehmen Ugol Jac A als Grundlage und trennen wieder nach möglichem und unmöglichem Umlaut, vorher aber noch freier und gedeckter Silbe.

I ǫ〈
1. mit möglichem Umlaut:
   a) > *uo*: *luoco* „Ruhe“ 33, *fuoco* 5, 14, 53, gereimt mit *puoco* und *ioco* 20, *uopo* 26, 39, 49, *buono* 23, *buon* 9, 17 und *buom* 20 (alle Masc. Sing.), *nuovo* 15, *figliuol* 53, *muogon* „muoiono“ 25; *nuove* „nuovi“ im Reim mit trovi 6, *puoki* 37, *fuor* „draussen“ 12 und *fuore*: amore : fetore ecc. 5, *vuol* „vuoi“ 10, 25, 28 usw. *puoi* „du kannst“ 10, 26, 27 usw., *muor* „muori“ 25. – Zu *puoi* „dann“ s. S. 43.
   b) > *o*: *loco* „Ort“ 17, 29 bis und *loc’* 24, 40, dazu der Reim *loco* : *foco* 2, *opo* 38, 40 und der Reim *opu* : *focu* 30, *foco* : *coco* : *loco* 35, *coio* 39, *bono* 48, *novo* 18, 32, dazu *novo* : approvo : artrovo 20; *fore* 31 und *fore* : tremore 32, *fore* : core : valore 11, *for* 2, 3, 6 usw. (total 9 mal), *voli* „vuoi“ 10, *vòle* 28, *vòi* 26, 39, 44, *pòi* „du kannst“ 3, 43, 46 usw., *pò’* 11, 16, 24 usw., *pote* 6, *remove* „rimuovi“ im Reim mit *provi* 6.
2. mit unmöglichem Umlaut:
   a) > *uo*: *luoco* „dort“ 17, *uodo* „ich höre“ 38, *cuosa* 10, und der Reim *cuore* : *fuore* : imperadore : temore : splendore ecc. : core 8.
   b) > *o*: *homo* 13, 15, 16 (total 15 mal), *omo* 11, 13, 14 (total 23 mal) (und dazu 15 mal *(h)om* und 1 *on*), *scola* 42, 48, *nova* 9, 33, *nove* Fem. Plur. 2, 39, *bona* 17, *loco* „dort“ 18, 48, „dann“ 18, 20, 49 usw., *core* 8, 11, 21

usw. (total 24 mal), *cor* 17, 20, 21 usw. (total 23 mal), *core* gereimt mit -ore < -ōrem 4, 11, 14 (total 17 mal), *pò* „può" 3, 4, 5 usw. (total bis S. 12 schon 21 mal), *pote* 45, *vole* „vuole" 4, 6, 29 usw., *vol* 3, 4, 5 usw. (total 25 mal + *vollo* „lo vuole" 47), *move* „muove" 9, 50, *mova* : *retrova* : *renova* 2, *more* „muore" 8, 32, 52, *mora* 3. Pers. 57, *noce* „nuoce" 40 ter, gereimt mit voce 31, *sona* „suona" 39, und der Reim *lençola* : vola 52.

II ǫ)

1. mit möglichem Umlaut:
   - a) > *uo*: vor *-u*: *puorto* „Hafen" 21, *truoppo* 8, *suò* „sono" 3. Plur. 9, 15, 19 (total 15 mal + 1 *suon*, 38), *uò* „hanno" 37, *faruò* „faranno" 31, *duò* „danno" 9, *può* „possono" 15, *vuoglion* 37 und *vuogl'* 3. Plur. 32 (aber immer *voglio* 1. Sing. ohne möglichen Umlaut, und sogar *vogli* „vuoi" 35, „che tu voglia" 55); dazu in dem Reim *buocto* „Stoß, Schlag": corrocto „pianto" 42. – vor *-i*: *puorti* „du trägst" 26, *puorte* „id." 45, *puoçe* „che tu possa" 38, *tuogleme* „mi togli" 33.
   - b) > *o*: passim.
2. mit unmöglichem Umlaut: immer *o*.

II 1 a) beweist das Wirken des Umlauts vor *-i* und vor *-u*; die Formen unter I 2 a) sind zwar spärlich; dennoch lassen sie die Diphthongierung nach tosk. Muster erkennen (sogar bei lat. *au*, *cuosa*, vgl. auch unter I 1 a) *puoki*); daß diese Gruppe nicht stärker ist, hängt mit der schon den Westen charakterisierenden früh einsetzenden Tendenz zur Reduktion von *uo* in freier Stellung zusammen (charakteristisch auch hier das nie diphthongierte *(h)omo*). Wieder bestätigen die Frondini-Lauden das Wirken des Umlauts, allerdings nach Ugol Jac XIV zu schließen nur in Verbalformen in der 3. Plural des Präs. und des Fut.: *suò, suon, faruò, verruò, caderuò, donaruò*. Interessant im Frondini-Codex auch *uoro* „oro", wiederum mit *uo* < lat. *au*.

Die weitere Entwicklung ist der allerdings hier besonders stark latinisierenden Franc abzulesen. S. 1–62 des 1. Bandes ergeben für ein paar ausgesuchte Formen:

	48 *(h)omo*
	34 *(h)omini* + *(h)omeni*
3 *luoco*	32 *loco*
2 *luochi* + 1 *luoci*	7 *lochi*
2 *luocora*	3 *locora*
9 *fuoco*	1 *foco*
	9 *bono*
1 *buona*	4 *bona*
	9 *boni*
	2 *bone*
7 *cuore*	18 *core*
2 *cuori*	6 *cori*
5 *fuore*	3 *fore* + 1 *fora*
1 *puoi*	
5 *può*	7 *pò*
	1 *vole* „vuoi"
	5 *vole* „vuole"

usw.

In *luocora, buona, cuore* und *può* ist nur noch die tosk. Diphthongierung beteiligt, denn ϱ⟩ wird nirgends mehr zu *uo*. Auffällig auch hier *puocha* I 73 und *puochi* I 44, 58.

Es scheint, daß in den alten Texten, soweit sie nicht von der jacoponisch-sizilianischen Koiné in ihrer Lautgebung beeinflußt sind, die Remonophthongierung in den der mittleren Toskana zugekehrten Orten früher eingesetzt hat als in Perugia und auch in Orvieto. In Arezzo ist sie bereits für die ältesten Denkmäler charakteristisch; in Cortona beginnt sie sich, allerdings meist bedingt (nach Palatal), bereits an der Schwelle des 14. Jdts. bemerkbar zu machen; in Umbertide ist sie in der Mitte des Jdts. (ältere Texte besitzen wir nicht) bereits am Werk. In Perugia ist sie (im Ortdialekt, s. Rossi Saggi) erst am Ende des Jdts. in Spuren nachzuweisen, um sich dann allerdings im Laufe des 15. Jdts. rasch durchzusetzen. Die älteren Texte aus Gubbio, Orvieto und Todi lassen keine sicheren Schlüsse zu; immerhin scheint (vgl. Silv) in Orvieto die Reduktion nur langsam vorgegangen zu sein. Daß die bloßen *o* in allen älteren Texten nur graphisch zu bewerten sind und über die tatsächliche Aussprache nichts auszusagen vermögen, wie Parodi Bull. Soc. Dant. 20, 133 im Hinblick auf Guitt bzw. Röhrsh behauptet, glauben wir nicht; denn dann müßte in den selben Texten *ie* ebenso häufig als bloßes *e* graphiert erscheinen. Die Studie von Goidànich in Rend. Acc. Lincei 1941, 167–218 beweist die Reduktion in der eigentlichen Toskana nur für die Schriftsprache; da mag sie erst im 18. Jdt. richtig eingesetzt haben – in den Mundarten ist *uo* auch dort bestimmt schon früher zu *o* remonophthongiert.

B. 1. *Nper.*

In Perugia gewinnt der Diphthong im 17. Jdt. wieder die Oberhand; schon Mat und Graz verwenden ihn wieder öfters und Franc App M sogar mehrheitlich. Die Bartocc von 1685 schreibt wieder *truova, -ano, pruova* (und *nuove* „neun", wozu unten) Verga 12. Die noch früher entstandene Redaktion Pap Salv hat *huomini*; Gegenbeispiele mit *o* fehlen. Aber später, bei Torelli, ist die Reduktion wieder allgemein: *òmo, bono, scola, lenzolo, pizzicarolo, fora, vol(e)* (2. und 3. Pers.), *pol* (2. und 3. Pers.), *dole* usw.; nur in *Ruosa* bleibt der Diphthong entgegen dem schriftsprachlichen Muster wie in Cortona (s. unten) erhalten. Die modernen Stadtdichter Monti, Ang usw., aber auch die Repräsentanten des Contado wie Calz (hier einzige Ausnahme *buovo* I 86) und Ber (auch hier nur in *buovo* Font 12, *buova* Stor 6; *buovo* auch bei Torelli 35 – es handelt sich um ein „Landwort") kennen nur noch *o*, und so auch der zwischen Stadt und Land vermittelnde Battisti T. Dazu kommt das reiche Material des AIS; unter den 71 Resultaten von ϱ⟨, die er für Perugia enthält, ist kein einziger Diphthong zu finden (von der schwankenden Qualität des Monophthongen wird unten die Rede sein). Nur das Contado im weiteren Sinne hat teilweise noch nicht reduziert. „Il cittadino ϱ con riduzione del dittongo cede

il posto, varcato l'immediato contado, all'umbro *úǫ*", stellt Battisti T an Hand von *ovo* fest. Dafür zeugt der die Mundart von Torgiano charakteristische C'Imp; er gibt zwar auch mehrheitlich *o*, aber gewisse Wörter werden noch regelmäßig oder zum mindesten meist mit *uo* geschrieben: *uomeno, uomno, uommno* „uomo" 20. 2. 21; 3. 4. 21; 4. 5. 21 usw. (daneben aber *omo* passim und immer *omi*), dann wieder *buovo* und *buova* 4. 5. 21; 1. 1. 22; 26. 2. 22; 10. 12. 23; 25. 12. 23 usw. und wie im aper. *aduopra* 20. 5. 28; nach Kons. + *r* in *pruove* 2. Präs. 26. 2. 28, *truovon* 4. 5. 21 (auch hier wieder im Vorton *altruovò* „ritrovò" 1. 1. 22), ferner in *(arispose a) tuono* 3. 4. 21, *bruodla* „broda" 4. 5. 21, sogar in *chiuodo* < *au* 3. 4. 28 und etymologisch unberechtigt in *suofro* „soffro" 20. 5. 28. – Gedecktes *ǫ* wird nirgends angetastet.

Die Qualität des reduzierten Monophthongs läßt sich aus den nper. Texten nicht ermessen. Der AIS gibt fast ausnahmslos *ǫ*; *ọ* erscheint hier bloß in *pọco* und *pọ* „dann", dazu neutrales *o* in *fuoco, pochi* und im Fragepronomen *cosa*; bei *poco, cosa* und *poi* handelt es sich offensichtlich um das Resultat verhältnismäßig später Reduktionen, da gerade diese drei Typen in Umbrien und darüber hinaus mit Vorliebe und bis in die späte Zeit dem florent. entgegen mit *uo* anzutreffen sind.

2. *Der Westen*

Von Gubbio (das auch hier zum Westen gehört) bis Orvieto gilt heute der Diphthong in freier Silbe nur noch in der weiteren Umgebung von Perugia. In gedeckter Silbe ist das Resultat normalerweise *ǫ*.

p 546 kennt in freier Silbe nur *ǫ*; in *stomaco, comodo* und *monica* ist der Nasal schon früh geminiert; das Resultat entspricht daher dem der gedeckten Silbe *ǫ* (auch lehnwörtliche Entwicklung wäre in Betracht zu ziehen).

In p 556 erscheint in freier und gedeckter Silbe meist *ǫ*, so etwa in *cuore, uomini, fuora* usw.; *ọ* weisen auf *poco* (2mal), *pochi, da poco, un po', buona, topo* und *allodola*. Reste diphthongierter Formen (mit *wo*) sind *fuoco, uova* (dieses außerdem auch mit *ǫ*) und – mit dem fallenden Diphthongen *úo* – wieder *fuoco* und dazu *fagiuoli*. Zur Weiterentwicklung zu *u* s. S. 48.

Gubbio selber antwortet nach Ausweis des Battisti T in freier Silbe auch mehrheitlich mit *ǫ*, und zwar in *fuoco, luogo, cuore, buona* und *fuora*; nur einmal erscheint der Diphthong *úǫ*, in *ʃmúǫvə* „smuovere". Für das Contado gibt Battisti in den Anmerkungen *lúǫko, kúǫre* und *fūǫko*. Mazz und Pap (für Costacciaro) schreiben ausnahmslos *o*. In gedeckter Silbe erscheint, von einigen Sonderfällen (wozu unten) abgesehen, grundsätzlich *ǫ* (Mazz, Pap *o*).

Im Raume von Città di Castello gilt nach Bianchi 24 f. in freier Stellung in einigen Wörtern der fallende Diphthong *úo*, so in *fuoco, luogo, duolo, giuoco* und *nuovo*; in *fuoco* und *nuovo* kann dann *úo* zu *u* weiterwandern, s. unten Anhang S. 48. Die große Masse der Fälle aber zeigt *ǫ*; *cuore, ruota, fuora, vuole, puole* „può", *muore* usw. Magh

188 bestätigt *úo* in *fuoco* und *duolo*; für *ǫ* zitiert er *poco* und *figliolo* 187, aber *ǫ* in *uomini* 188. Bald schreibt konstant *o* (wie zu lesen?). In gedeckter Silbe ergibt nach Bianchi *ǫ́*⟩ ebenfalls *ǫ*, so in *ogni* (aber hier fast in ganz Italien; Steigerung vor *ñ*), *colto* (hier wohl Steigerung vor *l* + Kons.), *morto, torto, porta, sorte* (hier wohl Steigerung vor *r* + Kons.), *posto* (wie im florent.), *tosto, arrosto* (hier wohl Steigerung vor *s* + Kons.), *coppia* (auch pis. *cǫppia*, und vgl. *gubbia*; hier ist lat. *ō* bewahrt geblieben, florent. *cǫppia* ist unregelmäßig) und *mollo* (mit Steigerung weitverbreitet, vgl. S. 36); die Beispiele sind also nicht beweisend, und als bedingungsloses Resultat in gedeckter Silbe wird hier wie anderswo *ǫ* gelten; doch müssen die Verhältnisse an Ort und Stelle noch genauer untersucht werden.

Weiter nördlich im Tibertal, in Borgo S. Sepolcro und Pieve S. Stefano ist nach Bianchi das Resultat in freier Silbe *úọ* (Bianchi 69 f. schreibt *u/ọ*, „con dieresi"). Pap Borgo S. Sepolcro graphiert *ômo, ômini, bôno*, erklärt aber „*o* si pronunzia quasi dittongo *ou*, ma risente assai più del suono della seconda che della prima lettera". Wir sehen darin eine Bestätigung der Angabe Bianchis. Doch Merlo Cons kennt nur noch neutrales *o* (*ǫ* bei Zanchi, z. B. *lǫgo, bǫno*, usw.). In gedeckter Silbe gilt laut Merlo Cons *ǫ*.

Umbertide ist nach Ausweis der wenigen Texte über die wir verfügen auch in freier Silbe bei *ǫ* angelangt: Maur *fòco* 107, C'Imp *omo, novo* 3. 6. 28.

Aufschlußreich für die rasche Entwicklung der ursprünglichen Diphthonge zum Monophthongen sind die Verhältnisse in Civitella (p 555). — Nach Scheuermeier stehen in freier Silbe der Diphthong *úo (úa)* und der Monophthong *ǫ* nebeneinander. Wo beide Resultate im selben Wort erscheinen, wird der Diphthong ausdrücklich als „alt" bezeichnet: so in *uovo* und *uova, cuore, diciannove, 'pocciuoli'* (aber Sing. *-uolo* nur mit *ǫ*); *fuoco* erscheint einmal mit *úo*, einmal mit neutralem *o*; auch *buono* kennt diese beiden Resultate ohne Unterschied, aber *buona, buoni* und *buone* werden nur mit *ǫ* registriert, während *nuovo* in beiden Geschlechtern und im Sing. und Plur. mit *úo* verzeichnet werden; *uomo* hat *ǫ*, *uomini* und veraltetes *úomano* haben *úo*. Insgesamt erscheinen *úo* und *ǫ* in freier Silbe je in ca. 45 Wörtern und Formen. Dazu kommt als drittes Resultat *ọ*, und zwar in *fiọlo, -la* (neben *úo*-Formen), *bọvo* (daneben gleichberechtigt *úo*, und so ausschließlich in den Pluralformen *buovi* und *buova*), *capofọco* (daneben der Plur. mit *úo*), und in *bọna* in attributiver Stellung (die oben erwähnten *úo*- und *ǫ*-Formen wurden zusammenhangslos abgefragt) und in *cuoci*.

Nur 10 Jahre später findet Giacomelli keine Spur des Diphthongs mehr vor; seine Gewährsleute wollen sich nicht einmal erinnern, ihn je gehört zu haben. Wo früher *úo* stand, wird jetzt überall (wie in Scheuermeiers *fiọlo* usw.) *ǫ* gesprochen. (Wie *ọ* und *ǫ* sich verteilen, geht aus Giacomellis Protokoll nicht hervor.) Was hier geschehen ist, kann auch anderswo eingetreten sein. Wir haben bei *ǫ*⟨ in jüngster Zeit mit raschesten Evolutionen zu rechnen.

In gedeckter Silbe auch hier, Sonderfälle abgesehen, ǫ.

p 564 wurde von Giacomelli leider nicht bereist. Er weist als Normalresultat in freier Silbe *úo (úa)* auf. ǫ ist hier noch selten anzutreffen; immer, außer in *cuore* und *nuora*, stehen *úo*-Formen daneben. So kennen unterschiedslos beide Resultate *fuoco, buovo* und *-va, uomo* und *uomini, chiodo,* ‘*picciolo*’, *capriuolo* und *tuona*; *buone* mit ǫ stehen *buono, buona* und *buoni* mit *úo* gegenüber. In zwei Fällen ist auch der steigende Diphthong belegt: *uova* (mit *wọ́*, neben *úa*) und *lasagnuolo* (mit *wǫ́*, neben *úo*). Geschlossenen Monophthongen *(ọ)* haben *figliuoli* (neben *úo*) und ‘*orecchiole*’ („orecchio dell’aratro“, als Wort veraltet). – ǫ〉 auch hier unbedingt > ǫ.

p 574 kennt allgemein, wie das vulgärtosk, in allen Stellungen nur noch ǫ; einziger Rest der Diphthongierung ist *wǫ́* in *uovo* (auf K 1133; auf andern KK auch in diesem Wort ǫ).

Für das neutod. geben Pap *o* und Ceci (mit vielen Belegen) *ò*.

In Orvieto (p 583) ist im AIS ǫ gleichfalls das häufigste Resultat, sowohl in gedeckter als in freier Stellung. In einigen Fällen aber tritt daneben ein dem unter ę besprochenen ę$^{\alpha}$ paralleles ǫ$^{\alpha}$ auf, von dem wir unten sprechen müssen. Card und Nann kennen nur *ò*.

3. *Der Osten*

In Nocera (p 566) betreten wir umlautendes Gebiet. Meist heißt hier das Resultat bei möglichem Umlaut (und zwar vor *-i* und *-u*) *úo* oder *úa*; sind die Umlautsbedingungen nicht erfüllt, so erscheint ǫ. Beides gilt natürlich in freier wie gedeckter Silbe.

ǫ 〈 1. mit möglichem Umlaut:

a) > *úa*: *uovo, fuoco* (2mal), *giuoco* Subst. (auch unter e), *buono* (auch unter c), *paiuolo, lenzuolo, capriuolo,* dazu fünf weitere auf *-uolo*; *capofuoco* und *-chi, nuovo* und *-vi, buovi* (auch unter e), *uomini* (auch unter e), *fagiuoli,* ‘*picciuolu*’; *suoni* 2. Präs.; auch primäres und sekundäres *au* machen mit: *toro, poco* (auch unter d), *povero, chiodo* und *chiodi.*

b) > *wọ*: *di nuovo, un po’.*

c) > *wǫ*: *buono* (auch unter a).

d) > ǫ: *luogo, poco* und *-chi* und *da poco tempo* (*poco* auch unter a).

e) > ǫ: *buovi* (auch unter a), *giuoco* (auch unter a), *buoni, uomini* (auch unter a) *oro, terremoto*; in *comodo* und *stomaco* wurde die Silbe durch frühzeitige Gemination geschlossen, was aber den Umlaut nicht interessiert.

2. ohne möglichen Umlaut:

> ǫ: *uomo, buove* (2mal), *cuore, oca, ruota, carota, soda, monica, buona* (2mal) und *-ne, nuova* und *-ve,* das Suffix *-uola* (3mal) und sein Plur. *-uole* (2mal), die fem. *a*-Plurale *uova* und *lenzuola; fuora*; *suono* 1. Präs., *tremo, giuoca, muovere, cuocere* (und *piovere*).

Eine vereinzelte Form *buona* mit *úa* stammt von einem anderen Sujet.

2. zeigt deutlich, daß die toskanische Diphthongierung hier nicht mehr am Werk ist. Ob sie einmal gewirkt hat, läßt sich nicht mehr entscheiden; auf *búana* legen wir keinen großen Wert, da es von einem andern Sujet stammt und wie eine im fallenden Diphthong der Mundart angepaßte schriftsprachliche Lehnform aussieht. 2 a–d zeigt deutlich, daß einzig der Umlaut hier die Resultate zu differenzieren vermag. Die Gruppe 1 e, die das Wirken des Umlauts zunächst zu beschränken scheint, ist leicht zu liquidieren: schriftsprachlicher Einfluß in *terremoto*, vielleicht auch in *stomaco* und *comodo*, fremder, unten näher zu bestimmender Einfluß in den Doubletten *buovi* und *giuoco* und in *buoni*. Auch 1 c *buono* (mit *wǫ*, gegenüber *ua* unter 1 a) ist wohl bloß die Wiedergabe der schriftsprachlich abgefragten Form. Hätte die tosk. Diphthongierung einmal gewirkt, so würde man zum mindesten in einzelnen Fällen einen geschlossenen Monophthongen erwarten.

ǫ > 1. mit möglichem Umlaut:

a) > *úa*: *osso, collo* (2mal), *orto* (3mal), *corno, ginocchio, porco* und *-ci, sorbo* und *-bi, grosso* und *-ssi, zoppo* und *-ppi*; *dormi* 2. Präs.; usw., total 42 Formen. Dazu auch das Fem. *nottola* mit Umlaut wegen des mittelsilbigen *-u-*.

b) > *wǫ*: forbici (daneben auch mit *úa*).

c) > *ǫa*: *morto* (aber *morti* mit *úa*).

d) > *ǫ*: *pidocchio* (aber Plur. mit *úa*), *troppo* (3mal), *scoglio* (2mal), *rospo, cappotto, fagotto, biroccio, zoccoli* (die einheimische Form '*zocchi*' aber mit *úa*), *inchiostro, olio* (2mal) und *forti* (Masc. und Fem. Plur.).

2. ohne möglichen Umlaut:

> *ǫ*: *otto, notte, sorba, porta, coscia*, usw.; die fem. *a*-Plurale *ossa, corna, ginocchia*; *grossa* und *-sse*; *dorme* 3. Präs., *costa, costano*, usw.

Die Stoßkraft des Umlauts wird bestätigt. Immerhin bleibt in 1 d eine größere Gruppe, die sich ihrer Wirkung entschlagen hat. Ist *pidocchio* ein Zeichen, daß wie bei *ǫ* > *u* auch hier gelegentlich nur vor *-i* umgelautet wird? Das Suffix *-ottu* entgeht wie im Süden allgemein dem Umlaut. Die übrigen aufgeführten Formen sind wohl zum größten Teil nicht einheimisch; auch *olio* und *inchiostro* sind kaum als Neutra dem Umlaut entgangen; *forti* Plur. hat sich dem Sing. gefügt.

Die Texte aus dem Dreieck Assisi–Montefalco–Foligno (Pap; Boll Montef; Mazz, Boll Montef und Maur) kennen nur ein Resultat in allen Stellungen, mit oder ohne möglichen Umlaut. Leider geben sie die Qualität dieses Monophthongen nicht an; geschlossenes *o* als Resultat des Umlauts, wie wir es im folgenden in Trevi, Spoleto und Terni finden werden, wäre möglich; hier müssen wir noch auf dem Terrain arbeiten, um einen Entscheid zu treffen.

In Trevi (p 575) wird, wie schon in Nocera, nach dem Umlaut differenziert; von einer einstigen Wirkung der „toskanischen Diphthongierung" ist keine Spur zu entdecken. Mit Umlaut (vor *-i* und *-u*)

erscheint ọ, ohne Umlaut ǫ; Ausnahmen sind nicht selten. Wir geben ein paar Beispiele für die Regel; die Ausnahmen zitieren wir alle.

1. mit Umlaut (Resultat ọ): *fuoco* (5mal), *giuoco* Subst., *lenzuolo, capofuoco* und *-chi, buoi, uomini, buono* und *-ni, nuovo* und *-vi, poco* (auch *un po'*) und *-chi*, usw.; *corpo, collo* (2mal), *osso, corno* (2mal), *ginocchio, occhio* und *-cchi, pidocchio* und *-cchi, pioppo* und *-ppi, grosso* und *-ssi, morto* und *-ti, dormi* 2. Präs. usw. – Auch in *nottola,* wieder, wie in Nocera, wegen des mittelsilbigen *-u-*.
2. ohne Umlaut (Resultat ǫ): *uomo, buove* (2mal), *cuore, oca, ruota, suola, carota, nuova* und *-ve* (letzteres mit neutralem *o*); *uova, lenzuola*; *tuona, cuocere, muovere* usw.; *otto, notte, porta, coscia, sorba* und *-be, grossa* und *-sse*; *ossa, corna, ginocchia*; *dorme, cogliere* (2mal), usw.
3. trotz möglichem Umlaut Resultat ǫ: neben *buono, poco, osso, rocchio, cotto* stehen normale Formen mit ọ; nur ǫ kennen *sodo, zoppo, nascosto,* die von den entsprechenden weiblichen Formen beeinflußt sein könnten; *uovo,* das sich möglicherweise nach dem *a*-Plural gerichtet hat; *fagotto* wegen *-otto*; *rospo, biroccio, stomaco, comodo* und *terremoto* sind wahrscheinlich Lehnwörter (vgl. die ähnliche Gruppe in Nocera), vielleicht auch *torchi* (Plural); *oro* mag Neutrum sein, *olio* eher Lehnwort; aber *orto* (2mal), *corvo, tosto, morbido, ferraiuolo, primaiuolo, chiodo* und *-di, cocci* und *forbici ('forf-')* erklären sich nur durch einen übernatürlich starken Einfluß ortsfremder Lautungen. Nach Jaberg und Jud, Einführungsband S. 109, ist die Mundart des Sujets von Maremmanismen getrübt.
4. trotz unmöglichem Umlaut Resultat ọ: *vola* 2. Imperat. weist wohl wie in der Schriftsprache Vokalismus der endbetonten Formen auf; nur *qualcosa* ließe sich als vereinzelter Rest einstiger Diphthongierung nach toskanischer Art interpretieren; oder ist das Wort nur proklitisch behandelt?
5. Nur einmal erscheint ein (durch Umlaut bedingter) Diphthong: in *vọğe* „oggi" K. 346; hier ist offenbar im Anlaut eine ältere Lautstufe bewahrt; s. dazu unten.

Für Spoleto gelten dieselben Resultate, wie wir sie eben in Trevi (von den Ausnahmen abgesehen) gefunden haben. Chini bezeichnet die Qualität des Monophthongs wie bei *e* mit Hilfe graphischer Akzente *(ó = ọ; o, ò* oder *ô = ǫ)*. – Beispiele:

1. mit Umlaut: *fócu* 16 usw., *nóu* 132, *bói* „buoi" 238, *lóchi* 28, *te mói* „ti muovi" 167, usw.; *órtu* 4 usw., *mórtu* 11 usw., *nóstru* 5 usw., *pórci* 9, *chiódi* 11 usw., *gróssi* 5 usw., *pórti* 2. Präs. 28 usw., *dórmi* id. 10 usw.; usw.
2. ohne Umlaut: *bòe* 273, *nòa* 15, *nòe* 19 usw., *sôla* „suola" 103, usw.; *monte* 11 usw., *forte* 14 usw., *otto* 12, *grosse* 8 usw.

Gelegentlich fehlt auch auf dem umgelauteten Vokal der Akzent (*fijolu* 4 usw.), aber nie wird ein umlautsfähiger Vokal mit *ò* oder *ô* geschrieben. Der Umlaut wird hier so streng durchgeführt, wie man ihn in Trevi erwarten müßte, wenn dort ein besseres Sujet zur Verfügung gestanden hätte.
cósa 12 wird auch hier mit geschlossenem *o* gesprochen.

Wie Spoleto verhält sich wiederum Terni. Auch Ant ist zwar in der Bezeichnung der geschlossenen, auf Umlaut beruhenden Monophthonge

nicht immer konsequent; immerhin schreibt er *mórtu* 19, *nóstru* im Titel und mit Zirkumflex *nôu* „nuovo“ 23; *bbóni* 12 usw., *gróssi* 19, *mórti* 17. Das nicht umlautbare ǫ wird durchgehend ohne Akzent oder in *fòra* „fuori“ mit Accent Grave transkribiert.

In Amelia (p 584) gilt nur noch ǫ. Beispiele erübrigen sich. Nur ganz ausnahmsweise treffen wir ọ: in *fronde* erklärt es sich durch Steigerung vor *n* + Kons.; *lenzuolo, lacciuolo, tardiuolo, 'vodayyolo'* „voltaiuolo = guindolo“ und, mit neutralem *o*, *fagiuoli* zeigen die dem ganzen Süden eigentümliche Entwicklung des Suffixes *-ŏlu* (südit. masc. *-ulo*, fem. *-ọla*), die auf *-ọ́lu* basiert. Daß *poco* einmal mit ọ und einmal mit neutralem *o* erscheint, also mit geschlossenem Stammvokal, entspricht ebenfalls einer im Zentrum und im Süden weitverbreiteten Tendenz. Einen letzten Rest des Umlauts sehen wir im einzigen diphthongierten *vọyyi* „oggi“ (neben *ǫǵi*, das sich schon durch sein *ǵ* als Import erweist), genau wie in Trevi (s. oben) und in Sora *u̯ọi̯i̯ə*, arpin. *uọjə* Merlo Sora 232, castelmad. *vóji* Norreri, Veroli *u̯ọi̯i* Vignoli 14. Andere Schwankungen gehen auf Kosten des Explorators, wie *buona, buone* mit neutralem *o* gegenüber *buono, buoni* mit ọ.

Schließlich ist in Norcia (p 576) wie in Nocera der umlautbedingte Diphthong erhalten. Die Resultate lauten hier *wǫ* vor *-i* und *-u* und ǫ vor *-a, -e, -o*. Die Scheidung wird so klar durchgeführt, daß wir bloß auf ein paar Sonderfälle hinzuweisen brauchen:

nottola lautet auch hier wegen der Mittelsilbe um (Merlo Sora 144 erklärt sor. *nọttəla*, cerv. *nọttia*, arpin. *nuọttəla* aus einer Kontamination von *nottola* mit *nottolo*);

poca hat sich nach *poco, pochi* gerichtet, hat also *wǫ*;

vǫyyi „oggi“ (neben dem schriftsprachlichen *ǫǧǧi*) ist mit den entsprechenden Formen von Trevi, Amelia, Sora usw. (s. oben) zu vergleichen;

in *vola* mit ọ nimmt der Stammvokal wie in Trevi und der Schriftsprache die Qualität, die den endbetonten Formen eignet, an;

cosa mit ọ ist im Süden weitverbreitet, z. B. Sora, Cervaro, Castro, Canistro, Subiaco, Alatri, Rieti, Alatri, alle Merlo Sora 152, Amaseno Vignoli 17, Agnone Ziccardi 415, Castelmadama Norreri 10, usw. und setzt wohl eine Stufe **cọ́sa* voraus, die sich zu *causa* verhält wie *cōda* zu *cauda*;

in *stomaco* und *storto* (letzteres auch mit *wǫ*) ist *o* vielleicht als erstes Anzeichen einer beginnenden Remonophthongierung in Richtung des spolet.-trev.-tern. Resultats zu werten.

Auch hier erscheinen einige Wörter, die umlauten sollten, mit ǫ: *forti* Plur. weist den Vokalismus des Sing. auf, wie in Nocera; *lenzuolo* und *ginocchio* haben sich nach dem *-a*-Plur. gerichtet; *terremoto 'cetrolo'* (gemeinumbr. *'cetrone'*), *rusignolo*, wahrscheinlich auch *forbici* (hier *forb-*, wie in der Schriftsprache) und ganz sicher das auch als Sache neu eingeführte *pioppo* sind schriftsprachlich beeinflußt.

Pap bestätigt die Resultate: *cuostu* Subst., *stuortu, uocchi, puo'* „dann“; aber *rota, corna, po* „er kann“.

Sowohl im Westen als im Osten liegt einigen Wörtern statt ǫ die Basis ọ zugrunde:

In *nascosto* mit ọ in den pp 556 und 565 (und so auch im florent.) erklärt sich die Abweichung aus den vom Inf. abgeleiteten Formen, wo ǫ vor *n* + Kons. gesteigert worden ist, oder besser noch durch Steigerung direkt vor *s* + Kons.

Steigerung vor *r* + Kons. nehmen wir an für *orto* mit ọ in p 564 (3mal), für *dormo, dormi, dorme* ebenfalls mit ọ in p 556 (vgl. schon spätlat. *durmat* Schuch 2, 121) und für '*a fọrza di*' wieder mit ọ in p 583. Zu *forbici* s. Bd. 71, S. 223.

Im Westen mit ọ und entsprechend im umlautenden Osten mit *u* erscheint *mollo* „naß": ọ in pp 546 und 556, *u* (Masc. Plur.) in pp 566 und 575 (hier sogar in beiden Fem. Formen); vgl. auch aquil. *mullu*, canistr. *ammullo*, palen. *mullə* bei Merlo Cervara 21 und *múllə* Masc., *mọllə* Fem. in Agnone, Ziccardi 415. Zu *mmulli* „Feuerzange" in Cervara vgl. Bd. 71, S. 224; dazu reat. *mmulli* Fem. Plur., p 624 *mullį* id. usw. Vielleicht darf auch vor *ll* Steigerung angenommen werden, vgl. die Entwicklung von *-ĕllu* oben S. 20 f.

In p 575 ist *moccolo* mit *u* richtig entwickelt; lat. *ŭ* ist hier umgelautet; das schriftsprachl. ǫ ist unregelmäßig.

Versuchen wir zum Schluß die Geschichte von ǫ in großen Zügen aufzureißen.

Der Diphthong in freier Silbe, der im Mittelalter in Spuren bis Assisi und deutlich bis Todi reichte, hat sich, Gubbio ausgenommen, auf das westliche Tiberufer zurückgezogen. Umlaut und tosk. Differenzierung greifen nirgends mehr faßbar ineinander über. Links vom Tiber wird der Diphthong heute einzig vom Umlaut bestimmt. Beide Diphthonge, im Westen wie im Osten, sind auf dem Weg zur Regression begriffen. Im Westen sind die ersten Anzeichen im 13. Jdt., im Osten vielleicht schon früher zu fassen. Im Westen heben sich einzig die weitere Umgebung von Perugia (AIS p 555, Resultate Scheuermeier) und vor allem p 564 (vgl. auch C'Imp) deutlich als Widerstandsherd heraus. Der rückgebildete Monophthong ist in der Nordecke des Raumes von Gubbio, im Raum von Città di Castello und Arezzo-Cortona (s. unten) geschlossenes ọ. Weiter nach Süden greift ọ nur in vereinzelten Fällen. Es ist wieder die romagnolisch-nordmärkische Lösung, die hier durch den päpstlichen Korridor bis über Perugia hinaus südwärts verschleppt wird, vgl. Rohlfs I 197. Im mittleren und südlichen Westen und in den größeren Zentren (Perugia) regressiert der Diphthong zum römischen und zugleich toskanischen offenen ǫ. (Orvieto wird unten besonders besprochen). Im umlautenden transtiberinischen Osten sind Diphthonge nur in Nocera (fallend) und in Norcia (steigend) erhalten. In Nocera zeigt *mọ^{a}rto*, in Norcia zeigen *stọrto* und *stọmaco* die zu erwartende Regression an. Im übrigen Raum, von Foligno über Spoleto bis Terni (Amelia ist ausgenommen), ist diese Regression mit dem Endresultat ǫ bereits erfolgt. Neben den einheimischen stehen bald weniger, bald

mehr Formen mit ǫ, die dem schriftsprachlichen Einfluß in neuester Zeit zu verdanken sind. Letzte Reste des einstigen Diphthongen sind vor allem im Typus *vǫyyi* „oggi" da und dort erhalten. ǫ ist im Osten nicht unbedingt nördlichem Einfluß zuzuschreiben. Der anschließende Süden läßt die umlautbedingten Diphthonge auch zu ǫ regressieren. Die Südspitze Amelia mit ihrem ǫ ist von Rom her überschwemmt; sie kennt auch den Umlaut nur noch in einigen zweifelhaften Resten.

Zu eigentlichen Auseinandersetzungen mit fremdem Sprachgut kam es nur im Westen: in Orvieto mit Rom und der Schriftsprache, in Cortona-Arezzo und vielleicht Città di Castello (s. oben) mit der Schriftsprache allein.

In Orvieto wird im 14. Jdt. noch streng nach freier und gedeckter Silbe differenziert (s. oben De Barth; daß gelegentlich *o* statt *uo* erscheint, ist kein Gegenbeweis). Aber bei Pap ist das Chaos noch größer als bei ę. Es erscheinen hier wieder z. T. ganz unmotivierte Diphthonge in der Form *uo*:

in freier Stellung: *buono, puoco* (schon das letztere auffällig); dazu im Vorton: *Guotifrè, cuorona, se sfuogava, vuolè* (Infinitiv, 2 mal), *vuolesse* und *puotesse*;

dazu in gedeckter Stellung: *tuorto, tuorte* Subst. Masc. Plur. und *fuonno* „fanno, umbr. *fonno*" (aber *addosso*), die sich nicht durch Umlaut erklären lassen, denn daneben stehen *duonna, marmuotta, muorde'* Infinitiv und *pensuò* (2 mal, aber *svejò*); und auch hier wieder im Vorton: *abbuozzava* und *empuortava* (gegen *supportà*).

Ja sogar etymologisches ǫ wird gelegentlich von der Diphthongierung ergriffen: *cruoce, verguogna* (vgl. auch neuröm. *vergògna*), vielleicht auch in *Guascuogna* (daneben aber wiederum *onore, cuorona*).

Card Avv bestätigt *duonna* und *me struozze*; in seinen eigenen Dichtungen verwendet er allerdings, wie wir oben gesehen haben, nur *ò*. Und ein im Jahre 1907 geborenes Sujet beteuert Giacomelli, in seiner Kindheit noch Formen wie *rwǫsa, dwǫnna* gehört zu haben; auch *barlwottso, pworta, mandworla* hat Giacomelli noch auf dem Lande registriert.

Dazu tritt der Diphthong $ǫ^{\alpha}$ (selten sogar *wǫ́* oder *úa*) im AIS. Die Lautung $ǫ^{\alpha}$ erscheint

1. in freier Silbe in: *uomo* (neben ǫ) und *uomini, chiodo* und *chiodi* (im Plur. neben ǫ), *soci, lacciuoli, ruota, carota, prataiuole* (letztes nicht sicher gehört);
2. in gedeckter Silbe in: *corpo* (neben ǫ, s. unten), *grosso, grossa, grossi, grosse, gargalozzo, forte, cotto* und *pancotto, ossa*; in *zoppi* sogar mit *ó a*.

An ganz-diphthongischen Resultaten sind anzuführen:

úa in freier Silbe in *buovi* und
wǫ in freier Silbe in *buove* (vielleicht auch in *fuoco*, nicht sicher gehört), und in gedeckter Silbe in *mollo* und *nascosto*.

Bei ę haben wir die „falschen" Diphthonge auf das röm. Superstrat und seinen Kampf mit dem tosk. Substrat zurückgeführt. Daß die

falschen *uo* viel häufiger auftreten als die falschen *ie*, erklärt sich durch die vollzogene Regression von *uo* in freier Silbe zu *o* im tosk. Die Gleichschaltung der Resultate von ǫ⟨ und ǫ⟩ wird hier nicht wie in der Toskana zugunsten von ǫ, sondern dank der starken Stellung von *uo* in freier Silbe im älteren orv. (s. oben, z. B. Silv) und zugleich unter dem röm. Einfluß, der den tosk. übertönt, zugunsten von *uo* in allen Silbenqualitäten vollzogen. Auszugehen ist dabei wieder vom röm. des 16. Jdt., wo *uo* dank des ererbten Umlauts (Typus *buono/buoni* und *gruosso/gruossi*) und des einsetzenden tosk. Druckes (Mediceerpäpste!) (Typus *buona/buone*) die weitaus häufigere Lautung geworden war (*o* zunächst nur noch im Typus *grossa/grosse*; aber schon mittelröm. belegt *gruossa*, und *duonna, respuosta* u. ä., vgl. Rohlfs Gr I 188 und ML Gr 33). Das Orvieto des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jdt. zeigt die Verhältnisse, die den tosk. infizierten Römer Dialekt des 16. Jdt. charakterisieren (vgl. dazu Merlo, ItDial 5, 179 und Ugolini, ARom 16, S. 25 des Separats); wann sich hier die erwähnte Situation herausgebildet hat, wissen wir nicht; wir verfügen über keine mundartlichen Texte aus dem Orvieto des 17. bis frühen 19. Jdt. Aber während in Rom schon im 17. Jdt. der Ausgleich nach tosk. Muster (überall ǫ) sich durchgesetzt hat (vgl. Tellenbach 22 f.), zeigt in Orvieto noch der AIS die Spuren des großen Kampfes. Daß auch von Haus aus geschlossene ọ mitgerissen werden, erklärt sich bei jedem einzelnen Wort aus seiner Sonderlage; *croce* wird als Kirchenwort mit *ò* gesprochen worden sein, und in *vergogna* (und wohl auch *Guascogna*) spricht noch heute der Römer *ò* (so bei allen Wörtern auf *-ogno/-ogna*, vgl. bei Bertoni und Ugolini, Prontuario di pronunzia e di ortografia 34 ff. *sògno, bisògno, bisògna, carògna* und das zitierte *vergògna*, und dazu schon Cola *bisuogno*, Ghisalberti Glossar). – Übrigens steht Orvieto mit seinen *uo* nicht allein; auch die benachbarten Acquapendente (p 603), S. Oreste (p 633) und Viterbo (Pap 406) zeigen ähnliche Übertreibungen. Für Viterbo liefert Pap *duonna* (gedecktes ǫ), *segnuore* und *alluora* (freies ọ), *sipuolcro* (gedecktes ọ) und *cuorona, puolmone, puotesse* und *arepuosa* (im Vorton); auch hier findet Giacomelli ARom 18, 173 bei älteren Leuten noch *rwǫsa* und die wichtigeren *kwǫtto* und *dwǫrme*, und dazu für ę⟩ *pę́alle* und *tę́asta*. In S. Oreste notiert Scheuermeier *múartu, múarti* und *úačču* „occhio", die sich neben Giacomellischen (ARom 18, 184) *pwọ́rta* und *mwọ́rtu* (neben *stwọ́rtu, wọ́gghju* „olio" und wieder *mwọ́rtu*) als nicht umlautbedingt erweisen. (Auch hier *ie* in gedeckter Stellung: AIS *pyẹ́ttu* und *dięnti*; Giacomelli wieder *pyẹttu*, dazu *pyẹ́ttsu, tyẹ́mpu*, und nicht umlautsbedingtes *dyẹ́nte*). Schließlich verzeichnet Giacomelli ARom 18, 192 aus Acquapendente *gwǫbbu* und (nicht umlautbedingt) *kwǫšše* „cosce".

Zu ähnlichen Übertreibungen der Diphthongierung kam es zur Zeit Guadagnolis, Pap's und auch noch Pieris in Arezzo. Um sie besser zu verstehen, haben wir die Darstellung der aret.-chian.-cort. Verhältnisse in ihrer Ganzheit bis jetzt aufgespart.

Cortona, das im Mittelalter mit der Reduktion von *uo* zu *o* begann, hat sich in der Folge wieder erholt und sich wie bei *ę* zu einem Herd nahezu ausnahmsloser Diphthongierung in freier Silbe entwickelt. Die Texte aus dem 17./18. Jdt. schreiben nur ganz selten *o*, so Mon einmal *omo* II 56 und *omegne* „uomini" II 61, *Domo* II 56, *sogne* „suoni, Subst. Plur." II 64 und *fagiolie* II 48, dann *bon* im Vorton II 16 und *bóna,* das mit *suóna* reimt II 40, und *córe* gebunden mit ore und traditore, also offenbar mit geschlossenem Monophthong. Die Ramp verwendet *o* in *cor(e)* (mehrmals, neben *cuor(e)*), *son* A 33 (neben häufigerem *suon*), *omo* II 4 (neben häufigem *uom(o)*), *dolo* II 4, *figlioglo* II 27 und *figlioglie* I 4, usw., beide neben häufigeren *uo*-Formen, und besonders *bona* (neben *buona*), *bogne* „buoni" I 46 und *bondì* I 20 im Vorton. Dafür aber erscheinen *pruova* Mon I 13, *truova* Ramp I 23, *artruovo* und *altruovo* Ramp A 8, Mon II 14, und, über die Schriftsprache hinaus mit *uo,* bei Mon *terremuoto* II 63, *muodo* II 10, 17, *bruodo* II 10, *puopol* II 30, 76, *puopelo* I 6, 14 und *puopeglie* I 8, in Ramp wieder *muodo* II 18, A 24 und *bruodo* I 26, 27, A 37, dann *nuoia* II 17, *uoglio* „olio" II 23, A 7 und *Cuola* „Nicola" A 1. Lat. *au* diphthongiert in *puoco, puoca* Mon II 1, 29; Ramp I 43, II 9, 24 usw., *cuoso* Mon II 71, *cuosa* und *cuose* Mon I 19, II 2, 22 usw., Ramp I 5, 19, 22 usw. (hier total 19mal), *qualcuosa* und *calcuosa* Ramp I 40, A 4, *paruola* und *paruole* Mon I 25, II 14, 40 usw., *puover'omo* Mon II 4 und *uoro* Ramp A 21. Auch lat. *ō* wird mitgezogen, vorausgesetzt daß es in der Schriftsprache mit offenem *ǫ* gesprochen wird: Mon *spuoso* II 71, *spuose* Fem. Plur. II 19, *stuoria* II 56, 75, *memuoria* I 4, *zuoteca* II 71, *nuobeglie* Adj. Masc. Sing. I 8, *Tuogno* I 14, II 35 und *Tuogna* II 13, 64, 65 usw., Ramp *spuosa* A 3, 14, 18 usw. und *duota* „dote" A 2, 16. Der starke Hang zur Diphthongierung treibt auch hier *uo* wieder in den Vorton: Mon *enbruodeglieto* „sbrodolato" I 27, ähnlich I 28, II 57, Ramp *cuosarelle* II 8 und *paruolette* I 25. Für die moderne Mundart gibt Orl Zucc mehrheitlich *uo*; *o* erscheint bei ihm nur in *vota* „vuota" (citt. und camp.) 261 und *tovaglioli* (citt., gegenüber camp. *tovagliuogli*) 264; daneben aber *uo* in *cuoprolo* „coprilo" camp. 265 und < *au* in *puoco* (camp.) 263, *puochie* (camp.) 259 und *cuose* (camp.) 266, *spuosa* (camp.) 263 und *ue* in *fuer* (camp.) 263 und *fuedera* (camp.) 259 (neben beiden stehen auch *uo*-Formen; Druckfehler, in Anbetracht des sicher verschriebenen *moudo* für *muodo* (camp.) 259?). Pap kennt für die Città bereits das vulgärtosk. *còre,* dem in P I *cuóre* (und *buóno, escuótere*) und in M *córe* mit geschlossenem Monophthong gegenüberstehen. Nicch 191 jedoch stellt fest, daß in der Montagna *uọ* gelte (*fuóko,* sogar aus ursprünglichem *au tuópo*). Berti XIV konstatiert für die Stadt durchwegs *ò* und verwendet dementsprechend in den Stadtgedichten ausnahmslos *o*; in der Campagna hingegen soll *uo* gelten, „facendo sentir molto l'*u*", so in *uomo, cuore* und sogar *spuosa,* und so tritt uns denn in den Landgedichten fast regelmäßig der Diphthong entgegen; nur in *omo, omegnie, foco, tono* und *fora* gelegentlich und in *bon(o), bona* fast regelmäßig erscheint schon der Mono-

phthong. Aber wieder stehen diesen Formen gegenüber: *truova* 3, 4 bis, *ar(i)truovo* 89, 106, 123 und *aritruova* 77, *apruovo* „provato" 77, dann *'mpuose* 3. Perf. 103, *muodo* 177, *bruodo* 4, *ruosa, ruose* 19, 77, 119, *Ruosa* 6, 7, 16 usw., *Mariruosa* 13; < *au*: *puoco* 15, 18, 118, *cuosa* 7, 10, 19 usw., *calcuosa* 90, 112, wie schon früher, dazu neu *guota* 20 und *guóde* 68. Jedes schriftit. *ǫ* hat die Tendenz, mitgerissen zu werden. Typisch in dieser Beziehung *Buòbeglie* „(giardino dei) Boboli (in Florenz)" 126, und die Reihe der Wörter, wo lat. *ō* in der Schriftsprache als *ǫ* übernommen wurde, wie *spuoso* 14, 117, *spuosa* 4, 14, 19 usw., *spuosie* Masc. Plur. 115, 117, 129, *se spuoson* 19, *Tuogno* 95, alle schon von Mon und Ramp her bekannt, und dazu neu *dimuognio* „diavolo" 19, 101, 106, *matrimuognio* 117 und *tistimuognio* 106, 107. Auch bei Berti erscheint *uo* gelegentlich im Vorton: *pruofèno* „profano" 99, *tuovaglie* 91 (*tu-* kaum aus germ. *tw-*) und *guodétece* „godeteci" 123 (vgl. oben *guóde*). Auch Nicch liefert *Ruosa, spuóso* und *spuósa* für P und M, dazu neu *limuósena* M P und *da pruóda* „da una parte (della via)" M P C (< lat *ō*), ferner Venturi *luodo* „ich lobe" (< lat. *au*). Der AIS bietet für Cortona (nur in freier Silbe) in den meisten Fällen *úa*, selten *uó*, *ǫ* oder *ọ*. Die starke Tendenz zur Diphthongierung wird bestätigt: *truōvo* K 1597, sonst nirgends in Mittelitalien erhalten, *trúago* „trogolo" K 1182, *garụ́ata* „carota" K 1363, *garúafano* K 641 und wie bei Cerro (s. unten) *arúata* „arrota" K 1406; < lat. *au*: *púako* KK 840, 985, dazu *da púako* K 1646, *púaka* K 985, *kwalkúasa* K 1599, *apúasate* „ripòsati" K 644, ferner (pecora) *súada* „soda = sterile" K 1070 und wie bei Nicch *tụ́apo* „topo" K 444.

Was Tornia betrifft, so erscheint bei Cerro ebenfalls mit auffälliger Konstanz in freier Silbe der Diphthong; wir zitieren nach Cerro L: *giuoco* 144, *figliuolo* 140 usw., *figliuogli(e)* 140 usw., *fagiuoglie* 150, usw., *arcuopre* 139, auch *aruota* „arrota" 140, *uoglio* 178, *puopol(o)* 141, 167, 176 usw. und *puopeglie* 176; < *au*: *puoco, puoca* passim, *cuosa* passim, *ruoba* 143; < *ō* (= schriftsprachl. *ǫ*): *spuoso* 140, *Antuogno* 155, 157, dazu *Marcantuogno* 172, *nuota* Adj. Fem. 141, sogar in *Ruoma* 148, 155, 171 usw., dazu aus Cerro *decuoro* und *nuobele* beide 10 und wieder *Carlantuogno* 12; im Vorton: *ruotelère* Cerro L 147. Daneben aber stehen auch einige Formen mit *ǫ*: *ómo, ómegne, Dómo, nóvo, nóva, nóvi* und *bóno* alle Cerro 16 und 18, ferner *óva, Pasqua Rósa* und *nóve* „neun" Cerro L 149; 148; 172. Und schließlich haben deutliches *ǫ* laut Cerro L *òvo* 145, *còre* 149, *scòla* 149, *fòra* 149 bis und *'nfòra* 142. Es ist das gleiche Schwanken zwischen *uo*, *ǫ* und *ọ*, das der AIS für Cortona verzeichnet.

Castiglion Fiorentino verwendet nach Pap *muódo* (2 mal) neben *módo* (1 mal), „secondo il posto che occupa nella proposizione", aber immer *cósa*. Tosi schreibt gelegentlich, aber nicht konsequent, *ó*, nie aber *uo*. In Pap erscheint daneben auch einmal *iuó*, in *liuóghi*, und *io* wird für die Gegend von Cast Fior bestätigt von Pieri N 6 in *liogo, siono, tiono* (die Formen stammen aus Billi). Auch in Cortona M und P scheinen Reste dieser Lautung fortzubestehen, so in *gliógo* bei Nicch. – Weiter

nördlich, um Arezzo herum, wird (oder wurde) *ǫ́<* zu *iu*: Goidànich, Origine dittongazione romanza, ZrPh Beih 5, 163 zitiert für Gragnone *liugo, liughi* (neben *logo, loghi*), Bianchi 25, und nach ihm wieder Goidànich, für die Camperie *ljugo, l'juva* „le uova" (aber ohne Artikel *uva*), *djulo, djumo* „duomo" (neben *djọmo*), *njuvo, njura* (neben *nọra*), *sjuno* „suono" und *sjulo* „suola"; diese Lautung ist, wie ML Gr 27 f. richtig gesehen hat, bedingt durch voraufgehenden Dental; in den übrigen Fällen lautet das Resultat (abgesehen von *u*) *ọ*, wie in *ọmo, ọpra, cọre, mọre, pọle* „può", *fọra, rọta,* aber auch in *sọcera* und in der genannten Nebenform *nọra*. (Zur Remonophthongierung > *u* s. den Anhang S. 48 f.). Letzter Rest dieses Zustandes ist AIS p 545 *lintsyōli* K 1531 (korrigiert aus *lintsōli*). Derselbe p 545 (Chiavaretto) kennt sonst in den weitaus meisten Fällen nur noch *ọ*, seltener neutrales *o* und in einigen wenigen Wörtern wie *uomo, uomini* (letzteres auch mit *o*), *cuore, fuoco, stomaco, 'rusignuolo'*, *posto* Subst., *oggi* usw. (also meist in Lehnwörtern) *ǫ*. Typisch für das Schwanken auch hier *nuovo, nuova* mit *ǫ*, aber *nuove* mit *ọ*.

Auch Billi, der die Mundart der Chiana schlechthin repräsentiert, schreibt meist *ọ*: *ómo, ómini, bóna* usw., auch in *módo* und *póco* (alle aus Conf); *uo* erscheint in der Conf nur in *figliuolo* und in *taramuotigli* „terremoti" und im Vorton in *vuoltère* (letzteres aus Glossar); daneben, wie oben erwähnt, *iu* in *liogo, siono, tiono* Glossar, also auch wieder hinter Dental.

Für Arezzo endlich gibt Pieri in freier Stellung *ọ*, auch in *rosa, opra, olio, poco, storia*. Pasqui 18 erwähnt *róta, óva, nóve* Adj. Fem. Plur. Der AIS kennt vier Resultate: am häufigsten das vulgärtosk. *ǫ*, in einigen Fällen neutrales *o* (auch in *poco, topo, chiodo, chiodi* und *riposati* Imperativ, also < lat. *au*) und geschlossenes *ọ* (öfters erst als zweites Resultat, nachdem das Sujet zuerst *ǫ* gesprochen hat); mit *ọ* werden hier registriert: *fuoco* 2 mal, '*solo*' „suola", *figliuolo, 'brugiolo', orzaiuolo, nuora, 'carriola', piovere, cuocere* und (< lat. *au*) *poco* und *cosa* (Fragewort). Das vierte Resultat ist *œ*, belegt in *figliuolo, -la, -li* und '*lenzuoli*', also wohl durch das Suffix bedingt. Der Diphthong ist laut AIS vollständig verschwunden.

Schlagen wir aber Pap auf, so erscheint hier *muódo* (mehrmals), *puóco* und *cuosa*, wie im cort. Pieri N 6 zitiert dazu *Tuogna*, wieder wie in Cortona. Die Reduktion von *uo* > *ọ* (später *ǫ*) ist also hier jung, genau wie im cort.

Zu diesen hypertosk. Formen, die das aret. vor 1900 kennzeichneten, und die sich in Cortona bis zu Scheuermeier gehalten haben, treten nun aber in beiden Städten falsche Formen, wie wir sie von Orvieto her kennen. Zuerst in Cortona: hier gilt *uo* gelegentlich auch in gedeckter Silbe, so in *cuosta* Ramp II 23, *tuolse* Mon I 25, *arcuor* „raccogliere" Ramp II 23 und heute noch im Vorton *scuontè* „scontare" Nicch für M und P. Später, aber vielleicht nur weil wir keine älteren Texte besitzen, setzt das Chaos in Arezzo ein. In der ersten Hälfte des 19. Jdt. verwendet Guadagnoli laut Parodi DT (Pieri-Rezension) *cuor-*

no, fuorsi, alluotta und, was nicht minder wichtig ist, mit etymologischem ō *muondo, muoglie, puogli, artuorno.* Dazu kommt wieder Pap mit *signuore, signuora* (3mal) (< ọ⟨, vgl. aber noch heute in p 545 *siñọ̄ra* K 49), *suonno, uotta, suorta, sottopuosti* (< ọ⟩) (auch *cuomme che* mag hierher gehören, da lat. *quo-* kaum erhalten ist). Pieri N 6 ergänzt mit *puorro, duonna, duoglia, aduossa.* Die Erklärung, die Pieri für diese Formen gibt, haben wir schon unter ę zitiert; Parodi DT sieht in seiner Besprechung richtiger, wenn er sagt, es handle sich hier um ein „fenomeno terziario", das die Reduktion von *uo* > ọ und den dadurch bewirkten Zusammenfall mit ọ < lat. ŏ⟨ und ō⟩ zur Voraussetzung hat. Oder besser, es gilt beide Erklärungen zu verbinden. Als von der Romagna und den nördlichen Marken her über Città di Castello (s. oben) die Reduktion von *uo* > ọ auch Arezzo und von da südwärts die Chiana und Cortona zu überschwemmen begann, traf sie im aret.-cort. Raum auf einen Diphthongen, der wie nirgends sonst in der Toskana wieder fest verwurzelt war. Statt nun nach florent. Muster das Resultat von ọ in freier und gedeckter Stellung zugunsten der gedeckten zu verallgemeinern, versuchte man die Parität in beiden Stellungen dadurch zu erreichen, daß *uo* auch in die gedeckte Silbe trat; und da das Produkt der einsetzenden Remonophthongierung nicht wie in Florenz ǫ, sondern wie im nördlichen umbr. Hinterland ọ lautete, wie ọ < lat. ō, wurde auch lat. ō in die Diphthongierung mitgerissen. Später gewinnt ọ < *uo* immer mehr an Boden, die unnatürlichen Diphthonge verschwinden wieder, wenigstens in Arezzo; nur die Umgebung von Cortona bleibt bei *uo.* Unter dem ständig zunehmenden Druck, der sich dem Arno aufwärts bemerkbar macht, wird dann schließlich Arezzo aus der romagn.-nordmärk.-nordumbr. Gemeinschaft herausgebrochen, und ursprüngliches ọ < *uo* nimmt wie in Florenz offene Qualität an. Der Monophthong ọ aber reicht über Cortona hinaus in Spuren bis nach Orvieto hinunter (s. oben).

Im Unterschied zu Orvieto sind in Arezzo – Cortona keine gedeckten *ie* belegt. Das beweist, daß wir richtig gesehen haben. *ie* < ę⟨ ist in der Toskana nicht wie *uo* < ọ⟨ zum Monophthong regressiert. Das tosk.-schriftsprachl. Vorbild mußte daher hier in Richtung auf Unterscheidung der Resultate in freier und gedeckter Silbe wirken. Eben darum genügt aber für Orvieto für ungewöhnliches *uo* die Auseinandersetzung mit dem tosk. Vorbild nicht: seinen falschen *ie* ist ohne den aröm. Umlaut nicht beizukommen, und *uo* verhält sich zu *ie* parallel. Auch wird hier *o* < lat. ō nur in Ausnahmefällen mitgerissen; seine Qualität war im röm. wie im tosk. von derjenigen der aus lat. ŏ entstandenen Produkte verschieden. Die Spuren von ọ < *uo*, die der Atlas aufweist, sind allerjüngsten Datums.

Heute aber sind sowohl Arezzo wie Orvieto von Florenz und dem verflorentinierten Rom bis auf geringe Ausnahmen annektiert.

Besonders stellen wir hier noch die diphthongierten Formen von *poi* „dann, usw." und *nove* „neun", die aus dem tosk. früh verschwunden sind, zusammen.

Puoi (*di* oder *da puoi, (da) puoi che* usw. führen wir nicht besonders auf; s. dazu das Lex; auch die Bedeutung im Einzelfalle – „dann, später, hinter" ist hier irrelevant) ist belegt:

im tosk. Grenzgürtel im aborgh. (*puoi* Laude, s. Röhrsh 27), im aaret. (*puoi* bei Ristoro häufiger als *poi,* Michel 8; Text von 1337, 652, 656) und im acort. (*puoi* in den Lauden, Pass 20).

im aumbr. in Gubbio (*puoi* Lauda 464 usw., total 9mal, *puoje* 463; *puoi* Best mor; Text Ende 14. Jdt. in Guerr 20); Città di Castello (*puoi* im 14. Jdt., Bianchi 24); Perugia (*puoi* De Barth 45, 84, 95 usw., *puoie* 41, 44, 45 usw., häufig, *puoia* 55, *puo'* 48, 92, 120 usw.; *puoie* Rossi Saggi 1335; Stat Per 1342 I 12, 13, 21 usw., sehr häufig; *puoe* Rossi Saggi 1382; *puoi* Gab 1382, 242, 253 bis; *puoie* Comun 1386, 206, 213; Gab 1387, 190, 195; Gab 1388, 61; Comun 1389, 224; *puoi* Gab 1391, 52, *puoie* 44 ter, 54; *puoi* Comun 1410, 77; *puoie* Comun 1458, 52, 67; *puoy* Ann Dec 1463, 173; *puoi* Mat 60, 182; Zuccone 165; Graz 74, 79, 81, total über 150mal, *puo'* 158; *puoi* Franc App M 450, 503; auch in Rom Per Corc *puoie* 61, 64, 65 usw. und in Rossi Scritt *puoi* 252), Orvieto (*puoi* De Barth 338, 342, 352 usw., *puo'* 387; *puoi* Silv 5, 6, 7 usw., total ein paar hundert mal, *puo'* 412), Todi (*puoi* Ugol Jac Ch 61, 67, 68 usw.; *puoy* 14. Jdt., Ceci Jac 107); im aass. (*puoi* Lauda 463, 464 bis, 465; Ugol Jac A 9, 10, 11 usw.) könnte *uo* umlautbedingt sein (kaum aber mehr in Franc *puoi* I 5, 14, 15 usw., häufig, *puoie* I 40). – Zur Weiterentwicklung zu *pue, pua, pu'* s. S. 50.

Nuove „neun", das auch im asen. nachweisbar ist (Monaci Cr 139) ist im aper. gut verankert: De Barth 234, 277; Comun 1389, 231 bis; Ann Dec 1430/31 in Graz 339 bis; Ann Dec 1444, 24, 26 bis, 28 (auch *nuovecento* 24); Ann Dec 1502 in Frolliere 449; Zuccone 182, 199 (aus den Jahren 1536 bzw. 1544); Graz 80, 151, 374, *nuovi* (nach *dieci ?*) 169 (auch in bezug auf einen Seneser Magistrat, der aus neun Personen bestand: *gli Nuove* 177, *gli Nuovi* 176); Franc App M 481; aass. *nuovi* Ugol Jac Glossar (aus A) ist ein Beweis mehr für die nicht umlautgebundene Diphthongierung in freier Silbe (-*i* ist sekundär). Bis heute hat sich die diphthongierte Form in Mittelitalien einzig in Cortona erhalten, AIS K 288 *núave, nų́åve,* oder sie ist dort im Zuge des Ersatzes von schriftsprachl. *ǫ́‹* wieder neu gebildet worden, und so in *dišannų́åve,* hier auch in Civitella, aber veraltet, *dįćiannúavę* K 297.

Anhang: Remonophthongierung > *i*, *u*

Der Wandel von *ie* > *i* und von *uo* > *u* setzt die fallenden Diphthonge *íe* und *úo* voraus. Er ist nicht auf unser Gebiet beschränkt, auch ältere tosk. Texte kennen ihn. Eine systematische Zusammenstellung der Belege aus ganz Italien ist noch nirgends versucht worden. Da man (s. unten) Umbrien für seinen Herd erklärt hat, wollen wir hier die Fälle, auf die wir in unserm Gebiet gestoßen sind, zusammentragen.

Die Remonophthongierung von *ie* > *i* ist seltener als die von *uo* > *u*. Aus ältesten tosk. Quellen sind belegt Sangeminiano *Piro* Monaci Cr 32, asen. *Orvito* und *rechide* Hirsch I 524, aflorent. *Sina, divito,* Castell 45 n. 1. Weitere Beispiele, besonders aus Zusammensetzungen, zitiert Schiaff F 315 s. v. *firini*. Aus dem aret.-cort.-umbr. Raum sind für die ältere Zeit zu nennen aass. *live* „levi" 3. Konj. Ugol Jac A 19, aper. *tine* „tieni" De Barth 69, 228, aaret. *dide* Chiose cagliaritane, Parodi Rima 133. **Rechire* wie das asen. *rechide* ist auch für Guitt gesichert (: *dere* „dire", Parodi Rima 132). Auch sonst scheint der Wandel auf gewisse Wörter und Formen beschränkt oder an gewisse lautliche Bedingungen geknüpft zu sein. Aorv. **fire* „fiere" (durch den Reim erwiesen bei Simone Prudenzani, Parodi ibid. 132 n. 1) deckt sich in seinem Bau mit aass. *firite* „ti ferisce" (Jacopone, nach Monaci Cr 472; die Lesart stammt laut Brugn Jac 157 aus dem Angelico[2]); und so kehrt asen. *insime* Hirsch I 520 wieder in aaret. *insimi, asimi, ensimi* (Chiose cagliaritane, Parodi l. c. und neuaret. *ensime* Salv FP, atod. *lita* „lieta" (bei Jacopone, Ferri Jac 16; Ugol Jac Ch 61 *lieta* reimt mit fer*ita* und schern*ita*) stimmt zu aorv. **lito*, **lita* (beide durch den Reim erwiesen bei Simone Prudenzani, Parodi l. c.), aflorent. *dici* „dieci" Riccomano, Monaci Cr 351 deckt sich mit aorv. **dicie* (*i*-Reim bei Simone Prudenzani, Parodi l. c.), aper. *dice* Franc App M 450 mit Pian d'Arezzo *djici* Bianchi 25 (zu *dieci* vgl. ferner AIS K 288 für die Romagna und die Abruzzen). Am häufigsten erfolgt die Reduktion zu *i* hinter Kons. + *r*: aflor. *prigho* Schiaff TF 153, acort. *prigo* Trist Pref 133, aper. *prigo, priga, prigote* Rom Per Corc 65, 70, 97, dazu **prigo* erwiesen durch den Reim für das asen. (intrego: istrego: prego, Hirsch I 537); acort. *brive* Trist Pref 133; aaret. *prima* „prema, eigentlich priema" Barberino, Bull. Soc. Dant. 3, 98; atod. **prina* „pregna" (erwiesen durch Ferri Jac 61 prena : vena : vicina : mena; vgl. dazu aröm. *priena* bei Vattasso, Aneddoti in dialetto romanesco del sec. XIV, Glossar); aper. *Arciprite* „Arcipreti (Peruginer Patrizierfamilie)" Mat 27, 83, 100 usw.; alteugub. und aper. *triva* „tregua (ältere Form *triegua*)" Guerr 71; Zuccone 166, 176, 186; dann vor allem im Suffix *-iere*: Sangeminiano *Rugiri* „Ruggiero" Monaci Cr 31, acort. *verçiri* Sing. und *cavalire* Plur. Trist Pref 203, *iscudiri* Plur. ibid. 133, *barbiri* Sing., *tertiri* Sing. „terziere", *rasira* alle Pass 20, *battirlo* „lo batterono (lo battiero)" (das wir hier wegen seines ähnlichen Baus anschließen),

ibid. Laude, alteugub. *lemosiniro* Guerr 3, acastell. *enfermiri* Sing. 14. Jdt., Bianchi 24, aper. *schinire* „schiniere" Sing. Mat 99, aass. *Judire* „Giudei" Plur. Lauda 464, *forestiri* Plur. Franc I 21, aorv. *bannire* „bandiere" Silv 42 und atod. *entire* Masc. Plur. „interi" (Jacopone nach Monaci Cr 478; Brugn Jac 339 gibt diese Variante nicht, Ugol Jac A 20 liest *entiere*, Ferri Jac 124 *enteri*); durch den Reim erwiesen sind ferner aass. **volontire* (Ugol Jac A 46 volontiere : unire : salire) und atod. (alle nach Ugol Jac Ch) *cavaliri* Sing. (: servire) 64, 79, **aversiri* Sing. (: servire) 65, **pensiri* Sing. (: punire; ferire : maledire : proferire usw.) 79, **cociniri* Sing. (: vedere) 81 (vgl. noch Ferri Jac *balestrire* : ferire 43; *sparvire* : gire : udire 122, usw.) und aorv. **chavalire*, **mestire*, **primire* und **panire* (im Reim mit *-ire* Verben bei Simone Prudenzani, Parodi Rima 132 n. 1); vgl. dazu Pian d' Arezzo *bicchjiri* „bicchiere" Sing. und *candegljiri* Sing. bei Bianchi 25, Chiavaretto *bičtri* „bicchiere" K 1336, dann sanmar. *stallir, barbir, bicchjîr* Zucc Orl 325 ff., ferner neubologn. *mstir, pinsir, furastir, bandira, vluntira* usw. bei Rohlfs Gr I 167, die märk. Beispiele bei Neum WB 24 und die KK 1336 (*bicchiere*; für das romagn., march. und abruzz.), 199 (*mestiere*, für das romagn.), 272 (*statera*, für p 569) und 978 (*saliera*, für das abruzz.), usw. Sonst ist aus den lebenden Mundarten nur wenig beizubringen, so etwa Loreto *bitole* „barbabietole" AIS K 1362; besonders beliebt ist *i* im romagn., vgl. *zil* „cielo", *siva* „siepe", *liva, livra* „lepre", *fivra* „febbre" usw. bei Schürr RLiR 9, 218 und Rohlfs l. c.

In den unerklärten aumbr. *mieco, tieco, sieco* sehen wir jetzt eine falsche Reintegration von vermeintlich zu *i* regressiertem *ie*. Dabei gilt es zu beachten, daß die Formen ausschließlich aus der Laudenliteratur stammen, die letztendlich bei Jacopone von Todi ihre Quelle hat. Nun verwendet Jacopone neben *me, te* als betonte oblique Pronomen auch *mi* und *ti* (< *mihī, tibī.* vgl. dazu die Formenl.), wie heute noch das südliche Latium und u. a. auch das kors., s. Rohlfs Gr II 165. In Ugol Jac A *con mico* 57 sehen wir nicht eine sekundäre, sondern eine primäre Form; lat. *mecum* ist durch *micum* (vgl. spätlat. *micum, ticum* bei Schuch 1, 254, sp. *conmigo*, usw.) ersetzt und anschließend falsch rediphthongiert worden. Sollte der Ansatz **mīcum* nicht möglich sein, so wäre immer noch ein durch Umlaut zu *mico* gewordenes *meco* in Betracht zu ziehen, mit derselben sekundären Falschintegrierung zu *mieco*.

Einen Fall für sich bildet *i* < Kons. + *l* + *ē* oder *ĕ*. Am weitesten verbreitet ist *pino* < *plēnus*; es reicht vom piem. und lig. ins emil., deckt die Romagna, die Marken und die nördlichen Abruzzen mit dem nordöstlichen Latium, und etwas weiter südlich beginnt es wieder auf ganzer Breite und nimmt den ganzen Mezzogiorno ein bis zu der Linie, wo *e* sowieso als *i* erscheinen muß. Da in vielen Gebieten der Umlaut in den masc. Formen das *i* bewirkt, interessieren uns dort bloß die fem. Vertreter. ML Gr 52 erklärt in diesem Falle die weite Verbreitung des *i* aus dem voraufgehenden Palatal *(l > i)*. Masc. *i*-Formen sind

schon apiem. (Salvioni, Lamento della Vergine in antico dialetto pedemontano, 11) und alig. (vgl. Schädel, Ormea 18; im alig. auch das fem. *pina*, Monaci Cr 439). In Umbrien ist *pino* belegt im aeugub. (*pino* Lauda 464, *pina* ibid., im Reim mit Magdalena; dann wieder *pina* bei Guerr 86), im aass. (*pin* Lauda 463 ter, *pino* Ugol Jac A 16, 28, 39 usw., ebenda *pina* 14, 16, 20 usw.), im aper. (*pini* Franc I 64, Zusatz von P, und II 373 für N, bei A, P und M *pino*) und im atod. (Ferri Jac passim in allen Formen). In den modernen umbr. Mundarten lebt es nur noch im Norden: eugub. *pina* Mazz 25, Pietralunga und Loreto *pino* und *pina* KK 1334, 1335 (in Loreto auch *pyẹna*), castell. *pino* Bianchi 24 (neben *pieno*), ferner in Norcia *pina, pine* Fem. Plur. KK 1334 und 1252. Ähnlich verhält es sich mit aaret. *ghisa* „chiesa" 1. Hälfte 15. Jdt., Pasqui 34, heute noch Pian d'Arezzo Bianchi 25 und castell. (selten) ibid. 24. Auch *chirico* „chierico" wird so aufzufassen sein; es ist belegt im aumbr. in Perugia (De Barth *chirici* 433, dazu *chirica* „chierica" 461), in Assisi (Franc I *chirici* 338 usw., *chirci* 100, auch Norcia *chirice*, Zusatz von N, 282) und in Orvieto (Silv *chirico* 114, 118, 123 usw., häufig).

Im Hiat ist die Reduktion von *ie* > *i* vor *-o, -a* und *-e* auch in der Schriftsprache üblich (*mieo* > *mio* usw., *dieo* > *dio*); nur vor *-i* bleibt hier *ie* erhalten (*miei*). Unsere Mundarten gehen hier mit einigen andern weiter. Zu den Possessivpronomen s. die Formenl.; besprochen seien hier nur *piede (piedi), lei* und *sei* „du bist; sechs".

In *piede* wird *ie* > *i* im aper. *appide* „appiè" Mat 146 und etwas später im ravenn. *pit* Plur., Schürr RDSt 1, 62; heute ist es noch im pesar. *pid* Plur. Pizzagalli und in Petritoli *pidu* Sing. (aber vielleicht sekundär nach dem Plural gebildet, Neum WB 24) erhalten. Dort wo *-d-* gefallen ist, wo also *ie* in den Hiat gelangte, erscheint die Reduktion auf viel weiterem Gebiet. Wir müssen dabei den Sing. und den Plur. auseinanderhalten, da im umlautenden Gebiet häufig singularischem *e* im Plural aus dem Systemzwang heraus *i* entspricht. Im Sing. sind *i*-Formen nachgewiesen (AIS K 163) im romagn. *pía* p 439, nordmärk. *pía* p 529, *pía* p 538, *pía* p 536 (hier veraltet), dazu urbin. *pia* (contad.) Conti, arcev. *pio* (veraltet) Croc 2 (schon im 18. Jdt., Croc PDM 1, 194), ancon. *pïa* (contad.) Spotti. Dazu kommen für Umbrien eugub. *pio* Mazz 199, 253, 304 usw., *da pịo a* (Battisti T; dort „contad. *pía*") und castell. *pio* Bianchi 25; Magh 190. Im Plural ist *i* von Venetien über die Romagna und die Marken bis in die Abruzzen verbreitet, s. AIS KK 163 und 1677; wo ihm nicht singularische *i*-Formen entsprechen, ist wohl in den meisten Fällen mit dem Umlaut zu rechnen. Die ältesten Beispiele sind: aass. *pie* Lauda 467 (im Reim mit *mie* (peccata), wo *mie* vielleicht auch als Masc. Plur. zu interpretieren ist, da die *-a* Plurale im umbr. seit alters auch masc. sind; es wäre somit auch *piei* : *miei* möglich, und der Schreiber hätte nur zugunsten des ihm vertrauten *mie* „miei" (vgl. die Formenl.) unter Reimzwang *pie* angesetzt. Der Beleg ist also unsicher), dann afaent. *pie* Ende 15. Jdt., Schürr RDSt 1, 60, aromagn. id. Pulon Matt, Schürr ibid. (*ie* oder *ié*

zu sprechen?) und ravenn. id. ca. 1630, Schürr ibid. 1, 62. Für die nördlichen Marken sind besonders zu nennen *pįa* in pp 528, 536 (veraltet), 529, *pīe* in p 547, *pīa* in pp 538, 547, 548, dazu arcev. *pia* Croc 2 (schon im 18. Jdt., Croc PDM 1, 194). Dazu treten die umbr. Belege: Loreto *pía*, Gubbio *pia* Mazz 31, 269, 316, castell. *pii* Magh 188, *pi* Bianchi 25; Magh 188, *pia* Magh 189, perug. *pia* Battisti T (dazu der Herausgeber: „in certe varietà trasimene e gualdesi *pía*; nel perug. orientale e abbastanza diffuso il plurale *piə*"; *pia* auch bei C'Imp 14. 11. 26), vielleicht sogar acort. *pie* Ramp II 8 (aber die Betonung ist unsicher). Auch in *treppiede* AIS K 934 liegt in den Mundarten meist der Plural *piedi* vor; *i*-Formen reichen daher hier wieder vom venez. über das romagn. und march. bis ins abruzz. Wir nennen nur aus den nördlichen Marken *trįpía* p 528, *trepía* p 529 und *trįppía* p 548; nur eine *i*-Form reicht hier hinüber nach Nordumbrien: Loreto *treppía*.

Das Pronomen *lei* wird über *liei* (vgl. oben unter *ę*) zu *lie, lia, li* remonophthongiert. Der älteste Beleg stammt aus dem aorv.: *lie* bei De Barth 385, 387, 391 usw. Etwas später erscheinen Reduktionsformen im romagn.: afaent. *lie* Ende 15. Jdt., Schürr RDSt 1, 60, aromagn. id. Pulon Matt, neben *qulie, stie, qustie,* Schürr ibid. 1, 61 (alle mit *ie* oder *ié* zu lesen?) und im ravenn. *lie, li,* Schürr ibid. 1, 62. In den modernen Mundarten reicht *lia* usw. vom venez. (*culia, custia* Ascoli, AGl 2, 444 n. und 449 n.) über die Romagna und die nördlichen und zentralen Marken bis nach Todi und Arezzo-Cortona. Belege: romagn. *líə, lí* bei Schürr, RDSt 2, 140 ff., urbin. *lia* Conti (auch *clìa, costìa*), arcev. *lia* Croc. 2 (dazu *culía, custía, tustía* 32), Jesi *lia* Croc PDM 2, 24, Fossombrone id. a. 1819, ibid. 1, 191, Fano id. ibid. 2, 113, pesar. id. Pizzagalli, ancon. id. Spotti XII; eugub. id. Battisti T und Mazzatinti 139, 171 bis, Costacciaro id. Pap, castell. id. Bianchi 25 (auch *culia*), Bald 11, 12, 16 usw., *lie* Pap, perug. contad. *lia* Pap, Torelli, Calz, Ber, C'Imp passim, ass. id. Pap, folign. *lìa* Maur 247, tod. *lia* Ceci 12, 18, 33 usw.; aret. *gli* Pasqui 24, Pian d'Arezzo *lji* Bianchi 25, Tornia *lia* CerroL 166, 167, 168.

In *sei* „sechs" reichen keine *i*-Formen nach Umbrien hinein; zu ihrer Verbreitung s. AIS K 286 und Neum WB 24, auch arcev. *sia,* Croc 2. – Anders bei *sei* „du bist". Die *i*-Formen sind hier im einzelnen schwierig zu beurteilen, da mannigfache Ausgleichungen (auch mit dem Konj.) stattgefunden haben mögen. *Si* u. ä. sind über fast ganz Italien verbreitet, vgl. vor allem AIS K 1690. Wir beschränken uns auf das umbr. Gebiet. Hier erscheint im aper. *si* Rossi Scritt 191, aass. id. Franc I 136, aorv. id. De Barth 341 ter usw., dann atod. *sij* Ugol Jac Ch 60 und *sy'* ibid. 74, 80; moderne Belege: eugub. *si* Mazz 50, 56, 57 usw., hier die Normalform, *sci* Mazz 54, folign. *si* Mazz 234, *sci* Mazz 164, 258, Trevi *si* K 712, spol. *sci* Chini 17, 25, 29 usw., Terni *si* Maur 84, 85, Amelia id. K 1690 und Norcia *ši* K 53. Die *i*-Formen sind also in Umbrien auf den Osten beschränkt; sie stehen hier in unmittelbarem Zusammenhang mit dem romagn., march. und abruzz. Außer

dem AIS vgl. man noch Schürr RDSt 1, 60 ff. und 2, 40 ff. und Croc PDM 1, 183, 201 und 2, 44 usw. (passim).

Zur weiteren Verbreitung der Erscheinung im Hiat vgl. etwa AIS KK 1640 und 1670 *indietro*, mit den Typen *indrío* im venet., *indrí* im romagn. und *indría* in den nördlichen Marken, oder die Entwicklung von *petra* > *pría* in vielen oberit. Mundarten.

Die Reduktion von *uo* > *u* ist weiter verbreitet als die von *ie* > *i* und scheint nicht an bestimmte Worttypen oder lautliche Gegebenheiten gebunden zu sein. Für das atosk. vgl. Parodi in Bull. Soc. Dant. 3, 98 mit weiteren Literaturangaben, Schiaff TF 307, Castell 45 n. 1 und Hirsch I 542. Schon Dante verwendet Purg. 19, 81 *furi* „fuori" im Reim mit sicuri und duri. Von *puse* (und *respuse*, eventuell auch *pusa*), die nicht sicher hierher gehören, haben wir schon oben unter *ọ* gesprochen, und ähnlich wird es sich mit den stammbetonten Formen von *scoprire* verhalten (nper. z. B. *scupre* Calz I 10 usw., *scùprono*, I 10, *arcùprono* I 80; s. Zusammenstellung der Formen im Lex). Auf unserem Gebiet erscheint *u* sonst noch in folgenden Fällen: asansep. *giuco* Parodi Rima 132 n. 1; aaret. *bun* Conti antichi cavalieri, Röhrsh 27 (hier vielleicht durch den Vorton bedingt), *buno, umo, lugo* Chiose cagliaritane, Parodi ibid. (vgl. auch *lucu* bei Rainiero di Perugia, Monaci Cr 524); acort. *ruta, Bucena* (neben *Buocena*), *Bagniulo, Ceriulo, Ciriulo, Musigliulo* alle Pass 20 (nur bei einem der beiden Schreiber), *lugo, giuco, affuri che* Trist Pref 134; alteugub. *tremuto* „terremoto" Guerr 82 bis, dazu Plur. *-uti* 66, 67, 74 (vgl. AIS K 400 mit *u* auch außerhalb unseres Gebiets); aper. *upere* Subst. Plur. De Barth 162 ter, *figliuglie* ibid. 128, de *bun* cuore ibid. 264 (wieder vortonig); aass. *luco* Ugol Jac A 54, *stu* „stanno (statt sonstigem umgelautetem *stuò*) ibid. 56; aorv. *figliula* Silv 7, *Torgnula* ibid. 336, vielleicht auch das unter *ọ* erwähnte *Honufrio* ibid. 262. Für das aaret. und aorv. ist die Reduktion ferner gesichert durch Reime vom Typus *bono* : *comono* bei Guitt, Parodi Rima 134 (vgl. aber Bd. 71, S. 203) und *dicitore* : *di fuore* : *magiure* bei Simone Prudenzani ibid., 132 n. 1, für das aass. durch *puoni* : *persone* : *baruni* Ugol Jac A 20 und *mora* : *altura* : *armatura* ibid. 46 und für das atod. durch *nora* : *dura* Ugol Jac Ch 64 (falls *nura* nicht als Latinismus aufzufassen ist). Moderne Belege: aret. *mujo* „muoio" Salv FP, Pian d'Arezzo *muvo, giuco, figliuli, fagiuli* Bianchi 25, Chiavaretto *brišúlo* „brugiolo" K 685, also beschränkt auf den aret. Raum, dazu *trúppo* (statt **trúoppo* mit Umlaut, sehr stark akzentuiert und darum reduziert) in Norcia KK 841, 943, 1105, 1652) und vor allem *turlo* „tuorlo" AIS K 1135 in Chiavaretto und p 535, dann im castell. Magh, in den nördl. Marken p 528 und im romagn., wenn es sich hier nicht um nochmalige Steigerung eines bereits im tosk. vor *r* + Kons. zu *ọ* gesteigerten *au* handelt. Wenn sich für die Reduktion auch keine Gesetze aufstellen lassen (s. oben), so wird die Tendenz dazu doch begünstigt durch voraufgehendes *l, ł, ñ* und *ǵ* (in den drei letzten Fällen setzt die Reduktion von *uo* > *ọ* im tosk. am frühe-

sten ein), und es wäre durchaus möglich, daß nicht von *úo*, sondern von *íu* (besonders im borgh.-aret.-corton. Raum) als Vorstufe auszugehen ist; aret. *mujo* ist mit asen. *cuio* „cuoio“ Hirsch I 542 und Fällen wie franz. *nuit* zu vergleichen.

In älterer Zeit wird besonders im Südwesten, in neuerer auch im Norden, *ọ* scheinbar in Diphthongierung hineingezogen. Die neuaret. und neuorv. *uo* < *ọ* haben wir oben (unter *ǫ*) erklärt. In den hier zu besprechenden Fällen liegt die Sache anders. Es handelt sich offenbar um falsche Reintegration eines *u* entweder in Lehnwörtern, wo lat. *ŭ* erhalten geblieben, oder um Typen, in denen *ọ* aus irgend einem Grunde zu *u* geworden war. So erklären wir asen. *suopra* Hirsch I 543 (vgl. den Latinismus *supra* unter *ọ*), asen. *luoglio* „luglio“ ibid. I 548, aorv. *vuolgo* Silv 447 (vgl. *vulgo* unter *ọ*), *giuovane* Silv 422 (vgl. den Latinismus *giuvane* beim selben Autor 47; vgl. aber auch afr. *juefne* usw., das **jǫvenis* voraussetzt), *cuorlo* „carrucola“ (< **cŭrrulus*, REW 2415 b) Silv 365 (vgl. das unter *ọ* zu *cŭrrere* gesagte; hierher auch aaret. *cuorieri* „corriere“ bei Ristoro, Röhrsh 27, also sogar im Vorton), *scruopoli* „scrofole“ Silv 357 (< *scrōfulae* × *scrŭpuli* = it. (gelehrt) *scrupoli*), *nascuosero* Silv 28 (von *risposero* bzw. *rispusero*, vgl. unter *ọ*, attrahiert und falsch reintegriert), atod. *iuova* Ugol Jac Ch 60 (in diesem Falle für nicht belegtes **iuva* als Lehnform zu lat. *iŭvat*, oder liegt eine Basis *iŏvat* mit *ŭ* > *ŏ* vor *v* wie in **jŏvenis* zugrunde?), aper. *duove* „dove“ De Barth 143 bis, 219 ter (statt *duve*, vgl. unter *ọ*), *maiuore* ibid. 225 (statt *maiure*, vgl. unter *ọ*), *vuoie* „voi“ Rin 108 (vgl. *vui* unter *ọ*, u. a. im Rom Per Corc), letzteres erhalten im eugub. *vuo*' Mazz 98 (neben dortigem *vui*) und aper. *fuoi* „fui“ Rossi Scritt 307, auch aorv. bei Simone Prudenzani, Schiaff 118 n. 3. Vielleicht gehören hierher auch aper. *tartuofane* „tartufi“ Gab 1391, 40, für welches wir unter *ū* eine andere Erklärung gegeben haben, und *fuorse* Franc App M 498, trotz der gedeckten Silbe, vorausgesetzt, daß *o* vor *r* + Kons. gesteigert worden wäre (vgl. aber auch arcev. *fuórǵa*, Merlo Cervara 20 n. 7). Ob nicht auch die asen. *uono, niuono, ogniuono* Hirsch I 548 (auch alunig. *ciascuono* Faye 482) statt von *homo* beeinflußt sich aus dieser Situation heraus erklären? Auch für acort. *ruogna* „rogna“ Mon I 36 (Etymologie unklar, aber jedenfalls mit *ọ*) möchten wir nicht an falsche Diphthongierung nach orv. und aret. Muster glauben (es wäre das einzige corton. Beispiel für mitgerissenes *ọ*; s. oben unter *ǫ*), sondern lieber an Hyperreintegrierung eines vor *ñ* fast zu *u* geschlossenen *ọ*. Nichts mit diesen Falschbildungen hat aorv. *piuovare* (wie im asen., Hirsch I 543) zu tun; es setzt mit it. *piòvere* ein lat. *plŏvere* fort und ist mit der Erhaltung des Diphthongs gerade wieder für das aorv. charakteristisch.

Im Hiat ist die Reduktion von *uo* > *u* wie die von *ie* > *i* auch schriftsprachlich, und zwar wieder vor *-o*, *-a* und *-e* (*tuo, tua, tue*; *suo, sua, sue*; *bue)*, nicht aber vor *-i* (*tuoi, suoi, buoi)*. In den Mundarten gilt auch vor *-i* wieder weitherum das Resultat *u*. Zu den Possessivpronomen s. die Formenl.; hier stellen wir nur den Plural von *bue*,

pue aus älterem *puoi* „dann“, *vui* „du willst“ und *pui* „du kannst“ zusammen.

Aus dem aaret. ist *bui* „buoi“ aus dem 14. Jdt., Parodi Rima 132 n. 1, belegt, aus dem acort. *buie* noch früher, Pass 20 mehrmals (aber nur bei éinem Schreiber); *bui* ist auch neuaret., Pasqui 24 und gilt im Pian d'Arezzo, Bianchi 25. In Umbrien reicht *bua* im Süden bis Perugia Torelli, Verga 13; es folgen in nördlicher Richtung: castell. *bua* Bianchi 26, Magh 189 und *bu* Magh 188, eugub. *būa* Battisti T, Loreto *bū́a*, *bū́a*, *bṳ̄́a* KK 1042, 1237, 1238; von hier aus greifen *u*-Formen hinüber in die nördlichen Marken: Sant'Angelo in Vado *bua* Magh Glossar, urbin. id. (contad.) Conti, Fossombrone id. Croc PDM 1, 120, ferner *būa*, *bṳ̄a* in den pp 536, 529, 528 (vgl. auch arcev. *bua*, Croc 3), in die südlichen Marken (*vūa* p 557, *vuį* p 567) und vor allem ins romagn. (schon afaent. *bue* Ende 15. Jdt., Schürr RDSt 2, 62; dann neuromagn. *buə* ibid. 2, 149, *bu* ibid. 2, 146 ff.; *búa* pp 439, 479, *bū*, *bṳ̄* pp 490, 478, 458, 467, 456, 446, 455).

Für *pui*, *pua* usw. „dann“ ist von der unter *ǫ* besprochenen diphthongierten Form *puoi* auszugehen. *Pui* steht schon bei Dante und Cavalcanti im Reim (Vita Nuova Kap. 31; AGl 1, 454 n.). Älteste Belege für unser Gebiet sind aaret. **pui*, bei Guitt mehrfach durch den Reim gesichert, Parodi Rima 132 f., acastell. *pui* 14. Jdt., neben häufigerem *puoi*, Bianchi 24, aper. *da puie* Ann Dec 1430/31 in Graz 345 und aass. *pui* Franc I 94 (Jacoponisches *puy* bei Monaci Cr 472 wird bei Ferri Jac durch *poi* ersetzt, und Brugn Jac 159 gibt diese Variante nicht). Der älteste Beleg stammt aus dem abologn.: *pu* Monaci Cr 361, aus dem Jahre 1281. Wir beginnen daher mit den neueren Formen im Norden: ravenn. *pu* ca. 1630, dann 1710 und 1799, Schürr RDSt 1, 64 f., neuromagn. id. Schürr ibid. 2, 146 ff., sanmar. *pù* Zucc Orl 323 ff., arcev. *pue* Croc 3 (schon im 18. Jdt., Croc PDM 1, 194), fabrian. id. a. 1797, Croc PDM 2, 138, dann weiter in den südlichen Marken, z. B. San Benedetto del Tronto *pu* Croc PDM 2, 97; umbr. und aret.-corton. Belege: Pietralunga *pú* K 262, Gubbio *pu* Battisti T, *pu'* Mazz 87, 298 und *pua* Mazz 216; borgh. *pù* Pap, castell. *pu'* Magh 188, Bald 8, 11, 15 usw. und *pua* Bianchi 24, umbert. *pu* C'Imp 3. 6. 28 bis, perug. Stadt *pu'* Ang Ca 6, usw., Contado id. Torelli, Calz, C'Imp alle passim, Marsciano *pù (eppù)* Garb 86, Todi *pue, eppù* Pap; folign. *pua* Mazz 261, Montefalco id. Boll Montef 3. 7 mehrmals, spol. id. Chini 15, 17, 30 usw. und *pu'* (seltener) 12, 104, 11 usw.; aret. *pu'* Pap, *pu* Salv FP, chian. *pù* Billi passim, Cast Fior *pu* Tosi 218, Tornia *pu'* CerroL 140 usw., corton. *pu* schon Mon II 43, 67 und Ramp I 17, II 13, 35; *pu'* Nicch für M und P; Orl Zucc für die Campagna; Berti *pu'*, *pùe* für die Campagna. (Die häufige Konkretion mit *e* zu '*eppoi*' ist nur berücksichtigt, wenn sie allein belegt ist.)

Auch castell. *'n pu'* „un po'“ Bald 9 und *quel pu'de* „quel po' di“ Bald 29 und p 566 *ṃ bell pụa* „molto“ AIS K 841 dürften über verkürztes *puoco* im Hiat entstanden sein, vgl. im Lex das zentralumbr. *poe*.

Ähnlich wie *puoi* „dann“ werden *vuoi* „du willst“ und *puoi* „du kannst“ zu *vui, pui, vue, pue, vu’* usw. remonophthongiert. Die ältesten Belege stammen hier aus der Romagna: acesen. *vutt* „vuoi tu“ Schürr RDSt 1, 63, dann ravenn. *uut, ut* ca. 1630, ibid. 1, 64; neuromagn. *vu* ibid. 2, 145 ff. und *pu* ibid. 2, 147 ff., vgl. AIS KK 1010 und 1694 *vu̯a* in pp 439, 467, 479, *vū, vū̯* pp 446, 455, 456, 458, 459, 476, 478, 490 und K 1694 *púa* in pp 439, 479, *pū, pū̯* pp 446, 456, 458, 478; dann nordmärk. *vū̯, pū̯* in Sant’Agata di Feltria (p 528), *vúa, pū́a* in p 529, *vú̯y* in p 536, Fano *pu* Croc PDM 2, 116, urbin. *pua* (contad.) Conti, Sant’Angelo in Vado *vua* Croc PDM 2, 124; umbr.-aret.-corton. Belege: Pietralunga und Loreto *vūy, pūy,* Gubbio *vûi* Mazz 41, 64, 95, *vūj* Battisti T, *pûi* Mazz 123, castell. *vu’, u’* Bianchi 25, Magh 188, Bald 25, 47, *pu’* Magh 188, dann auf tosk. Boden Chiavaretto *vū̯, pū̯,* aret. *vú, pú* AIS (*vu’* Pasqui 33), Tornia *vu’* Cerro 16, 19, *pu’* CerroL 166 bis, corton. *vu̯* AIS (*vû* Berti für die Campagna, Glossar), *pû, púe* Berti Glossar für die Campagna. Im zentralen und südlichen Umbrien fehlen entsprechende Formen, aber *vú, pú* erscheinen wieder im südmärk. und nordabruzz., AIS und Croc PDM 2, 97 und 99. (Im corton. ist analog nach der 2. auch die 3. Person mit *u* gebildet: *vû* camp. Berti Glossar, *vûe* camp. Berti 87, *pu* schon Ramp I 18, dann *pû, púe* camp. Berti Glossar, vgl. auch *vul* Berti in Luccacc 233). Da und dort auftretendes *vul* kombiniert mit *dire* im Sinne von „cioè“ erklärt sich aus dem Vorton und zugleich vor *l* + Kons. (bzw. *r* + Kons.), z. B. aper. *vul dir* Franc App M 484, Terni *vurdì* Ant 13, Fermo *ur dì* Croc PDM 2, 143, usw.

Durch Ausfall von *-v-* in den Hiat gelangtes *uo* wird in eugub. *trúa, artrúa* entsprechend remonophthongiert, Mazz 318 bzw. 126. Ähnlich erscheint im venet. nach Verlust des *-d-* weitherum *rua* „ruota“ AIS K 1227.

Nach Parodi Rima 132 ist die Reduktion von *ie* > *i* und *uo* > *u* vom Süden her in die Toskana eingedrungen; „e se fu più che aretino umbro, certo anche più aretino che fiorentino“. Schiaff 84 ff. glaubt, der Herd für die fallenden Diphthonge, also die Voraussetzung für die Remonophthongierung, sei in Umbrien zu suchen. Endlich nimmt Schürr RLiR 9, 216 ff. an, diese fallenden Diphthonge seien, wiederum von Umbrien aus, mit den Laudesi im 13.–14. Jdt. über die Via Flaminia und Aemilia auch in die Romagna hinaufgedrungen (s. dort auch die Karte für die Verbreitung der fallenden Diphthonge, erstellt auf Grund des AIS). Die ersten Belege von *i* und *u* lassen, abgesehen vom *puseru* der Conf, das vielleicht nicht hierher gehört, keine deutliche Wanderung der Erscheinung erkennen. Die fallenden Diphthonge lassen sich natürlich aus den alten Denkmälern nicht direkt herauslesen. Direkte Beweise für ihre Existenz sind vor allem die Endresultate *i* und *u*. Außerhalb des Hiats erscheinen sie allerdings in der Romagna später als in Umbrien und in der Toskana und, wenn man auf *puseru* in der Conf abstellen darf, später in der Toskana als in Umbrien.

Ein weiterer direkter Beweis liefert der Abfall von *-i* nach dem Hiat zu *-a* (*lia* usw., *pua* usw.); aber *-a* erscheint verhältnismäßig spät in den Texten. Fälle wie acesen. *pia* < plebe über **piée* Schürr RDSt I 78, die einen weiteren direkten Beweis erbringen könnten, sind mir aus dem untersuchten Gebiet nicht bekannt geworden. Sicher ist, daß die falschen Reintegrationen *(giuovene, duove, maiuore,* vielleicht auch *miese)* als vierter direkter Beweis wenigstens für die bereits erfolgte Reduktion zum Monophthong im südumbr. zuerst erscheinen, während das romagn. Typen wie *ustarję̇* (ferrar., Schürr RLiR 9, 217) erst in der Neuzeit gebildet hat. Als indirekter Beweis endlich kann die Graphie *ia* für *ie* gelten, die in den nicht genauer lokalisierten, vielleicht aviterb. Formole volgari dell'Ars notariae von Rainerio di Perugia erscheinen: *Raniari, Piatru* und *tiani*; entsprechendes *ia* findet sich im aaret. (*Beneviani, Cancelliari* aus dem Jahre 1240), vgl. zu beiden Gruppen Monaci in Rend. Acc. Lincei 14, 247. Es ist wohl kein Zufall, daß auch *i* gerade in den selben Wörtern und Formen nachgewiesen ist, s. dazu oben. So zeichnet sich denn doch ein Herd der Akzentzurückziehung im umbr.-aret. Raume ab, von dem aus Strahlungen besonders ins romagn. hinauf als möglich erscheinen können. Im übrigen aber kann über *ie* und *úo, i* und *u* nichts endgültiges gesagt werden, bevor das Mittelglied, die märk. und vorab nordmärk. Mundarten, wo *i* und *u* besonders häufig lat. *ĕ* und *ŏ* entsprechen, in historischer Perspektive untersucht sind.

Und dazu kommt noch ein Weiteres. Ist es denn überhaupt wahr, daß die Remonophthongierung immer und überall einen fallenden Diphthong zur Voraussetzung hat, oder besser, handelt es sich in allen diesen Fällen überhaupt um Remonophthongierung? Die Sache ist noch nicht spruchreif, wir können hier nur einige Andeutungen machen. Es muß auffallen, daß eine größere Zahl der angezogenen Beispiele schon im spätlat. mit *i* und *u* belegt ist. Wir berufen uns auf Schuch; belegt sind *pides* „Füsse" 1, 383, *dicem* „zehn" 1, 376, *didit* „er gab" 1, 384, *intiger* „ganz" 1, 387 (in späteren Codices sehr häufig), *lucus* „Ort" 2, 132 (viele Belege; dazu das sehr alte *lucu* der Ars Notariae und *luco* auch im acamp., Monaci Cr 421), *mutu* „Bewegung" 3, 199 (vgl. das weitverbreitete *terremuto*), *curium* „Leder" (3 Belege) (übrigens auch *bus* „Ochse" 2, 100 und *pus* „post, dann" 3, 207 a. 643 in St.-Jean-de-Bournay; vgl. auch *pust(i)* im asard., Monaci Cr 28 f.). Wir wissen nicht, um welche Qualität von *i* und *u* es sich jeweils handelt, die wenigsten Beispiele sind auch datier- oder lokalisierbar, und zudem ist auch immer mit umgekehrter Schreibung zu rechnen; doch wo sich die Beispiele häufen, wie im Falle *lucus*, mahnen sie zum Aufsehen. Dies gilt besonders für *plinus* („häufig in spätlat. Inschriften Frankreichs und Italiens" 1, 92; Belege 1, 292) als mögliche Vorstufe für das weitverbreitete *pino*, und so auch für *ecclisia* 1, 238 = *ghisa* (zur weiteren Verbreitung der *i*-Formen s. AIS K 783) und fr. *église* und *clíricus* 1, 238 = *chirico* und mhd. *chlîrih*. Wir möchten nicht versuchen, diese spätlat. Formen zu erklären; es geht vorläufig nur um

die Frage, ob die roman. *i*- und *u*-Formen nicht ohne Bemühung einer Remonophthongierung direkt ins vulgärlat. zurückprojiziert werden könnten. Was an solchen Formen wenigstens im tosk.-umbr. Raume dann noch übrigbliebe, würde sich in den meisten Fällen wieder anders und auch ohne Regression erklären lassen: *bun(o)* aus dem Vorton (eventuell erleichtert durch vorkonsonantische Stellung im Sing. Masc., wo sich der steigernde Nexus *n* + Kons. ergeben mußte; vgl. auch die oben zitierten *vul dì* „vuol dire = cioè" mit Steigerung vor *l* + Kons.); *tine, rechide, truva* usw. aus den endbetonten Formen, und das häufigste *-ulo* entweder aus einer oben angedeuteten uns vielleicht nur durch Zufall im aret.-chian.-castell. Raum bezeugten Diphthongierungsstufe *iu* oder ausgehend von der Basis *-ōlu, -iōlus, -eōlus,* die heute im ganzen Süden vorausgesetzt werden muß, und die vielleicht einmal bis zur Apeninnengrenze gereicht hat, mit Steigerung von *ō* > *u* hinter der notwendigerweise voraufgehenden palatalen Konsonanz. Ist es ein Zufall, daß sich unter den von Castell 45 n. 1 zitierten aflorent. *u*-Formen- ein *lugo,* ein *buna,* ein *truva* und gleich vier Ableitungen auf *-ulo,* wovon eine, *figliulo,* mehrfach bezeugt befinden? Und die ganze Reihe der *-ulo*-Ableitungen im acort. bei Pass? Die oben gegebene Erklärung der falschen Rediphthongierung würde unter diesem neuen Gesichtspunkt nicht hinfällig; denn in Fällen wie *insime, -ire* für *-iere* und in einigen andern sehen wir noch immer die Remonophthongierung am Werke. Beide Erklärungen schließen einander nicht aus.

T. Reinhard

Nomi fiorentini del Dugento*

Nel 1927 Karl Michaëlsson dava l'avvio, con la sua tesi di laurea [1], agli studi d'antroponimia francese intesi in senso sincronico. Olof Brattö è il primo ad applicare il metodo così fecondo di risultati del Michaëlsson al campo italiano. Il lavoro del Brattö, riguardante i nomi maschili a Firenze nelle generazioni adulte del 1260, e fondato su quella che Giorgio Pasquali definiva „la fonte onomastica più ricca per la città di Firenze" [2], il *Libro di Montaperti* [3], è ben documentato, chiaro, generalmente attendibile nelle conclusioni a cui giunge.

Le statistiche del Brattö „sono stabilite esclusivamente sull'uso del primo nome" (p. 5). Il *L. M.* offre circa 3000 primi nomi (che si riducono a 1500 se si pongon gl'ipocoristici sotto le forme piene), corrispondenti a 6207 individui. Il Brattö sceglie i 203 nomi più frequenti: portati, cioè, da almeno 5 persone. Queste 203 unità onomastiche, che corrispondono a 5005 individui, cioè all' 80 % degl'individui menzionati nel *L. M.*, vengono studiate nel loro complesso nella parte introduttiva (sezione intitolata *Il tesoro onomastico*, pp. 11–61); una per una, da ogni punto di vista, nell' *Elenco alfabetico*, che costituisce il grosso del volume (pp. 62–203) [4]. Il materiale d'appoggio utilizzato dal Brattö è imponente: si veda l'accurata bibliografia (*Materiale adoperato*, pp. 204–209, *Opere consultate*, pp. 210–217). Dalle iscrizioni latine al *Codice diplomatico longobardo* dello Schiaparelli, ai vari regesti e raccolte di carte, in genere anteriori al Dugento, alle fonti contemporanee: mi sembra che l'A. abbia tenuto conto di tutto ciò che veramente importava, con una eccezione [5]. Nella parte introduttiva ven-

* Recensione della tesi di laurea di Olof Brattö, *Studi di antroponimia fiorentina, il Libro di Montaperti (An. MCCLX)*, Göteborg, 1953, Elanders Boktryckeri Aktiebolag, 223 pp.

[1] *Etudes sur les noms de personne français d'après les rôles de taille parisiens (rôles de* 1292, 1296–1300, 1313*)*, I, Uppsala, 1927.

[2] *Conversazioni sulla nostra lingua*, Edizioni Radio italiana, Torino, 1953, p. 76.

[3] Edito da C. Paoli, Firenze, 1889. D'ora in poi verrà citato *L. M.*

[4] Lo schema è quello del Michaëlsson (la seconda parte delle *Etudes* citate sopra, Uppsala, 1936, contiene il *Lexique raisonné des noms de baptême, A–B*).

[5] Alludo alle *Memorie e documenti per servire all'istoria del ducato di Lucca*, tomo IV (parte I, seconda sezione [raccolta di documenti], parte II, prima sezione [raccolta di documenti], seconda sezione [appendice]), a cura di D. Bertini, Lucca, 1818–1836, e tomo V (parte II [documenti dei sec. VII–IX], parte III [documenti del sec X]), a cura di D. Barsocchini, Lucca, 1841. Si tratta d'una fonte ricchissima, anche se non così sicura come il *Codice diplo-*

gono istituiti confronti non solo col materiale che si ricava da registri fiorentini coevi, di carattere più aristocratico del *L. M.* (il *Libro degli estimi,* o, secondo la denominazione tradizionale, *Libro dei danni dati,* ove si registran le perdite subite dai Guelfi nel periodo 1260–1266, ed il *Registro dei Ghibellini* banditi, confinati o dichiarati sospetti nel 1268), ma anche con documenti senesi e milanesi dello stesse periodo (la *Lira 5* dell'Archivio di Stato di Siena, del 1260, ed un lungo elenco milanese del 1266) e fiorentini del Trecento e Quattrocento (le matricole dell'Arte dei medici e speziali, 1297–1445). L'onomastica fiorentina della metà del Dugento, insomma, è il punto centrale, messo perfettamente a foco, d'un'immagine che svanisce via via ai margini, ma che vien data nella sua integrità. Un simile modo di presentazione è senza dubbio il migliore, se non l'unico possibile.

All'inizio della sua trattazione, l'A. dedica varie pagine alla *Ripartizione sincronica dei nomi.* Si distinguon sei categorie: nomi di tradizione religiosa, di tradizione storica, di tradizione letteraria, ipocoristici, augurativi, soprannomi; che si raggruppano in „nomi usati solo per tradizione" (religiosi, storici, letterari) e „nomi usati a ragione del significato ovvio" (augurativi e soprannomi). „I nomi ipocoristici", aggiunge il Brattö, „occupano un posto intermedio" (p. 14 – lo stesso concetto è ribadito a p. 19). Mi sembra sia preferibile dire che gl'ipocoristici vanno coll'uno o coll'altro gruppo secondo la categoria delle rispettive forme piene [1]. Farei una riserva per quel che riguarda il termine „nomi augurativi." Posson definirsi augurativi nomi come *Bentivegna, Dietiguardi, Salimbene,* ecc. Ma bisogna anche tener conto di quella serie di nomi „qui étaient le plus souvent comme un écho de la joie éprouvée par les parents lors de la naissance de l'enfant auquel on l'appliquait, ou parfois aussi de leur déconvenue, et des sentiments mélangés qu'ils ressentaient à propos de cette augmentation des charges de famille" [2]. *Bencivenne (-i), Bencivenisti, Benincasa, Bentivoglio, Benvenuto, Bonaccolto* non sono nomi augurativi, ma apprezzativi. Così pure *Dietifece (-i), Diemidiede (-i); Bonaccatto, Bonagiunta, Bonarrota, Bonaiuto, Bonsostegno,* ecc.; *Boncambio, Bonareddita, Ricovero, Rinnovante,* con gli altri che significano ricupero d'un figlio morto

---

matico longobardo dello Schiaparelli. La citerò di qui in avanti per abbreviazione (*Mem. Lucca*). — Il Brattö avrebbe forse potuto trovar qualche dato utile in opere settecentesche come gli *Ecclesiae florentinae monumenta* di Giovanni Lami (Firenze, 1758) e l'*Italia sacra* di Ferdinando Ughelli (Venezia, 1717–1722).

[1] Vedi anche ciò che dice G. Folena nella bella recensione al nostro libro apparsa in *Lingua nostra,* XV, (1954), pp. 1–6 (*Fra i Lapi e i Bindi del Dugento*): „Gli ipocoristici rappresenterebbero . . . una categoria intermedia (ma direi che qui il Brattö pecca un po' d'astrattismo per amore di simmetria: negli ipocoristici se l'associazione col nome primitivo è sentita non c'è autonomia semantica; l'unica differenza semantica è la nota familiare quando c'è, il che è spesso difficile stabilire, specie su documenti scritti e da noi lontani)."

[2] P. Aebischer, *Preuves anthroponymiques de l'existence du pronom atone ci „nous" en italien au XIIe siècle,* vol. LXVII di questa rivista, pp. 255–256.

o della schiatta in via d'estinzione. Per meglio convincersi si pensi al *Perquezevenisti* che l'Aebischer (art. cit.) segnala in una carta di Gubbio del 1174, ai *Nontivollio* ed agli *Orcibasta* (*Orbasta*) di carte pistoiesi e senesi[1], al *Sopravieni* ed all'*Incresciuta, -i* di altri documenti senesi[2], al *Soperchia* che è anche in un testo fiorentino del Dugento[3]. Tra i nomi augurativi assegnerei un posto speciale a quelli che hanno anche un carattere descrittivo. Sono nomi augurativo-descrittivi *Bonamico, Boncristiano, Bonfante, Bonsegnore,* ecc.; *Migliore, -ato, Riguardato, Baldanza, Rigoglio,* ecc. Particolarmente interessanti i nomi femminili che insistono sul grado e gli aspetti della bellezza, o la mettono in rilievo con paragoni lusinghieri: *Bellafante, Bellassàia, Piubbella, Belcolore, Belriso, Avvegnente* o *Avvenante, Preziosa, Fiore, Fiorita, Fiordivilla, Stellachiara, Diemante*[4]. Alcuni di questi nomi posson esser intesi come vezzeggiativi infantili, poi rimasti invece del nome di battesimo. È molto vicino il confine coi soprannomi: la distinzione è data appunto dal senso augurativo ch'essi possiedono o che si può loro attribuire. I nomi apprezzativi, gli augurativi in senso stretto e gli augurativo-descrittivi appartengono indubbiamente ad una categoria unica, sono espressioni d'una corrente, d'un modo di pensare che ha certo addentellati in regioni ed in età diverse[5], ma che si manifesta soprattutto nell'arricchimento del patrimonio antroponimico d'una regione, la Toscana[6], in un'epoca determinata, che va dal sec. XI al sec.

---

[1] Cfr. Aebischer, art. cit. La *Lira 3* dell'Archivio di Stato di Siena (anno 1235, in volgare) reca *Nottivollio* 4 r. 17. Per *Nontivollio* (o simili) in carte ravennati e farfensi cfr. G. Serra, *La tradizione latina e greco-latina nell'onomastica medioevale italiana,* in *Göteborgs Högskolas Årsskrift,* LV, 1949, pp. 15–16. Il Serra, secondo me erroneamente, considera *Nontivoglio* come nome superstizioso (l'ẹquivalente, in termini atti ad allontanare forze invidiose, di *Bentivoglio*). È dubbio se una tale concezione si possa ammettere anche per altri nomi, come *Malincontro* e *Malavolta.* — Ho trovato *Orcibasta* (trascritto *Ortibasta*) anche in un documento del *Regesto di Coltibuono* (a cura di L. Pagliai, Roma, 1909), n. 522, anno 1193; ed *Orbasta* in uno dei *Documenti dell'antica costituzione del Comune di Firenze* (a cura di P. Santini, Firenze, 1895), p. 96, anno 1203 (l'individuo a cui il nome si riferisce è d'Arezzo).

[2] *Sopravieni* è addotto dall'Aebischer, art. cit.; *Incresciuta, -i* si trovano nella *Lira 2* (anni 1229–1232, in latino salvo qualche carta in volgare), 12 r. 1, 44 v. 4, e nella *Lira 3,* 3 v. 15, 21 v. 7.

[3] Cfr. i miei *Nuovi testi fiorentini del Dugento* (che in seguito citerò *N. T. F.*), Firenze, 1952: *Soperchina,* f. 1290–5. Le *Lire* di Siena hanno *Soperchia* (*Lira 2,* 17 v. 5, 18 r. 15, 40 v. 26, *Lira 3,* 8 v. 7, 11 v. 16, 23 v. 5, *Lira 5* del 1260, 221 v., 261 v., 265 v., 296 v.). In un documento del 1219 contenuto nel *Liber censuum Comunis Pistorii,* a cura di Q. Santoli, Pistoia, 1915, trovo „Petrobonus nepos *Soperchie*" (n. 64, p. 52: si tratta d'un bolognese).

[4] I nomi femminili citati son tratti dai *N. T. F.*, dalla *Lira 2* e dalla *Lira 3* di Siena. *Belcolore,* di boccacciana memoria, è nella *Lira 2,* 39 r. 16 (lo trovo anche nella *Lira 5,* 212 v., 213 v., 242 v., 260 r., e passim).

[5] Cfr., per esempi non toscani e connessioni coll'antichità, l'interessante articolo del Serra citato sopra.

[6] Insieme con la Toscana va considerata l'Umbria settentrionale. Anche a Bologna i nomi di cui parliamo hanno avuto una certa voga. Si vedano gli elenchi di cittadini bolognesi che giurano la pace con Pistoia nel 1219, pubblicati nel cit. *Liber censuum* di Pistoia, nn. 62–78: su un totale di 2179 primi

XIV[1]. Proporrei di chiamare tutti questi nomi ,,nomi immaginativi" [2]. Dopo quanto ho detto sopra, il lettore non si maraviglierà se le affermazioni del Brattö circa l'origine dei nomi immaginativi mi lasciano alquanto scettico. ,,Dobbiamo vedere nello sviluppo descritto", si legge a p. 21, ,,non una creazione *ex nihilo*, ma una elaborazione di concetti preesistenti". E a p. 22: ,,. . . la fonte dei nomi augurativi dei documenti toscani è rappresentata dall'onomastica dell'impero romano, composta da molti elementi disparati. Questa è la spiegazione data dal Serra, alla quale però egli giunge per altra via". Son d'accordo che i nomi immaginativi dipendono da concetti preesistenti (amore per il figlio, desiderio che abbia buone doti e sia protetto dalla divinità, soddisfazione, o, a volte, irritazione per la sua nascita), ma questi concetti sono inerenti non tanto allo spirito della civiltà greco-latina quanto allo spirito umano in generale. Quello che c'interessa è il loro tradursi in espressioni onomastiche pittoresche; e non isolatamente, ma in modo tale da caratterizzare una nazione ed un'epoca. Mi pare che lo schiudersi della fantasia che si nota in Toscana (e zone adiacenti) dopo il Mille sia tutt'uno col fermento di vita che ha avuto poi espressioni così alte, dal Dugento al Cinquecento. Ancora un'osservazione: se i nostri nomi immaginativi derivassero da quelli greco-latini, come si spiegherebbe la loro assenza dai documenti anteriori al Mille? Il Brattö si pone la domanda, e risponde che cio è in parte dovuto ,,al carattere aristocratico (ecclesiastico) di molti documenti, specialmente di quelli che cadono prima del 1100" (pp. 22–23)[3]. Ma prendiamo documenti che offrono un tipo antroponimico non aristocratico, come vari fra quelli contenuti nel *Codice diplomatico longobardo*[4]. Prendiamo per esempio la ,,notitia" di divisione di servi fra Sunderado e lo zio Peredeo vescovo di Lucca (anno 761), che vien citata dal Serra come

---

nomi circa 220 sono augurativi o apprezzativi (considerando come augurativi *Caccianemicus* e *Prendiparte*, come augurativò *Bombellus* e come soprannomi *Bonus* e *Bellus*, e non tenendo conto dei composti del genere di *Bonandreas, Bonusiohannes, Petrusbonus*, ecc.). Ecco alcuni esempi tra i più tipici, in ordine di frequenza: *Bonaventura, Ventura, -ella, -inus* 18 (+ 1 ,,tuscus"), *Bonacosa* 14, *Bonaccursus, Accursus, -ettus* 9 (+ 1 ,,tuscus"), *Bonaiuncta, Iuncta* 9 (+ 2 ,,tusci"), *Bencivenni* 8, *Boncambius, Cambius* 8, *Bonfiliolus, Bonfilius* 7, *Benvenutus, -gnutus* 6, *Bonalbergus, Albergus, -ghettus* 5, *Bonamicus, Amicus* 5, *Bonfante, -inus, Fantobonus, Fantolus, -inellus* 5, *Benentendi* 4, *Bonensegna, Bonan-* 4, *Bonincontrus, Bonon-* 4, *Bonvicinus* 4.

[1] Il massimo dello sviluppo si ha nel Dugento (p. 21).

[2] Si potrebbe usare anche ,,significativi" (,,bedeutungsvoll", cfr. W. Meyer-Lübke, *Einführung in d. St. d. roman. Sprachwiss.*, § 253 della 3a ed.). Mi sembra però che il termine ,,immaginativi" individui meglio la categoria che c'interessa, permettendone la separazione da vari nomi di tradizione religiosa.

[3] L'altra spiegazione del Brattö sarebbe che ,,parecchi di questi nomi non sono la continuazione diretta di un nome latino o greco-latino, ma solo una amplificazione o una elaborazione di un concetto esistente già da molto tempo". Sui ,,concetti preesistenti" vedi quel che s'è detto sopra.

[4] A cura di L. Schiaparelli, voll. 2, Roma, 1929–1933. Comprende tutte le carte italiane del periodo longobardo. D'ora in avanti sarà citato *C. D. L.*

esempio di conservazione, nel nome di quei servi, del suffisso -ULUS [1]. Dei cento nomi di servi riportati, neanche uno è immaginativo [2]. Mi sembra, in conclusione, che il Brattö si sia mostrato, in questo caso, un po' troppo prono alla tesi del Serra (continuazione della tradizione onomastica latina durante tutto il medioevo) [3].

Dopo l'esame dei diversi gruppi che compongono „il ricco tesoro onomastico in uso nel Dugento a Firenze" („di una ricchezza che si può paragonare a quella dell'onomastica dei Greci o dei Germani" si dice più indietro, a p. 13), il Brattö traccia un rapido abbozzo del progressivo formarsi di questo patrimonio (*Tappe dello sviluppo*, pp. 24–26). Nel sec. VIII i nomi germanici (longobardi) conservano ancora la variabilità originaria (in una carta del *C. D. L.* data nel territorio di Lucca nel 773 troviamo *Gumpertus, Raspertus, Dulcipertus filii quondam Asperti*). Allato ai nomi germanici non mancano nomi religiosi e soprannomi. È notevole che l'uso longobardo non conosce i nomi in *-hardus, -ricus, -huc*. Dalla fine del sec. VIII al 1000 circa s'accolgono numerosi nomi d'origine franca (che posson recare, in taluni casi, l'impronta del tramite galloromanzo). Nel sec. XI compaiono i primi nomi immaginativi, che si moltiplicano nel secolo seguente. Entrano nell'uso anche *Arrigo, Federigo, Otto* (per influsso degl'imperatori tedeschi), e *Filippo* [4]. Nel sec. XII, infine, oltre all'infittirsi dei nomi immaginativi, si nota l'adozione di vari nomi letterari e di nomi religiosi introdotti per tramite bizantino.

I tre capitoli seguenti (*Aspetti generali, Aspetti sociali, Città-contado*, pp. 27–35) presentano la situazione onomastica fiorentina alla metà del sec. XIII dal punto di vista statistico. La tabella dei nomi del *L.*

---

[1] „Il modulo dei ‚nomina virilia' in -ULUS . . . acquista sulle più antiche carte medievali dell'Italia centrale, un caratteristico rilievo di romanità nei nomi personali che ne derivano, per il contrasto che balza sulle stesse carte da quei nomi in *-ulu*, propri dei servi, designati da nomi d'origine latina e germanica, in contrapposto coi nomi dei padroni, designati da nomi d'origine germanica (longobarda), trascritti nella loro forma piena, inalterata". E in nota: „Una carta lucchese dell'anno 761 . . . riproduce . . . i nomi dei servi improntandoli tutti o quasi tutti di un identico suggello: della forma familiare del diminutivo in *-ulus*, come a designare l'umiltà dei natali dei servi, segnati da un marchio comune d'inferiorità delle loro persone" (art. cit., pp. 6–7). L'osservazione del Serra non convince pienamente. È molto probabile che l'*-ulus, -ulo* (gen. anche *-ulonis*) delle carte longobarde rappresenti in parecchi casi il noto suffisso diminutivale germanico, soprattutto altotedesco, in *-l-* (cfr., per questo suffisso, F. Kluge, *Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte*, 3a ed., Halle, 1926, § 56, e A. Bach, *Deutsche Namenkunde*, 2a ed., Heidelberg, 1952–1953, § 105). Sembra quindi un po' arrischiato considerare i nomi in *-ulu, -ulo* del documento come caratteristicamente romani. Il suffisso *-ulu, -ulo* applicato ai nomi dei servi non ha, direi, un significato dispregiativo, ma affettivo.

[2] E questo non ci sorprende, perché secondo noi l'affermarsi dei nomi immaginativi come fenomeno popolare d'una certa entità non si può avere che in clima ben diverso: nel clima che il progressivo emanciparsi dei comuni ha creato nei primi secoli del secondo millennio.

[3] Art. cit.

[4] Per *Arrigo* vedi però a p. 83; per *Filippo* a p. 87.

M. in ordine di frequenza (data alle pp. 11–12) mostra ai primi 10 posti (con frequenza superiore a 100) *Iacobus* (261), *Iohannes* (195), *Guido* (165), *Bencivenni* (147), *Ugo* (127), *Benvenutus* (121), *Aldobrandinus* (107), *Bonaiunta* (102), *Boncambius* (101), *Bonaccursus* (100). La percentuale più alta, per i 203 nomi considerati (che corrispondono all'80, 6 % degl'individui), è quella degl'immaginativi (33,6). Seguono i nomi storici (26,3), i religiosi (17,9), i letterari (4,1). Le percentuali dei nomi soprannominali (12,7) e degl'ipocoristici (5,4) hanno un valore relativo, in quanto la maggior parte dei soprannomi rimangono, com'è ovvio, sotto la frequenza 5, e fra gl'ipocoristici (categoria) si noverano solo quelli che posson riferirsi a più nomi. Il *Libro degli estimi* ed il *Registro dei Ghibellini*, più aristocratici del *L. M.*[1], hanno una percentuale assai maggiore (36,8 nel *Libro degli estimi*) di nomi storici, e minore (18,9 nel *Libro degli estimi*) di nomi immaginativi, dei quali ultimi appar chiaro, così, il carattere spiccatamente popolano. Se v'è differenza fra i nomi usati dai grandi e quelli preferiti dai popolani, il tipo antroponimico varia anche, e fortemente, dalla città al contado. Mentre fra i cittadini del *L. M.* (che sommano a 2177 individui) prevale il nome *Iacobus* (163), seguito da *Guido* (70) e *Iohannes* (61), fra gli abitanti del contado (che sono 2828) primeggia *Iohannes* (134), a cui segue *Bencivenni* (105) e solo in terza posizione *Iacobus* (98). I nomi immaginativi son più frequenti nel contado (37,3 %) che in citta (28,8 %), mentre il contrario avviene per i nomi religiosi e storici (rispettivamente 19,4 % e 28,9 % in città, 16,8 % e 24,2 % nel contado). ,,Ha anche un certo interesse", aggiunge il Brattö, ,,vedere la differenza generica che esiste tra l'uso della città e l'uso del contado. La città è rinnovatrice, segue più da vicino la moda, adotta nomi nuovi (*Iacobus, Filippus, Arrigus*). Il contado è conservatore, avverso ai capricci della moda, continua ad usare i vecchi nomi (*Iohannes, Martinus, Petrus,* nomi augurativi)"[2]. La *Lira 5* di Siena (1260) offre un tipo nettamente diverso da quello del *L. M.* Il nome più frequente è *Bonaventura* (67 individui su 1412 = 4,75 %). Fra i primi 26 nomi, 11 sono immaginativi. I nomi immaginativi sono invece molto rari nell'Italia settentrionale: a Milano non se ne trova nessuno fra i primi 50 nomi della lista del 1266[3]. Predominano, in quella città, nomi religiosi e d'origine germanica; il nome più frequente è *Iacobus,* come a Firenze (131 individui su 2087); vengono poi *Petrus* (129) e *Guillelmus* (92).

---

[1] E contenenti, come il *L. M.*, ,,per circa la metà persone della città e per l'altra metà persone del contado".

[2] Per gl'influssi che il contado può aver esercitato sulla città, si veda la cit recensione del Folena, p. 5.

[3] ,,Altrettanto rari sono questi nomi nella raccolta di Chieri del 1253", aggiunge il Brattö, e specifica che ,,indubbiamente le due raccolte sono di carattere plebeo". Anche ,,nelle parti d'Italia sottoposte ad influsso bizantino (Venezia, Ravenna, Bari, Amalfi) . . . i nomi augurativi sono rarissimi" (p. 22). Le cose stanno diversamente per Bologna: vedi la nostra nota 6 a p. 56.

Ai capitoli summenzionati si collegano i due intitolati *Influsso del culto dei santi* (influsso che si dimostra nullo) e *Uno sguardo sull'onomastica del Trecento,* pp. 58–61. Interessantissime le tabelle ricavate dalle matricole del Trecento (prima tabella) e da quella del 1408–1445 (seconda tabella) dell'Arte dei medici e speziali. La prima tabella ha 17 nomi corrispondenti alla metà degl'individui, con *Giovanni* al primo posto (639 individui su 6979 = 9,2%), seguito da *Francesco* (355) e *Iacopo* (337). La seconda tabella ha solo 11 nomi per la metà degl'individui: *Giovanni* (147 individui su 1427 = 10,3%) è seguito da *Antonio* (102) e *Francesco* (86). „Risulta subito", commenta il Brattö, che il tesoro onomastico è molto più limitato di prima . . . È cambiata radicalmente la composizione . . . Hanno preso il sopravvento i nomi religiosi; rimane in un primo tempo qualche nome storico, non tanto frequente; dei nomi augurativi resta in uso soltanto qualche forma ipocoristica, relativamente rara.

Le pagine 35–43 della trattazione del Brattö son dedicate allo studio dei soprannomi. Trovan posto in quest'esame non soltanto i nomi soprannominali (ossia i primi nomi che hanno il carattere di soprannomi), ai quali l'A. potrebbe limitarsi, data l'impostazione del suo lavoro, ma anche i soprannomi aggiunti al primo nome. Il Brattö distingue tra il soprannome in senso ristretto, definito „un nome proprio connesso con un nome comune, di cui ha il significato" [1], ed il soprannome in senso lato, che è „tutto ciò che serve all'identificazione di un individuo: indicazione patronimica, indicazione geografica, indicazione di mestiere, indicazione di qualità fisica o morale, ecc.". Il Brattö ha ragione d'osservare che „la differenza tra i due sensi del termine soprannome è soltanto formale". Tuttavia l'uso di „soprannome" sia per il soprannome in senso stretto che per il soprannome in senso lato può ingenerare confusioni; e nel secondo caso sarà meglio, come suggerisce il Folena (recensione cit., p. 5) ricorrere alla parola „aggiunto" [2].

Tra gl'*Ipocoristici* (trattati alle pp. 43–48, e definiti come varianti morfologiche d'un determinato nome) si distinguono due gruppi: i „nomi raccorciati" ed i „nomi suffissali". I primi s'ottengono soprattutto mediante aferesi (tipo *Bate* da *Abate*: „a questo gruppo si congiunge la lunga serie di ipocoristici contenenti un suffisso", come *Cinus, Cione,* ecc.); meno frequentemente mediante apocope (tipo *Benci* da *Bencivenni*), mediante sincope (tipo *Duti* da *Dietaiuti*) o mediante una combinazione d'aferesi e sincope (tipo *Cisti* da *Bencivenisti*). I fenomeni d'assimilazione o scempiamento di gruppi consonantici a cui danno luogo questi accorciamenti son trattati più oltre (p. 52). Delle forme suffissali appartenenti alle 203 unità onomastiche

---

[1] Tale definizione andrà completata così: „un nome proprio non augurativo o d'accoglienza connesso con un nome comune, di cui ha il significato".

[2] Secondo B. Migliorini, voce *Onomastica* dell'Enciclopedia italiana, XXV, pp. 378–379.

prese in esame il Brattö offre un elenco completo (suffissi in ordine alfabetico seguiti ciascuno dalla lista degli esempi), di cui è superfluo rilevare l'utilità.

Chiude la parte introduttiva (se si prescinde dai due capitoletti sull'influsso del culto dei santi e sull'onomastica trecentesca di cui abbiam già parlato) un esame dei *Problemi fonetici* (pp. 48–58). Vari tra i punti toccati dall'A. richiedon più lunga discussione; e vi sono anche inesattezze da correggere. Raccolgo qui sotto le osservazioni che mi sembrano utili.

p. 48. „Il dialetto senese . . . trasforma in *a* tutte le vocali *e* ed *i* della sillaba iniziale, ad es. in *Rastoro* (fior. *Ristoro*) ed in *Napoleone* (Lira 5: *Nepoleone* 5 es.), tutti e due presi dalla Lira 3". Evidentemente l'A. ha avuto un momento di distrazione: nel senese l'*e* della sillaba iniziale atona diventa *a* solo sporadicamente, più o meno come nel fiorentino (vanno considerati a parte i casi in cui vi può essere influsso del consonantismo seguente). Non m'è riuscito di ritrovare le due forme citate dall'A. nel mio microfilme della *Lira 3*. Ho trovato invece *Ristoro* 1 r. 6, 1 v. 15, 6 v. 13, 15 v. 10, 16 v. 16, e *Nepoleone* 14 v. 20, 27 r. 13. È chiaro che *Rastoro,* anche se esiste realmente [1], non può esser considerato che come un errore di scrittura. Per quel che riguarda *Napoleone-Nepoleone,* il curioso è che la forma colla *a* è caratteristica proprio di Firenze, mentre a Siena si ha sempre o quasi sempre *Nepoleone.* Si legga quel che dice P. Aebischer nell'articolo *Les origines du nom de „Napoléon"* (estratto dagli *Annali della Scuola normale superiore di Pisa,* s. 2ª, vol. III, 1934): „Ce en quoi ces deux formes se distinguent, c'est dans leur répartition géographique: tandis que la première [*Nepoleone* ou *Neppoleone*] est plutôt usitée à Sienne et aux alentours, la seconde [*Napoleone*] est typiquement florentine, quoique dans cette dernière ville, dans le même texte de 1246 qui parle de „*Napoleoni* Marsoppini", ce personnage soit aussi appelé „*Nepoleone*", et qu'on trouve, nous l'avons vu, un „*Nepoleone*" en 1202 déjà: il est vrai que c'était un homme de Montepulciano, de sorte que l'exception confirmerait la règle" (p. 5). Una riprova dell'assenza o della rarità della forma colla *a* a Siena è data dagli esempi della *Lira 5* addotti dallo stesso Brattö, e da quelli che si trovano nei primi 10 volumi dei *Libri della Biccherna,* 1226–1250 [2]: su 25 esempi citati nell'*Indice,* uno solo, vol. VII p. 14 c, è con *a,* gli altri con *e* (debbo avvertire che non ho controllato gli esempi erroneamente indicati VII 18 b, e 66 d, che non si ritrovano nel testo). Testi in volgare: il *Libro di Mattasalà di Spinello* (Siena, 1231–1243), di cui sto preparando l'edizione, reca *Nepoleone* 19 r. 3, *-i* 33 r. 21; il *Libro dell'entrata e dell'uscita di una compagnia*

[1] Probabilmente l'A. ha preso la parte finale della coda dell'*r* maiuscola di *Ristoro* – negli esempi che ho citati sopra – per il tratto iniziale d'un'*a*.

[2] *Libri dell'entrata e dell'uscita della Repubblica di Siena detti del camarlingo e dei quattro provveditori della Biccherna,* a cura della Direzione dell'Archivio di Stato in Siena, Siena, 1917 . . . (sono usciti finora 17 volumi, dal 1226 al 1257).

mercantile senese del sec. XIII (1277–1282), a cura di G. Astuti, Torino, 1934, *Nepoleone* 2, 13, 25, 30, 68 [2], 104, 168, 188, 193, 397, 438, 488, *Nepolione* 394, 487, *Lipolione* 86, 90, 393 (può darsi che nello spoglio di questo testo mi sia sfuggito qualche esempio); il *Libro delle cavallate* del 1290 (Archivio di Stato di Siena, Lira 384, inedito) *Nepoleone* 18 v. 13, 19 r. 4, 20 v. 12, *-i* 10 r 10 [1].

p. 49. „Sembra essere un fenomeno comune a tutti i dialetti toscani lo sviluppo *o* (*e*) – *a* in sillaba atona dinanzi a *l* e a nasale". Una simile formulazione è inesatta. Si può dire: 1) che *en* protonico diviene *an* in certe parole a Firenze e, meno regolarmente, in altre città della Toscana (rientrano in questa categoria gli esempi *Sanesi,* citato dai *Testi fiorentini del Dugento e dei primi del Trecento* di A. Schiaffini, Firenze, 1926 [2], e *Zanobio,* citato dalle Matricole dell'Arte dei medici e speziali) [3]; 2) che in Toscana la *e* (*i*) postonica diviene talvolta *a* dinanzi a nasale (*Gerolamus, Girolamus* del *L. M.,* da HIERONYMUS) [4]; 3) che a Firenze ed altrove in qualche caso *o* postonica dinanzi a *l* (oppure *i,* che in quella posizione diviene di solito *o*) può mutarsi in *a* (nel *L. M.* si trova *Barfalus* 120, *Barfali* 167, *Bartalus* 126 – la forma normale però è *Bart(h)olus*; e *Dondali* 259, *Pamfalus* 283, non citati dall'A.) [5]. A parte va considerato *Cristofanus.* La forma *Famasius* (da *Thomasius,* cfr. anche pp. 57 e 197) presenta probabilmente *a* nella sillaba protonica per dissimilazione dalle due consonanti labiali *f* e *m.* Bisogna avvertire, cosa

[1] Nel *L. M.* si ha *Napoleonis* 155. A Firenze s'incontra talvolta anche la forma con *e* (come del resto risulta dal passo dell'Aebischer citato sopra): vedi *N. T. F.,* f. 1274–1310, 490 (*-i*). Le *Croniche di Giovanni Sercambi lucchese* (scritte nel 1400 e continuate fino al 1423), a cura di S. Bongi, Roma, 3 voll., 1892, recano *Napoleone, Napp-* LXXXIX.3, CIV.19, CX.14, CXI.5. 38, e passim. Per l'etimologia del nome ha visto giusto H. Grégoire, *L'étymologie de Napoléon (Nepoleone – Nepulunc – Nibelung),* in *Bulletin de l'Académie royale de Belgique,* 5a s., XXII (1936), pp. 351–357 (cfr. anche M. Bartoli in *Archivio glottologico italiano,* XXX, pp. 176–178). Notevole il *Nuvolone del L. M.* (167), che deriva dal franc. *Nevelon*; per il passaggio *e* > *o* (*u*) davanti la *v* si confrontino *La version de Venise IV* della Chanson de Roland, a cura di R. Mortier, Parigi, 1941, verso 3245, corrispondente al 3057 del ms. di Oxford (*Novellun*), e gli *Acta Sanctorum,* Jul., VI, 495, citati dal Grégoire („*Nevolonus,* aliis *Novolonus,* seu *Nevolo*" – santo morto a Faenza nel 1280). Le forme *Nuvolone, Nuvilone, Novelone, Nivelone, Nivilone* si ritrovano in vari documenti toscani del Cento e del Dugento: si vedano gl'indici dei cit. *Documenti* del Santini, del *Liber censuum* di Pistoia, del *Regesto di Camaldoli,* a cura di L. Schiaparelli e F. Baldasseroni, continuato da E. Lasinio, Roma, 1907–1928, del *Regesto del capitolo di Lucca,* a cura di P. Guidi e O. Parenti, Roma, 1910–1939.

[2] L'A. s'è dimenticato di citare il *L.M.,* che reca *Sanesi* 119, *in campo Montisanensis* (o *Montis Sanensis*) 180, 188, 191, 192, e passim, *prope Monsanesem* 353.

[3] Cfr. *N. T. F.,* pp. 53–57.

[4] Gli altri casi sono: *cuofano* (arc.) o *cofano* allato a *cuofino* (arc.), *ebano, giovane* allato a *giovine, Modana* arc. per *Modena, pampano* allato a *pampino, sedano.* Con *a* da *o* si ha *Bergamo* (BERGOMUM).

[5] *O* dinanzi a *l* in posizione intertonica è continuata da *a* nella serie in *-alottus,* di cui l'A. cita *Bertalottus, Guidalottus, Sassalottus.* Ricordo anche *Talommei* (*N. T. F.,* (f). streda 1255–90, 9 v. 2); *Talomeo* è forma usuale nei testi senesi.

che l'A. non fa in modo abbastanza chiaro [1], che nel *L. M.* tale forma è limitata alle chiese da cui si nominano i popoli della città e del contado: „populi Sancti *Phamasi*“ 16, Firenze, „superstes et custos carceris Turris Sancti *Famaxii*“ 9, Firenze, „de populo (populi) Sancti *Famasii*“ 66, 159, Soffena, 124, Montegrossoli; e, con *o* protonica conservata, „populi Sancti *Fomasii* de Ostina“ (pieve di Cascia) 280. Dai *Testi* dello Schiaffini [2] il Brattö cita *Baldavino,* con *a* nella seconda sillaba in luogo di *o.* L'esempio non è pertinente, giacché la *o* non è seguita né da *l* né da nasale; e poi il manoscritto reca in realtà *Baldovino* (Lapo Riccomanni, a cui è dovuta la notazione, usa in questo caso, come del resto altre volte, se pur meno caratteristicamente, un tipo di *o* molto simile alla *a* – ma la lettura giusta è *o*).

ib. „e r – a r“. In posizione intertonica e postonica il senese muta *er* in *ar,* il fiorentino *ar* in *er.* Ma in sillaba protonica iniziale le cose non sono così semplici. A Firenze si ha *er* per *ar* in certi casi (*sermento,* a cui si possono aggiungere i *Guernerius* [3] e *Mercovaldus* del *L. M.* citati dall'A.; dinanzi a vocale *Chierito* allato a *Chiarito* [*L. M. Claritus*], *gheriglio* e *gherofano,* arc., allato a *garofano*); ma anche *ar* per *er* (*Arlotto, Arrigo, farnetico, marcennaio,* arc. [4], *marcorella* allato a *mercorella, starnutire* o *starnutare* allato a *sternutire* o *sternutare*; e, con assimilazione alla vocale immediatamente seguente, *maraviglia*). È quindi errato interpretare il *Sarafini* del *L. M.* (77, 184, 188, 242, 267) come grafia ipercorretta: si tratta d'un caso analogo a *maraviglia.* Né si può parlare di grafia ipercorretta per il *Seracinus* della *Lira 6* di Siena. La forma *Seracino* era veramente usata a Siena (allato a *Saracino*) [5]; inoltre a San Gimignano [6], Volterra [7], e nel contado meridionale di

[1] „Il nome di S. Tomaso si scrive anche *Famasius* . . . “ p. 197.

[2] 24.13 (luogo corrispondente nei *N. T. F.*: f. 1272–8, 147).

[3] Nei *Frammenti d'un libro di conti di banchieri fiorentini* del 1211 si trova *Quernieri* (= *Guernieri*) 13.19, 15.2², allato a *Quarneri* 12.29–30 (vedi l'A., p. 137; cito dai *Testi* dello Schiaffini). Si ricordi anche il „duca *Guernieri* tedesco“ di Giovanni Villani (libro VII, cap. 113).

[4] La parola si trova nel codice di trattati morali del maestro Fantino da San Friano, anno 1275 (Firenze, Biblioteca Nazionale, II, IV, 111), 97(1). 16–17. Per *Marcennaio* nome proprio cfr. *N. T. F.*, p. 200.

[5] Nei primi 10 volumi dei *Libri della Biccherna* si trovano, salvo errore, 18 esempi di *Seracino* (primo nome) contro 65 esempi di *Saracino* (si veda l'*Indice:* sono con *e* gli esempi I 96 a, II 163 c, 214 a, III 274 a, IV 132 b, 134 c, 136 c, 137 c, 138 c, 155 a, 160 c, VI 3 a, VIII 27 d, 124 c, 145 c, 163 a, IX 79 d, 138 a, che corrispondono a 13 individui). *Seracinus* è costante nella *Lira 2,* 4 r. 4, 5 v. 13 (*-cenus*), 7 r. 7, 8 r. 20, e passim; ma nelle ultime carte, che sono in volgare e sembran dovute alla stessa mano che ha scritto la *Lira 3,* si ha *Saracino* 43 r. 11. La *Lira 3* reca *Seracino* 3 r. 5, ma *Saracino* 3 v. 5, 8 v. 9, 12 v. 5, 15 r. 3, 17 r. 15, 17 v. 9, *Saracini* 24 v. 17; il *Libro mercantile senese* del 1277–1282 cit. a p. 61–62 *Seracino* 81, *Seracini* 117, 165, 204, 211, ma *Saracini* 34, 51, 117, 123, 198², 217, 233, 253, 507. Nel *Libro delle cavallate* del 1290 si trova solo *Saracini* 12 v. 8, 19 r. 22, 19 v. 8, 21 r. 21, 25 r. 7.

[6] Due esempi in testi volgari dugenteschi che pubblicherò prossimamente (*Testi sangimignanesi del secolo XIII e della prima metà del secolo XIV*).

[7] Tutte le carte d'origine volterrana del *Regestum Volaterranum* di F. Schneider (Roma, 1907) in cui ricorre il nome hanno forme con *e* (*Seracinus*

Firenze [1]. Il *L. M.* ne offre due esempi, dei pivieri di San Pancrazio e di Castiglioni in Val di Sieve (*Seracini* 109, 361); nel resto presenta forme con *a* (14, 18, 26, 76, 138, 316). Trovo qualche esempio fiorentino con *e* anche nei *Documenti* del Santini, pp. 123, anno 1203, 195, 224, 227, anni 1183–1195 (il primo esempio, in copia del notaio Iacopo, non è da considerarsi sicuro) [2], e nelle *Matricole dell'Arte della seta* scritte nel 1290 (Archivio di Stato di Firenze, Archivi delle Arti, Seta, 6), 1 v., anno 1225, 10 r., anno 1243. Mi pare che *Seracino,* meno stabile a Firenze che in una zona meridionale comprendente Siena, San Gimignano e Volterra, non si possa considerare come un esempio del passaggio di *a* a *e* per influsso della *r* seguente. La *e* protonica sarà dovuta ad una semplice dissimilazione dalla *a* della sillaba seguente [3].

ib. „o – u. Anche questo fenomeno è un particolare del dialetto fiorentino. Esempi sono Boldrone – *Buldrone,* Lotterius – *Luttieri,* Rogerius – *Ruggieri*". Occorrerebbe precisare che nel fiorentino v'è solo una tendenza, e abbastanza timida, alla *u* protonica. Sembra di poter dire che questa tendenza è più accentuata negli altri dialetti toscani (nonostante alcune oscillazioni in senso opposto) [4].

ib. „*Amadure* è dovuto ad influsso provenzale; la tradizione latina è troppo forte perché si possa cambiare il suffisso latino *-ator, -atoris* in *-adure* in un documento toscano. È anche l'unico esempio che io abbia trovato in tutti i documenti consultati". *Amadure* è solo una grafia per *Amadore.* Avrebbero dovuto mettere in guardia l'A. le forme

---

o *Seracenus,* nn. 236, 293, 387, 424, 460, 488, 514, 832, 837, anni 1193–1277). Una carta posteriore al 30 giugno 1220 menziona un *Seracinus* di Siena (n. 392); due carte date a San Gimignano nel 1205 e 1213 recano *Saracenus, Saracinus,* nn. 273, 304 (mi son servito dell'Indice del *Regestum,* che non reca i patronimici). Offre *Seracino, Seracini* anche una carta del *Regesto della chiesa di Pisa* di N. Caturegli (Roma, 1938), data a Castellina Marittima nel 1034 (n. 106).

[1] Il cit. *Reg. Coltibuono* reca tre esempi di *Seracinus* ed uno di *Saracenus* in carte locali, anni 1077–1195, oltre ad uno di *Seracinus* in una carta data a Siena nel 1072. Questi dati risultano dall'Indice, che non reca i patronimici. Uno spoglio condotto fino all'anno 1100 mi offre inoltre: *Seracini* nn. 110, 141 (primo nome sfuggito al Pagliai nella compilazione dell'Indice), 153, 162, 175, 199², *Saracini* 160, 171, 184, 185, 206, 208.

[2] La raccolta del Santini offre varie altre forme con *e* (si veda l'Indice): si tratta in genere di senesi (un abitante del contado meridionale di Firenze a p. 405 e del contado di Volterra a p. 61). Gli esempi, tranne quello di p. 405, si trovano nella parte dei *Capitoli* del Comune di Firenze che ci è giunta in copia del notaio Iacopo (per questo notaio vedi più avanti, alle pp. 85–86).

[3] Un caso simile è *seramento,* forma quasi regolare in un lungo testo sangimignanese del 1334 e presente anche a Montieri, a Siena (sporadicamente) ed a Volterra (un esempio, senza concorrenti). Rimando per gli esempi all'-annunciata raccolta di *Testi sangimignanesi.*

[4] Cfr. *N. T. F.,* p. 41; G. Rohlfs, *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten,* Berna, 1949–1954, § 131. Nei testi dugenteschi di Siena, per esempio, si trovano *buttiga* (allato a *bottiga*), *curriere, currire* (allato a *corrire*), *murire* (allato a *morire*).

Fulcus, Cursus, Buldrune (citate da lui due righe più sopra) ed il fatto che si tratta d'un esempio isolato [1].

p. 50. „I finale. La vocale finale di Giovanni (Iohannes), attestata nei documenti toscani già nel 759 (C. D. L. 135, Lucca: *Iuuanni clerico*) . . . rimonta alla pronuncia ellenistica". L'esempio del *C. D. L.* non è scelto bene (si tratta d'un dativo: „tibii *Iuuanni* clerico"). Nello stesso documento (che non è originale, s'avverta, ma copia del sec. VIII o del sec IX) si trovano gli esempi „in casa tua qui supra *Iouanni*", „in terra tua qui supra *Iouanni*", in cui sembra che *Iouanni* sia piuttosto al genitivo che al nominativo [2]. V'è in ogni modo l'esempio dato da B. Bianchi (e citato dall'A., p. 51), „ego *Ioanni*", Chiusi, 775 [3], che non lascia dubbi. L'ipotesi della pronuncia ellenistica (già fatta da C. Merlo, *Annali della Scuola normale superiore di Pisa,* XXI, p. 117) non è necessaria se si ammette che l'esito di -ES latino in italiano sia o possa essere *-i*; tuttavia va tenuta presente (non vale ad escluderla la forma veneta *Z(u)ane,* in cui l'*-e* può non essere originaria).

ib. „Anche per *Bencivenni, Benevieni, Benintendi* i primi esempi hanno la forma in *-e*; Benevieni, Benintendi possono essere anche della seconda persona, ma Bencivenni no". E a p. 88: „Benintendi può essere seconda persona del presente. Può essere anche terza persona, con lo sviluppo della vocale finale che troviamo ad es. in Bencivenni. La forma senese è Benintende (Lira 3) o Benentende (Lira 5)". Non è esatto che gli esempi più antichi di *Benevieni* abbiano *-e.* Quelli che il Brattö cita dai vari regesti (ma senza riportar le forme) sono: *Reg. Camaldoli,* n. 806, anno 1119, *Beniueni* gen.; *Carte Montepiano* [4], n. 124, anno 1158 (Prato), *Beneuieni* bis, gen.; *Reg. Lucca,* n. 1276, anno 1170, *Beneueni* nom. (aggiunta di mano coeva sul retro della pergamena); *Reg. Pisa,* n. 533, anno 1179, *Beneuieni* acc., abl., gen. Anche gli esempi più tardi del *Reg. Lucca* e del *Reg. Pisa* hanno *-i.* Lucca: n. 1325, anno 1174, *Beneueni* nom.; n. 1401, anno 1179, *Beneuieni* nom.; ecc. Pisa: n. 583, anno 1187 (Vico), *Beneuieni* nom. (coll'ipocoristico *Bene*); n. 638, anno 1199, *Beneuieni* gen. Importante soprattutto, nel *Reg. Pisa,* l'esempio della carta fatta a Bientina il 1° sett. 1193, n. 603: *Beneuenis* nom. Gli esempi in *-i* di Lucca e Pisa (città nelle quali, come a Siena e ad Arezzo, l'imperativo dei verbi in *-ere* e in *-ire* termina in *-e*) [5] nonché la forma *Beneuenis* della carta di Bientina del 1193 esclu-

[1] Per il passaggio di *o* chiusa a *u* in Provenza, di cui non si hanno indizi che posteriormente all'epoca del *L. M.*, cfr. J. Ronjat, *Grammaire istorique des parlers provençaux modernes,* Montpellier, 1930–1941, §§ 84 e 170.

[2] Cfr. per esempio il cit. *Reg. Coltibuono,* n. 195, anno 1093: „genitor q. supra Raineri et Rodolfini et socro q. supra Adalascie et Teudore."

[3] *Archivio glottologico italiano,* IX, p. 391, n. 1.

[4] *Le carte del monastero di S. Maria di Montepiano* (1000–1200), a cura di R. Piattoli, Roma, 1942.

[5] Basterà, qui, citare qualche esempio della classe in *-ire* da due codici di trattati morali scritti rispettivamente a Lucca ed a Pisa (per le indicazioni bilbliografiche vedi *N. T. F.*, p. 38). In l. e. XIII (prime 20 carte) troviamo *ode* 1 r. 16, 1 v. 16, 5 v. 16, *vestelo* 9 v. 26 (e *fugge* 18 v. 25–26); in p. 1287 (prime 20 carte) *consente* 2(4).23, *forbe* 10(3).13 (e *fugge* 6(1).2, (4).6–7).

dono che *-vieni* possa essere interpretato come un imperativo. La terza persona dell'indicativo, data l'antichità e la costanza di *-i*, e la forma *Beneuenis*, mi pare non entri neanche in discussione. *Benevieni* è seconda persona dell'indicativo: „tu vieni in buon punto.“ — Passiamo a *Benintendi*. L'A. non si rende conto che questo nome non può contenere altro che un imperativo. I primi esempi hanno *-i* dove l'imperativo è in *-i* (Firenze e Montepiano) [1], *-e* dove l'imperativo è in *-e* (Arezzo e Siena; e si puo aggiungere un esempio del *Reg. Lucca*) [2].

ib. „*Canti* è un altro esempio della stessa tendenza (Cavalcante)“. Direi piuttosto che *Cante* può essere stato attratto dalla serie degli ipocoristici in *-i*, come *Benci, Cenni, Guardi* ecc. Va osservato però che *Canti* è una forma isolata; ve n'è un solo esempio nel *L. M.*, a p. 199 [3], contro 10 di *Cante* (mi servo dell'indice onomastico del *L. M.*). Nelle Matricole dei medici e speziali, citate dal Brattö, si trovano 4 esempi di *Cante*, nessuno di *Canti* [4]. Credo che la cosa più saggia sia di considerare il *Canti* del *L. M.* come un errore di scrittura (naturalmente fino a prova contraria).

ib. „*Adimari* e nomi simili possono conservare la finale germanica; ciò non può essere il caso per i nomi in *-eri, -ieri* (. . .), introdotti in Toscana senza vocale finale . . . A tali nomi si aggiunge la vocale finale preferita, *-i*, come anche avviene in Tancredi, Gottifredi (Lira 3), introdotti per via orale“. Tutta questa p. 50 è insoddisfacente. La questione dell'*i* finale nei nomi toscani richiederebbe uno studio a parte. Mi limito, qui, ad accennare brevemente a quelli che mi sembrano i punti più importanti. — Nomi in *-ieri*. Nel *C. D. L.* troviamo numerosi nomi in *-ari*. Qualche forma in *-eri* attesta un inizio di metafonesi [5]. Dopo la fine del regno longobardo i nomi in *-ari* vengono conguagliati

---

[1] *Le carte della canonica della cattedrale di Firenze* (723–1149), a cura di R. Piattoli, Roma, 1938, recano *pro . . . Benintendi*, n. 183, anno 1132; nelle *Carte Montepiano* si ha *Beneintendi* nom., n. 197, anno 1188.

[2] N. 1650, anno 1192: *Beneintende* gen. Non ha importanza l'esempio *Benintendi* gen. dell'anno 1193 (n. 1670).

[3] Ho controllato quest'esempio sul manoscritto.

[4] Cfr. anche *N. T. F.*, p. 578 (*messer Filippo di messer Cante*).

[5] Le carte toscane del *C. D. L.* recano i seguenti esempi di *-eri*: *Leuteri* II. 308.1 (S. Vito in Cornino, 770), da confrontarsi con *Leotari* I.93.9 (Lucca, 720, copia del sec. VIII o IX), *Lilioderi* II.50.22 (Lucca, 760), da confrontarsi con *Liliodari* II.25.8 (Lucca, 759), *Luceri* I.253.4, 254.9 (Lucca, 746), *Lucieri* II.22.4 (territ. di Lucca, 759), *Lucerulo* II.304.8 (Lusciano, nella valle dell' Albegna, 770), *Uuallerini* gen. II.255.28 (Lucca, 768), . . .*theri* I.112.20 (Lucca, 722, copia del sec. VIII o IX). Può darsi che *Leuteri* stia per *Eleutherius* (cfr. *Mem. Lucca*, V, 2, 151, anno 797: „Ego *Eleuteri*“, e vedi la tesi di Ch.-J. Cipriani, *Etude sur quelques noms propres d'origine germanique (en français et en italien)*, Angers, 1901, p. 39): ma anche in tal caso la forma dimostrarebbe l'esistenza d'un suffisso nominale *-eri*. Non sono esempi sicuri *Gauderuli* II.254.4–5 (Lucca, 768), e *Anteneri* gen. II.44.1 (Lucca, 768, due originali), che si trova allato ad *Anteneru* I.290.8 (territ. di Lucca, 750) – *Antenero* è anche in un documento francese del 697, cfr. la tesi della Cipriani, l. cit. Andrà scartato *Teudero* abl. II.443.6 (Pisa, 768–774 ?): in una carta del territorio d'Asti del 754–755 si trova, oltre a *Theodero* nom., *Theoderuni* gen. I.358.4, 359.13.

con i nomi corrispondenti franchi in cui s'è compiuta la metafonesi di *a* ad *e*. Le forme schiettamente francesi con *-ier* entrano nella stessa serie, ed assumono la vocale finale di *-ari* (*-eri*)[1]. Da notare che nei sec. IX–XI lo scambio tra *-ari* e *-eri* è possibile anche in nomi rimasti immuni da influssi settentrionali: *Uico Ual(l)ari* (*C. D. L.*, I.79.3, 84.7, anno 715, in copia del sec. XI, II.134.8, anno 763; *Mem. Lucca,* IV, 2, 1, 83, anno 930, V, 3, 200, anno 943) compare, in un documento dell'883, come *Uico Ualleri* (*Reg. Pisa,* n. 31); *Cambrunari, Canpbrunari* (*Reg. Coltibuono,* n. 96, anno 1075, n. 151, anno 1085) s'alterna con *Campo Bruneri, Cambruneri* (ib., n. 103, anno 1076, n. 117, anno 1078). I nomi introdotti dalla Francia in epoca posteriore (o derivati da sostantivi in *-iere*) s'adattano naturalmente al modello *-ieri*[2]. — Nomi in *-fredi.* Nelle carte toscane del *C. D. L.* si trovano parecchi esempi con *-i* al nominativo o in altri casi che non siano il genitivo (*-fridi,* nelle copie posteriori anche *-fredi*). Allato a queste forme in *-i* ve ne sono altre, più frequenti, in consonante (*-frid, -frit, -fred, -fret*). Sono rare, invece, le forme che si modellano sulla seconda declinazione latina (*-fridus* e *-fredus*): il che significa che i genitivi in *-i,* abbastanza numerosi (*-fridi,* nelle copie posteriori anche *-fredi*), vanno considerati, nella loro maggioranza, come rappresentanti del tipo *-fridi.* Da notare che nelle carte settentrionali del *C. D. L.* si trova un sol caso di *i* finale (*Alfredi* nom., gen. e acc., I.36.6, 38.10.19, Treviso, 720, copia dell' inizio del sec. IX). Anche nel *Regesto di Farfa di Gregorio di Catino* (a cura di I. Giorgi e U. Balzani, Roma, 1879–1914, documenti dal 705 al 1125 in copia dell'inizio del sec. XI) e nel *Codex diplomaticus cavensis* (a cura di M. Morcaldi, M. Schiani, S. de Stefano, Napoli, 1873–1893, documenti dal 792 al 1065) non si trovano che forme in consonante e forme latinizzate[3]. Non c'è soluzione di continuità tra le attestazioni delle carte toscane del *C. D. L.* e le prime attestazioni volgari di *-fredi*: esempi di *-fridi, -fredi* abbondano nelle *Mem. Lucca* e nei vari regesti.

[1] Esempi di *-eri* posteriori al 774 che si ricavano dalle *Mem. Lucca* (oltre a *Lilioderi* V, 2, 126, anno 787, *Luceri* gen. V, 2, 258, anno 819): „in logo qui dic. *Utteri*" V, 2, 146 (anno 794 – l'esempio lascia molto dubbiosi), *Hotticheri* nom. e gen. V, 2, 431, 432[2] (855), „Ebroacho filius qd. *Hildecheri*" V, 2, 440 (856), „Ramnolfus presb. filio b. m. *Richeri*" V, 2, 449 (858), *Ottichiri* nom. e gen. V, 2, 470[3] (865 – si tratta dello stesso personaggio citato per l'anno 855, morto prima della data del secondo documento), „Ansiprando filio *Bruneri*", V, 2, 533 (876), „Cristianus presb. filio b. m. *Vineri*" V, 2, 273 (885), „Ego *Warneri* filio b. m. Warnifridi" V, 2, 593 (887), e altre volte in seguito, *Warnerius* (diverso dal precedente) IV, 2, 2, 71 (897). Per *Raineri* (sempre nelle *Mem. Lucca*) vedi a p. 79, n; per *Ualleri* gen. nel *Reg. Pisa* vedi sopra. Nel sec. X gli esempi si fanno numerosi.

[2] Nella maggior parte della Toscana *-ieri* è stato adottato anche per i nomi comuni: cfr. *N. T. F.*, p. 43. Qualche influsso in senso opposto si nota, per esempio, nella *Lira 3* di Siena (1235, in volgare): *Angiliere* 3 v. 12, 4 v. 15, *Raniere* 4 v. 12, 7 v. 19, 10 r. 3, 17 v. 19 (ma di solito *Ranieri*), *Ruggiere* 3 v. 10. Per *Rainiere* (una volta) allato a *Rainieri* in un testo frattigiano vedi a p. 81. Gli esempi perugini di *Raniere* (citati alla stessa pagina) non hanno importanza, giacché a Perugia tutte le *i* finali divengono *e*.

[3] Così almeno appare dagli spogli di W. Bruckner, *Die Sprache der Langobarden,* Strasburgo, 1895 (Elenco onomastico).

— Nomi in *-igi*. Rimonta al periodo longobardo la *-i* di *Guinigi* [1], *Acherigi* [2], *Oderigi* [3]. Nelle carte toscane del *C. D. L.* i nomi in *-gîs* presentano in vari casi una *i* finale; e allato a *-ris* (elemento che probabilmente corrisponde all'a. a. t. *risi* „gigante") [4] si trova *-risci* [5]. Nel *Reg. Farfa* si trovano forme in *-risi*, nel *Codex dipl. cavensis* forme in *-gisi*, *-ghisi*, *-hisi*, e in *-risi*, *-rissi* (si veda l'Elenco onomastico del Bruckner). Per *Guinigi* si dovrà partire da *Winighisi* (forma attestata nelle *Mem. Lucca* nell'876, V, 2, 534³), per *Acherigi* da *Acherisi* (*Reg. Farfa*: *Acerisi*), per *Oderigi* da *Auderisi* (*C. D. L.*: *Auderisci*; *Reg. Farfa*: *Auderis*, *Auderisius*) [6]. — Dopo l'anno 1000 la vocale finale *i* si trova, in sostanza: 1) nel nome *Giovanni*, 2) nella serie dei nomi in *-ieri* (ed in quelli residui in *-ari*), 3) nella serie dei nomi in *-fredi*, 4) in qualche nome in *-igi*. Nei sec. XI–XII si sviluppa un'altra importante serie di nomi in *-i*, costituita dagli augurativi o apprezzativi che contengono una forma verbale (*Dietaiuti*, *Dietiguardi*, *Dietisalvi*, *Benintendi*, *Benevieni*, *Bencivenisti*). La forza d'attrazione dei nomi summenzionati determina, a quanto pare, una certa tendenza alla *i* finale. Prescindendo da forme come *Chimenti* e *Vincenti* [7], che si possono essere sviluppate regolarmente da nominativi analogici [8], si citeranno, col Brattö, il *Viviani* della *Lira 3* di Siena (17 r. 7, 27 v. 7, allato a *Viviano* 24 v. 12), che è costante nel *Libro di Mattasalà di Spinello* (numerosi esempi), e la forma isolata *Attaviani* (*Lira 3*, 17 v. 14) [9]. Non occorre tuttavia parlare di tendenza generale

[1] Anche nel *L. M.* (*-iscius* 283).

[2] Esempi di *Acherigi* (*-arigi*, *-erisi*, *-arisi*, *-arisci*), sia primo nome che patronimico, si trovano nel *Libro mercantile senese* del 1277–82. Si vedano anche gl'Indici dei primi 10 *Libri della Biccherna*, del *Reg. Camaldoli* e del *Liber censuum* di Pistoia.

[3] *Oderigi*, scritto *Oderisci* (primo nome), si trova nel *L. M.*, 325. La stampa reca per errore *Odarisci*: tale forma si trova in realtà a p. 320, ed è probabilmente dovuta all'influsso di *Odarrigus*, che appare anche come *Oderrigus*, 139, 144 (*-i*).

[4] La supposizione del Bruckner (op. cit., § 79, A. 3, n. 3, e p. 298), che *-ris*, *-risi* sia una grafia per *rîchi*, appare scarsamente verosimile.

[5] Forme con *-ris*: *Opteris*, *Theoderis*; con *-risci*: *Auderisci*, *Ermerisci*, *Teuderisci*.

[6] Nelle carte toscane del *C. D. L.* hanno *-i* anche altri nomi, germanici e non germanici, che però non sorpassano il Mille, o lo sorpassano di poco. Mi riservo di tornare sui problemi che presentano i nomi con *i* finale del periodo longobardo e del periodo franco in un mio prossimo volumetto di ricerche sull'italiano preletterario.

[7] Fra le *Lettere volgari del secolo XIII scritte da senesi*, a cura di C. Paoli e E. Piccolomini, Bologna, 1871, ve n'è una dell'anno 1260 di *Vincenti* Aldobrandini (pp. 13–24: lo scrittore è menzionato alle pp. 19 e 20). Già nel *C. D. L.* si trova *Uincenti* nom. (II.144.25, Lucca, 764).

[8] Normale mi sembra il *Vitali* della *Lira 3* (8 r. 3, 19 v. 4, 20 r. 10) citato dal Brattö. Nei nomi in *-is* ci si può aspettare sia *-i* che *-e*.

[9] Il Brattö cita anche, sempre dalla *Lira 3*, *Grimaldi* e *Sinibaldi*. La prima forma (6 v. 10) è un errore di scrittura: il manoscritto reca *Grimaldi Accorso* in luogo del *Grimaldo Accorsi* che ci aspetteremmo, e che troviamo in una carta in volgare della *Lira 2* (26 r. 14). *Sinibaldi* non esiste: nel luogo indicato dal Brattö (p. 189), carta 1 r. della *Lira 3*, si ha *Sinibaldo* (altro esempio, sempre in *-o*, a carta 30 v. 14).

alla *-i* per forme come *Tancredi*, o come *Bencivenni, Diemidiedi, Dietifeci*. *Tancredi*, di tarda introduzione (pp. 193–194) s'è modellato sui nomi in *-fredi*; *Bencivenni, Diemidiedi, Dietifeci* saranno dovuti all' influsso dei nomi immaginativi il cui secondo elemento è una forma verbale in *-i*, e anche all'uso dei patronimici (da „Ugo f. Diemidiedi" si passa facilmente a „Ugo f. di Diemidiedi" – l'*-i* del patronimico suggerisce l'idea della prima persona).

p. 51. „Dittongo–vocale semplice . . . Un caso interessante è *Preite*, forma quasi di regola nei documenti del Dugento, unica nei documenti in volgare (Banch. fior., Lira 3). Lo sviluppo Preite – Prete avrà avuto luogo in posizione atona (cfr. Rohlfs, *Hist. Gram.*, § 316)". Vanno rettificate due piccole inesattezze dell'A.: nei *Frammenti d'un libro di conti di banchieri fiorentini* del 1211 non si trova *Preite*; il Rohlfs, l. cit., intende parlare d'uno sviluppo diverso, quello di **prevete* a *prete*, dovuto ad accorciamento protonico – è vero che cita anche *preite*[1], che non s'accorda bene colla sua ipotesi. Per la questione della priorità della semplificazione dei dittonghi discendenti in posizione protonica rimando alle pp. 72–75.

ib. „Il trittongo che si è prodotto in *dieo* (Grandgent, § 27), ha due esiti nei documenti fiorentini, *die* e *dio*. È da notare che la variante *dio* si trova esclusivamente adoperata per abitanti della città, non solo nel *L. M.* ma anche in certe matricole (Seta, Cal.)". La spiegazione di *dio* che si trova nel Grandgent (*From Latin to Italian*, Cambridge, Massachusetts, 1927) e nelle altre grammatiche storiche è errata: cfr. *N. T. F.*, pp. 75–77. *Die-* viene da *Dio-* per indebolimento della *o*. Nel *L. M.* le forme con *Dio-* non sono legate alla provenienza (cittadina) degl'individui a cui si riferiscono, ma alle abitudini dei due notai che hanno scritto le parti IV e VI. Nel resto del *L. M.* si ha *Die-*, che è anche la forma dei testi volgari (già nei *Frammenti* del 1211: *Dietaiuti* 6.15, *Dietesalvi* 11.7, *Dietiguardi* 14.15–16)[2]. Le *Matricole dell'Arte della seta* e le *Matricole di Calimala* son citate a torto. Per l'Arte della seta riporto in nota uno spoglio delle prime venti carte (1225–1290: si tratta d'una copia del 1290, derivata da cedole sciolte o da un registro precedente ove comparivan più mani)[3]. Il Brattö è stato probabilmente

[1] „tosk. *prete* (älter *preite*)".

[2] Ma in f. 1253 si trova *Diotisalvi* 14 (*N. T. F.*, p. 816).

[3] „Locterius f. *Deotaiuti*" 1 r., „*Deotaiuti* f. Gian. . ." ib., „*Deotiguardi* f. *Deotiguardi*" 1 v., „Bencivenni f. *Detaiuti* de Candeghie" ib., „*Deotisalvi* qui Linta vocatur f. Davançi" ib., „Mattafellone f. *Deotisalvi*" 2 r., „*Deotisalvi* f. Ruvinelli" 2 v., „*Diocitiede* f. Drittaffedi de Ripole" ib., „*Detasalvi* f. Mainieri" 3 r., „*Deotisalvi* f. Benintendi" ib., „*Deotisalvi* Albertini" ib., „*Dietaiuti* f. Tignosi" 3 v., „*Deotisalvi* f. Ughetti de Duomo" 4 r., „*Diodatus* f. del Bono" ib., „*Deotisalvi* f. Guidi" 4 v., „Rinieri f. *Deotiguardi*" ib. (anno 1225), „*Deotisalvi* f. Benintendi" 5 r., „*Deotaiute* f. Martini de la Lastra" ib. (anno 1226), „Ranerius f. *Deotiguardi*" 5 v., „*Deotisalvi* f. Davançe" 6 r. (anno 1229), „Simone f. *Dietaiuti*" 7 r., „*Dietaiuti* sartor f. Mori [de Petriolo]" 7 v., „*Dietaiuti* f. Rinuccini [de Petriolo]" ib. (anno 1226), „Bonaiutus f. *Deotisalvi*" 8 v. (anno 1254), „Compagnus f. *Deotaiuti* de Paççolatico" 9 r., „Bartolus f. *Deotisalvi*" ib. (anno 1240), „*Deotisalvi* f. Benintendi" 11 r.,

tratto in inganno dai due *Dietaiuti* da Petriolo immatricolati nel 1226 (carta 7 v.): non s'è accorto che poco prima v'è un „Simone f. *Dietaiuti*„ di Firenze, ossia che il copista trascrive un brano redatto da un notaio che preferisce il tipo con *Die-*. Non ho spogliato le *Matricole di Calimala*: basterà avvertire che se ne hanno solo copie del sec. XVIII (tre a mia conoscenza: Archivio di Stato di Firenze, Manoscritti 542, provenienza Biscioni, 544, provenienza Mariani, e Biblioteca Riccardiana, cod. 3239)[1]. Una rapida scorsa della copia della Riccardiana non m'ha rivelato nessuna differenza tra cittadini e „contadini" (per meglio dire, tutti i nomi con *Deo-* o *Dio-* o *Die-* che mi son capitati sott'occhio si riferivano a cittadini). Ma anche se tali differenze ci fossero, andrebbero certo attribuite ai notai che hanno scritto l'originale.

p. 52. L'A. fa venire *Tofano* da *Stefano* sulla base d'una doppia scrittura della *Lira 5* di Siena (220 v. = 264 v.). L'illazione del Brattö non sembra giusta, in quanto *Stefano* e *Tofano* (dim. di *Cristofano*) son due nomi ben distinti. La *Lira 5* reca, a carta 220 v., „Stefania qui moratur cum Tofano" (popolo di Sant'Antonio), ed a carta 264 v. „Stefania que stetit cum Stefano" (stesso popolo). La designazione di carta 264 v. è probabilmente errata: il notaio doveva scrivere „Stefania que stetit cum Tofano", s'è distratto (forse per colpa di quello *stetit*) ed ha ripetuto al maschile il nome della donna.

p. 53. È sfuggito all'A. un esempio di *Ardiccione* più antico di tutti gli altri da lui citati: „Ego Arduino, que *Ardicione* vocor" *Reg. Lucca*, n. 120, anno 1028. Lo stesso personaggio è menzionato in una carta del 1032, giuntaci in un regesto del sec. XII. Una mano coeva a quella del regesto aggiunge: „qui fuit comes Versilie" (*Reg. Lucca*, n. 136). L'esempio mi sembra importante perché *Ardiccione* vi compare come ipocoristico di *Hardwin* (nome franco, rappresentato anche nel *L. M.* – *Ardovinus* 145, *Ardovini* 105).

p. 54. L'A. non menziona un esempio di *Belliccione* che si trova in un documento del *Regestum senense* di F. Schneider – Roma, 1911 – del 1088 (anteriore d'un secolo, quindi, agli altri citati): „Rainerio et Ugolinus gg. ff. qd. *Bellicioni*" (n. 119).

p. 58. Il Brattö cita un solo esempio di *Mainardus* (forma che ci aspetteremmo in luogo del *Maghinardus* del *L. M.* e del *Maghinardo*

„*Deotisalvi* Albertini" ib. (anno 1244), „*Deotisalvi* f. Bruni Talenti" 11 v. (anno 1251), „Nerus de Piaçça f. *Deotiguardi*" ib. (anno 1249), „Rinuccius *Deotaiuti*" 12 r. (anno 1260), „Cini *Dietaiuti*" 12 v. (anno 1277), „Cinus et Guccius *Dietaiuti*" 14 r. (anno 1280), „Cini *Dietaiuti*" 15 v. (anno 1283), „Lapus et Tura fratres f. *Deotisalvi*" 16 v., „Cinus et Guccius f. *Dietaiuti*" ib., „Bonsi f. *Dietisalvi*" 17 r. (anno 1286), „Cini (o Cinus) *Dietaiuti*" 17 v., 19 r., 20 r. (anni 1287, 1269, 1271 – Cino Dietaiuti è stato a più riprese console dell'Arte).

[1] Il Brattö indica solo il cod. Riccardiano, e non dice che si tratta d'una copia. Egli stesso sembra non ricordarsene: vedi il caso di *Minictus* (p. 75 di quest'articolo).

Il ms. 542 dell'Archivio di Stato (A) ed il cod. Riccardiano (C) sono strettamente collegati e costituiscono una sola testimonianza di fronte al ms. 544 (B).

dei testi volgari fiorentini), dal *Liber largitorius vel notarius monasterii pharphensis*, edito da G. Zucchetti, Roma, 1913 e 1932 (n. 382, anno 991). *Mainardus* si trova anche nei regesti e nelle raccolte di carte toscane: cfr. *Carte Canonica, Reg. Coltibuono, Reg. Camaldoli, Reg. Pisa, Reg. Lucca, Documenti per la storia della città di Arezzo nel medio evo*, a cura di U. Pasqui, Firenze, 1899–1937 (rimando ai rispettivi Indici). Il *Libro mercantile senese* del 1277–1282 reca *Mainardi* 66, *Magniardi* 211.

Rimane da parlare dell'*Elenco alfabetico* che occupa la maggior parte del volume del Brattö. Va rivolta all'A. qualche critica di carattere generale. –1) Nell'*Elenco* si trovano solo le forme in funzione di primo nome, seguite non dal numero delle volte che compaiono, ma dal numero degl'individui che le portano. Per sapere con esattezza qual è la diffusione, nel *L. M.*, di due o più forme concorrenti, il lettore deve rifare lo spoglio per conto suo (a meno che non voglia limitarsi ai primi nomi, nel qual caso ricorrerà all'Indice del Paoli). L'A. avrebbe potuto evitare l'inconveniente offrendo un prospetto completo degli esempi, coll'indicazione delle pagine del *L. M.*, per tutti i nomi da lui studiati che presentano più d'una forma base. –2) Il *L. M.* è dovuto a parecchi notai, alcuni dei quali sono identificabili, altri no. Determinate sezioni (III, IV, VI, VIII) sono ciascuna di mano d'un solo notaio (tranne eventuali note marginali o interlineari, che nella stampa son rese in caratteri più piccoli)[1]. L'A non cerca mai di stabilire quali forme adoprino i singoli notai, mentre ciò sarebbe utile in vari casi (forme con *Dio-*, per cui vedi a p. 69; *Preite-Prete, Bonsegnore-Bonsignore*, forme di *Rinaldo, Rinieri, Rinuccio* – vedi alle pp. 72–73, 86, 76). –3) L'A. si fonda non di rado su forme anomale, testimoniate una sola volta o in un solo documento. Bisogna sempre diffidare di tali forme: può trattarsi d'errori di scrittura (vedi *Grimaldi* per *Grimaldo*, p. 68, n. 9. *Stefano* per *Tofano*, p. 70, e vedi anche i casi di *Canti*, p. 66, *Benaffé*. p. 84, *Minictus*, p. 75) o d'errori di trascrizione, propri od altrui (*Sinibaldi* per *Sinibaldo*, p. 68, n. 9, *Rastoro* per *Ri-* e *Napoleone* per *Nep-*, pp. 61–62, *Rinaldi* per *Rainaldi*, p. 79, *Bentaccordi* per *Bentaccorda*, p. 83). –4) Qualche volta l'A. si serve di documenti in copia come se si trattasse degli originali. Sotto *Aldobrandinus* si legge che „la forma con *ald-* ricorre solo nel 997, a Pistoia (Libro Croce p. 31), ed è rara prima del 1100". Ma il *Libro Croce* è un regesto della prima metà del sec. XII: il Brattö avrebbe dovuto dare l'esempio più antico che si trova nelle carte originali. Vedi anche alle pp. 79, n. 1, e 78, n. 1 (forme *Rainaldus* e *Reghinarius* citate da copie molto posteriori). –5) La comparazione con i testi volgari si svolge in modo troppo meccanico. Per Firenze si citano solo i *Frammenti* del 1211, dando senza particolari avvertenze anche quelle che sono manifestamente forme eccezionali o grafie senza valore. Il lettore ignaro può credere che nel

[1] Vanno insieme le brevissime sezione V e VII; e la sezione IX, che contiene qualche nome solo all'inizio, è della stessa mano che ha scritto quasi tutta la sezione I (cfr. la Prefazione del Paoli, pp. xxx-xlii).

Dugento a Firenze si dicesse *Dietesalvi* e non *Dietisalvi,* e *Rugieri* con una sola *g.*

Passiamo all'esame dei nomi contenuti nell'*Elenco.* Parlerò innanzi tutto di due questioni connesse rispettivamente colle forme *Preite-Prete, Mainetto-Manetto,* e con i nomi il cui primo elemento è costituito dal germ. *ragin-*; aggiungerò quindi altre osservazioni, mettendo a lemma l'unità onomastica a cui si riferiscono.

1) In una recente e pregevole recensione ai *N. T. F.*, apparsa sugli *Studia neophilologica,* 1954, pp. 208–214, il Brattö critica la mia presentazione degli esempi che dimostrano la riduzione o la mancata riduzione dei dittonghi discendenti *ai, ei, oi* tonici ed atoni a *a, e, o* a Firenze ed in Toscana. „L'autore", egli dice, „non fa la distinzione necessaria ed utile tra dittongo atono e dittongo tonico". Il Brattö pensa che un'eventuale differenza cronologica tra lo sviluppo di *Mainetto* a *Manetto* e quello di *preite* a *prete* possa esser dovuta all'accento. La riduzione del dittongo *ei* a *e* nella parola *preite* è cominciata in posizione atona. „Tra le forme del *L. M.* c'è una ripartizione abbastanza chiara: troviamo da un lato *Preite,* dall'altra *Pretaczus, Pretasinus, Pretazinus, Pretellus, Pretone, Pretuczus* e *Pregianni*; eccezioni alla regola sono le forme *Prete -i* e *Preitone, Preitughus*" (recensione cit., p. 211). Non comprendo bene il senso della critica del Brattö. Nella trattazione linguistica dei *N. T. F.* si cerca di fissare le differenze tra il dialetto fiorentino e gli altri dialetti toscani. La generalità dell'avvenuta riduzione dei dittonghi discendenti nel fiorentino dell'ultimo quarto del sec. XIII costituisce un carattere distintivo[1]. Che si tratti di dittonghi atoni o tonici non importa, in quanto nel fiorentino son tutti ridotti, negli altri dialetti rimangono in vari casi, sia in posizione atona che in posizione tonica. Mi pare quindi che il capitoletto dei *N. T. F.* non potesse esser concepito in modo diverso. Riguardo alla maggior facilità con cui i dittonghi discendenti dovrebbero ridursi in posizione protonica, son d'accordo col Brattö – in sede teorica. Una vocale o combinazione vocalica è sempre meno caratterizzata fuori accento che sotto accento. È lecito aspettarsi, perciò, che la mancanza d'accento costituisca una condizione favorevole alla caduta del secondo elemento del dittongo. Ma la prova che si può trarre dal *L. M.* è scarsamente convincente. Le forme del nome *Preite* non vanno considerate in blocco, come fa il Brattö, ma secondo i notai a cui son dovute. Nella sezione III del *L. M.*, scritta probabilmente dal notaio Filippo Gottoli (cfr. la Prefazione del Paoli, p. xxxvi), troviamo *Preitis* (patronimico) 190, 260, 270, allato a *Preitonis* 230, 287, *Preitughi* 231. Nella sezione VI, scritta da Cavalcante Burnellini (cfr. Paoli, p. xxxix), troviamo *Pretis* (patronimico) 315 allato a *Pretazinus* 327. La sezione VIII, scritta da Ugo Bencivenni (cfr. Paoli, p. xli), reca *del Prete* 349, *Preti f. Montis* 341, *Preti* (patronimico) 341, 356, allato a *Pretonis* 341, *Pretuczus* 342, *Pretelli* 343. Solo nelle sezioni I e II si hanno due forme

[1] „Esso [il fiorentino] è il solo dialetto in cui non rimangano dittonghi discendenti alla fine del sec. XIII" (*N. T. F.*, p. 106).

composte o derivate con *e* allato a forme piene con *ei*: *Pretasinus* 29, *Pretaczi* 144, allato a *Preite Amannati* 14, *Preite Salvangni* 27, *del Preite* 109, 112, 116, 120, *Preitis* (patronimico) 167, 171)[1]. Due forme con *e* protonica allato a 8 con *ei* tonico (considerando come tonico anche l'*ei* di *Preite Amannati, Salvangni*) non mi sembra significhino molto, in un'epoca ed in un documento in cui v'è una tale oscillazione. I notai che hanno scritto le parti I e II possono aver adoprato la grafia tradizionale nelle forme piene ed essersi invece adeguati all'uso popolare nelle forme derivate. Va aggiunto che in una scritta volgare del 1253 pubblicata nei *N. T. F.* (p. 816) si hanno tre esempi in cui *preite* nome comune si trova in posizione debole e conserva il dittongo: *preite Kiarito* 7, 9, *preite Diotisalvi* 14. — La forma *preite* (< PRAEBYTER) compare già in carte lucchesi dell'886 (*Mem. Lucca*, V, 2, 585: *Monte Preiti*), del 954 (V, 3, 257: *Monte Preiti*), del 989 e del 991 (IV, 2, 2, 93[2]; V, 3, 526; V, 3, 562: *Silva Preiti*). La più antica testimonianza della riduzione del dittongo che io conosca è in una carta del *Reg. Pisa* del 29 luglio 1080: „Vingna dal *Preti*" (n. 186). Da notare che la parola si trova in posizione pienamente tonica. Si ha *prete* in in posizione debole in una carta del *Reg. Coltibuono* del giugno 1098: „terra de nepoti *prete* Lei" (n. 208). Ho controllato sull'originale dell' Archivio di Stato di Firenze l'esempio del *Reg. Coltibuono*; per l'esempio pisano (Archivio arcivescovile) il riscontro è stato fatto dal compilatore del regesto, Mons. Natale Caturegli. In entrambi i casi il *pre* di *prete* è scritto per abbreviazione (*p̄te*). Un documento del *Reg. senense* dell'11 gennaio 1182 reca „*Prete* Mariscocti" (n. 307), in tutte lettere[2]: trattandosi d'un nome proprio, non si può parlare di posizione debole. I *Documenti* del Santini offrono due esempi di *e* protonica in atti originali rogati a Firenze nel 1216 e nel 1222 dal notaio Formagius: *Pretorso* 181, *Pretaczi* 536. Documenti volgari: si ha *prete* (posizione pienamente tonica) in una scritta sangimignanese del 1228 che ripubblicherò prossimamente nella raccolta *Testi sangimignanesi del secolo XIII e della prima metà del secolo XIV* (si può consultare intanto nel *Giornale storico della letteratura italiana*, X, pp. 194–195, o in crestomazie dell' antico italiano, ove si dà erroneamente la data 1227); *preti* (posizione pienamente tonica) in un'altra scritta sangimignanese del 1236, inedita[3]. Per il contado di Firenze *prete* (posizione pienamente tonica) è documentato dal 1258 ((f.) streda 1255–90, cfr. *N. T. F.*, p. 107); per la città s'hanno attestazioni del 1263 e 1267 nel *Primo libricciolo* di Bene Bencivenni (nato verso il 1220–1225 – f. 1262–75, 4 v. 23, 7 v. 3, posizione pienamente tonica)[4]. La scritta del 1253 citata sopra è il

[1] Non può esser presa in considerazione la forma accorciata *Pregianni*, che si trova alle pp. 83 (sez. I), 189 (sez. III), 326, 335 (sez. VI).

[2] Ho visto la pergamena all'Archivio di Stato di Siena (fondo di S. Mustiola).

[3] Una lettera probabilmente sangimignanese anteriore al 1253 reca invece *preite* tre volte (due in posizione debole, una in posizione pienamente tonica): vedi gli annunciati *Testi sangimignanesi*.

[4] Nella trattazione dei *N. T. F.* ho dimenticato di citare gli esempi di f. 1262–75.

solo testo volgare fiorentino che contenga la forma *preite*. Per le altre città toscane rimando alla trattazione dei *N. T. F.* Tirando le somme, non direi che vi siano elementi sufficienti per dimostrare che il passaggio di *preite* a *prete* si ha in posizione atona prima che in posizione tonica. — Anche il confronto che si può fare tra *preite* e *meita(de)* (vedi il materiale nei *N. T. F.*) non offre gran che. La forma *preite* si trova allato a due esempi di *metà* in un testo pistoiese del 1313; ma in testi della stessa città contemporanei o quasi si ha *prete* (così nel *Carteggio dei Lazzàri,* 1321-1322, e nelle *Ricordanze di Tingo di Goccio dei Bottingori,* 1311–1337)[1]. D'altra parte *meita(de)* è abbondantemente attestata, nei primi decenni del sec. XIV, a Pisa e a Lucca; ed a Cortona si trova ancora, e prevale su *metà,* in pieno sec. XV (sebbene la forma con *e* sia già usata da una delle mani del *Registro del maestro Passara,* del 1315–1327). — *Ai* protonico diviene *a* (meglio: può divenire *a*) in epoca molto antica nei nomi propri composti con *magin-* e *ragin-*. Ecco gli esempi del sec. XI che mi sono noti: (*Reg. Coltibuono*) *Manfridi* gen., n. 102, anno 1076; (*Reg. Camaldoli*) *Ranberti,* n. 289, anno 1058, *-o, -us,* nn. 378², 379², 450², anni 1073 e 1082, *Rampaldi,* n. 316, anno 1063, *Rambaldo,* n. 462, anno 1083, *Ramfridi,* n. 356, anno 1068, *Ranutio,* n. 462⁴, anno 1083, *Raneri* nom. e gen., nn. 456, 461, 466, 473, 475³, 476, 477², anni 1083 e 1084; (*Doc. Arezzo*) *Rambaldi,* n. 209, anno 1073, *Ramberti,* n. 154², anno 1033; (*Reg. senense*) *Ranucini,* n. 139, carta data poco dopo il 1097; (*Reg. Lucca*) *Ramundi,* n. 576³, anno 1099 (copia del notaio che ha rogato la carta)[2]. Ma i nomi propri non si posson considerare alla stessa stregua dei nomi comuni: nei primi le forme tradizionali offrono, in genere, una resistenza minore che nei secondi[3]. Il quesito, dunque, rimane aperto. Sembrerebbe che la mancanza d'accento dovesse affrettare la caduta del secondo ele-

[1] Nei *N. T. F.* la seconda data di queste *Ricordanze* è il 1338 (si tien conto d'alcune carte scritte in quell'anno da Tici figlio di Tingo). Esempi di *meta-(de)*: 2 r. 23.25; di *prete, -i*: 1 v. 25, 6 v. 6.16.

[2] Gli esempi dei *Doc. Arezzo* dovranno esser controllati sugli originali (nel n. 102, anno 1013, il Pasqui trascrive *Ramberto* invece di *Rainberto,* cfr. *Reg. Camaldoli,* n. 35). Il *Reg. senense* offrirebbe *Ranerius, -um* in una carta d'Orvieto del 1054: ma si tratta d'una copia del 1308 (ho esaminato la pergamena all'Archivio di Stato di Firenze). Nelle *Carte Badia* troviamo un *Rambaldi* nel 1017, 62.5, insieme a *Ragenbaldus,* stesso documento, 62.4, 63.11.13–14.27, 65.13: la mancanza del *ge* in *Rambaldi* sembra dovuta ad un errore di scrittura. Segnalo infine un esempio delle *Mem. Lucca* che risale al 991: *Ranfridi,* V, 3, 542 (ma bisognerà vedere l'originale).

Sono veramente probanti solo i casi come *Ramundi, Raneri, Ranutio.* In *Manfridi* ecc. la semplificazione del dittongo può essere stata favorita dal consonantismo seguente.

[3] Il *Reg. Coltibuono* reca un esempio della riduzione di *ai* tonico ad *a* in un nome proprio già nel 1101: *Rantii,* n. 223 (da *Raintio,* ipocoristico della serie con *ragin-*). Si noterà però che *ai* è seguito da nasale più consonante (come in *Manfridi* ecc.).

Per quanto riguarda l'inizio della riduzione dei dittonghi discendenti tonici nei nomi comuni, ricordo i due esempi di *prete* della fine del sec. XI citati sopra (se si ritiene ch'essi conservino il loro valore nonostante l'abbreviazione di *pre*).

mento dei dittonghi *ai, ei, oi*: ma non vi sono indicazioni abbastanza chiare che ciò sia accaduto realmente. — Richiede qualche altra considerazione la forma *Minictus,* che il Brattö cita dalle *Matricole di Calimala,* carta 17 r., anno 1237 (*Studi,* p. 154, recensione ai *N. T. F.*, p. 211). Le *Matricole di Calimala* (come s'è già fatto osservare a p. 70) ci son giunte in copie del sec. XVIII. Queste copie costituiscono due testimonianze: B vale da sé sola quanto A e C insieme. Ora, *Minictus* si trova in A e C, ma non in B (che reca *Mainictus*). Può darsi quindi che siamo di fronte ad un semplice errore di trascrizione. Ma anche se l'originale avesse avuto in quel punto *Minictus,* tale forma sarebbe da considerarsi come probabilmente errata. Il personaggio a cui ci si riferisce (Mainetto Giamboni, vicario del camarlingo) appare altre due volte nelle *Matricole,* nel 1236 e nel 1239. La prima volta A e C hanno *Mainecti* (A, 21 r., C, 17 r.), B *Mainicti* (493), la seconda volta A, B, C hanno *Mainicti* (A, 21 v., B, 494, C, 17 v.). S'aggiunga che nella stessa notazione in cui A e C hanno „*Minictus* Giamboni" tutt'e tre le copie recano anche „*Mainicti* Case" (errore per „Mainicti Cose"). La forma *Minictus* del 1237, presunta o vera, è dunque senza valore. Sennonché in un testo sangimignanese del 1346 che sarà pubblicato nell'annunciata raccolta si trova 4 volte *Minecto (Gemma, Michele di)*. Qual è l'origine di questo *Minecto?* Negli *Studi* (p. 154) il Brattö suppone che il *Minictus* del 1237 sia una „variante fiorentina della forma *Menettus* [la pronuncia *Menet* del nome epico francese *Mainet* è attestata nei *Rôles de taille* di Parigi verso il 1300], presa in prestito più tardi". Tale spiegazione, che non convincerebbe per il 1237, può forse esser presa in considerazione per il sec. XIV. Ma ci sembra molto più probabile che il *Minecto* del testo sangimignanese sia un diminutivo dell'ipocoristico *Mino,* frequente a Siena nel Trecento (si veda la lettera M delle *Matricole dei Mercanti* di Siena degli anni 1326–1347, Archivio di Stato di Siena, Mercanzia 12, ove compare spesso anche *Minuccio*).

2) Mi sono già occupato dei nomi composti con *ragin-* nei *N. T. F.*, pp. 110–114. Il mio scopo era quello di chiarire perché le forme fiorentine presentassero una *i* protonica. Il materiale utilizzato non era molto vasto, e conteneva qualche inesattezza[1]. Il Brattö ha trattato di *Rinaldus, Rinieri, Rinuccius* negli *Studi,* ed è tornato sull'argomento nella recensione ai *N. T. F.*, p. 211–214. Il peccato originale della concezione del Brattö va forse individuato nel suo studio del *L. M.* Egli è tratto in inganno dalla molteplicità delle forme che vi si trovano. „Non tutte le dette forme", dice a proposito del nome *Rinieri,* „possono essere spiegate come grafie dotte o come arcaismi; rispecchiano certamente l'uso, almeno in parte" (recensione cit., p. 212). Mi pare invece che tutte quelle forme si debban considerare come dovute alla tradizione

[1] *L. M.*: non si citano *Rainaldus* e *Ranerius,* e si danno come mancanti *Renerius* e *Renuccius*; *Carte Badia*: non si cita l'esempio di *Reinaldus* (vedi a p. 77) e non s'avverte che la forma *Regembaldus* del 1001 è in una copia posteriore (vedi p. 77, n. 2); *Carte Canonica*: non s'avverte che uno degli esempi citati (*Remberti,* anno 1073, n. 84) è in una copia del sec. XII.

notarile, meno una: *Rinieri* [1]. È metodicamente errato far fondamento su un testo latino quando si hanno a disposizione testi volgari (le forme latine devon essere interpretate alla luce di ciò che si ricava da questi ultimi). Lo stesso vale per gli altri nomi considerati: la forma volgare fiorentina è unica, tranne nel caso di *Renaldo-Rinaldo* (*Renaldo* si mantiene ancora all'inizio del sec. XIII, poi cede a *Rinaldo*). L'A. avrebbe potuto trarre qualche utilità da una divisione delle forme del *L. M.* secondo i notai. Dallo spoglio che riporto in nota [2] appare: che la forma *Ranerius*, definita come prevalente (l. cit.), si trova quasi soltanto nelle sezioni I e II, ed è più particolarmente propria del notaio a cui è dovuta la massima parte della sezione I; che l'oscillazione dei singoli notai è in genere molto limitata (fa eccezione Cavalcante Burnellini, sez. VI); che Ugo Bencivenni (sez. VIII) segue costantemente

---

[1] Il Brattö (l. cit.) riporta un esempio di *Ranieri* dai *N. T. F.*, p. 322. Si tratta del notaio *Bonsegnore Ranieri Peronis* o *Peroni*, menzionato varie volte in f. 1274–1310 (§§ 256, 322, 360, 404, 463, 517, 609). Per questo personaggio s'adopra sempre la forma *Ranieri* invece del normale *Rinieri* (che si trova nello stesso testo ai §§ 288, 346, 347, 754, riferito a tre individui diversi). Sembra molto probabile che il padre di ser Bonsegnore (o ser Bonsegnore stesso) non fosse d'origine fiorentina. È chiaro comunque che il valore della forma *Ranieri*, usata in queste circostanze, è nullo.

[2] Sezione I: *Renaldus* 8, 14, 30, 48, 76, 82, *-i* 19, 35, 45, 67, 73, 82^2; *Ranerius* 1, 3^2, 4, 8, 14, 23^2, 29^2, 32, 74, 98, *-ii* 3, 4, 5, 30, 86, *-io* 95^2, *Rinieri* gen. 18; *Rinuccius* 4, 7, 14, 25, 26, 78, 81, 88, *-ii* 7, 13, 18, 23, 24, 96, *-inus* 8, 56, 67, *-ini* 4, 76; *Rimbertinus* 73, *-i* 74.

Sezione II: *Renaldus* 125, 143, 148, 166, 168, *-i* 108, 110, 111, 115, 122, 128, 130, 134, 135, 147, 154, 159, 164, *-eschus* 139, *-eschi* 177; *Ranerius* 122^2, 129, 130, 134, 137, 140, 148, 149, 152, 154, *-ii* 115, 122^2, 136, *-io* 122, *Renerius* 108, 114, 120, 156, 161, 164, 174, 176, *-ii* 159, 177, *Rinieri* gen. 104, 119, 140, 165; *Renuccius* 112, 117, 129, 133, 172, *-inus* 156, *-ini* 120, *Rinuccii* 109, 135, *-i* 137, *-inus* 109, 112, 131, 132, 139, 153, *-ini* 122, 128, 143, *-ioli* 172; *Rinbaldi* 159.

Sezione III: *Rinaldus* 179, 191, 194, 198^2, 237, 268, 275, 278, 279, *-i* 191, 196, 197, 198, 200, 232, 267, 269, 280, 283, *-ectus* 191, *-eschi* 240, *Renaldi* 261; *Rainerius* 180, 190, 198, 220, 235, 245, 247^2, 255, 259, 265, 271, 279, 285, *-ii* gen. 182, 184, 186, 187, 188, 190, 212, 231, 258, *Rinieri* nom. 235, 238, gen. 201, 211, 219, 232, 235, 236^2, 244, 247, 256, 261, 264, 279, 281, 282, *Raneri* nom. 180, gen. 279; *Rinuccius* 188, 226, 276, *-ii* 243, *-inus* 279, 282, *-ini* 203, 213, 274, 283; *Rimbaldi* 244, 257, 274, 275, *Rin-* 275; *Rimberti* 215, 246, 250, *-ini* 200.

Sezione IV: *Rinaldus* 298, *-i* 295, 304, *-o* 295, 298^2, 300^2; *Rainaldus* 297, *-o* 297 (e *Raynaldus* 293, 297^2, nelle note di mano diversa); *Rinieri* nom. 279^2, 300^4, 302^2, 304, *Rainerio* 293, 296; *Rinuccinus* 305, *-ini* 300.

Sezione V e sezione VII (stessa mano): *Raynaldi* 310; *Ranuci* 339.

Sezione VI: *Reinaldi* 328, *Renaldus* 314, 318, 329, 336, 337^2, *-i* 332, *Rinaldus* 315, *-i* 332, *-escus* 320; *Rainerius* 313, 319, 322, 326^2, 327^2, 329, *-ii* 313, 323^2, 328, 329, 331, *-i* gen. 325, *Rinieri* nom. 316, gen. 322, *-ii* 330; *Rainuccius* 314, *Renuccinus* 320, *Rinuccius* 329, *-ii* 317, 328, *-inus* 335, *-ini* 317, 336; *Rimberti* 318, 327.

Sezione VIII: *Rinaldus* 347, *-i* 345^2, 346^2, 348; *Rinieri* nom. 346, 347, 349, 356, 362, 364, gen. 344, 345^2, 347, 348, 354, 363^2, 364, 365, 367; *Rinuccius* 349, 358, *-ini* 357, 358; *Rimbaldus* 345; *Rimbertus* 368, *-i* 357, 363^2.

Sezione IX (dovuta alla stessa mano che ha scritto quasi tutta la sezione I): *Ranerium* 369.

l'uso volgare. Sempre nella sua recensione ai *N. T. F.* l'A. osserva: „La spiegazione data dal Castellani (p. 113: *trafila*) trascura le forme *Ranaldo, Rambaldo, Ramberto,* noverate da lui stesso. Lo sviluppo *ragin – rein* avrebbe avuto luogo in Toscana (come forse anche *hari – ieri*?), sviluppo parallelo a quello che ha avuto luogo nei nomi franchi ed alto-tedeschi (p. 113, n. 2)" (p. 213). La critica relativa a *Ranaldo* ecc. manca di base: nei *N. T. F.* si cerca la spiegazione delle forme con *Rin-*, non di quelle con *Ran-* (che non ne hanno bisogno). Quanto al resto, si tratta d'un equivoco: io non ho detto che lo sviluppo *ragin- > rein-* è avvenuto in Toscana; ho indicato, in astratto, la trafila *ragin > regin- > rein- > ren- > rin-*, aggiungendo che il monottongamento di *ei* a *e*, accertabile nei nomi franchi ed alto-tedeschi, va probabilmente inteso, nel nostro caso, come un processo romanzo e non germanico [1]. Ciò che m'interessava era d'individuare le basi da cui derivano le forme con *Rin-* (*Rain-*, *Rein-* o *Ren-*, cfr. *N. T. F.*, p. 110). E mi sembra che le conclusioni a cui giungevo siano ancora sostanzialmente valide: ossia che si debba partire da *Rein-*. Vediamo quali sono gli esempi più antichi delle carte toscane in cui compare *Rein-*.

986, Lucca	*Reineri* nom.	Mem. Lucca, V, 3, 491
1018, ,,	,,	,, ,, IV, 2, 1, 123
1027, alto Casentino	*Reinberto*	Reg. Camaldoli, 90[2]
1031, Firenze	*Reinperto, Reinberto*	Carte Badia, 89.23, 91.4
1031, ,,	*Reinaldo*	,, ,, 90.18
1031, alto Casentino	,,	Reg. Camaldoli, 113
1035, ,, ,,	*Reinberto*	Reg. Camaldoli, 144, 145[2], 146[2], 150[2]
1035, ,, ,,	*Reinaldo*	,, ,, 148
1035, comitato aretino	*Reinaldi*	,, ,, 154
1035, ,, ,,	*Reinberti*	,, ,, ,,
1036, alto Casentino	,,	,, ,, 156
1038, ,, ,,	,,	,, ,, 167, 168
1038, ,, ,,	*Reinbaldo*	,, ,, 170
1048, ,, ,,	*Reinberti*	,, ,, 249
1053, ,, ,,	,,	,, ,, 271
1055, ,, ,,	*Reinberto, -i*	,, ,, 279
1059, Coltibuono	*Reinari* gen.	Reg. Coltibuono, 49
c. 1070, Firenze	*Reinbaldus*	Carte Badia, 188.26
1071, Stenula (Firenze)	*Reinaldus*	Reg. Coltibuono, 77[2]
1095, ,, ,,	,,	,, ,, 199[2]

Nel *Reg. volaterranum* si trova l'ipocoristico *Reintio* (*-ii*) già negli anni 971 (n. 48) e 997 (n. 88). Gli esempi di *Reineri* delle *Mem. Lucca* an-

[1] Però la nota dove si accenna ai nomi franchi ed alto-tedeschi è ambigua.

[2] Insieme a queste forme vanno considerate quelle con *Regin-* che si trovano in una delle carte della *Badia* (anno 1070, Firenze, *Regimbaldum* 176.13, 177.14.22, *-us* 177.15, e *Ragembaldus* corretto su *Regembaldus* 178.1). La stessa raccolta (pp. 24 e 45) offre un *Regimbaldo* nell'anno 986 ed un *Regembaldus* nel 1001: ma si tratta in tutt'e due i casi di copie molto più tarde.

drebbero riscontrati sugli originali, e la forma *Reinari* del 1059 (che ho controllata) potrebb'essere un errore di scrittura per *Raineri*; ma *Reinerius, Reineri* è abbondantemente documentato a partire dal primo decennio del sec. XII: si vedano il *Reg. Coltibuono,* nn. 258² (anno 1109), 337 (1128, carta data a Siena), 350² (1131), 368 (1137), 386 1141), 399 (1146), ecc., il *Reg. Camaldoli,* nn. 797² (anno 1118), 858² (1125), 895³ (1128), 910³ (1130), 920, 921 (1131), 967² (1138), 986⁴ (1141), ecc., i *Doc. Arezzo,* n. 337 (1133, carta data a Bibbiena), ed il *Reg. senense,* n. 155² (1114) (a questi esempi va aggiunto quello delle *Carte Canonica,* n. 178, anno 1128, già citato nei *N. T. F.*, p. 112) [1]. Il *Reg. senense* offre un *Reinuccini* nel 1127 (n. 170). — Dal 1043 è attestato *Ren-* (*Rem-*) nei nomi il cui secondo elemento comincia con una consonante. Gli esempi più numerosi sono offerti dal *Reg. Coltibuono.* Ecco quelli del sec. XI: *Renbertus, Rem-, Re[m]-* (e *-i, -o*), nn. 34 (anno 1043), 45 (1053), 47 (1057), 48 (1058), 52 (1060), 81² (1072), 83³ (1073), 87 (1074), 97 (1075), 110, 114, 115 (1078), 120 (1079), 137, 139 (1083), 146², 148² (1084), 152, 155, 156, 158 (1085), 175 (1086), 187², 188 (1090) [2]; *Re[m]baldo, -i* 48 (1058), 102 (1076), *Rembaldulo, Re[m]balduli* 99 (1075); *Renfridi* gen. 46 (1055, carta data a Peretola); *Remb[. . .]* 98 (1075). *Renbertus, Rem-* (*-i, -ulo*) si trova anche nelle *Carte Canonica* (Latera, 1066, n. 72, Montecorboli, 1085, n. 122, Firenze, 1090, n. 143²), nelle *Carte Badia* (Firenze, 1072, 211.26), nel *Reg. senense* (Siena, 1070, n. 69, 1078, n. 95); *Renbaldus, Rem-* (*-i, -o*) nelle *Carte Canonica* (Firenze, 1090, n. 143) e nel *Reg. Camaldoli* (alto Casentino, 1090, nn. 559, 560, 1091, n. 562, 1095, n. 577, 1097, nn. 596, 600) [3]. *Renaldus* compare in una carta del *Reg. Coltibuono* del 1084 (n. 143, *Renaldi, -o*: ho controllato le due forme sull'originale). Altri esempi sono offerti dalla stessa raccolta dopo un intervallo di alcuni decenni: nn. 330 (anno 1127), 336 (1128), 341 (1129), 394 (1145), 420 (1153), 499, 500 (1181), 508 (1187) – forme *Renaldus, -i, -o, -ini, -uzi.* Di *Reneri, Renerius* ho trovato due esempi nel *Reg. Camaldoli,* anni 1128 (n. 895: nello stesso documento si ha tre volte *Reineri*) e 1174 (n. 1190). *Renuccius* è testimoniato varie volte in carte del sec. XII: (*Reg. Coltibuono*) *Renucius, -inus, -ini, -ino, -iolo, Renuccini, -ioli,* nn. 328 (anno 1126), 368 (1137), 386² (1141), 395 (1145), 420, 422² (1153), 433 (1155), 510 (1188); (*Reg. Camaldoli*) *Renucini, -o,* nn. 797 (1118), 847 (1123), 895 (1128); (*Reg. volaterranum*) *Renucini,* n. 171 (1150); (*Reg. senense*) *Renucini, -ccini,* nn. 171 (1127), 258 (1173, carta data presso Poggibonsi). Va menzionato anche *Remundini,* che si trova nel *Reg. Coltibuono* (n. 238, anno 1102) e nel *Reg. Camaldoli* (nn. 1013³, anno 1144,

[1] Nei suoi *Studi,* p. 181, il Brattö cita un *Reghinari* (gen.) dell' 867. Ma tale forma è contenuta nel *Cartulario della Berardenga* (a cura di E. Casanova, vol. I, Siena, 1927, n. 53), che è stato compilato alla fine del sec. XIII (cfr. l'Introduzione del Casanova, p. 11).

[2] *Rem-*: nn. 83 (1 es.), 97, 110, 114, 115, 187 (1 es.); *Re[m]-*: nn. 45, 48, 187 (1 es.).

[3] Copie o falsificazioni del sec. XI: *Remberto* (*Reg. volaterranum,* Elmo, n. 119. anno 1034), *Renbaldus* (*Carte Badia,* 195.8–9, 200.9, anno 1070).

e 1028, anno 1145). — Nel sec. XII si ha qualche attestazione di *Rin-* per il nome *Rimbaldo*. *Reg. Coltibuono*: *Rimbaldi*, n. 266, anno 1110; *Reg. volaterranum*: *Rimbotto*, n. 167, anno 1144; *Reg. Lucca*: *Rimbaldus*, n. 1401, anno 1179, *-i*, n. 1708, anno 1194. Il *Reg. Camaldoli*, inoltre, offre un *Rimondini* nel 1126 (n. 885). In qualcuno degli esempi citati la *i* di *Rin-* potrebbe rappresentare una *e* (l'abitudine notarile di scrivere *i* per *e* chiusa, anche protonica, si mantiene a lungo: cfr., qui sotto, il caso di *Rinaldo*). Una carta in volgare del *Reg. Coltibuono* (n. 549) da assegnarsi alla fine del sec. XII o all'inizio del sec. XIII, e riguardante una zona di confine tra il contado di Siena e quello di Firenze (Monti, Larginino, nella Berardenga nord'occidentale), reca *Rinieri*, due volte, e *Rinucio* (allato a *Rainaldo*, due volte). Queste forme si ritrovano nei *Frammenti* del 1211 (allato a *Renaldo*), e sono le sole in uso a Firenze nel sec. XIII e dopo. *Rinaldo* compare in carte senesi della fine del sec. XII e dei primi anni del sec. XIII che si possono consultare nel *Caleffo vecchio del Comune di Siena* (a cura di G. Cecchini, vol. I, 1932, Firenze): *Rinaldini*, *Rinaldi*, n. 45, anno 1193 (originale), *Rinaldus*, *-o*, *-ini*, nn. 60, 61[5], 62, anno 1202 (originali o copie di poco posteriori). Non so che valore si possa attribuire a questi esempi, dato che nei documenti volgari senesi del sec. XIII si trova sempre *Renaldo*: non è escluso che ci troviamo dinanzi a semplici grafie (per *Renaldo*). Sia negli *Studi* che nella recensione ai *N. T. F.* il Brattö cita, dalle *Carte Canonica*, una forma *Rinaldi* dell'anno 1084 (n. 114). Tale forma non esiste: la pergamena, che ho esaminata all' Archivio del Capitolo del Duomo di Firenze, reca *Rainaldi* e non *Rinaldi*. — Allato alle forme con *Rein-*, *Ren-* si continuano ad avere, nelle raccolte di carte citate, anche forme con *Rain-* (*Ragin-*), *Ran-*[1]. Nel *Reg. Coltibuono* le forme con *Ren-* predominano nettamente, nei nomi il cui secondo elemento comincia con consonante, dalla seconda metà del sec. XI in poi; nel *Reg. Camaldoli* durante la prima metà del sec. XII. Va osservato che nelle raccolte di carte della Toscana occidentale le forme con *Rein-*, *Ren-* (*Rin-*) sono scarsissime. Le *Mem.*

[1] Il germ. *Ragi(n)-* si presenta, nelle carte toscane del periodo longobardo, come *Rachi(n)-*. Il solo tra i nomi da noi considerati che compaia già a quell' epoca è *Rachinald* (*C. D. L.*, II.63.16, anno 761), *-aldu*, *-e*, *-i* (II.399.4. 11–12.13.21). Il *Rachi-* longobardo è attestato anche nel nome *Rachimundus*, ma in epoca posteriore (nell'865, *Mem. Lucca*, V, 2, 471, 472[2], nell'867, V, 2, 482, e nel documento dell'873 che reca *Raineri* - vedi sotto). Troviamo forme con *Rai(n)-* a partire dalla fine del sec. VIII: *Rainprandus* nel 796 (*Mem Lucca*, V, 2, 150), *Raiperti* nell'823 (*Reg. Pisa*, n. 22), *Rainardo*, *-i* nell'867 (*Mem. Lucca*, V, 2, 482, 483), „*Raineri* [abl.] cler. filio b. m. Willeradi cler. de Sena" nell'873 (*Mem. Lucca*, V, 2, 507). In un placito dato a Firenze nell'897 si hanno insieme *Ragimbaldo*, *Ragimberto* e *Raginfredus* (che evidentemente sono grafie per *Raimbaldo* ecc., *Mem. Lucca*, IV, 2, 2, 71 e 72). Nei suoi *Studi*, p. 179, il Brattö cita un *Rainaldus* dell'801: ma l'esempio si trova nel *Reg. Farfa*, che data dell'inizio del sec. XII. Pur tenendo conto della possibilità che nelle carte longobarde il *ch* seguito da vocale palatale sia una grafia per ˆ, cfr. Bruckner, op. cit., § 81, mi pare che l'elemento *Rai(n)-* sia da giudicarsi d'origine franca (varie tra le forme citate offrono caratteri franchi: *Raimberto*, *Raimbaldo*, *Rainardo*, *Raineri*).

Lucca, come s'è visto, hanno due *Reineri* (isolati tra moltissimi *Raineri*). Nel *Reg. Lucca* troviamo, oltre ai due esempi di *Rimbaldus* già citati, un *Reingerius* nell'anno 1187 (n. 1586)[1]. Il *Reg. Pisa* ed il *Libro Croce* di Pistoia non offrono, stando agl'Indici, che esempi di *Rain-*, *Ran-*[2]. — Le forme con *Rein-* (o *Ren-*) citate sopra non si sono certo sviluppate in Toscana. Si deve pensare ad influssi esterni. Negli *Studi* (pp. 180 e 181) il Brattö non tiene conto di *Rein-*, e sembra considerare *Renaldus* e *Renerius* come forme importate dall'Italia settentrionale, dove *ai* protonico si sarebbe monottongato in *-e* (?)[3]. Non credo si possa aderire. Del resto il Brattö è di parere diverso nella recensione ai *N. T. F.*: „*Renaldus*, che può essere uno sviluppo di *Reinaldus*, s'accorda bene colla forma alto-tedesca *Renaldus* del 1150 e colla forma francese *Renaut* della poesia epica e dei ruoli di taglia parigini (intorno al 1300) . . . Anche per questo nome [*Rinieri*] si trovano le corrispondenti forme alto-tedesche e francesi" (p. 212). L'epoca in cui le forme con *Rein-* si presentano nelle nostre carte fa ritenere ch'esse sian dovute ad influssi tedeschi e non francesi. È significativa anche la sostituzione dell'ipocoristico *Raintio* con *Reintio*[4]. Nella recensione ai *N. T. F.* il Brattö si domanda se le forme con *Ren-* dei sec. XI e XII siano state importate tali e quali oppure sian derivate da *Rein-* con monottongamento. „Visti gli esempi di nomi comuni allegati dal Castellani, che cadono nella prima metà del Dugento", egli aggiunge, „e dato che i nomi con *Ran-* appaiono nei documenti toscani nella seconda metà del sec. XII, preferisco spiegare le dette forme come importate in Toscana" (p. 213). Ma nei documenti toscani i nomi con *Ran-* appaiono molto prima di quello che crede il Brättö: vedi a p. 74. Inoltre, se le forme con *Ren-* fossero state importate tali e quali, come si spiegherebbe *Rein-* ? Come una fusione di *Ren-* con

[1] Non mi pare che si debba annettere importanza ad un *Rinaldini* contenuto in una copia del sec. XIV (n. 1497, p. 322).

[2] Anche nel vol. I dei *Doc. Arezzo* (fino al 1180) mancano forme con *Rein-* o *Ren-*, tranne per il Casentino (*Reinaldi* a Bibbiena nel 1134, n. 338 – oltre al già citato *Reinerii* del 1133). Il *Renfredus* del n. 166 (carta del 1044 in copia del sec. XI) è con ogni probabilità un errore di scrittura, o di trascrizione, per *Irenfredus* (altro nome del vescovo d'Arezzo Immo).

[3] „*Rainaldus* è venuto dal norde, ed è di introduzione antica . . . *Renaldus* è stato preso in prestito più tardi, quando il dittongo si è sviluppato in un suono semplice" p. 180; „*Renerius*: forma settentrionale, dove il dittongo si è sviluppato in vocale semplice (Rohlfs, *Hist. Gram.*, § 15)". Il Rohlfs, l. cit., parla di *ai* tonico, non protonico.

[4] Va tenuta presente la possibilità che *Rein-* sia, in qualche caso, il riflesso d'uno sviluppo franco. Cfr. le forme con *Rein-* (*Regin-*, *Regi-*, *Rechi-*) anteriori alla metà del sec. X che si trovano in documenti originali lombardi pubblicati nel *Codex diplomaticus Langobardiae* (vol. XIII dei *Monumenta historiae patriae*, Aosta, 1873): *Reinulfus* p. 288 (anno 850), „*Regimbertus* . . . ex genere Francorum" 387 (864), *Reginbaldus*, *Regimba[l]dus* 435, 438 (874, 875), *Regifredus* 496 (879), *Rechifrit* 776 (912), *Reginaldus* 779 (913); e le forme catalane *Reinallus*, del 967 (P. Aebischer, *Essai sur l'onomastique catalane du IXe au XIIe siècle*, Barcellona, 1928, p. 39 - citaz. dell'A.), *Reimundi*, del 1048, *Remundi*, del 1058 (P. Aebischer, vol. LXVI di questa rivista, p. 358).

Rain-, intesa a dare a quei nomi un'aria più vetusta? Un'ipotesi simile si regge sui trampoli. Si deve notare infine che, se l'onomastica tedesca offre esempi di *Ren-*, il tipo normale (che si continua in taluni casi fino ai nostri giorni) è *Rein-* [1]. Il Brattö termina il suo excursus con queste parole: ,,Tra le molte forme dei nomi in *Ragin-* avviene durante il Dugento una selezione, effetto della moda. Firenze preferisce le forme più moderne: i Frammenti dell'anno 1211 recano *Renaldo, Rinieri, Rinuccio*, e nel *L. M.* prevalgono *Rinaldus, Ranerius, Rinuccius*. Siena si dimostra più conservativa: là si usano quasi esclusivamente le forme *Renaldo, Ranieri, Ranuccio*. E chi vuole spiegare le ragioni della moda?" (recensione cit., p. 213). Le conclusioni del Brattö non mi sembrano esatte. La selezione, se di selezione si può parlare, è avvenuta prima del Dugento. Le carte dei sec. XI e XII offrono *Rein-*, *Ren-* per una zona comprendente il distretto fiorentino, il Casentino, Siena e Volterra (trascuro gli sporadici esempi lucchesi). Nei testi volgari del Dugento e del Trecento troviamo forme con *Ren-*, *Rin-* solo nei limiti di questa zona. Altrove in Toscana e nell'Umbria settentrionale si ha *Rain-*, *Ran-*. Ecco qualche esempio (ripeto anche quelli già citati nei *N. T. F.*) [2]. P i s a. *Fragmenta historiae pisanae* (prima metà sec. XIV): *Rainaudo* 946.D, *Ranaudo* 644.B; *Ricordi di Miliadusso di Lotto Baldiccione dei Casalberti*, 1338–1383, Archivio di Stato di Pisa, Opera del Duomo, n. 312: *Rainieri* 11 r. 19, 12 v. 11.15.17, e passim; *Memorie di Parasone Grasso* (relative a fatti propri, di Ranieri Grasso e degli eredi di Ranieri Grasso, 1375–1384), Archivio di Stato di Pisa, Opera del Duomo, nn. 1321 e 1322: numerosi esempi di *Ranieri*. L u c - ca. *Croniche di Giovanni Sercambi*, 1400: *Ranaldo* II.2, XXVIII.1, LXXXVII.14, XCV.10, CIII.19, *Ranieri* CXXIII.58, CXXX.tit. 3.12.23, e passim, *Ranierio* V.2, *Ranuccio* CV.24 (lo spoglio è limitato ai primi 200 capitoli). P i s t o i a. *Ricordanze di Tingo di Goccio dei Bottingori*, 1311–1337: *Ranuccii* 1 v. 17, *Rambocto* 7 r. 5; *Lettera mercantile del* 1330: *Ranieri* 189, 191. P r a t o. pr. 1275: *Ranieri* 2 r., *Rainuccini* 2 v., *Ranuccini* 2 v., 4 v. C o r t o n a. *Registro del maestro Passara*, 1315–1327: *Ragn(i)aldo, -ello*, mani α, β, γ, 1 r. 4.6.8.11, e passim, *Ranaldo*, mano β, 24 v. 12, *Ranieri*, mano α, 12 v. 18, 32 r. 1. F r a t t a. *Conti dei fratelli Cambio e Giovanni di Detaccomando*, 1241–1272: *Rainaldo, Rainieri* (una volta *Rainiere*), *Ranberto*, *Ranuçio* (vedi l'Introduzione al testo, § 24). P e r u g i a. *Statuti* del 1342: *Ranaldo* II.280.33, 304.33, 365.6–7, 369.8, *Raniere* I.279.3.25, II.103.

---

[1] Si può anche pensare ad una duplice assunzione di *Rein-*, come *Rein-* e come *Ren-* (cfr. il risultato *ai* e *a* nelle forme francesi derivate da nomi germanici con *ai* protonico, W. Kalbow, *Die germanischen Personennamen des altfranzösischen Heldenepos und ihre lautliche Entwicklung*, Halle a. S., 1913, p. 106). Ma la cronologia delle forme citate (nel *Reg. Camaldoli* e nelle *Carte Badia* si trova solo *Rein-* fin verso il 1070) fa ritenere probabile che nella maggioranza dei casi *Rein-* sia stato effettivamente reso con *Rein-*, per esser poi ridotto a *Ren-* in un secondo tempo.

[2] Per le indicazioni bibliografiche che non si danno in quest'elenco vedi *N. T. F.*, pp. 23 e 36–40.

21, 232.20, 305.4.6–7, 351.19.21, *Ranuccio* I.120.20, II.397.12.15.23. 31.35, 398.8, *Ranucino* II.95.10, 102.6, 280.29, 281.24–25. A Volterra e San Gimignano le nuove forme non hanno attecchito, o sono state sostituite dal tipo *Rain-*, *Ran-* per influsso occidentale. V o l t e r r a: il *Primo libro di tutela di Giovanni e Antonio di Niccolò de' Belforti*, 1340–1344, Biblioteca Guarnacci, LXX, 8, 1, reca *Ranieri* 8 v. 17, 10 r. 17, 10 v. 20.24, e passim; il *Registro di lettere di Filippo de' Belforti*, 1348–1353, Biblioteca Guarnacci, LII, 6, 6, *Ranaldi* 40 v. 20, 41 r. 17, 44 v. 29, 48 r. 7. S a n G i m i g n a n o: si ha un esempio di *Rinieri* nella carta del 1228 cit. a p. 73; nei documenti successivi si trova *Rainieri, Ranieri, Rainaldo, Ranaldo* (rimando per gli esempi ai *Testi sangimignanesi*, che usciranno tra non molto). A Firenze il tipo *Rein-*, *Ren-* s'è imposto in ogni caso. Nei testi volgari troviamo *Renaldo-Rinaldo, Rinieri, Rinuccio, Rimbaldo*[1]. A Siena si hanno, come a Firenze, *Renaldo* e *Rimbaldo*[2], ma d'altra parte *Ranuccio* e *Rainieri, Ranieri*[3]. La spiegazione di questa differenza può venire da un confronto tra le raccolte di carte latine delle due città (o distretti): nel *Reg. Coltibuono*, nelle *Carte Badia* e nelle *Carte Canonica* troviamo un numero notevolissimo d'esempi con *Rein-*, *Ren-*; nel *Reg. senense* non più di mezza dozzina (carte anteriori al 1150; si deve aggiungere un esempio del *Reg. Coltibuono*, d'origine senese)[4]. Il primo esempio di *Renaldo* in luogo di *Rainaldo* che s'incontri a Siena è del 1169 (*-inus*, *Reg. senense*, n. 244). Si può anche far l'ipotesi, quindi, che il *Renaldo* senese non risalga ad una forma con *Rein-* del sec. XI, ma sia dovuto all'influsso del nome epico francese. — All'inizio del sec. XIII a Firenze si ha *Renaldo* allato a *Rinieri, Rinuccio*. Nei *N. T. F.* ho accennato ad una spiegazione (più rapida evoluzione *e* > *i* in *Rinieri, Rinuccio* per effetto di forme parallele con *Rain-*) che mi pare non possa esser mantenuta (cfr. anche la recensione del Brattö, p. 213). Non è escluso che il ritardo del passaggio *e* protonica > *i* in *Renaldo* sia dovuto alla forma francese *Renaut*.

A l b i z u s. L'esempio più antico citato dall'A. è del 997. Le *Mem. Lucca* recano: „Beraldi que *Albitio* vocatur" V, 3, 258 (anno 954), „terra *Albizi*" 282 (960), „Alberto q. *Albitio* v." 302 (968), „Albesinda q. *Albitia* v." 369 (977), „Albolfi q. *Albitio* v." 416 (983), „Alberichi

[1] Si dovrà forse aggiungere *Rimondo* (di cui però conosco un solo esempio, in (f.) orme 1264–84: *Rimondoli* 1 v. 51). In f. 1299–1300, testo scritto in Provenza, si trova *Ramondo* 92, 175, 208, 296, e passim (il nome è riferito a provenzali).

[2] Non trovo *Rimbaldo* nei testi volgari senesi del Dugento. Qualche esempio si ha nei *Libri della Biccherna* (rimando all'Indice dei primi 10 volumi). La *Lira 2* (1229–1232) offre *Rinbocti* 21 r. 12, la *Lira 3* (1235, in volgare) *Ri(n)bocti* 3 v. 4.

[3] *Rainieri* è la forma costante del *Libro di Mattasalà di Spinello*, 1231–1243, mentre nella *Lira 3* e negli altri testi volgari del sec. XIII si trova *Ranieri*. A Siena si trova anche *Raimondo* (*Lira 3*, 15 v. 4) o *Ramondo* (vedi i primi 10 *Libri della Biccherna*).

[4] È vero che i documenti del *Reg. senense* non sono moltissimi; ma vi si trovano forme con *Rain-* *(Ran-)* in abbondanza.

presb. q. *Albitio* v.“ 501 (986), e altre volte in seguito, *Albitia* 532 (991), *Albitio* 591 (997), 622 (1000).

A l d o b r a n d i n u s. Andranno citati gli esempi della forma con *Ald-* in luogo di *Ild-* anteriori al sec. XII: *Aldibrando, -i, Reg. Camaldoli,* n. 403, anno 1075, *Reg. senense,* n. 99, anno 1080 (carta data presso San Gimignano), *Carte Montepiano,* n. 16, anno 1099. L'esempio del 997 di cui parla l'A. non è valido (vedi a p. 71). — È certo dovuta ad una svista la frase „già nel Codice Diplomatico Longobardo si riscontra una forma con *e* (130: *Heldepert,* a. 758), indizio dello sviluppo fonetico *hild* – *ald,* tendenza netta del dialetto toscano“. La forma citata si trova in una carta di Piacenza; *e* in luogo di *i* breve germanica significa poco o nulla; lo sviluppo fonetico (ammesso che si tratti d'uno sviluppo fonetico) *Ild-* > *Ald-* è posteriore di tre secoli.

A r r i g u s. Il primo esempio noto all'A. si trova in una carta fiorentina del 1020 (*Carte Canonica,* 29: *Enrigo*). Ma in quattro documenti lucchesi del 983, 986 e 988 è menzionato un „*Enricho* (*Henricho*) filio b. m. Sighifridi“ (*Mem. Lucca,* V, 3, pp. 427, 428, 497, 514). Ai nomi degl'imperatori delle case di Sassonia e Franconia bisognerà quindi collegare non tanto l'introduzione, quanto la diffusione di *Henricus-Arrigus.*

B a r d u s. Da aggiungere agli esempi citati dall'A.: „terra ser *Barrdi*“, *Reg. Coltibuono,* n. 15, anno 1013.

B e l i o t t u s. Il nome deriverebbe da *bailo, balio, bailio* „console veneziano e fiorentino a Costantinopoli“; la *e* protonica sarebbe dovuta alla pronuncia bizantina di *ai.* Questa spiegazione non mi pare accettabile, anche se non so proporne un'altra che la sostituisca. Da *bailo* si sarebbe avuto **Bailotto, *Baliotto,* non *Beliotto* (cfr. nei *Documenti* del Santini *Bailitus,* pp. 40, 368). La pronuncia bizantina si può invocare per nomi greci o ebraici passati attraverso il greco, ma non per un sostantivo d'origine latina e d'uso abbastanza frequente come *bailo* (si ricordi che l'accezione indicata dal Brattö è secondaria).

B e l l u s. Da aggiungere agli esempi citati dall'A.: „silva de filiis b. m. *Belimcione*“, *Reg. senense,* anno 1073, n. 77, *Bellundus,* stesso anno, n. 83.

B e n c i v e n i s t i. Il nome comparirebbe in epoca recente. Se ne trova „un esempio isolato del 1133 a Pistoia (Libro Croce p. 289: *Venisti*) e uno del 1183 a Firenze (Badia 217: *Cistone*)“. È sfuggito all'A. un esempio del 1044, riferito ad una persona d'una certa età: „Ioanni f. *Bencivenisti* q. Bentio voc.“, *Reg. Coltibuono,* n. 36 (carta data a Campi). *Cistone* può non essere un ipocoristico di *Bencivenisti,* ma un soprannome (cfr. *N. T. F.,* f. 1262–75 e f. 1277–96: *Ciesta,* vari esempi).

B e n t a c c o r d a. L'A. cerca di spiegare la variante *Bentaccordi,* che si trova una sola volta nell'edizione del *L. M.* (p. 129). Ma l'originale reca *Bentaccorda* e non *Bentaccordi* (la gamba dell'*a* è allungata sotto il rigo: il Paoli avrà inteso *Bentaccordij* e corretto inconsciamente in *Bentaccordi*).

B o n a f f e d e. Segnalo un esempio anteriore a quelli citati dall'A.: „Barnuci f. b. m. *Bonafidi*", *Reg. volaterranum*, n. 118, anno 1034 (carta data a San Gimignano). — Secondo l'A. *Benaffé* (*L. M.*, 367)[1] è probabilmente dovuto all'influsso dei nomi in *Ben-*; „può essere anche una variante della forma Bunaffé (cfr. Grandgent, § 36)". L'ultima frase è infelice: o l'A. intende dire che *Benaffé* equivale sia a *Bonaffé* sia a *Bunaffé* (il che è evidente ma superfluo), oppure che *Benaffé* deriva da *Bunaffé* (il che è impossibile)[2]. L'ipotesi d'uno scambio tra *Bon-* e *Ben-* va bene se la forma *Benaffé* è realmente esistita; ma dato che se ne trova una sola attestazione penserei piuttosto ad un errore di scrittura.

B o n s e g n o r e. Esempi più antichi di quelli citati dall'A.: *Bonussenior*, *Boniseniori* gen. (due volte), *Reg. senense*, n. 77, anno 1073, *Bonisenioris* n. 98, anno 1080 [3]. — Nella sua recensione ai *N. T. F.* il Brattö esprime l'opinione che la forma *signore* in luogo di *segnore* fosse usata a Firenze molto avanti le prime attestazioni volgari (anno 1284). „*Bonsignore* ricorre già nel *L. M.* e *Buonsignore* si trova nei Documenti dell'antica costituzione (ad. es. p. 88, a. 1202) . . . In un documento fiorentino del 1059 [*Carte Badia*, n. 51] si ha *Signorettus*" (p. 214). Il documento del 1059 reca effettivamente *Singnorectus* 133.6, 135.9, ed anche *Singnorello* 133.19, 134.3.9. Ma perché un documento venga definito fiorentino non basta che sia contenuto in una raccolta fiorentina: bisogna che sia rogato a Firenze. La carta citata dal Brattö, invece, è rogata a Borgo San Genesio (San Miniato), e non v'è nessuna ragione di ritenere che il notaio (probabilmente al seguito del marchese Gottifredi) sia un Fiorentino. Gli esempi veramente fiorentini delle *Carte Badia* hanno sempre *e* protonica[4]. *Documenti* del Santini: la

---

[1] Ho riscontrato l'esempio sull'originale.

[2] Il Grandgent si limita a citare *Bunaffé* (forma dei *Frammenti* del 1211) come esempio del passaggio di *uo* protonico a *u*.

[3] Vanno anche ricordati due esempi che G. Serra cita da documenti piemontesi nell'articolo *Per la storia dei nomi locali lombardi e dell'Italia superiore*: „S. m. Mascaris et *Bonisenioris* romani tt." (anno 1085), „*Bonussenior* Raspalaterra" anno 1110 (vol. LVII di questa rivista, p. 543).

[4] Nel resto della Toscana *Signoretto*, *Signorello* son documentati in carte latine fin dal sec. XI. Il *Reg. Lucca* reca *Singnorecto*, *-i*, n. 104, anno 1023, n. 131, anno 1031, nn. 183, 184, anno 1042, ecc.; il *Reg. senense* ha *Singnoritti*, n. 54, anno 1057; nel *Reg. volaterranum* si trova *Signoricti*, n. 137, anno 1099, *Singnorelli*, n. 143, anno 1107 (carta data a Pescia), *Signoretti*, n. 178, anno 1154 (carta data a Pulicciano, presso San Gimignano). Per Pisa e Pistoia rimando al mio articolo *Un testo centesco della montagna pistoiese: le Decime d'Arlotto*, in *Studi di filologia italiana*, XII (1954), p. 17. In qualcuno degli esempi citati la *i* protonica potrebb'essere una grafia per *e*. Va notato che la forma *signore* s'incontra anche nell'Italia mediana: i cit. *Conti dei fratelli Cambio e Giovanni di Detaccomando* (Fratta, 1241–1272) recano *Bonsiniore* e *Siniorello* (Introduzione, § 15); i cit. *Statuti di Perugia* del 1342 recano *signore* (sing. e plur.) 4.24, 6.13.30, 8.5.28.30.35, e passim, numerose volte, allato a *segnore* 4.23, 60.15, 93.23, *segnoria* 6.37 (lo spoglio è limitato alle prime 100 pagine del vol. I), e A. Schiaffini cita due esempi di *singnore* dal *Romanzo di Perugia e Corciano* (testo perugino del sec. XIV: cfr. *Italia dialettale*, IV, p. 97); i *Documenti volgari maceratesi* (a cura di L. Colini-

parte dei Capitoli del Comune trascritta nel 1216 dal notaio Iacobus contiene numerosi *Bonsignor(e)* e *Signoritus* (*-etus, -oculus*). Si tratta per lo più di nomi d'abitanti di Siena, Montepulciano, Semifonte. Ciò che conta, però, non è tanto la provenienza non fiorentina della massima parte degl'individui a cui gli esempi si riferiscono, quanto il fatto che si ha sempre a che fare collo stesso notaio. Scorrendo le prime 179 pagine dei *Documenti* (che corrispondono alle prime 89 carte del vol. XXVI dei Capitoli, di mano di Iacobus) notiamo alcune forme quasi costanti e abbastanza caratteristiche come *Bencivinni* (*-e*), *Boninsigna, Lotiringus* (*Lut-*). *Bencivinni* (*-e*) si trova negli atti rogati dai notai Mainitus, Ugicio, Rusticus, Iohannes Galicii, Daniel, Henricus; *Boninsigna* negli atti di Guerius, Mainitus, Ugicio, Rusticus, Iohannes Galicii, Daniel, Ildebrandinus Adimari, Henricus; *Lotiringus* (*Lut-*) negli atti di Bernardus, Ugicio, Rusticus, Henricus, Guido. Non è verosimile che i vari notai che hanno preceduto Iacobus s'allontanassero tutti dalla pronuncia effettiva in quei determinati casi. Inoltre sappiamo da atti originali pubblicati anch'essi nella raccolta del Santini che Guerius scriveva *Boninsegnia* (p. 225), Rusticus *Bencivenni* (226) e Bernardus *Lottaringus* (*-i*, 226; *Lotaringi* si trova anche in un atto di Bernardus trascritto da Iacobus, 28). Dunque *Bencivinni* (*-e*), *Boninsigna, Lotiringus* (*Lut-*) sono forme personali di Iacobus. E come forme personali di Iacobus direi che vadan considerati *Bonsignore* e

Baldeschi, in *Rivista delle Biblioteche e degli Archivi*, X, pp. 59–69) recano *signori* doc. 11, 16, 18, *Signoria* doc. 17 (fine sec. XIV); il *Laudario dei Disciplinati di S. Croce di Urbino* (prima metà sec. XIV), pubblicato a cura di G. Grimaldi in *Studj romanzi*, XII, reca *signore* 9.26 (lo spoglio è limitato alle prime 10 laudi). Non ci si maraviglierà quindi di trovare *Signorelli* (*Singn-*) in territorio aretino: offrono tre esempi di questa forma (da accettarsi colle solite cautele) il *Reg. Camaldoli*, nn. 54, anno 1020, 547, anno 1095, ed i *Doc. Arezzo*, n. 225, anno 1077. E nella *Composizione del mondo* di Ristoro d'Arezzo (anno 1282), cod. Riccardiano 2164, si ha *signore, -i* 9(2).10, 13(4). 25.30, 20(2).4, 21(2).27, 24(1).37–38.39, 33(2).22.23.24.36.38.39, (3).8–9, (4). 35, *signoria* 33(2).37, *signorigiare* 20(1).24.40, 24(1).30, 35(3).19, *-egiare* 20 (2).22, 35(3).30–31, *signorigiò* 43(2).24, allato a *segnore* 13(4).30, *segnoregiare* 26(4).23, *segnorigiò* 43(2).23, *-egiò* 43(2).21. Per esempi dell'Italia settentrionale vedi il mio art. *Le formule volgari di Guido Faba* (*Studi di filol. ital.*, 1955), p. 71, n.

[1] Queste forme, o una di esse, si trovano negli atti dei notai Guerius, Rusticus, Iohannes Galicii, Henricus. È notevole che Iacobus scriva *Segnorellus* con *e* protonica (46, not. Mainitus, 79, 80, 102, not. Rusticus). *Bonsinior(e)* ha sempre *i* protonica; così, di solito, *Signoritus* (eccezioni: *Segnoritus* 142, 147, not. Rusticus, a cui s'aggiungerà *Segnoruculus, -i* 135, 162, not. Rusticus). La terminazione *-itus* (del resto abbastanza diffusa nell'uso notarile toscano del principio del Dugento) è propria di Iacobus: in un atto originale il notaio che nelle copie di Iacobus appare sempre come *Mainitus* si firma *Mainectus* (230: si tratta certamente dello stesso notaio, figlio di Guerius). Andranno probabilmente attribuite a Iacobus anche le terminazioni *-iscus* e *-ise* allato a *-ese* (in un elenco di nomi alle pp. 78–82, not. Rusticus, v'è *-isi* 78 insieme a *-ese* 78², 79², 82, *-esi* 78, ma in altri documenti si trova anche *-ise*, vedi per esempio un atto di Mainitus, 44²,45). Altre forme da mettere in rilievo: *Dietifici* (not. Mainitus, Rusticus), *Bencivignisti*, fiorentino, 178 (not. Henricus), *Manziadore* 71 (not. Ugicio), *Berzadore* 170 (not. Rusticus).

Signoritus[1]. Può darsi che siamo di fronte a grafie per *Bonsegnore* e *Segnoretto*: può anche darsi che Iacobus sia d'origine non fiorentina, o d'educazione mista[1]. In ogni caso, il valore degli esempi con *i* protonica in luogo di *e* che s'incontrano nelle carte copiate da lui mi sembra nullo. Veniamo al *L. M.* Dallo spoglio che riporto in nota[2] risultano due *Bonsingnoris* nella sezione II e tre *Bonsignore* nella sezione VIII, scritta da Ugo Bencivenni. Si può trascurare *Bonsi* (*Bonse* doveva essere attratto dalla serie degl'ipocoristici in *-i*). Ho potuto accertare, esaminando l'originale, che i due *Bonsingnoris* della sezione II son dovuti allo stesso notaio. Nel resto si ha sempre *e* protonica (*Bonsegnore, Segnore, -ello, -etto, -ino,* in totale 36 esempi). Non v'è motivo di sospettare che le forme con *i* protonica di Ugo Bencivenni non siano reali: la grafia di Ugo è la più volgarizzante del *L. M.* (vedi a p. 76). Si dirà quindi che a Firenze la forma *signore* era probabilmente già usata da taluni verso il 1260, sebbene la maggior parte della popolazione continuasse a dire *segnore*. La nuova forma prevale poi su *segnore* alla fine del sec. XIII ed al principio del sec. XIV (cfr. *N. T. F.*, pp. 118–120)[3].

B o n u s. A proposito di *Bonasius* l'A. osserva che „le diverse grafie della fricativa (*si – sci – xi – gi*) provano che c'è esitazione tra la pronuncia sorda e quella sonora". L'opinione che *sc(i)* indichi sempre, nelle antiche scritture toscane, la sibilante palatale sorda, è errata[4]. *Sc(i)* indica *š* (scempia) nei pochi casi in cui ancor oggi si pronuncia *š* (*abbrusciare, bascio, cascio, camiscia, cuscire, sdruscire*); negli altri casi è una grafia per *ž*, né più né meno di *g(i)*. Basta pensare alle forme *ascevole, duscento, uscello,* che evidentemente non possono stare altro che per *aževole, dužento, uželło* (cfr. *N. T. F.*, pp. 32–33).

D i e t a i u t i, D i e t i g u a r d i, D i e t i s a l v i. Questi nomi offrono le testimonianze più antiche dell'*-i* alla terza pers. sing. del pres. cong. L'A. avrebbe fatto bene a riportare le forme utili: (*Carte Canonica*) *Deotisalvi* nom. 155[3], anno 1015, 158, anno 1112; (*Reg. Camaldoli*) *Deotaiuti* nom., n. 817, anno 1120?, *Detaiuti, Detisalvi* nom., n. 1041, anno 1147 (carta data ad Anghiari); (*Reg. Coltibuono*) *Detaiuti* acc., n. 398, anno 1146. Da notare anche un *Deoteguardi* nom.

---

[1] Il materiale a disposizione non permette di precisare maggiormente.

[2] Sezione I: *Bonsegnore* 23, 32, 66, *-is* 19, 22, 92, *Segnorellus* 60, *-i* 60[2].
Sezione II: *Bonsegnore* 167, *-is* 138, 142, *Sengnorelli* 123, *Senioretti* 138; *Bonsingnoris* 129, 143.
Sezione III: *Bonsegnore* 205, *-is* 210, 283, *Bonsengnore* 243, 244, 248[2] 272, 278, *-is* 186[2], 218, 274, *Sengnore* 284, *-ini* 257.
Sezione IV: *Bonsengnore* 298.
Sezione VI: *Bonsegnore* 323, 324, *Sengnorelli* 318; *Bonsi* 315.
Sezione VIII: *Bonsegnoris* 350[2], 357; *Bonsignore* 345, 346, 349; *Bonsi* 348.

[3] Per il Valdarno superiore va segnalato un *Bonsingnore* del 1241 (*Documenti* del Santini, p. 282, carta data a Soffena: ho riscontrato l'esempio sull'originale, Archivio di Stato di Firenze, Badia, 1241, giugno 22).

[4] Anche il Rohlfs, *Hist. Gr.*, § 286, p. 471, cita *cascione, piscione* ecc. come esempi della pronuncia *š*.

in una carta rogata a Forlì da notaio forlivese (*Reg. Camaldoli*, n. 1225, anno 1183: il Brattö cita l'esempio senza avvertire che il documento non è toscano).

Filippus. Dopo il periodo longobardo l'A. trova attestazioni di questo nome solo a partire dal 1074, e ne conclude che „Filippus è rientrato in uso dopo il 1000, senza dubbio sotto l'influsso dei Bizantini". In linea generale il Brattö avrà probabilmente ragione; ma nelle *Mem. Lucca* si trovano esempi che vanno dall'ultimo venticinquennio del sec. VIII alla metà del sec. X (e corrispondono a diversi individui): V, 2, 97^2, 113^2, 118^2, 125, 130^2, 152^2, 153, 170, 213, 215^2 (anni 777-813 — si tratta sempre, a quanto pare, della stessa persona), 101^5 (779), 136 (790), 179^2 (803), 433^2 (855), 451^3 (859), 476, 477 (866), 524^3 (874, 875), 553^2 (881), V, 3, 81 (915), 222 (48).

Mazza. Per una svista l'A. cita insieme a *Maczabove* ecc. anche *Mathaincollo* (che significa „che porta la mazza", cfr. *Astaincollo*, nome non raro nel sec. XII e all'inizio del sec. XIII).

Melliore. Da aggiungere agli esempi citati dall'A.: *Mellioretti* (*Reg. senense*, n. 130, anno 1094).

Ridolfus. L'A. osserva che fino al sec. XIII si hanno solo esempi della forma *Rodulfus*. Ed aggiunge: „Pare che lo sviluppo *o* – *i*, noto nei dialetti toscani (Rohlfs, *Hist. Gram.*, § 131 p. 221) abbia luogo a questa epoca". Bisognava specificare, come fa il Rohlfs, che il cambiamento di *o* protonica in *e* (*i*) è dovuto a dissimilazione. Sono sfuggiti all'A. gli esempi della forma con *i* (o con *e*) che si trovano nel *Reg. Camaldoli*: *Ridolfi* 896^2, 897^2, anno 1128, *Redolfi* 998, anno 1143.

Spada. Avendo in mente lo *spade* svedese, che significa „vanga", l'A. ha dato questa definizione: „Spada è un nome comune (*strumento di lavoro*), usato come soprannome". Curiosa la correzione di S. Andolf, che recensisce il lavoro del Brattö nel vol. XII degli *Studia neophilologica*: „c'est *sorta di gladio* qu'il aurait fallu dire" (p. 205).

Tancredus. Da aggiungere un esempio del *Reg. senense*, che probabilmente è più antico degli altri citati dall'A.: *Tancredi* gen., n. 139, poco dopo il 1097.

È ormai tempo di concludere. La tesi del Brattö, come abbiamo constatato, non è esente da qualche difetto (soprattutto per quel che riguarda l'interpretazione fonetica delle forme). Ma tali difetti devon esser visti nella giusta prospettiva. L'impostazione generale e la parte statistica del libro sono ottime; anche nell'*Elenco alfabetico* l'A. ha saputo risolvere in modo soddisfacente parecchi problemi; il materiale ch'egli ha pazientemente accumulato e vagliato costituisce una base preziosa per ogni ulteriore ricerca in questo campo. Non vi possono esser dubbi sull'importanza del lavoro del Brattö per gli studi d'antroponimia italiana.

Friburgo in Isvizzera ARRIGO CASTELLANI

Mutter(seelen)allein, mutternackt – mere-seul, mere-nu

Ein Beispiel germanisch-romanischer Wortbeziehungen

1. Romanisten und Germanisten

Die Forschung zum obigen Thema bewegte sich bisher auf zwei Gleisen. Kein Germanist zweifelte bisher an der Zurückführung des Typus mutterallein – mutternackt auf die Etymologie *mutter,* kein Romanist[1] an der Zurückführung der galloromanischen Dialektformen vom Typus *mere-seul, mere-nu* auf die Etymologie lt. MERUS „rein". Die Germanisten stritten sich lediglich über die psychologischen Hintergründe. Zu den Germanisten ist in diesem Falle auch Leo Spitzer zu zählen, dem die meisten galloromanischen Formen offenbar nicht bekannt waren (s. u.). Es ist jedoch im Hinblick auf die Parallelität der Ausdrücke von vornherein anzunehmen – unsere Untersuchung wird dies zudem noch bestätigen –, daß die beiden Typen genetisch zusammengehören. Haben somit die Romanisten etymologisch recht, so ist d. *mutter-allein, mutter-nackt* eine volksetymologische Lehnübersetzung aus fr. *mere-seul, mere-nu* < lt. MERUS; haben die Germanisten recht, so sind die fr. Formen Übersetzungslehnwörter aus dem Deutschen. Die Frage kompliziert sich jedoch dadurch, daß die wallon. *miér*-Formen lautgesetzlich nur auf MERUS, die westschweizerischen *mare*-Formen nur auf MATER zurückgehen können. Klarheit schaffen kann nur eine sorgfältige Datierung[2] und Lokalisierung sowohl der romanischen als auch der germanischen Belege. Vorerst jedoch die bisherigen Meinungen.

Romanisten

Bréal, Romania 2, 329, stellt die wallon.-pik. Formen zu afr. *mier,* lt. MERUS. – Cornu, Romania 3,106, fügt ergänzend die westschweizerischen Formen dazu. – Ronjat, RLR 57, 532, ergänzt in einer Besprechung des REW von Meyer-Lübke den Artikel MERUS mit den

---

[1] Mit Ausnahme von Jeanjaquet, der jedoch nur die westschweiz. Formen im Auge hatte, s. u.

[2] So wird DM 5, 21 *mutterallein* noch als Abkürzung von *mutterseelenallein* erklärt, obschon die Belege für die erste Form 4–500 Jahre früher liegen.

westschweizerischen *mâr, môr*-Formen, ohne MATER in Erwägung zu ziehen. – Meyer-Lübke, REW 3. Aufl. 1935, Nr. 5535, beherzigt die Ergänzung von Ronjat und nimmt lyon. *mernü* „ganz nackt" in den Artikel MERUS auf. – Im Projet de Dictionnaire général de la langue wallonne, Liège 1903, S. 25, wird die Etymologie MERUS vertreten und die d. Formen werden als Übersetzungslehnwörter aufgefaßt: 'ce qui donne la clef de plusieurs expressions dialectales allemandes très singulières: *mutterallein, mutter nackt . . .*, où *mutter* n'a pas de sens s'il n'est la traduction du *mére* de la Prusse wallonne; *mutter seelen allein, mutter seelig allein* . . . où *mutter* = *mére* et *seelig, seelen* = *seûle,* quoi qu'en pense GG. [Grandgagnage]'. Haust blieb dieser Auffassung im Dictionnaire liégeois, 1933, treu, wo er als Etymon der wallon. Formen lt. MERUS angibt. Im BTDial VI, 297, wird das Fehlen von lütt. *miérseû* im Artikel MERUS des REW kritisiert. Haust geht nicht ein auf den heute im allgemeinen veralteten Grandgagnage, der in diesem Falle der Wirklichkeit immerhin schon nähergekommen war: 'on pourrait croire que *mierseû* est corrompu du *mutter-seelen,* ou *-selig, morselig,* expression que nous n'entreprendrons d'ailleurs pas d'éclaircir' (Dictionnaire étym. de la langue wallone 2, 1880, S. 116)[1]. – Vëy, Le dialecte de St-Etienne au XVIIe siècle, Paris 1911, gibt als Etymon von *mare-nu* lt. MERE NUDO, allerdings mit dem Zusatz 'par confusion avec le substantif *mare* „mère", le subst. s'appliquant souvent aux poupons'. – Godet, Musée Neuchâtelois 1888, gibt die Etymologie MERUS für die westschweiz. Formen. – Jeanjaquet, Musée Neuchâtelois 1913, 37, in dem Kommentar zu einem westschweizerischen Mundarttext (*tota mar seûla*) widerspricht Godet mit Hinweis auf die lautliche Form: 'L'all. *mutterseelenallein, mutternackt* fait plutôt songer à *mater.* Il y a eu peut-être influence germanique'. Pierrehumbert, Dictionnaire historique du parler neuchâtelois, 1926, schließt sich Jeanjaquet an. Wißler, Das schweizerische Volksfranzösisch, RF 27, begnügt sich seinerseits mit einem Hinweis auf Pierrehumbert. – Leo Spitzer äußerte sich in drei Aufsätzen zu dem Problem: 1. Umbr. nuo matre – deutsch mutter(seelen)allein – franz. Dieu possible, Z 39, 630–635; 2. ARom 9, 132 n 2, 133; 3. Stilstudien, I. Sprachstile, München 1928, Asyndetische Vergleiche im Italienischen und Rumänischen, S. 12–18 (Abdruck aus Z 39 mit Ergänzungen). Spitzer untersucht, von Mutter ausgehend, die psychologische Grundlage der deutschen Formen; von den romanischen zieht er nur umbr. *nuo matre* und schweiz. franz. *mère seul* zum Vergleich heran.

---

[1] Den beiden Schülern von Haust, die sein Werk fortsetzen, E. Legros und L. Remacle, scheinen unterdessen einige Zweifel gekommen zu sein. Legros schreibt mir dazu nach Einsicht meines Manuskripts: 'Remacle et moi-même sommes arrivés à l'idée que mère avait joué un rôle prépondérant. Je n'ai pas enregistré la chose dans le DFL [Dictionnaire français-liégeois, 1948], parce que je ne voyais pas encore tout à fait clair', fügt jedoch bei: 'Pour l'origine germanique, je n'ai pas lu d'assez près pour m'en convaincre'.

Germanisten

Am eingehendsten werden die deutschen Formen von Tobler[1], O. Weise[2] und Hauschild[3] besprochen[4]. Wie bei Spitzer steht in allen Arbeiten die psychologische Deutung (s. u.) im Zentrum. Mit anderen Erklärungen beschäftigt sich u. W. nur K. Z. im Briefkasten der ZDSprV (Zeitschrift des deutschen Sprachvereins) 13, 1898, S. 206, wo er die Deutung *mutterseelenallein* < „mit der Seelen allein" als haltlose Vermutung zurückweist, und ib. S. 219: „Die Ablt. von *mutterseelenallein* aus ‚moi tout seul allein' ist doch gewiß nur die scherzhafte Deutung eines Witzboldes[5]. Auch wir erinnern uns übrigens, sie gelegentlich gehört zu haben" (s. auch ZDSprV 10, 264; 14, 126).

Weder die romanistischen noch die germanistischen Arbeiten bemühten sich um eine chronologische und sprachgeographische Erfassung der Belege. Die mndl. und engl. Belege wurden bisher von keiner Seite herangezogen.

2. Lt. MERUS im Galloromanischen

Voraussetzung für die Beurteilung der Formen vom Typus *mereseul, mere-nu* ist die Untersuchung der Geschichte von lt. MERUS im Galloromanischen. Einen knappen Überblick vermittelt der Artikel MERUS des FEW, der hier in extenso publiziert wird[6].

MERUS unvermischt, rein.

I. 1. Afr. *mier* adj. „pur (en parlant de l'or ou de l'argent)" (Roland – 13. jh., Gdf; Rn; Ben S Maure; Guernes S Thomas; Mon Guill; Bueve

[1] L. Tobler, Über die verstärkenden Zusammensetzungen im Deutschen, DM (Die Deutschen Mundarten, hsg. v. K. Frommann) 5, 1858, 1–30, 180–201.

[2] Oskar Weise, Worterklärungen, Nr. 4 *mutterseelenallein*, ZDWF (Zeitschrift für deutsche Wortforschung) 3, 1902, 246–249. – Ders., Ästhetik der deutschen Sprache, 4. Aufl., Leipzig-Berlin 1915, S. 43–49: Verstärkung eines Ausdrucks durch Beigabe steigernder Wörter, speziell S. 48.

[3] Oskar Hauschild, Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern, ZDWF 4, 1903, S. 315–320 [1. Verstärkungen von „nackt" 315–317]. – Ders., ZDWF 5, 242–248. – Ders., Über die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen. Programm des Wilhelm-Gymnasiums zu Hamburg 1899, 29 S. (bes. S. 20 f.).

[4] Außerdem s. A. Dorny, Über einige volkstümliche Begriffsverstärkungen bei deutschen und englischen Adjektiven, Programm d. höheren Bürgerschule zu Spremberg 1865. – K. G. Andresen, Deutsche Volksetymologie, 7. Aufl., Leipzig 1919, S. 126, zu *mutterseelenallein*. – Joseph Kehrein, Volkssprache und Volkssitte im Herzogthum Nassau, Weilburg 1862, S. 287–288. – Die Belege in den Standardwerken von Benecke, Lexer, Grimm; s. außerdem die Wörterbücher von Paul Weigand usw.

[5] Immerhin hatte ein so namhafter Forscher wie Jean Haust d. *seelen-, seelig-* als Übersetzung von wallon. *seûle* aufgefaßt, s. oben!

[6] Den Artikel MERUS redigierte ich ebenso wie den Artikel MATER, auf dem ich in den folgenden Abschnitten fuße, im Sommer 1954 in Basel. Da der Druck des einigen jüngeren Mitarbeitern zur Redaktion übertragenen M-Bandes noch Jahre auf sich warten lassen wird, soll das Problem schon jetzt zur Diskussion gestellt werden (vgl. Wartburgs Artikel „Le Französisches Etymologisches Wörterbuch. Evolution et problèmes actuels", in Word 10, 1954, S. 288–305).

1–3; Narb), apr. *mier* Gir Rouss, apik. pouldre *mierre* „pur, sans mélange" (1375), gask. *merre* „pur, sans mélange" M, Gers, Bigorre id., *mèr*.

Übertragen: Afr. *mier* „pur, simple (en parlant du coeur)" (ca. 1211), *mere* creance „pure, vraie" (hap., Lac), apr. *mere* „id. (p. ex. de l'amour)" (Gir Born; 1525, Pans)[1], *fols mers* „vrai fou" Gir Born; nam. *tchair fin mièrlon* „tomber de tout son long", *si stôrer fin mièr long* „s'éten dre tout de son long" Projet wallon 25. Perwez *au mièr fond* „au fin fond"[2], *au mièr* + adj. „au plus + adj. possible", gask. *tout merre* „complètement, tout à fait" (17. jh.); Schweiz *mero* „adv. vraiment, exactement; adj. ressemblan t(en parlant d'un portrait)"[3], Lag. *semblo soun payre tout mèri* „il ressemble extrêmement à son père"; poit. *mere* adv. „certainement, assurément, oui", Vendée *mère*.

2. a. Mfr. *mer* „libre (en parlant de la volonté, t. jurid.)" (1382; 1572, RegFBay 1, 319), „véritable, qui est exclusivement ce qu'il est (adj. de renforcement)" (1393–1523, Gdf; Cart Hain 5, 206; Cout Gén 3, 1056), mfr. *droits de mere faculté* „droits qui ne portent que sur la faculté de faire une chose" (Bourbonnais 1521, Cout Gén 3, 1238), *estre de la mere police* „appartenir uniquement à la police" (1579, RegFBay 1, 566), apr. *meri exequtor* „simple exécuteur" (Millau 1520, Doc 153).

b. Mfr. *mere impere* „haute justice" (14. jh.), *mere empere* Froiss, *justice mere* (1357–1500, Gdf; NRHDr 27, 416), *seignourie mere* (1386), *jurisdiction mere* (1477, Procédures politiques du règne de Louis XII, 639, 643, de Maulde, Db), abearn. *meri emperi*.

Ablt. – Afr. *meror* joie adj. „plus pur" (ca. 1170). – Mfr. *merement* adv. „uniquement, seulement" (1331[4]; 1503, Belg I Suppl 1, 33), „purement (au fig.) "(1532), Douai *mer'ment* „seulement", art. *mèrement* „id., simplement" Jouanc, Schweiz *méramein* „vraiment, exactement". – Apr. *merelar* v. n. „briller, éclater" Gir Rouss.

Afr. *esmerer* v. a. „épurer, affiner (au concret et au figuré)" (ca. 1120–13. jh., Gdf; TL; Gace; GCoincy Christ), v. r. „s'illustrer, se distinguer" Guernes S Thomas, apr. *esmerar* v. a. „épurer, affiner" (ca. 1140–14. jh.), v. n. „briller (au fig.)" (ca. 1120), „s'épurer" (ca. 1180), mdauph. *ęymęrâ* v. a. „épurer, purifier", daupha. *emerar*, périg. *eimerâ* „affiner", bearn. *esmerà* „id.; purifier, rendre parfait". Bearn. *esmeroà*, *esmiroà*. Afr. mfr. *esmeré* adj. „épuré, fin (surtout en parlant de l'or ou de l'argent)" (Alexis – 13. jh., Gdf; TL; Rn; Gaim 4884; Chrestien; Mon Guill; BenS Maure; G Coincy Christ; Guill Palerne; Gay s. ormier), agn. *amerei* (hap.), apr. *esmerat* (ende 12. jh.), *emerat* (ca. 1200), afr. *esmeré* „pur (en parlant d'une vierge)" GCoincy Christ, „(âme) purifiée" Eust, afr. mfr. „fin, délicat, gracieux" (ca. 1170 bis ca. 1300, Gdf;

---

[1] Bedeutung nicht überprüfbar.

[2] Auch Jodoigne, Perwez *au mièr laudje* „tout au large" (laut handschriftlichem Zusatz von Haust. Mitteilung von E. Legros).

[3] P. ex. *L'è to méro lli*.

[4] Bedeutung viell. auch „(payer) comptant", vgl. NITIDUS, PURUS. Definition von Gdf. für dieses Beispiel sicher unrichtig.

TL; Ben S Maure; Gace), „éprouvé, sûr, orné de toutes les qualités les plus rares“ (ca. 1220-Froiss) „illustre“ Pamph Gal, „fin, excellent (en parlant d'une marchandise)“ Ruteb, „brillant, précieux (en parlant d'un habit)“ Chr Pis, „précieux“ Pass Sem. Afr. *esmereement* adv. „d'une manière exquise, délicate, gracieuse“ (ca. 1200 bis ca. 1280), *esmereiement* (ca. 1200). Apr. *esmer* adj. „pur, vrai“ Gir Born. Apr. *esmeradura* f. „gentillesse, joliveté“ (ca. 1200), npr. *esmeraduro* „épuration, affinage, polissure“. Afr. *esmeriz* m. „affinage (d'or)“ (ca. 1220). Judfr. *esmereur* „affineur“; *enmereur*. – Stéph. *émerâ* v. a. „polir, fourbir, nettoyer“, mdauph. *ẹymẹrā̂*, lim. *emerar*, blim. *emera* „nettoyer la vaisselle avec du sablon, écurer“, St-Pierre *eimerā* „laver, fourbir“, Excid. *s'eimerâ* v. r. „se laver, se débarbouiller“ Lal 198. Pr. *esmerá* adj. „brillant de propreté ou de santé, poli“ M, hlim. *eimerá* „brillant de prospérité et de santé“ F, Périgueux *eimerat* „nettoyé (en parlant de la figure, d'un instrument de cuisine)“ Benoit S 20. – Mdauph. *ẹymẹrā* „v. a. éclaircir; v. r. se mettre au beau, s'éclaircir (en parlant du temps)“, bearn. *esmerà-s* v. r..; Ferrère *eymerà* v. n. „perdre goutte à goutte l'eau ou l'humidité, se débarrasser des humeurs continues“. Mdauph. *ẹymerá* adj. „éclairci, rasséréné; souriant“, daupha. *emerá*, Charpey *émera* „(temps) serein“. Blim. *emèro* f. „lever du soleil“, *a l'esmèro* „au point du jour“. – Bearn. *esmerà-s* v. r. „s'efforcer, faire effort, s'appliquer à bien faire“. Ossau *esmeràt* adj. „fatigué, fourbu“. Bearn. *esmeràyre* adj. „fatigant, pénible, qui nécessite un effort, de l'adresse“. Lavedan *arremerà-se* v. r. „se rebiffer“, v. n. „marquer de l'ingratitude“; *arremeràt* adj. „ingrat, grincheux“.

Zuss. – Afr. mfr. *ormier* m. „or pur, en nature“ (ca. 1180–1383, Gdf; Gay; Hav; Cte Poit), *ormer* (ca. 1220), apr. *ormier* (hap. 13. jh.), „ornement d'or“ (hap. 13. jh.). – Limagne *merecan* „seulement“ (+ QUANTUM)[1], *marecan*.

Lt. MERUS bedeutete in erster Linie „unvermischt“ und substantiviert (vinum) *merum* „(unvermischter) wein“ (Thes LL; AGl 21, 13; Rohlfs Griech 132), entfaltete aber sekundär eine reiche bedeutungsskala über „rein“ bis zur bedeutungsentleerten steigerungspartikel (vgl. d. *rein* verrückt). In der Romania leben verschiedene bedeutungsstufen weiter: Siebenbürgen *mńeru* „blau“ Jber Rum 13, 88, arom. *ńirlu* „hellblau“ (< *MERULA), neap. *mierə* „ungemischter wein“, Bari „Wein“, nordkalabr. *mirə*, piem. *mer* „rein“, nordsard. *meru* AStS 7, 197, logud. *binu meru* ARom 20, 344, kat. *mer* „lauter, rein“ (akat. auch *vin amerat* „vin baptisé“ R 10, 281), sp. *miera* „wachholderöl; geigenharz“, pg. *mera* (it. sp. *mero* und wohl auch pg. *mero* „rein“ sind entlehnt) und im gallorom. oben I. Aus dem lt. entlehnt sind schweizd. (Thurgau) *mer wīn* Schwld 4, 375, e. *mere* „rein“ (erst seit dem 15. 16. jh. belegt, weshalb kaum aus dem agn. übernommen). Im gallorom. lebt MERUS erbwörtlich am kräftigsten in der spezifischen bedeutung „geläutert“ in bezug auf edelmetalle

[1] Vgl. lim. *ne .. mas quant* „seulement“, s. QUANTUS.

(schon bei Plinius und Plautus *mero auro*) bis ins 15. jh. weiter (I 1); erhalten blieb es nur in den konservativen randmundarten, wobei wie schon im lat. eine bedeutungsentwicklung bis zum steigerungsadverb und zur beteuerungsformel eintrat. Es war im wallon. noch lebenskräftig genug, um zusammensetzungen von MATER mit NUDUS und SOLUS lautlich attrahieren zu können, s. MATER. In der urkundensprache blieb MERUS in dauernder verbindung mit der lat. verwendungssphäre, was sich lautlich und semantisch auswirkte (2a; vgl. die juristischen wendungen im ae., wobei *mere right* auch aus dem agn. übernommen worden sein kann). Schon im spätlt. der juristen wurde MERUS insbesondere zur bezeichnung der hohen gerichtsbarkeit verwendet, so zu beginn des 3. jahrhunderts von Ulpianus: *imperium aut merum aut mixtum est,* daher die wendungen unter 2 b (auch akat. *mer et mixt imperi*). Die wendung wurde formelhaft, wobei man vor allem *impere* nicht mehr recht verstand. Dies zeigt sich an belegen wie *justice mere, mixte et* (sic!) *impere* (1425), wobei *impere* offenbar als *impar* aufgefaßt wurde mit dem für eine volksetymologie typischen nur scheinbaren sinngehalt. Die dreigliedrigkeit des ausdrucks, d. h. die volksetymologische interpretation von *impere* wurde vielleicht dadurch provoziert, daß im 13. jh. neben die hohe und die niedere eine mittlere gerichtsbarkeit trat. Der ererbte ausdruck wurde offenbar dieser dreigliedrigkeit angeglichen (z. b. 1477, *jurisdiction haute, moyenne et basse, mere, mixte et impere*)[1].

Unter den ablt. ist im gallorom. diejenige auf EX- besonders verwurzelt; aus dem fr. entlehnt ait. *smerato* „chiaro, limpido, lustro", abologn. alucch. aaret. *smerato* „leuchtend, klar (von einem gesicht)" (nach Bezzola 228 aus dem apr. entlehnt), aaret. *smirare* „läutern (fig.)"[2]; sp. pg. *esmerar*. *Exmerare* ist erst 864 belegt (DC), weshalb die ansetzung eines lat. etymons (Diez 296; REW 3024) nicht zwingend ist[3]. Im afr. tritt schon in den ältesten texten *esmerer* in der *mier* entsprechenden speziellen bed. auf; zugleich ist das verbum jedoch in der kirchlichen sprache in übertragenem sinne geläufig, schon im Oxforder Psalter mit konkret-figürlicher doppeldeutigkeit: *par fu nus esmeras, sicum est esmeret argenz* (für *examinare* der Vulgata); im 13. jh. nebeneinander in GCoincy Christ: [virgene] *qui plus ert esmeree qu'en fornaise fins ors* [v. 3736] und *virgene esmeree* [v. 3538], *puciele. . . rose et gemme esmeree* [v. 873, hier für lat. *immaculata* et *incontaminata*]. Im 13. jh.

---

[1] Unter LANA wird *mère* in *mère-laine* aus MAJOR erklärt; nach Rohlfs, AnS 163, 104, liegt MATER vor (ebenso in *mère-goutte*).

[2] Nach Bezzola 228 aus dem apr., jedoch zu unrecht: *smerato* findet sich im 12. jh. in den galloit. predigten, *smerado* im 13. jh. in der avenez. übersetzung des afr. Eustachiuslebens, *smerà* in einer übertragung des afr. Bueve in die franko-venez. mischsprache, *smerato* 1311 in einer übersetzung der afr. Somme von Laurent Du Bois; sodann erst bei Bonvesin da Riva (alomb.) und im Ottimo Commento ebenso wie *smeratezza* „chiarezza, limpidezza".

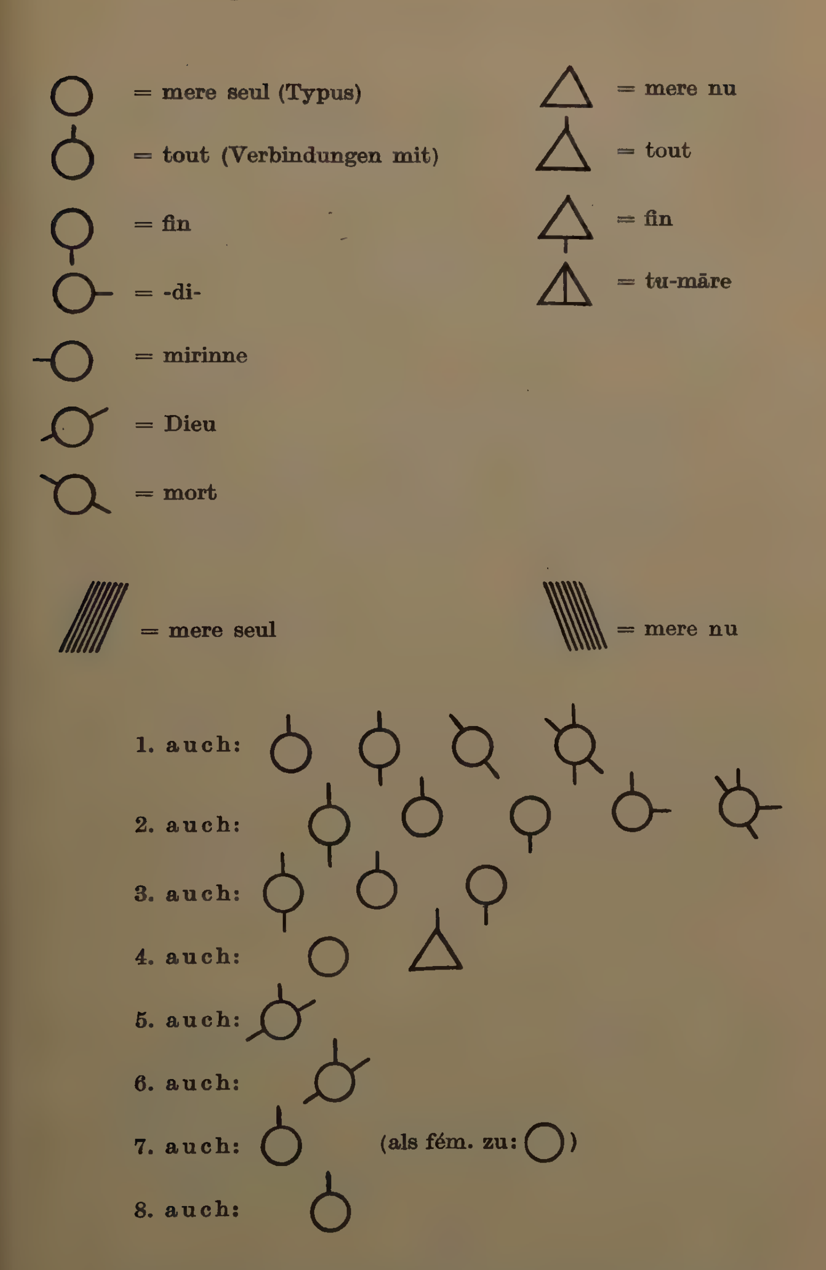
[3] Der Artikel EXMERARE im FEW band III ist zu streichen.

Verbreitung der mère-seul, mère-nu Belege im Galloromanischen

Verbreitung der mère-seul, mère-nu Belege im Wallonischen

Nach der GrundKarte des Atlas Linguistique de la Wallonie

Legende zu den beiden Karten.



Nicht eingetragen sind die Belege von Odeur und Bergilers.

wechselte das verbum mehr in den weltlichen bereich. – ML 5535; Rohlfs Griech 132; Donum Jaberg 70.

3. Der Typus *mere-nu*, *mere-seul* (s. die Karten)

a. *Mere-nu* „splitternackt".

Die Verbindungen *mere-nu* und *mere-seul* fehlen im Afr. völlig[1]: Eine Verstärkung von *nu* wird normalerweise mit TOTUS erreicht.

Cum il unt le malade esguardé e veü,
Saint Thomas lur comande qu'il seit tost estendu
sur une mult grant huche
k'ilec estut, *tut nu*.
ca. 1173, Guernes S Thomas, App. 2, V. 47, S. 213.

Ebenso *tout nud* in der Bibel (Hiob I d 21, s. Ind 1564). Oder aber durch bildliche Vergleiche wie *nu comme un ver* (Villon, Z 39, 631)[2].

Die Verbindung mit *mere* findet sich erst 1530 im Wörterbuch von Palsgrave, S. 832: *tout mere nud* „complètement nu"[3], sodann 1611 bei Cotgrave *tout fin mère nu*; im 16. jh. auch im adauph. *màre nu* (1560, zitiert von Ravanat, Dictionnaire du patois des environs de Grenoble, Grenoble 1911), im 17. Jh. *mare nu* in St-Etienne (bei Vëy, s. FEW Beiheft v⁰ stéph.). Eine reichere Ausbeute ergeben die modernen Mundartwörterbücher. In einem kaum unterbrochenen Grenzstreifen lebt der Typus *mere-nu* vom Pik.-Wallon. über die Vogesen, die Franche-Comté und die Westschweiz bis in das Dauphiné: Warsage (lütt.) *tot mièr-nou*, Ben-Ahin (Huy) fin *miér-nou*, nam. *mièrnu*, LLouv. *mér'nu*, *miér'nu*, Mons *mièr nu*, *tout mer nud* Dl, Vraignes *tout fin mernu* Cr 189 (1863, s. auch R 2, 329), pik. *mernu* Jouanc, Moselle V. *mērni*, Fim. *męr nü*, Doubs *mare-nu*, Seille *mânu*, fourg. *mar'nu*, Vancl. *marre-nu* N 32 (Beleg von 1746), Aj. *mèrnu*, neuch. *mare nu* (selten), Pd'Enh. *mârñu*, m. (*màrañá* f.) R 3, 106, Blon. *to mâro ñü* m. (*tota mâra ñüva* f.), Mase *mârə-nu*, for. *mare-nu*, stéph. s. oben, hdauph. *tumārę nü*.

b. *Mere-seul* „mutterseelenallein".

Weder historisch noch geographisch deckt sich der Typus *mere-seul* völlig mit dem Typus *mere-nu*. Ältere Belege fehlen gänzlich. In den Mundarten lebt *mere-seul* in zwei getrennten Gebieten: im Wallonischen und in der Westschweiz, in denen wir auch *mere-nu* vorfanden. Es fehlen jedoch Zeugnisse für die Pikardie, die Vogesen und das Dau-

---

[1] Wie mir E. Lommatzsch freundlicherweise mitteilt, finden sich auch in den Materialien des TL keine Belege.

[2] Weitere Verstärkungen von NUDUS im Fr. s. S. 105 Fn 6.

[3] Als Übersetzung von *bely naked*; ebenso S. 829 *tout fyn mere nu* als Übersetzung von *all bely naked*.

phiné. Hingegen hat der Typus *mere-seul* im Wallon. sekundäre Umbildungen erfahren, die beim Typus *mere-nu* fehlen.

α. Malm. Vielsalm, ardw. *tot mér seû* [fem. *tote mére seûle*] [1], verv. *mèrseû, tot mèrseû, tot fi mèrseû* [2], Ensival, Nessonvaux, Chaudfontaine *tot fé mèrïseû* [fem. *tote fène mèrïseûle*] [3], Gleize *tot mḗr seû*, lütt. *miérseû, mièrseû, tot fin mier seû, tot mièr seû* (auch verv. nam.), Durbuy *tot fin miêr-seû*, Huy *fin mièr seû* (auch lütt. nam.), Niv. *mér seu, miér seû*, nam. *mièrseû*, Giv. *mérseu*, LLouv. *mér'seû, miér'seû*, Mons *tout mer seul* Dl (1812!), *mièr seû*, Braine-l'Alleud *mair* [*mę̄r*, fast *mîr*] *seule* [4], Viesville *tout mḗr seû* [f. *toute mḗre seûle*], gaum. *tout mêrseûl*. – Neuch. *mare seul, mar seul* (dazu das f. *tota mar seûla*, Musée Neuchâtelois 1913, 37), gruy. *môrxolet*, Blon. *to mạ̊ro solẹ*, Pd'Enh. *tô mârxau, mârxolet* (dazu das f. *mâraxoleta*) R 3, 106.

β. Malm. Stav. Jalhay *tot mére-du-Diu seû* „tout seul", Vielsalm *tote mére di Diu seûle*.

γ. Lütt. *tot miérdiseû* (1845), Jupille *mérdisseû*; s. auch *di*-Formen unter δ und ε.

δ. Verv. *mwêrt-seû, tot fî mwêr seû*, Esneux *tot mwêrseu*, lütt. *tot mwért di seû*, Vottem *mwèr seû*.

ε. Liers, Odeur, Bergilers *tote mirinne di seûle* f., Glons, War. *tot mièrin d' seû* m., *tote mièrinne di seûle* f. [5].

4. D. mutternackt — mutter (seelen) allein

a. *Mutternackt*

Das Bedürfnis nach einer volkstümlichen Verstärkung von *nackt* wird schon im 13. Jh. in zwei Bildungen erkennbar: *nâdelnacket* beim Stricker (1. Hälfte 13. Jh.), von Benecke erklärt als „bis auf die letzte nadel am Kleide entblößt", und *bluotnacket* bei Heinrich von Meißen (Des Frauenlobes leiche, sprüche, streitgedichte und lieder, hrsg. von Ludwig Ettmüller, Quedlinburg und Leipzig 1843, 439, 3, 13. Jh.), von Benecke richtig erklärt als volksetymologische umbildung aus tautologischem **blutt-nacket* [6].

---

[1] Diese und einige der folgenden Formen aus Projet wallon 25.

[2] Haust verzeichnet handschriftlich für Verviers auch *tote fène mièrseûle* (Mitteilung von E. Legros).

[3] Projet wallon 25: 'où l'ï de la forme féminine doit provenir d'un *a* primitif comme dans *sèrimint* doublet de *sièrmint*, et a été ensuite transporté au masc. par ignorance de la valeur du mot'. Diese gezwungene Erklärung wird durch die Etymologie MATER hinfällig.

[4] In Jean de Nivelles S. 39 (Proj. wallon 25).

[5] Haust verweist handschriftlich auf *une mièraine* [*myèrēn*] [= „seule"] *bâcèle* (BSLW 32, 285; en wallon hesbignon, vallée du Geer). Mitteilung von E. Legros.

[6] *Blutt* noch heute schweizerd. „nackt". In Tirol noch 1857 *bluetsnaket* für *bluttnackt* DM 4, 207, S. auch Hauschild, ZDWF 4, 315 und 316 (vgl. ib. *bluet arm, bluetsjung*); Hauschild Progr 1899, S. 12.

Seit dem 14. Jh. findet sich sodann die Zuss. mit *mutter,* zuerst bei den Mystikern (Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, hrsg. von Franz Pfeiffer, 1, Leipzig 1845), und zwar gleich dreimal im Heiligenleben von Hermann von Fritzlar (kompiliert 1343–1349):

Dô liz er si ûz zihen *muter nacket* (S. 13)

Dô liz her di jungvrowen ûz zihen *muter nackit* (S. 68).

Dô zôch her di kleider ûz und leite sich *muternackit* in distelen und in nezzelen und welkerte sich dinne umme (S. 107).

Im gleichen Text wird der offenbar noch junge Typus *mutter-nackt* durch eine andere Zuss. mit *Mutter* konkurrenziert:

dô solde dise jungvrowe zwischen stên *muterblôz* (S. 256)

(vgl. mhd. *harnaschblôz* „ohne Harnisch", *wandelblôz* „unwandelbar", *fingerblôsz* „völlig nackt"). Noch im 14. Jh. finden sich weitere 2 Belege (*mûternackend blôz, mûternakend,* auch *nacken-blôs*) in der Maget crône (Hs. aus der 2. Hälfte des 14. Jhs.), wo sich wiederum auch *mûterblôz* zweimal findet, und zudem eine 3. Variante *mûterbar* („mutternackt" nach Lexer). Von diesen drei Bildungen setzte sich nur *mutter-nackt* durch [1]. Immer noch 30 Jahre vor der ersten Erwähnung im Fr. lesen wir in Heinrich Deichslers Chronik (1488–1506) zum Jahr 1500:

man vand in *muternacket* auf dem pflaster ligen und redet kain wort (Chroniken der d. Städte, Leipzig 1862 ff., Band 11, 619; die Chronik wurde 1506 abgeschlossen).

Außerdem im 16. Jh. bei Mathesius *mutternacket* vor gottes angesicht (Grimm) und in den Fastnachtsspielen von Hans Sachs (zeuch dich *mutter nacket* ab, und öfters, auch *muoters nacket*; s. Grimm). Im 17. Jh. bei Albertinus Landstörzer (1. Ausg. 1615; s. Heyne Wtb.: muszte mich *mutternackend* abziehen), und noch Lessing verwendet gern *mutternackt* (ZDWF 3, 248), während Adelung den Ausdruck ablehnt. Immerhin finden wir noch bei Herder *mutterfadennackt* (s. Weigand, 5. Aufl. 1910) mit doppelter Verstärkung (vgl. *splitternackt, splitterfasernackt,* deren Ursprung nicht klar ist, Paul D. Wtb., 4. Aufl., 1935; s. unten Seite 105 Fn 6) und bei Stalder um 1800 die Verstärkung mit *seelig* (s. mutterseelenallein): schweizd. *mutterseelignäckig* (Grimm).

b. *Muoterein – mutterallein – mutterseelenallein.*

Wie der Begriff *nackt* ist auch der Begriff *allein* verknüpft mit dem Gefühl des Mitleids, mit der affektiven Sphäre, die sprachlich nach einer affektiven Verstärkung des Ausdrucks drängt [2]. Affektive Verstärkungen jedoch unterliegen dem Gesetz der Abnützung, des Farbloswerdens, so daß sich ein periodischer Regenerationsprozeß vollzieht.

[1] Weitere Verstärkungen von nackt s. Seite 105 Fn. 6.

[2] S. zum *„besoin d'expressivité"* Henri Frei, La grammaire des fautes, Paris-Genf-Leipzig 1929, S. 233 ff.

Schon im mhd. wird das Adv. *ein* durch *al-* zu *allein* verstärkt, welches seinerseits seine affektive Kraft wieder verlor (> *ganz allein, mutterallein, mutterseelenallein,* usw.). Neben der Verstärkung mit *al-* findet sich schon im 14. Jh. die Verstärkung mit *muoter* [1]: *muotereine* „ganz allein" bei Staufenberg (entstanden um 1300; Hs. Ende 14. Jh., s. Fundgruben 1, 384; Lexer GA 1, 353, 584), ebenso im Laurin (erste Fassung 2. Hälfte 13. Jh., Überarbeitungen bis ins 16. Jh.), *muoters äin* im Ring (Anf. 15. Jhs. entstanden, Hs. von ca. 1410; Grimm). Mindestens seit dem 15. Jh. werden die Verstärkungen mit *al-* und mit *mutter* kombiniert: im Karlmeinet (14. Jh., Hs. 15. Jh.) die Form *môder leyne* und:

er het etwas *mueterallein* mit dem künig zue reden

in der Bayrischen Chronik des Aventin (16. Jh.), ebenso *mů̊ters alein* bei Thomas Platter (noch heute mundartlich) [2]. Erst im 18. Jh. wird auch diese Form ein drittes Mal verstärkt [3]: *so mutterseel allein* (Wieland 15, 139), ebenso bei Hebel, *mutterseelenallein* bei J. D. Falk (1805) und *mutterseelalley* neben *mutterseeligelley* bei Stalder (Schweiz). In den Wörterbüchern wird *mutterseelenallein* neben *mutterseligallein* erst von Campe 1809 aufgenommen (s. Trübner). Daß die Erweiterung mit *seele* nicht auf einer volksetymologischen Übersetzung aus fr. *seul* beruht, braucht kaum betont zu werden. Grimm belegt die verstärkende Formel *kein muttermensch* für „niemand" seit 1565 (Mathesius) [4]. Daneben trat mindestens seit dem 18. Jh. *keine mutterseele* (Lenz 1, 115; in den Wörterbüchern seit Campe 1809). Daß sich affektive Verstärkungen sehr leicht kombinieren, um die affektive Wirkung zu verstärken oder um eine farblos gewordene Verstärkung zu reaktivieren, wird durch die heutigen Mundarten zur Genüge erwiesen (s. u.). So hatte das seit dem 16. Jh. geläufige *mutterallein* im 18. Jh. seine ursprüngliche Kraft zweifellos schon eingebüßt. Die Kombination mit *keine Mutterseele* bedeutete deshalb eine Wiederauffrischung des affektiven Gehalts. Diese schon verschiedentlich vermutete Erklärung (s. z. B. Paul, Wtb.

---

[1] Vgl. mhd. *alters-eine* „auf der welt [weralt = alter] allein, oder weltverlassen?" (DM 5, 1858, S. 21), s. auch ZDWF 3, 249. – Kehrein glaubte ursprünglich wie Grimm usw. an eine psychologische Erklärung („von Allen verlassen, selbst von der Mutter, der Mutterseele"), faßte später jedoch *mutter* schon in dieser Verbindung als bloße Verstärkung auf (Kehrein, Volkssprache 288). Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Bildung im Anschluß an *mutter-nackt,* wozu aber die psychologische Deutung beigetragen haben mag. Eine ähnliche Interpretation gab schon Hauschild 1899, S. 21: „nach dem Gesagten ist also zunächst *mutterallein* aus der Redensart, ‚Kein Mutterkind' (= durchaus niemand) entstanden, beeinflußt durch Formen wie *mutternackt*"; „so allein, daß kein Mutterkind da ist".

[2] Auch die umgekehrte Kombination *almuoters-ein* ist belegt (im Cod. Mind., nicht datierbar; s. Lexer). S. noch z. B. in einem Flugblatt in oberschwäbischer Mundart: er laufft mit seim Deaga a *Muottar loan* (DM 4, 1857, S. 96, 113).

[3] Vergleiche etwa tautologisch *aujourd'hui* und 3. Stufe bei Péguy *au jour d'aujourd'hui.*

[4] Vgl. engl. *no mother's son,* ZDSprV 10, 264.

4. Aufl. 1935) wird zur Gewißheit, wenn man *muttermenschenallein* (Grimm), westfläm. *moedermensch aleen* (De Boer) zum Vergleich heranzieht. Auch im westfläm. lebt daneben *moederziel aleen*[1]. Im 19. Jh. und in den heutigen Mundarten finden sich schließlich eine ganze Reihe weiterer Kombinationen und Variationen wie *morinzig elan* [muttereinzig allein] (Nassau, Kehrein, Volksspr. 282), *mausmuttersternallein* (Bechsteins Märchen s. Grimm)[2], *mutterwind allein* (Th. Fontane), *muttersteinallein, mausmutterseelenallein* (Weise, Ästhetik 44), *steinbeinmutterseligallein* (Österreich ZDWF 3, 248 n 1), *steinsmutterallein* (obersächsisch), *mûsallen* (Vorarlberg, DM 4, 4), *mûsbeinallein*[3], *mûssêlallein, mûs-entig-allein*[4] (Graubünden)[5].

---

[1] Weise, ZDWF 3, 24, ist der Meinung, daß alle von *Mutterseele* ausgehenden Erklärungen falsch seien und glaubt an eine Kombination von *mutterallein* und *seelenallein.* Dagegen spricht jedoch die Chronologie der Belege: *seelenallein* findet sich erst bei Gottfried Keller (s. Trübner) und heute mundartlich (altenburgisch *seelensallein*), so daß in *seelenallein* wohl eher eine Rückbildung aus *mutterseelenallein* (im Anschluß an die übrigen *seelen*-Bildungen wie *seelengut, seelenfroh, seelenvergnügt*) vorliegt. – *Mutterseligallein* ist wohl eine sekundäre Variante. Sekundär sind auch Kombinationen wie *mutterselignäckig* (s. Kehrein, Volksspr. 288).

[2] Ausgangspunkt der Verstärkungspartikel *maus* ist sicher *mauszstill* (so im Simplizissimus; s. Erklärung von Hauschild, ZDWF 5, 245, und DM 5, 1858, S. 20), *mäuselstill* (1668, s. Grimm), *mausestill, mäuschenstill. Muttermäuschenstill* (belegt bei Kotzebue) zeigt wohl dieselbe Weiterentwicklung von *mutter* zur Verstärkungspartikel und ist nicht psychologisch als „still wie ein mäuschen in seiner mutter leibe" (Grimm) zu interpretieren, ebenso wohl schon in einer Chronik von 1499 *muderstille, mutterstill* bei Luther (so auch DM 5,21; ZDWF 5, 246). Von *mausestill* aus sodann *mausetot,* schweizd. *mustod, musnass* usw. (Grimm belegt *maustodt* 1614 und gibt eine psychologische Erklärung). S. auch z. B. Vorarlberg *mûs-krank* „sehr krank", *mûsarm* „sehr arm". DM 4, 1857, S. 4, wird auf *mauß* „Seuche, Epidemie", sich *herausmaussen* „wieder zu Kräften kommen" hingewiesen, so daß in *mûskrank* wohl direkte Entstehung wie in *mausestill* anzunehmen ist. Vgl. *stockfinster* „so finster wie im Stock, im Gefängnis" oder *stocksteif* „so steif wie ein Stock" → *stockfremd* mit reinem Verstärkungscharakter (ZDWF 3, 248; Hauschild Programm 1899 S. 7–8 zitiert *stille alsam ein stoc* aus dem Wigalois, u. a.). Schön läßt sich die Entwicklung zur absoluten affektiven Verstärkung bei *stein-* verfolgen, von *steinhart, steinalt* über *steinreich* bis zu *steingrün* (s. DM 5, 1858, S. 27 ff.; Hauschild Progr. 1899, S. 9–10). – Im vulgären Schweizd. ist *sau* von *sauwohl, saugrob, saudreckig* ausgehend mit völligem Verlust der Ausgangsbedeutung zur reinen Steigerungspartikel geworden, die mit jedem beliebigen Adjektiv verbunden werden kann (also auch z. B. *sauschön, sautief* usw., selbst mit Substantiven, z. B. *e Sauchrampf* „eine sehr anstrengende Arbeit"; zu *sau-* siehe schon DM 5, 1858, S. 24). Zu den Steigerungen mit *hund-, bock-, stier-* s. DM 4, 1857, S. 4, zu *tod-* und zahlreichen weiteren s. Hauschild Progr. 1899. – Der Prozeß von der sinnvollen Verstärkung zum sinnentleerten Steigerungselement bedürfte einer über Tobler und Hauschild hinausgehenden gesonderten Untersuchung.

[3] Die Verstärkungsformel *bein* entstand aus „echten" Verbindungen wie *beindürr, beinhart* (s. Schw Id 1, 275).

[4] *Entig* dient auch sonst zur Verstärkung, s. Schweizerisches Idiotikon 1, 275.

[5] Andere Verstärkungsformeln für den Begriff „allein" z. B. rum. *singur ca un cuc, ca cucul* „mutterseelenallein" Z 39, 631; Hultenberg S. 108.

5. Die ndl.-engl. Formen

Weder von romanistischer noch von germanistischer Seite wurde bisher die reiche mndl. Überlieferung herangezogen, obschon sich gerade hier die ältesten Belege finden. Die Datierung wird dadurch erschwert, daß noch kein vollständiges Quellenverzeichnis zum mndl. Wtb. existiert, andererseits auch durch den Umstand, daß viele Texte in späterer Zeit überarbeitet wurden, so daß auch die Datierung der Hss. berücksichtigt werden muß [1].

a) Mndl. *moedernaect* – engl. *mother-naked.*

Die wohl ältesten Belege finden sich im fläm. Lancelot II, 8109 (geschrieben im 13. Jh., Hs. aus dem 14. Jh.):

Al waeric *al moedernaect* nu,
so ware mijn scilt wel die minne van u

und im Spiegel Historiael Jacob von Maerlant's III, 7, 83 (geschrieben Ende 13. Jh., Hs. Mitte 14. Jh.). Sodann im Roman von Heinric en Margriete van Limborch, dedicht door Heinric [van Aken] (Original ca. 1350, weitere Hss. aus dem 15. Jh., Limb. VI, 59 var.), und zu gleicher Zeit *modernact* in den Alexanders Geesten von Jacob van Maerlant (fläm. ca. 1350 geschrieben; Alex. VIII, 8810), in einer Hs. des Vanden vos Reinaerde zu Beginn des 15. Jhs. (ostfläm., Rein I, 1238) [2], in der 1. Hälfte des 15. Jhs. in Madelghijs' Kintsheit (westfläm.) und in einer fläm. Fassung des Miroir historial (Belg. Mus. 7, 191, 161; eine Hs. schon 1. H. 14. Jh.) Noch heute ndl. *moedernaakt* (Franck-van Wijk) neben andern Verstärkungen wie *geheel naakt, spiernaakt* [3]. Im Westfläm. heißt die Herbstzeitlose neben *naakte-vronokens, naakte madammekens* auch *moedernakten* und *pademoedernaakten* (V. Bertoldi, Un ribelle nel regno de' fiori, Genève 1923, S. 37) [4].

Im Engl. ist *mother-naked* seit 1400 (*modur nakyd*) belegt, weiterhin 1440 (*modir-naked,*) 1526 (all *mother naked*), 1622 (*mother-naikit as he was borne*). Die Tatsache, daß die Belege ein Jahrhundert nach den mndl. einsetzen, deutet auf Entlehnung hin. Nicht zufällig scheint uns andererseits auch, daß von den schriftfr. Wörterbüchern nur die beiden Engländer Palsgrave und Cotgrave fr. *mere-nu* bezeugen, zu einer Zeit, in der *mother-naked* im Engl. schon eingebürgert war.

b) Mndl. *moederene.*

Auch die Verbindung mit (all)ein ist seit mindestens ca. 1300 [5] bezeugt, und zwar schon verstärkt mit *al*:

---

[1] Bei der Datierung und Klärung der mndl. und mhd. Belege war mir Prof. Dr. J. Erben, Berlin, behilflich, wofür ihm hier herzlich gedankt sei.

[2] Auch Rein. II, 5357 (Hs. 2. H. 15. Jh.; holländ. Abschrift eines westfläm. Textes): *al moedernaect* op een velt.

[3] Tobler (DM 5, 21) zitiert auch mndl. *moeder-baren-naect,* doch finde ich nur den Beleg aus Stoke: *Daer mochtemen menich moederbaren naect sien lopen achter velde,* in welchem *naect* nicht Kompositionselement ist.

[4] Nach De Boer *moedernaakte.*

[5] Bekanntlich setzt die mndl. Überlieferung erst um diese Zeit ein.

mint mi *al moederene*
(Die Rose van Heinric van Aken, V. 6417, fläm.-brab.)
Dit eischic u *al moederene*
(ib. 6431).

In der brabant. Hs. des Roman van Cassamus von ca. 1325 (Cass. 376):
ende es al baerrevoet [„barfuß"] gegaen in den tempel *al moederene.*
In der gleichen Form Ferguut 5151 (westmndl. 1340–1350), Lorr. N. fr. 38, 315 und Lorr. II, 383 (beide Mitte 14. Jh.); nu gaet si .. ten clooster waert *moedereene* (ca. 1370, Beatrijs en Carel ende Elegast, 787), *al moeder ene* (um 1400, Limb. XII, 9), *al moeder eyne* (Anf. 15 Jh., MLoep II, 1022), sodann mit doppeltem *al-* : *al moeder lene* (Limb. IV, (89 und Belg Mus 10, 57, 182). In neuerer Zeit ndl. *moederalleen* (wie im nhd.) erweitert zu ndl. *moedermensch-alleen* und *moederzielalleen, moerzielalleen,* westfläm. *moederziel aleen* neben *moederlijk aleen* (De Boer). Die ältere Form lebt auch noch im fries. *moerallinne* (neben *moederlik allinne,* Franck-van Wijk).

6. Das Verhältnis von romanischen und germanischen Formen

Der geographische und chronologische Vergleich der romanischen und germanischen Belege erweist einwandfrei, daß der Ausgangspunkt im Germanischen liegt. Im Mndl. sind spätestens um 1300 beide Wendungen gebildet (daraus wohl engl. *mother-naked* seit 1400), im Mhd. mindestens seit der ersten Hälfte des 14. Jhs., während im fr.-frpr. Sprachraum der Typus *mere-nu* erst 1530, die erste Textstelle erst 1560, und der Typus *mere-seul* sogar nur in den Mundarten seit dem 19. Jh. bezeugt sind. Eine Entlehnung aus dem Germ. auf breiter Front wird durch die Geographie der roman. Formen (Grenzstreifen von der Pikardie über das Wallon., Lothringische, die Westschweiz bis Savoyen) bestätigt[1]. Daß die Bildung im Germ. autochthon ist, wird überdies durch eine Reihe von Konkurrenzausdrücken (mhd. *muoter-blôz, muoter-bar* und Parallelbildungen (mhd. *muoter-lôs* „ohne Mutter" seit ca. 1300[2]; mndl. *moederloos*[3]; mnd. *moderstille,* 1499 Köln), sowie durch zahlreiche weitere volkstümliche Steigerungsformeln von *nackt* (s. Seite 105 Fn 6) von demselben Kompositionstypus unterstrichen Ob innerhalb des Germ. der Ausgangspunkt im Mndl. oder im Mhd. liegt, kann infolge der fragmentarischen Erfassung besonders der

[1] Zu dem vereinzelten it. Zeugnis von Trabalza (umbr. *nuo matre*) s. Z 39, 630 ff., ARom 9, 132 n 2 und Spitzer Stilstudien, 1, 15–16.

[2] Ca. 1300, Der Saelden Hort 10893 (Hs. 14. Jh.); ca. 1350, Nikolaus von Basel; Wernher Marienleben 13561 (Hs. 1382, Hinweis von Prof. Erben); 1561 *mûterlosz* (Schweiz).

[3] Ordelboek van den Etstoel van Drenthe, 15. Jh., auch Plant 1573. Wie das mhd. nhd. hat auch das ndl. eine Vorliebe für Komposita wie *splinternieuw, nagelnieuw, bloedarm, stokoud* „steinalt", *steenoud* id., *stokstil, stokdoof* „stocktaub", *doodarm* „äußerst arm", *doodstil* „mäuschenstill". – Auch altengl. *mōder-lēs* (ca. 1225, s. F. H. Stratmann, A Middle-English Dictionary, 2. Aufl., Oxford 1891).

mhd. Belege trotz der um ein weniges älteren und dichteren Belege im Mndl. nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Die starke Verwurzelung im Mndl. im 14.–15. Jh. läßt allerdings fast nur die Alternative Lehnübersetzung ins Mhd. oder unabhängige Entstehung (die Grundlagen sind in beiden Sprachen gegeben) zu. Im ersten Fall wäre die Verstärkung mit *mutter-* eine Parallele zum Typus *splitter-*, *splinter-*, der aus dem Nd. ins Hd. und in die nordischen Sprachen ausgestrahlt hat.

Die Ausstrahlung vom Germ. aus erfolgte auch in unserem Falle nach Norden: dän. *mutters ene* (*moes alleene* 1695, Kalkar, Ordbog til det aeldre danske sprog, 3,131), schwed. *moders allena.* Vielleicht selbständig gebildet ist ung. *anyaszült meztelen* „splitternackt, wörtl. muttergeboren nackt, nackt wie von der Mutter geboren". Der sehr geläufige Ausdruck ist nach Szarvas-Simonyi: Magyar Nyelvtörténeti Szótár, Ung. Sprachhist. Wörterbuch, Budapest 1893, 3, 355, seit 1525 bekannt [1].

Chronologische und sprachgeographische Gründe sprechen somit gegen eine Zurückführung der roman. Formen auf lt. MERUS. Hingegen zeigen die wallon. *ie*-Formen, daß die beiden Lehnübersetzungen aus dem angrenzenden Germ. in die Familie MERUS hineinwuchsen und lautlich durch *mier* < MERUS beeinflußt wurden [2]. Diese Auffassung erklärt auch das Nebeneinander von *mér'nu, miér'nu, mérseû, mèrseû, miérseû, mièrseû* in den wallon. Mundarten. Die *e*-Formen beruhen auf der Lehnübersetzung, die *ie*-Formen auf sekundärer Angleichung an MERUS [3]. Der Artikel MERUS (s. Kapitel 2) bietet das Bild einer sich im Gallorom. langsam auflösenden Wortfamilie. Die Zentralbed. war im Afr. „geläutert in bezug auf Edelmetalle" (sowohl im Grundwort als auch in der Ablt. EXMERARE). Nachdem MERUS in dieser zentralen Bed. durch PURUS im 13. 14. Jh. abgelöst worden war, splitterte die Familie semantisch und geographisch auf (s. grundsätzlich dazu Karl Jaberg, Aspects géographiques du langage, Paris 1936, S. 64 ff.). Wie das semantisch parallele *rein* entwickelte es sich in wallon. Mundarten zum reinen Steigerungsadverb (nam. *tchair fin mièrlon* „tomber de tout son long", *si stôrer fin mièr long* „s'étendre tout de son long", Perwez *au mièr fond* „au fin fond" usw.), in anderen Gegenden absolut verwendet zu „vraiment; certainement, oui" oder „complètement". Somit konnte semantisch im Wallon. das *mere* der

---

[1] Mitteilung von Prof. Béla Szent-Iványi, Berlin (die ung. Parallele wird schon von Spitzer, Stilstudien, S. 16 erwähnt). Das Kompositum *anyaszült* (Subst. *anya* „Mutter" + Verbaladj. *szült* „geboren") hat viele Analogien im Ung. wie *istenvert* „von Gott geschlagen", *istenáldott* „von Gott gesegnet" (Sz.-I.).

[2] An diesem Einfluß besteht m. E. sicher kein Zweifel, obschon der Diphthong auch in einer Ablt. von MATER vorkommt (*dimièrné,* Dictionnaire liégeois; s. *reine,* Dictionnaire français-liégeois; Mitteilung von E. Legros).

[3] Andere Erklärung im Projet wallon 25: „Il est régulièrement diphtongué en *mièr,* ou il se présente avec une voyelle simple: *mér* (ard.), *mêr* (gaum.), ayant été traité comme une syllabe protonique".

Lehnübersetzungen als Steigerungsadverb aufgefaßt und lautlich von *miér* attrahiert werden. Andererseits erhielt die Familie MERUS durch diesen unverhofften Zuzug regional neue Lebenskraft[1]. Ganz anders vollzog sich infolge der lautlichen Distanz von *mâre, môre* < MATER und *mer(o)* < MERUS der Ausgleichsprozeß im frpr. Gebiet. Das Subst. *mare* in den aus dem schweizd. übersetzten Ausdrücken wurde sekundär als weibliches Adj. aufgefaßt und durch die Neubildung eines Mask. ergänzt. Damit wurde gleichzeitig die Loslösung vom Begriff Mutter vollzogen, *mar, mare* als Steigerungspartikel empfunden (wie *miér* im Wallon.), somit eine semantische Umdeutung eingeleitet, die sich in einer Erweiterung der Anwendung auswirkte: gruy. pllâu *a la môrvèxa* „il pleut à verse" R 3, 106, *mârebai* „bien surpris".

Neben der lautlichen Angleichung an MERUS vollzogen sich im Wallon. andere Umbildungen (s. oben 3 b β–ε). *Mére* wurde zu *mére-du-Diu* „Muttergottes" *(tot mére-du-Diu seû), miérseû* wurde zu *miér-diseû* erweitert, parallel etwa zu *droldimint* (Projet wallon 25). Kombiniert wurde der Typus *mèreseul* zudem mit dem Adverb *tout* und weitverbreitetem, adverbiell gebrauchtem *fin*[2]. Außerdem wurde *mér-seû* volksetymologisch umgebildet zu *mwêrt-seû* („tot-allein", vgl. mnd. *moderstille* und ndl. *doodstil*, hd. *totenstill*), wobei sich *tot* ebenso wie *mutter, stock, bein, sau* etc. zum Steigerungselement entwickeln konnte[3]. Schwer zu deuten ist die Umbildung von *mér, miér* zu *mirinne di seûle* (f.), *mièrinne di seûle* (f.)[4].

7. Zur Entstehung der germ. Formen

Nicht zu Unrecht schreibt Weise, ZDWF 3, 246: „Es gibt wenige Wörter in unserer Sprache, die einen so hohen Gefühlswert besitzen und die Saiten unseres Gemüts so stark in Schwingung versetzen als *mutterseelenallein.*" Diese volkstümliche Affektivität wird durch die

---

[1] So gibt Pirsoul für Namur nur die erstarrte Wendung *tchair fin mièrlon* und *mièrnu, mièrseû*; Delmotte (1812) für Mons *mer* „purement, simplement", aber als Beispiele nur *tout mer seul, tout mer nud;* Coppens für Nivelles *mér* „tout-à-fait, absolument", aber mit dem Zusatz '*mér seû, seûle* seule locution en vigueur'; usw.

[2] Siehe FEW 3, 562 f. Außerdem Hugo Hultenberg, Le renforcement du sens des adjectifs et des adverbes dans les langues romanes, Thèse Upsal 1903, S. 128 f. zu den Adjectifs avec valeur adverbiale (*fin, fou, grand, pur* usw.).

[3] S. Hauschild Programm 1899, S. 11, der schon mhd. *tôt-siech, tôt-sêr* „verwundet", *tôt-wunt, tôt-unrein, tôtmager, tôt-arm, tôt-bleich* usw., anführt, woraus oberd. *zi tôde wahr, schön, gut* usw. mit rein verstärkendem Charakter.

[4] Die Tatsache, daß die Femininform überwiegt, ist *vielleicht* belanglos, und daß Haust 1933 nur das f., erst 1948 auch das m. *tot mirin d'seû* gibt, ist *sicher* belanglos, wie mir E. Legros mitteilt ('comme la question de son questionnaire était au fém., Haust a d'abord recueilli des formes féminines, voilà tout!'), sonst hätte eine scherzhafte Umbildung nach *mirinne* „migraine" in Erwägung gezogen werden können.

häufigen Anfragen nach der Erklärung des Ausdrucks im Briefkasten der ZDSprV bestätigt. Im folgenden führt Weise nicht weniger als zehn verschiedene philologische und psychologische Deutungen an [1]. Seither hat sich vor allem Spitzer um eine psychologische Deutung bemüht [2]. Mit Recht wandte er sich gegen die von Weise gegebene Erklärung von *mutternackt* als „befreit von der Mutter" parallel zu *stiefelnackt* „befreit von Stiefeln, barfuß" und sah in *mutternackt* wie schon Grimm, Lexer, L. Tobler, Hauschild und andere „nackt wie in (aus) der Mutter". Diese Deutung wird durch die Bibel, die merkwürdigerweise bisher in der Diskussion kaum herangezogen worden ist [3], obschon sie die Quelle so vieler volkstümlicher Redensarten ist, erwiesen. Zugrunde liegt wohl die bekannte Bibelstelle (zitiert aus der Vulgata): *nudus egressus sum de utero matris meae, et nudus revertar illuc* . . (Hiob 1, 21) [4]. Luther übersetzt (Ausgabe von 1534): *Ich bin nacket von meiner mutter leibe komen/ nacket werde ich wider dahin faren/* Der HERR hats gegeben / der HERR hats genomen / der name des HERRN sey gelobt [5], in der Bible Gérard von 1553: *je suis sorti du ventre de ma mere tout nu et tout nu y retourneray*. . . Auf diese Bibelstelle geht zurück: nfr. *nu comme il est sorti du ventre de sa mère* (Oud 1640–1868), *aussi nu qu'il est sorti du ventre de sa mère* (Ac 1694–1878; s. FEW 7, 229 b) und wohl auch Redewendungen wie it. *nudo come mi fece la madre* (*nudo nato* schon bei Boccaccio und Firenzuola), kat. *anar així com sa mare l'ha fet* „anar nu, andar en cueros" (Dicc. Aguiló) zurück [6]. Andererseits hatte *mutternackt* wohl einen zu volkstümlich-

---

[1] Eine weitere Erklärung s. Franck-van Wijk.

[2] Stilstudien 1, 16 f. zu *mutterallein:* „daß ich entsprechend seelenallein ‚allein mit der [eigenen] Seele' erkläre: ‚allein mit der Mutter'"; historisch und psychologisch jedoch einleuchtender schon Lexer ‚von der Mutter, selbst von der Mutter verlassen'. Anders Grimm ‚allein wie in der mutter, im mutterleibe der noch ungeborene mensch ist' (vgl. Goethe: und so sasz ich manches jahr über mir allein wie in mutterleib). Der Wahrheit am nächsten kommt wohl Hauschild, s. oben S. 99 Fn. 1. Weitere Deutungen s. Weise.

[3] Einzig Hauschild, ZDWF 4, 315, weist auf die Möglichkeit biblischer Herkunft hin; s. ib. die Stelle aus Heinrich v. d. Türlin: ‚die aller hande kleider bar und nackent wâren als sie ir müeter gebâren', und die Redewendung ‚nackt wie ihn Gott erschaffen'.

[4] Sogar vorbiblisch schon bei Apuleius (Metamorphoseon 1, 14) im 2. Jh. n. Chr.: *nudus et frigidus quasi recens utero matris editus* (s. Hans Wilhelm Klein, Die volkstümlichen sprichwörtlichen Vergleiche im Lateinischen und in den romanischen Sprachen, Würzburg 1937, S. 12).

[5] Ebenso Pred. Salom. 5, 14: *Wie er nackt ist von seiner mutter leibe komen / so feret er wider hin / wie er komen ist* (1534 Lutherbibel), in der Bible Rebul 1560: *comme il est sorti nud du ventre de sa mere, ainsi y retourne il.* – S. auch Hosea 2 a 3: *auff das ich sie nicht nacket auszihe / und darstelle / wie sie war / da sie geborn ward* (1534).

[6] Andere volkstümliche Steigerungen von NUDUS im Französischen: afr. mfr. *nu a nu* und *parnu* (FEW 7, 229 a) – Afr. *nu come vers* Rose L, nfr. *nu comme un ver* (seit Cotgr 1611), nach Hultenberg 109 und Gottschalk, Sprichwörtl. Redensarten S. 128, auch bei Pathelin und Villon, ebenso florent. *nudo bruco* Spitzer Stilstudien 1, 12. – Nfr. *nu comme un singe* Voltaire. – Nfr. *nu comme la main* (seit Oud C 1640); auch schon mhd. *blôz sam ein hant*

affektiven Charakter (s. die oben angeführten Belegstellen), um in die Bibel selbst Eingang finden zu können.

8. Schlußwort

Die Untersuchung ergibt somit, daß der Ausgangspunkt der Entwicklung des Typus *mere-seul, mere-nu, mutterallein, mutternackt* zweifellos im germanischen Bereich (innerhalb des Germ. anscheinend vom Mndl. aus mit Strahlung nach beiden Seiten, ins Mengl. und Mhd.) zu suchen ist. Die Bildung *mutternackt* ist dabei wohl vorangegangen, veranlaßt durch bekannte Bibelstellen, morphologisch germanischen Kompositionsgesetzen folgend. Eine Fülle von Belegen und eine Reihe weiterer paralleler *mutter*-komposita erweisen die Volkstümlichkeit dieser Wendungen im Germ. im 14. und 15. Jh. Aus dem mndl.-d. Raum erfolgte seit dem 16. Jh. eine Strahlung in die

---

Iwein 3236, Erec 5400, die Lesung *hemde-blôz* in Nib. D 1066 ist umstritten, s. DM 5, 1858, S. 11, ZDWF 4, 315. Schon lt. *tam glaber quam manus,* Klein 12. Zur Verstärkung mit *doigt* s. unten. – Nfr. *aussi nu qu'un petit Saint-Jean, nu comme un petit Saint-Jean* (1878, 1907, Gottschalk, Sprichw. Redensarten 375) erklärt sich dadurch, daß bei Prozessionen Johannes der Täufer von einem nackten oder beinahe nackten Knaben dargestellt wurde. – Nfr. *a cru* „nackt" (Maquet, Dict. anal. 1936; nach FEW 2, 1368 b nur in bestimmten Verbindungen wie *botté, chaussé à cru* „sur la peau directement" usw.). – Nfr. (argot) *à poil* (Maquet). – Nfr. (argot) *être en asticot* (Z 39, 631). – Fraize (Vogesen) *frâd nu* „tout nu" FEW FRIGIDUS. In frpr. und piem. Mundarten *patanü* (+ *pata* „chiffon"), s. FEW NUDUS. – S. noch Beispiele für synonyme Verdoppelung wie ast. *nuda et aperta, nuo e despujato,* npr. *nus é crus* H. Hultenberg, Le renforcement du sens des adjectifs et des adverbes, Thèse Uppsala 1903, S. 35 (ebenso synonymische Verstärkung von *seul:* mfr. *seul et unique,* Sat. Mén., ib. 33). Zu den Vergleichen s. ib. 107 ff.; Vergleiche in der Straßburger Mundart DM 4, 1857, S. 465 ff. – S. noch Klein, Die volkstümlichen . . . Vergleiche, 1937, S. 11–12.

Im Deutschen: mhd. *bluotnacket* und *nâdelnacket* im 13. Jh., s. oben Kapitel 4 a; zu *hendeblôz* s. oben. – *Fingernackt* (Luther 1541 – 18. Jh., nach Grimm und Hauschild ZDWF 4, 315; s. auch DM 5, 9 f.; nach Weise, Ästh. 48 im 15. Jh., kopiert von Spitzer, Stilst. 1, 16, doch finde ich keinen Beleg); dieser Ausdruck scheint wie *mutternackt* in franz. Grenzmundarten übersetzt worden zu sein: Fiménil *to dé nu* (FEW NUDUS), lütt. *tot nou comme mi deût* (Haust v° *nou*); *fingerblosz* Grimm ohne Beleg; rum. *gol ca degetu.* – *Stabenackt, stabelnackt* (= stocknackt), 16. Jh. zu mhd. *staben* „starr, steif werden", noch westerwäld.; schles. *fingerstabenackt* (ZDWF 4, 317). – *Stocknackt* sekundär nach urspr. *stocksteif* usw., DM 5, 27. – *Splitternackt* ist urspr. nd. und hier schon im 15. Jh. bezeugt (s. Grimm; DM 5, 1858, 26; ZDWF 4, 316; 5, 244): hd. *splinternackt* seit 1640, *splitternackt* seit 1711. Nach Hauschild sekundär zu *splitterneu* (dieses ist viel weiter verbreitet); in der Tat ist *splinterneu* seit 1634, *splitterneu* seit 1709 bezeugt. Sekundär verstärkt *splinterfasernackt* (1840), mundartlich *splinterhâgelnackt;* rein verstärkend in nd. *splitterdull* [toll]. – *Fadennackt* (urspr. „so daß man keinen Faden eines Gewandes mehr am Leibe hat", ZDWF 4, 316) seit 17. Jh. – *Fasernackt* (1684 *fasennackend,* schon 17. Jh. auch *fingerfasennackt; fasernackt* erst Anf. 19. Jh.). – *Pudelnackt* (seit 1800 westdeutsch und schweiz. bezeugt), DM 5,22; ZDWF 4, 316. – Im Mndl. *pûrnaect* (DM 5, 181, 192; wohl nicht zu PURUS trotz MERUS s. o., d. *rein*).

nordischen Sprachen und in die angrenzenden franz. frpr. Mundarten, hier auf einer breiten Front vom Pik.-Wallon. bis nach Savoyen. In diesen Mundarten gerieten die Übersetzungslehnwörter vom Typus *mere-nu, mere-seul* in den Bereich der Familie von lt. MERUS, die ihre Lebenskraft schon weitgehend eingebüßt hatte und semantisch und geographisch aufgesplittert war. In einigen Mundarten entwickelte sich MERUS zur sinnentleerten Verstärkungspartikel (ähnlich wie *rein* im D.). Infolge der lautlichen und semantischen Nähe der neuen MATER- mit den ererbten MERUS-Formen erfolgte ein Ausgleichsprozeß, der im Wallon. und in der Westschweiz sich wegen der Verschiedenheit der lautlichen Entwicklung in verschiedenen Richtungen vollzog. Im Wallon. erhielt MERUS durch die Attrahierung der MATER-Formen verstärkte Lebenskraft. Zudem wurde hier *mere-seul* weiter verstärkt und mehrfach umgebildet, ein Prozeß, der sich unabhängig davon auch im d.-ndl. Raum vor allem seit dem 18. Jh. mannigfach vollzog (*mutter* wird kombiniert mit andern zu absoluten affektiven Verstärkungspartikeln gewordenen Elementen).

Die roman. Lehnübersetzungen *mere-seul, mere-nu* sind ein Beispiel für die engen germ.-rom. Grenzbeziehungen in nachfränkischer, sogar nach- oder spätmittelalterlicher Zeit, und zwar im volkstümlichen Bereich der Sprache. Es ist das Beispiel eines gleichsam zu Fuß und an vielen Grenzübergangsstellen nach Frankreich gelangten Wortpaares, welches Paris nie zu erreichen vermochte. Damit ergibt sich auch, mit welcher Vorsicht der in den sogenannten schriftfr. Wörterbüchern als schriftfr. angeführte Wortschatz (in diesem Falle Palsgr 1530 und Cotgr 1611) wirklich als schriftfranzösisch betrachtet werden darf: beide Wörterbücher sind entweder von der engl. Muttersprache der Verfasser oder von fr. Randmundarten her beeinflußt[1]. Altes MERUS und junges MATER sind ineinandergewachsen: ein Prozeß, der im Laufe der Redaktion am FEW immer wieder beobachtet werden kann[2]; selten jedoch ist es möglich, die Elemente in diesem Schmelzvorgang so deutlich zu scheiden, wie es uns hier infolge der semantischen und etymologischen, der geographischen und chronologischen Lagerung erlaubt scheint. Nur eine den romanischen und den germanischen Bereich in gleicher Weise berücksichtigende Untersuchung vermag in solchen Fällen Klarheit zu schaffen und hartnäckig durch die Fachwörterbücher geisternde Phantome zu verscheuchen.

Berlin-Basel Kurt Baldinger

Nachtrag: Wie ich erst jetzt sehe, weist schon Rohlfs, AnS 163, 1933, 105 auf die Möglichkeit der Etymologie MATER für wallon. *miernu*, usw. hin.

---

[1] Regionalismen bei Palsgrave sind nicht selten und bei Cotgrave könnten sie sogar listenförmig zitiert werden, da er viele regionale Quellen aus dem 16. Jh. exzerpiert hat. Ein wallon. pik. Wort, das in den schriftspr. Wörterbüchern nur bei Palsgrave auftaucht, ist z. B. *gascogne* „Art Frucht", FEW 4, 74 b.

[2] S. Wartburg, Word 10, 1954, S. 288 ff.

Zum Wortgebrauch des Erzpriesters von Talavera[1]

Das Buch des Alfonso Martínez, eines der eigenartigsten Denkmäler der älteren spanischen Prosaliteratur, harrt noch immer einer kritischen Textausgabe. Zwar ist die Version der Handschrift des Escorial von Byrd Simpson und nach diesem auch von Martín de Riquer neu herausgebracht worden, es fehlt jedoch eine sorgfältigere Kollationierung mit den wichtigsten Inkunabeln und Frühdrucken als die seinerzeit von Pérez Pastor schon gegebene. In eine künftige Ausgabe gehören außer den Varianten und dem literarhistorischen Kommentar eine Stilstudie, die den doktrinären Rahmen sowie insbesondere die volkstümlichen Innenerzählungen erfaßt, und ein ausführliches Glossar. Über den Wortschatz liegt bereits die ausgezeichnete Arbeit von Steiger vor, deren Ergebnisse in das *REW*³ Eingang gefunden haben. Sie läßt nur eine sehr geringe Anzahl von Fragen offen. Soweit Ergänzungen notwendig sind, sollen sie hier in aller Kürze erörtert werden. Hingegen

---

[1] Ergänzend zu den Ausgaben, Abhandlungen und Beiträgen:

Arcipreste de Talavera (Corvacho o Reprobación del Amor mundano) por el Bachiller Alfonso Martínez de Toledo. Ed. Pérez Pastor. Madrid 1901. (Zitate, wo nicht anders vermerkt, im allgemeinen noch nach dieser auch die Inkunabeln berücksichtigenden Ausgabe = *Arc.*)

A. Bonilla y San Martín, *Arcipreste de Talavera. Anales de la Literatura española* publ. p. A. Bonilla (1900–1904), 242–244.

A. Steiger, *Contribución al Estudio del Vocabulario del Corbacho*. Madrid 1923. – Über das Wort *alfarda* zusätzlich in dem Beitrag *Zur Sprache der Mozaraber. Sache, Ort und Wort* – Jud-Festschrift (1943), 624 ff., insbes. 661 f. – Ferner über den Sprichwörterreichtum die *Colección de Locuciones y Refranes contenidos en el Corbacho. Bol. Real Ac. Esp.* X (1923), 285 ff.

El Arcipreste de Talavera o sea El Corbacho de Alfonso Martínez de Toledo. Nuevamente editado según el códice escorialense por L. Byrd Simpson. Berkeley 1939.

E. v. Richthofen, *Alfonso Martínez de Toledo und sein Arcipreste de Talauera, ein kastilisches Prosawerk des 15. Jahrhunderts*. Halle 1941. Zugleich in der *Zeitschrift für Romanische Philologie* LXI (1941), 417–537. (Hinweise nach der *ZRPh.*)

R. Miguel y Planas, *Introducción al 'Libro del Arcipreste de Talavera' y al 'Espejo'*. In *El Espejo* de Jaime Roig, Barcelona 1942.

Alfonso Martínez de Toledo, *Arcipreste de Talavera. Corvacho, o Reprobación del Amor mundano*. Ed. Martín de Riquer. Barcelona 1949.

E. v. Richthofen, *Neue Veröffentlichungen zum Werk des Erzpriesters von Talavera. Zeitschrift für Romanische Philologie* LXVI (1950), 383–384.

E. v. Richthofen, *Elementos catalanes en la Obra del Arcipreste de Talavera*. Sitzungsbericht von C. Boyé im *Butlletí de la Societat Catalana d'Estudis Històrics* I (Barcelona 1952), 68.

erscheint die von Miguel y Planas festgestellte Anzahl von Katalanismen bei näherem Zusehen nur etwa zur Hälfte gesichert. Alfonso Martínez hatte sie wohl von seinem Aufenthalt in Barcelona her in Erinnerung behalten und weniger aus der Lektüre katalanischer Schriftsteller geschöpft, deren rechtzeitige Kenntnis vor Abfassung des spanischen Traktates – wie die des erst später erworbenen *Libre de les Dones* von Francesch Eximeniz – zweifelhaft bleibt. Die stilistischen und syntaktischen Ausdrucksmittel habe ich selbst in meiner früheren, jedoch wesentlich stoffgeschichtlichen Untersuchung behandelt. Dieser Überblick muß noch nach einigen Gesichtspunkten erweitert werden, die zur Erhellung von bislang nicht restlos geklärten Echtheitsfragen beitragen können. Klärende Angaben von Textverderbnissen in der Überlieferung dürften im Hinblick auf eine spätere Neuedierung des Buches ebenfalls von Nutzen sein.

A. Textkritik.

suspectyçión „Argwohn". *Arc.* 17 'todos quantos vee se piensa que le vsurpan su amor, e con muy poca *suspectyçión* (Byrd Simpson, 20. Lesart von Pérez Pastor: *suspertyçión*)[1] todo el su coraçón se perturba e se le revuelue de dentro'. In diesem Zusammenhang würde ein öfters angenommenes „superstición" keinen Sinn ergeben, Bonilla verzeichnete den verwendeten Ausdruck daher unter den „palabras dignas de declaración". Aufklärung vermittelt die *Reprobatio Amoris* des Andreas Capellanus, die lateinische Vorlage für den didaktischen Rahmen des Buches vom Erzpriester von Talavera[2]: „quasi omnia suo nocitura timet amori, et eius animus pro modica vehementer *suspicione* gravatur, et cor suum interius graviter iaculatur"[3]. Es steht daher *suspectyçión (suspertyçión)* für lat. *suspicio*.

roedores für *rogadores* „Bittgänger, Beter" (pl.). *Arc.* 260 '*roedores de altares*' (in der Handschrift steht irrtümlicherweise *alcataras*; vgl. Byrd Simpson, 354), las rodillas fincadas en tierra e las manos e los ojos al cielo, los pechos de rezio firiendo con muchos sospiros, lágrimas e gemidos'. Lesefehler des Abschreibers (*roedor* = „Nagetier"), hingegen steht an anderer Stelle (*Arc.* 72) '*rogadores*'.

engasgar „ergreifen, aufreihen, zusammenraffen". *Arc.* 159 'non ha gato que mejor traue de asadura que la muger de donde *engasgar*'. Leonesismus mit der Bedeutung „agarrarse"[4], hier an Stelle von *engarzar* (Irrtum des Abschreibers?), einem Synonym von *trabar* „verbinden, aneinanderreihen, (mit beiden Händen) ergreifen, zuschnappen"[5]. Im

---

[1] In den Inkunabeln *A* und *B*: *turbación.*
[2] Vgl. *ZRPh* LXI, 451 ff.
[3] Ed. E. Trojel, Hafniae (Kopenhagen) 1892, p. 318. – Neueste Ausgabe von S. Battaglia, Rom 1947.
[4] Steiger, 30 f.
[5] Auch in der *Atalaya de las Crónicas* gebraucht der Erzpriester von Talavera *trabar de* zweimal im Sinne von „schnappen nach, ergreifen": 'los

erweiterten (aspan.) Sinn wird *gato* = „Rattenfänger, Mausefalle" gebraucht, *asadura* ist „conjunto de las entrañas del animal" *(Dicc. R. Acad.)*. Der Satz besagt, daß „keine Katze (Falle) besser ihr Mäusegeschling ergreift (erschnappt, aneinanderreiht) als die Frau von überall her etwas zusammenrafft".

gañinan „herumschreien, krächzen, kläffen" (3. pers. pl. präs.). Ed. Byrd Simpson, 187: 'ellas porfían, *gañinan* (Ausg. Pérez Pastor: *riñen*), murmuran con los de casa'. Zu *gañir* in obiger Bedeutung.

angelores für *angélicos, -as* „(Wasser der) Pappelfrucht". *Arc.* 131 'Fazen . . . agua de . . . *angelores*'. Verlesen oder Verschreiben [1].

anozegado „mit dem Saft der Gichtrübe gereinigt". *Arc.* 135 'Los dientes *anozegados*'. Kontamination von *anorza* „weiße Gichtrübe" und *nueza blanca* mit derselben Bedeutung [2].

canusos „weiße Haare". *Arc.* 200 [3]. Kontamination, zu *canudo, canoso* „weißhaarig".

soberguería „Hinterlist, Betrug". *Arc.* 224. Für *supercheria*, unter Einfluß von *soberbia*. Ein Katalanismus braucht nicht notwendigerweise angenommen zu werden [4].

B. Seltene Wörter.

caronal „gut gepolstert, betucht, vermögend". *Arc.* 98 'le non plazerá por espeçial señor e amigo *caronal* [5] que suyo seas' [6]. Zu *carona* „Decke zwischen dem Schweißtuch der Pferde und dem Ledersattel". Auf Fehldeutung beruht die übliche Lesart „carnal".

---

perros *trauauan* ladrando *de* la jnfanta, pero llegó el conde e *trauó del* arçipreste (zit. nach dem Cod. Pal. Vind. 3424*, fol. 83r, Sp. 2). — Über weitere Bedeutungen von span. *trabar* vgl. E. v. Richthofen, *Estudios épicos medievales, con algunos trabajos inéditos.* Madrid 1954. Insbes. p. 309; 310, Anm. 1.

[1] Schreibfehler sind häufig, vgl. z. B. auch *Arc.* 246 '*mintrosas luengas*' für *mentirosas lenguas* (247 ebenfalls '*luengas*'). Byrd Simpson schlägt S. 349 bis 356 über zweihundert Textbesserungen vor. Lediglich Anm. 154 zu S. 293 würde ich die Lesart von Pérez Pastor, *Arc.* 274 '*visitado*' = „heimgesucht" vorziehen. – Sicherlich ist auch *Arc.* 3 '*Juan de Avsim*' durch Textverderbnis zu erklären. Es steht hier möglicherweise für *„Capellán Andrés"*, wie sinngemäß zu erwarten gewesen wäre. Der Name *Andrés* wird nur einmal *Arc.* 299 unter den Kirchenvätern und Geistlichen, die Fortuna zu Fall gebracht hat, erwähnt.

[2] Hingegen ist *anozegado* von Steiger, S. 26 mit *moscado* (ptg. *noz noscada*) „Muskat" in Verbindung gebracht worden, das jedoch im *Arc.* als *almizcle* bezeichnet und nicht für die Zähne, sondern als Beimischung bei der Parfümherstellung gebraucht wird.

[3] *A, B*: *camusos*. Vgl. A. Castro, *RFE* VI (1919), 338 f.; Steiger, 28 f.

[4] Ebensowenig wie für *argén* (Steiger, 82), *cañinuete* (Steiger, 25), *esguardar, lasa de mí, rallar*. Vgl. jedoch Miguel y Planas, LXIII ff.; Riquer, 9, Anm. 1. Auch '*avinenteza*' könnte einem kastilischen Wort entsprechen und für *avenencia* „Übereinkunft" stehen (*Arc.* 176 'estas tales . . . están dispuestas en aquel punto, sy ay *avinenteza* o logar, para todo mal obrar').

[5] *A, B*: *carnal*.

[6] Pérez Pastor, 332: „carnal".

alperchón „Kobold, Teufel". *Arc.* 147 'demón, *alperchón,* diablo tamañazo'. Gehört zum germ. Stamm *alp,* Synonym von demón, diablo. Wahrscheinlich ist das Wort durch *alpercha* beeinflußt [1].

abuhado „angehaucht, beschlagen, (nebel-)grau, matt". *Arc.* 197 'Cáncer, Escorpius, Pisçis. Reinan estos tres sygnos a la parte de la trasmontana: la color tienen como de *abuhados*'; 222 'la color *abuhada*'. Zu *bufar* „schnaufen, anblasen, aufblasen" [2]? Vgl. ptg. *bufarra* „Nebel", nfrz. *buée* „Beschlag an Fensterscheiben" [3].

vía „weg, los, fort". *Arc.* 151 'Allá, allá con ese lazo a tomar otro tordo . . . *vía* a trompar donde justan'. Synonymisch zu *allá.* Vgl. *Arc.* 59 '*býa* al atahona como ruyn al gallarín'; 206 '*vía* andar a vara'. Synonym von *vaya* hingegen in *Arc.* 11 'quando deue casar, *vía* buscar locuras'; 'sy . . . se empreña, *vía* buscar con que lançe la criatura muerta'; 90 '*vía* después a llorar', 307 '*býa, býa* al escotar'.

en guar de „an Stelle von" [4]. *Arc.* 122 '*en guar de* medrar desmedro; *en guar de* fazerme paños nueuos empeñasteme éstos . . .'. Für *en lugar de.* Der unbetonte Vokal des Anlauts von *lugar* tritt in die Folgesilbe vor den hochtonigen Vokal, wodurch das zwischen zwei Konsonanten gerückte *l* (* *en lguar de*) schwindet.

de alto „oben". *Arc.* 38, 176 'como *de alto* dixe'; 81 'segund ya *de alto* dixe'. Synonym von *(de) suso* (*Arc.* 91, 95, 202, 239, 318) und *arriba* als Gegensatz zu *debajo.*

beurage „Trank". *Arc.* 2. Das *u* steht graphisch für *b (bebraje).* Frühes Beispiel, vor erfolgter Metathese zu span. *brebaje.* Es ist daher nicht nötig, einen Katalanismus [5] in dem Wort zu erblicken.

C. Katalanismen.

llepada „geleckt, fein aufgeputzt" [6]. *Arc.* 161 'quando la vieja está byen arreada e byen pelada e *llepada* [7], paresçe mona desosada'. Zum

[1] Steiger hält S. 24 die sonst nicht nachweisbare Bezeichnung für eine Bedeutungserweiterung von *alpercha* „Pfirsich" („Dummkopf"), was jedoch in den synonymisch amplifizierenden und steigernden Ausruf an dieser Stelle im *Arc.* nicht paßt. Vgl. unser Kapitel D in vorliegendem Beitrag über charakteristische Wortverwendungen und Wortstellungen zum Zwecke der Emphase, insbes. *Arc.* 181 'fechizos, encantamientos e obras diabólicas', 266 'a Satanás, a Berzebú e a Fallanás'.

[2] Neben *h* für *f* auch öfters *f* für *h,* wie z. B. in *Arc.* 125 *feuilla (hebilla)*; *Arc.* 33 *femençia (vehemencia)* u. a. Letzteres schon in *Cifar,* c. II; *Arc. Hita,* v. 622. – Zu *abuhado* vgl. noch Steiger, der S. 11 auf andere Deutungen bei Covarrubias (zu *bufo* „Kröte") und im *Dicc. de Autoridades* (*buho* „Eule" nebst Ableitungen) verweist. Späte Belege für *abuhado* in der Bedeutung von „gelber (gelbgrauer?) Eulenkopf" bzw. „gelbe (gelbgraue?) Kröte" bei S. Gili Gaya, *Tesoro lexicográfico* 1492–1726, p. 18.

[3] Das Verhältnis von *abuhado, bufar, bufarra, buée* sowie auch von *bufo* „(aufgeblähte oder graue?) Kröte", *buho* „(graue?) Eule" untereinander müßte neu geklärt werden (betr. [3]*REW,* 1352, 1373, 1374, 1379).

[4] Von Steiger, S. 9 als Vulgarismus bezeichnet, ebenso wie *antier* „vorgestern": *Arc.* 119 'oy una gallina e *antier* un gallo'.

[5] Miguel y Planas, LXIII ff.; Riquer, 9, Anm. 1.

[6] Vgl. dt. „wie geleckt, aus dem Ei gepellt".

[7] *A, B*: *lepada.*

Verbum *llepar* „passer lleugerament la llengua per alguna cosa" (J. Esteve – J. Belvitges – A. Juglà, *Dicc. cat.* II, 50) gehörig[1].

éser „Stand, Rang". *Arc.* 113 'Roma quando estaua en su *éser*[2] prinçipado e señora (Byrd Simpson, 121. Pérez Pastor schreibt *señorío*) de todo el mundo'. Zu akat. *èsser* „estat" (Esteve, I, 340)[3]. In den Ausgaben ist nach *éser* zu Unrecht ein Komma gesetzt.

sodollo „satt". Ed. Byrd Simpson, 66 'nin nunca fenbra farta de byenes se vido, nin beudo *sodollo* (Ed. Pérez Pastor, 61 'beodo farto') de vino'. Zu kat. *sadoll* < lt. *satullum* ([3]*REW* 7620).

amblar „stehlen". Zu afrz. *embler, ambler, anblar*[4], val. und akat. *amblar* „robar" (Esteve, I, 33), nkat. *emblar* (A. M. Alcover – F. de B. Moll, *Dicc. cat.-val.-balear* IV, 724).

mon frare „mein Bruder". Mit dieser Anrede begrüßt der Statthalter von Valencia den Einsiedler in *Arc.* 268.[5]

xáuega „Netz aus Espartogras". *Arc.* 53 'una red de esparto gruesa, abyierta que allá (in Katalonien)[6] llaman *xáuega*'. Zu kat. *xábega* „filat gran per portar palla" (Esteve, II, 425), auch *eixávega* (Tirant lo Blanch)[7], *exávega* (Roig, *Spill*).[8]

D. Wortverwendungen und Wortstellungen zum Zwecke der Emphase[9].

Hervorhebung durch Voranstellung: *Arc.* 4 '*utile* cosa e santa' (Adjektiv); 43 '*se* dél partyrá', 51 *lo* ella dysymulaba', 98 '*le* non plazerá' (Pronomen).

Verstärkendes *tanto, mucho, quanto, todo, este*: *Arc.* 4 'en *tanto* e a *tanto* decaymiento es ya el mundo venido', 91 '*tanta* e *tan* grande'[10]; 30 '*tanto* e *mucho* es más el arrepentymiento'; 64 'Aquí es menester la misericordia de Dios, y *quánto*'; 87 '*todo* e por *todo*'; 87 'por *este* e con *este* e sobre *este* pecado'.

Doppelte Negation: *Arc.* 8 '*ninguno* otro *non*'.

Tautologie: *Arc.* 175 'peor que *bestia bestial*'.

Eindringlichkeit, Intensität des Schilderungsbedürfnisses: *Arc.* 128 '*tomadora, vsurpadora* a *diestro* e a *syniestro*', 180 'non ay *regla* que lo *diga*, nin *esperiençia* que lo *muestre*, nin *doctrina* que lo *ponga*, nin *ninguna* que lo *faga*', 148 'para la *Virgen Santa María*, por *Dios Todopoderoso*, para los *santos de Dios*, para la *pasyón de Dios*, por *Dios byuo ver-*

[1] Bereits von Steiger, 37 und Miguel y Planas, LXIII ff. als Katalanismus erkannt.

[2] *A, B*: *ser*.

[3] Hingegen hält Riquer, 130, Anm. 1 *és(s)er* für die katalanische Form des kastilischen Infinitivs „ser" in substantivischer Funktion.

[4] Beispiele in Tobler-Lommatzsch, *Altfranzösisches Wörterbuch*, III, Sp. 49 ff.

[5] Vgl. Miguel y Planas, LXIII ff.; Riquer, 9, Anm. 1.

[6] Steiger, 8: „en Aragón".

[7] Nachweis durch Riquer, 75, Anm. 1.

[8] Nachweis durch Miguel y Planas, LXIII ff.

[9] Ergänzend zu *ZRPh* LXI, 504–522.

[10] Zu *tanto* vgl. auch *(de) algund tanto* für *algo*. Beispiele in *Arc.* 2, 5, 6, 187, 321.

dadero'; 167 'E *más fuerte* te diré', 199 'Tienes *más*'[1], 135 '¿*vistes* y qué *vistes*?, (e) sy lo *vistes*, pues avies que *contar* ... *oyd* y *ved* y *contad*', 136 '*Veamos*, pues, *veamos* agora, pues *veamos*', 150 '*dezid* y *dezid*, *dezidmelo*, vos me lo *diredes*', 151 '¿*queréys*? ¿*queréys*? ¿*queréysmelo* dezir?'.

Steigerung[2]: *Arc.* 77 '*byen* vestir, *mejor* calzar', 196 '*buenos* para la mandar, *mejores* para la executar', 91 '*mal* yantar e *peor* cena', 100 '*mal* usar e *peor* acabar', 125 'yo *mal* vestida, *peor* calçada', 187 '*mal* vsar e *mal* perseuerar e *peor* acabar; otros *mal* vsar, *mal* perseuerar e *peor* acabar; otros *byen* vsar, *mejor* continuar e *muy mal* acabar', '*malos* de conosçer, *peores* de castigar', 122 '*nin buen* cozinado, *mal* cocho, *peor* asado'.

Verstärkte Komparation: *Arc.* 77 '*más* e *mayor*'[3], 91 '*más* que *más*', 12 'la mejor e (la) *más peor*', 4 'mucho *más peor*'[4].

Synonymische Amplifikationen (bei den lehrhaften Ratschlägen des Erzpriesters und in den volkstümlichen Innenerzählungen): *Arc.* 204 '*amadores* e *enamorados*', 68 '*lisonjas* e *falaguerías*', 291 '*veninos* e *ponzoñas*', 94 *maldiciones* e *denuestos*', 286 '*jactancia* e *orgullo*', 70 '*amor* e *caridad*', 174 '*seso* e *juyzio natural*', 141 '*nesçias* e *locas*', 45 '*viçio* e *non virtud*', 228 '*ventura*, *fado* o *fortuna*, o *dicha* buena o mala', 234 'su *costelaçión*, su *planeta*, *sygno*, *fado*', 288 '*engañadora*, *ynica* e *traydora*, *falsa*', 97 '*adeuino*, *profeta* o *profetyzante*', 77 '*bayles* e *danzas*', 79 'buena *cara* e buen *semblante*', 147 '*demón*, *alperchón*, *diablo* tamañazo', 127 '*cuytada*, *desauenturada*, *mal fadada*', 118 '*triste* de mí, *desauenturada*, que *en ora mala nasçí*, *cuytada*'[5], 266 'a *Satanás*, a *Berzebú* e a *Fallanás*'[6], 69 'con *saña* e con *yra*', 129 'por *arcas* e por *cofres*', 70 '*puñada* o *empuxón*', 181 '*fechizos*, *encantamientos* e *obras diabólicas*' (Substantive); 81 '*común* e *general*', 125 '*sola*, *syn compañía*', 83 '*elato*, *soberuio* e *argulloso*' [sic], 233 '*franco*, *libre* e *quito*' (Adjektive)[7]; 175 '*corto juyzio* e *poco saber* ... *flaco entendimiento*', 94 'quien *loco non* fuere e *seso* touiere' (Adjektiv + Substantiv); 116 '*aver*, *tener* e *guardar* e *poseer*', 95 '*dezir* e *fablar*', 204 '*tenía* e *avía*', 218 '*escota* e *paga*', 76 '*amanlas* e *quierenlas*', 202 '*convierte* o *trasmuda*', 72 '*rogué* e *puse rogadores*', 184 'como que *llora* e que *solloça*', 70 '*absoruidos* e *deuorados* de la tierra', 92 '*reniego*, *descreo*', 68 '*enanchalle*, *estendelle*,

---

[1] Die Lehrhaftigkeit des Autors führt mitunter auch zu Weitschweifigkeit und umständlichem Ausdruck, z. B. in *Arc.* 66 'solamente pasaré (un) poco *diziendo* al propósyto, que *dezir* (lo) que se podría *dezir* sería grand proceso'. Vgl. *ZRPh* LXI, 505.

[2] Siehe auch *ZRPh* LXI, 513.

[3] Vgl. auch *Arc.* 8, 129 '*muy mucho*', 126 '*mucha nada*'.

[4] Von Byrd Simpson und Riquer irrtümlicherweise durch Komma getrennt (nach *más*).

[5] Vgl. die zahlreichen synonymischen Ausrufe und Wehklagen: *yuy*, *ay*, *guay*, *triste de mí*, *lasa de mí*, *mezquina*, *catiua*, *cuytada*, *desauenturada*, *desconsolada* (*ZRPh* LXI, 507–509). *Arc.* 161 '*guaya*, *ay*', 185 '*ay* de mí, *guay* de mí', usw. Siehe auch *Cifar*, c. CCXII XIII.

[6] Byrd Simpson schreibt *Bercebu*, *Fallamos*.

[7] Vgl. noch *Arc.* 231 'argumento *lulista*, *remonista*' (gemeint ist die Philosophie des Ramón Llull).

estiralle', 203 'sy *amo, amo* e *quiero*', 80 'don fulano *fuelga* e sale de *folgar* de su casa' (Verbformen); 85 '*pansear* con *soberuia* e *jactançia*', 195 '*duelele* el *mal fecho, pesale* el *mal obrar*', 102 'las *obras malas* e *malos fechos* que mientra byuió *obró* e *cometió*' (Verb + Substantiv).

E. Echtheitsfragen.

Auf Grund der hier und in *ZRPh* LXI, 504 ff. gefundenen Stilmerkmale würde ich die Echtheit des Nachwortes (*Arc.* 328–330; vgl. *ZRPh* LXI, 464, Anm. 1) nicht anzweifeln, wie das Riquer, S. 332, Anm. 1 noch tut, selbst nicht einmal die an falscher Stelle eingeschaltete *puteus*-Erzählung des zweiten Buches (*Arc.* 113–115), welche mit den übrigen aus der *Disciplina clericalis* entlehnten Geschichten (siehe *ZRPh* LXI, 468–470; 474–475) durch den herkömmlichen Formalismus der Übertragungen aus dem Lateinischen gekennzeichnet wird. Im übrigen sind die Texte von *A* und *B*, wie auch unsere Anmerkungen zeigten, verderbter als die Handschrift des Escorial, einzelne Zutaten der späteren Bearbeiter von mehr obszöner Natur (z. B. *Arc.* 116).

Hier ein paar Beispiele aus dem Nachwort der Inkunabeln, namentlich für die zahlreichen synonymischen Amplifikationen: *Arc.* 328 '*amor* e *querencia*', '*paz* e buena *concordia*', 330 '*descanso* e *reposo*', 328 '*cuchillo* ni *espada*', 329 '*sueño* o *vanidad*', 328 'al *huego* e *biuas llamas*'; 329 'sin *par graciosas* a *par* de[1] *gentiles*', de *nombre* e *renombre famosas*', 328 '*diuersas* e *muchas* ymaginaciones'; 329 '*sentí* e *conoscí*', '*escreuir* ni *hablar*'. Eindringlichkeit der Rede: *Arc.* 329 '*Haue, haue* memoria quanto de nos houiste algund tiempo gasajado'. Ausrufe und Wehklagen: *Arc.* 330 '¡*Guay* del que duerme solo!', '¡*guay* del *cuytado* que siempre solo duerme . . . !'.

Die Nachwirkungen des Erzpriesterstils sind offenkundig in der *Celestina*. Ich habe sie bereits in der *ZRPh* LXI, 522–529 dargelegt. Fernando de Rojas wird das Buch des Alfonso Martínez de Toledo sicherlich in Talavera, wo er wohl schon als jüngerer Mann lebte und später mehrere Jahre hindurch das Alcaldenamt innehatte, in die Hände bekommen und eifrig gelesen haben.

Erich Frhr. v. Richthofen

---

[1] Der Text des Nachwortes ist von Pérez Pastor ungenau wiedergegeben worden. In obigem Beispiel muß *de* an Stelle von „que" stehen. Von den weiteren Irrtümern seien hier nur die wichtigsten nach der Inkunabel von 1498 (*A*) berichtigt: *Arc.* 329, Zeile 9 '*houiste*' (statt „hauiste"), Z. 11 '*avn que*' (st. „que"), Z. 18 '*pude*' (st. „puede"), Z. 27 kein Semikolon, 330, Z. 14 '*veinte*' (st. „diez").

Zu „Flamenca" V. 5059 ff. (Ausg. P. Meyer, Paris 1865)

Dirai vos o, bel sener Dieus,
Del paradis quem deves dar
Pogras ab mi fort ben passar,
Passar ans i faria *gietas*
Els apostols e las prophetas.
Vos en darai [ieu] per fermanso
Que la renda qu'ieu ai en Fransa
Dones a gliesas es a ponz
Sim laissavas aver mi donz
Ab son autrai et ab son grat.

Paul Meyer übersetzt (ibid. S. 361):

„Beau sire Dieu, je vous jure sur les apôtres et les prophètes que je consacrerai à bâtir des églises et des ponts la rente que j'ai en France, pourvu que vous me laissiez avoir ma dame de son plein gré toutefois".

Hinter „Dieu" vermerkt der Übersetzer in Anmerkung 1: „Il y a ici deux vers (5061–62) que je n'entends point". Und im Glossar ist das Wort *gietas*, welches den Schlüssel des Rätsels enthält, lediglich mit einem Fragezeichen versehen.

Ich gebe die Verse, mit denen P. Meyer nichts anzufangen wußte, wieder wie folgt:

„Ich will's Euch sagen, lieber Herre Gott: des Himmels, den Ihr mir geben werdet[1], könntet Ihr Euch mit mir gar wohl entraten; (gern) ließe ich dort den Vortritt den Elenden, den Aposteln und den Propheten".

Hinter *gietas* in unserem Text sehe ich *jectatos (s steht in „Flamenca" regelmäßig für tz)[2].

Zur Bedeutung „elend" verweise ich zunächst auf den Roman de Renart I 3138 ff. (Ausg. E. Martin, Bd. I, Straßburg 1882). Dort antwortet Dame Hersent der Hermeline auf deren Vorwurf, ihre Kinder seien Bastarde, da sie, d. i. Hersent, mit Renart Ehebruch getrieben:

Se por ce sont mi fil bastart,
Por ce nes *gitera* ge mie.
Foi que je doi sainte Marie.
Qui les voudroit trestoz *jeter*

[1] Ich fasse das *deves* in „deves dar" als Umschreibung des Futurs wie 5, 225 u. 7, 183 in Appels Chrestomathie.

[2] Lautgesetzlich erwartete man eher *gitas* oder *getas*. Aber auch im Girart de Rossillon (Chrest. Appel 1, 571) findet sich *gietas*.

Les bastars et desheriter,
Asez auroit plus de puissance
Que n'out onques li rois de France.

Eine juristische Erhellung solcher Verse bieten in erschöpfender Ausführlichkeit die einschlägigen Stellen in den „Coutumes de Beauvaisis" des Philippe de Beaumanoir. Ich lasse die in unseren Zusammenhang gehörenden Texte hier folgen:

1 . . . Et quiconques prent aucunes de celes (sc. femmes) dessus dites il sont en avoutire; ne li enfant qui d'aus nessent ne doivent pas estre loiaus, ains sont tenu por bastart quant as biens.
(Ausg. A. Salmon, Paris 1900, Bd. 1, S. 285, Nr. 585).

2 . . . Bien sachent tuit cil qui sont bastart et qui bien le sevent par la connoissance de leur mere ou en autre maniere qu'il n'ont droit en nul descendement. (ibid. S. 293, Nr. 596).

3 . . . Donques se ples est devant nous d'aucuns oirs qui *deboutent* autres del'eritage comme bastars et il nous aportent le tesmoignage de sainte Eglise . . . (ibid. S. 285, Nr. 586).

4 . . . par quoi il requeroient qu'il fussent receu a l'eritage comme loiaus oir et li autre *debouté* comme cil qui droit n'i avoient par les resons dessusdites. (ibid. S. 292, Nr. 594).

5 . . . Voirs est qu'en testament puet bien li hons ou la fame lessier a ses enfants bastars pour cause de pitié aussi comme il feroient a *estranges* persones, c'est assavoir de leur muebles ou de leur conquès ou le quint de l'eritage . . . Mes s'il (s. uns hons) muert sans aus (sc. aus bastars) lessier aucune chose, il n'en portent riens ne que feroit uns *estranges*. (ibid. S. 294, Nr. 597).

6 . . . Nous avons veu debatre que cil qui estoient bastart et devenoient malade ne fussent pas receu es maladeries des viles ou il estoient né et nouri, pour ce que les gardes des maladeries disoient que bastart n'avoient point de lignage ne n'estoient aherité de nul droit, par quoi il ne se pouvoient aidier de la meson ne qu'*uns estranges qui venist d'espave.* (ibid. Bd. 2, S. 327, Nr. 1619).

Man sieht also, der Bastard ist ein Enterbter (1, 2). Abgesehen von dem ins einzelne Ermessen gestellten Mitleid (5), das bei Dame Hersent sich in der etwas frivol anmutenden Sprechweise eines unsentimentalen gesunden Menschenverstandes äußert, gibt es rechtlich nichts, das ihn über sein Almosenniveau hinaushöbe. Der Ausdruck für dieses aus Erbe und Familie Hinausstoßen ist *debouter* (3, 4). Eine Variante dazu haben wir im *gitera* und *jeter* des Roman de Renart. Des weiteren vermittelt Beaumanoir einen höchst bezeichnenden Einblick in einen hinter seiner Jurisprudenz sich spiegelnden sozialen Zustand: der Personenkreis, um den es hier geht, stand auf der gleichen letzten Stelle des gesellschaftlichen Gefüges der Zeit wie die Fremden, wie die außer

Landes sich Befindlichen (5, 6)[1], ein Tatbestand, der in dem deutschen *elend*, dessen Setzung für aprov. *gietas* jetzt einleuchten wird, so sinnfällig hervorgekehrt ist. In *venist d'espave* (6), das eine Entsprechung in unserer heutigen Ausdrucksweise „Strandgut der Gesellschaft“ hat, liegt die gleiche typische und darüber hinaus noch amplifizierende Charakteristik vor.

Natürlich braucht das *gietas* in „Flamenca“ nicht gerade einzig und allein die Bastarden meinen, von denen ja explizit nicht die Rede ist. Das Wort steht hier offenbar schon in allgemeinerer Fassung und bezieht sich auf all die Elenden und Zukurzgekommenen dieser Erde schlechthin.

Doch was soll deren Zusammenstellung mit „apostols“ und „prophetas“? Eine bekannte Stelle aus „Aucassin et Nicolette“ wird uns weiterhelfen. VI, 36 (Ausg. M. Roques, Paris 1936) antwortet Aucassin auf die Vorhaltungen, er käme nie in den Himmel, seine Seele auf ewig in die Hölle:

> En paradis qu'ai je a faire? Je n'i quier entrer, mais que j'aie Nicolete ma tresdouce amie que j'aim tant[2]; c'en paradis ne vont fors tex gens con je vos dirai. Il i vont cil *viel prestre et cil viel clop et cil manke qui tote jor et tote nuit cropent devant ces autex et en ces viés creutes, et cil a ces viés capes erses et a ces viés tatereles vestues, qui sont nu et decauc et estrumelé, qui moeurent de faim et de soi et de froit et de mesaises*; icil vont en paradis[3] . . .

Es liegt auf der Hand: Die in Rede stehenden Verse aus „Flamenca“ und diese Sätze aus „Aucassin et Nicolette“ sind identischen Inhalts. Hier wie dort ist ein Liebhaber bereit, den Verlust des himmlischen Paradieses hinzunehmen, sofern er nur die Gunst der Umworbenen erringt. Eine mondän-aristokratische Auffassung kommt hier zum Ausdruck: Das Paradies ist der Ort für den priesterlichen Menschentyp („apostols“ und „prophetas“ in „Flamenca“, „viel prestre“ in „Aucassin et Nicolette“) und für die auf dieser Welt in Not und Armut Darbenden. Das *gietas* in „Flamenca“ hat in den „clop“ „manke“ usw. des „Aucassin et Nicolette“ sein realistisch ausführliches Gegenstück.

Ob aus dieser Motivübereinstimmung sich weitere Aufschlüsse ergeben, ist eine andere Frage. Die Behandlung der hier einschlägigen Thematik behalte ich mir bis nach dem Erscheinen der angekündigten Neuausgabe von Charles Grimm vor.

Lyon-Brotteaux (Rhône) MANFRED BAMBECK

---

[1] Vgl. Godefroy de Paris, Chron. 5672, Buchon: Il les a a deseritance Jetez, et mis hors du pais . . . (nach Godefroy).

[2] Vgl. Victor Hugo, Notre-Dame de Paris, der den verliebten Priester zur Esmeralda u. a. sagen läßt: . . . Oh! *je t'aime!* je suis un misérable! . . . Grâce! *si tu viens de l'enfer, j'y vais avec toi . . . L'enfer ou tu seras, c'est mon paradis, ta vue est plus charmante que celle de Dieu* . . . (Ausg. Nelson, édit. 1939, 2. Bd., S. 125, 126).

[3] Vgl. später Paralleltexte in der Ausgabe von H. Suchier, Paderborn 1903, Anm. zur Stelle.

Besprechungen

Hans Krahe, *Sprache und Vorzeit; Europäische Vorgeschichte nach dem Zeugnis der Sprache.* Heidelberg, Quelle & Meyer, 1954. 180 S.

In diesem kleinen Büchlein faßt Krahe in meisterhafter Klarheit und Knappheit zusammen, was man nach dem heutigen Stand der Forschung auf Grund der Sprache über die älteste Geschichte unseres Kontinents sagen kann. Der erste, allgemeine Teil gilt den methodischen Fragen und der indogermanischen Sprachenfamilie im allgemeinen. Er schafft die Voraussetzung für das Verständnis für das, was im zweiten Teil dargelegt wird. In diesem, dem systematischen Teil, werden die einzelnen Sprachen behandelt, sowie die Völker, welche sie getragen haben. Der Romanist wird für diese Überschau sehr dankbar sein, wird es für ihn doch immer schwerer, die so rasch fließende Forschung selber zu verfolgen. Aber auch der Laie wird sich in dem Büchlein gut zurechtfinden. Einen verhältnismäßig breiten Raum nimmt das Venetische ein, was nicht nur in der besonderen, persönlichen Forscherarbeit Krahes begründet liegt, sondern auch in den so heiklen und widerspruchsvollen Aussagen der Dokumente. Es kommt einem bei der Lektüre dieser Seiten so recht zum Bewußtsein, wie gut es wäre, wenn auf diesem Gebiet die Terminologie besser ausgesondert werden könnte, als das jetzt der Fall ist. Wenn sogar der Name Veneti nicht „venetisch", sondern illyrisch ist, wie auch die große Mehrzahl der Ortsnamen jener Region, sollte man den Ausdruck „venetisch" für die offenbar illyrische Völkerschaft belassen, welche vor derjenigen Völkerschaft dort gesessen hat, die ihre Anwesenheit und ihre Kultur durch die hinterlassenen Inschriften bekundet. Mit andern Worten: man sollte ruhig, wie früher Veneti und venetisch sagen für die Illyrier, die, vielleicht im 8. Jahrhundert, in Venetien gesiedelt haben. Für das andere indogermanische Volk, das seit dem 6. Jahrhundert durch Inschriften bezeugt ist, könnte man, nach dem wichtigsten Fundort dieser Inschriften, etwa das Adj. atestinisch brauchen (nach Ateste „Este"). So würde jede Konfusion vermieden. Einige Kleinigkeiten: Es ist wohl ein lapsus calami, wenn Krahe schreibt (S. 16), daß das Rätoromanische in den westlichen Alpenländern gesprochen werde; man dürfte aber auch kaum sagen, in den östlichen Alpen, weil das rätoromanische Gebiet direkt am Gotthard beginnt. Der Flußname Glane kommt auch in der Schweiz vor (S. 130). Es ist ungenau, zu sagen, daß die westgermanischen Vorstöße dem Germanentum nur auf Kosten der Kelten Neuland gewonnen hätten. In der Schweiz ist auch unzweifelhaft romanisiertes Land durch die Alemannen erkämpft worden; zum Teil wohl auch dem Rhein entlang (Elsaß usw.).

W.

Alois Walde, *Lateinisches Etymologisches Wörterbuch*. 3. Auflage, von J. B. Hofmann. 17.–21. Lieferung. Heidelberg 1951–1954.

Mit diesen Lieferungen wird der Walde-Hofmann zu Ende geführt. Trotzdem J. B. Hofmann die letzte Lieferung nicht mehr erlebt hat und wohl auch nicht mehr ganz selber durchredigiert hat, behält das Werk bis zur letzten Seite seinen hohen Rang bei. Es ist damit ein Buch geschaffen, in dem man die Zusammenhänge mit den andern indogermanischen Sprachen sowie eine kurze, aber stets äußerst treffende Übersicht über die bisherige Literatur zu den einzelnen Wörtern findet. Diese läßt allerdings im wesentlichen die lautlichen und morphologischen Gesichtspunkte hervortreten, während die kulturhistorischen Zusammenhänge dem Wörterbuch von Meillet und Ernout überlassen werden. So wird man auch fürderhin gerne beide Wörterbücher nebeneinander benutzen und nur bedauern daß das zuletzt genannte im Neudruck jüngeren Forschungen wenig Rechnung trägt.

Einige Bemerkungen: S. 441 ronchus „Schnarchen" ist kaum aus dem Griech. entlehnt. Es ist vielmehr eine lautnachahmende Wortbildung, die dann in der Schreibweise an griech. *ῥόγχος* angepaßt wurde. Eine spätere konsonantische Variante dazu ist in franz. ronfler usw. gegeben. Es ist nicht recht klar, warum die späte Glossenform runco (S. 453) davon abgetrennt wird. – S. 452 ist ein Druckfehler stehen geblieben: *ῥυκάπη* statt *ῥυκάνη*. S. 478 wäre zu sappinus noch Hubschmid Vox 11, 125 zu erwähnen und berücksichtigen gewesen. Allerdings ist dessen Auffassung, es liege eine Form *zappinus zugrunde, kaum stichhaltig; die von ihm als Beweis angeführte pik. Form *šapẽ* ist jung und als falsche Reaktion gegen franz. sapin aufzufassen (ähnlich bei den Vertretern von sarculare und sarcophagus). Im Altpik. heißt es immer sapin. Der Aufsatz in KZ 28, 172 stammt von G. Meyer, nicht von Meyer-Lübke. Warum die Zusammensetzung von sappus und pinus abgelehnt wird, hätte gesagt werden dürfen. Vgl. eine ähnliche Zusammensetzung in dem span. pinabete. – S. 479 ist zu sarcophagus zu bemerken, daß doch schon griech. *σαρκοφάγος* als Subst. verwendet wurde. – S. 496 wird die Rekonstruktion *sciuriolus (Vox 5, 183) angenommen, sicher zu Unrecht. Die romanischen Formen weisen deutlich auf eine Grundform, die das *-i-* der im Lat. ungewohnten Form sciurus umgestellt hat. – S. 532 wird die Erklärung von sifilare gegeben, die Bertoni vorgeschlagen hatte; doch ist dieses *-f-* einfach Nachahmung des zischenden Geräusches. – Warum wird eigentlich spatha unter der späten Glossenform spada (S. 565) behandelt? Ähnliches müßte man ja dann mit vielen anderen Wörtern tun, wenn man konsequent sein wollte. – Bei spelunca (S. 572) wäre wohl erwähnenswert gewesen, daß der Verlust des Nasals, der die Form *speluca charakterisiert, sicher ihre Grundlage bereits im Griech. hat, sowie, daß beide Formen, die mit und die ohne Nasal im Romanischen weiterleben (S. hier Bd. 68, 36).

W.

Mario Roques, *Etudes de littérature française.* Genève, Librairie Droz. Lille, Librairie Giard, 1949 (= Société de publications romanes et françaises, XXVIII), 162 S.

Die Veröffentlichung der in diesem Bande zusammengefaßten 13 Studien erstreckt sich über die Jahre 1903–1949. Der Großteil entstammt der Zeit seit 1940. Am ältesten ist die Gedenkrede aus dem Todesjahr von Gaston Paris, mit der man zweckmäßig die Lektüre des Buches beginnt. Roques fragt nach den Gründen für Ansehen und Einfluß des großen Lehrers und findet sie in einer neuen Zielsetzung und Methode der Philologie in Frankreich. Genauigkeit in der Beobachtung, Schärfe der Kritik, Ablehnung aller apriorischen Hypothesen bestimmten das Arbeitsverfahren von Gaston Paris. Hinter dem Nahziel der mit größter sachlicher und historischer Strenge betriebenen Tatsachenforschung habe er aber auch die weiteren Erkenntnisziele gezeigt, die bis zu einer allgemeinen „science de l'humanité" (S. 127) reichten. Aus dieser Spannung erklärt Roques die Anziehungskraft, die der Meister auf Geister der verschiedensten Einstellungen ausgeübt hat. Man wird mit besonderer Anteilnahme von der Bedeutung lesen, die Paris der Notwendigkeit der wissenschaftlichen Zusammenarbeit in Gruppen und Nationen beigemessen hat.

Es empfiehlt sich auch noch aus einem anderen Grunde, den Band zuerst bei diesem Artikel aufzuschlagen. Er enthält nämlich eine Äußerung des Verfassers, die als das Grundprinzip aller hier gesammelten Einzelarbeiten aufgefaßt werden darf: „Il ne suit pas de là que le philologue, qui borne son action au champ étroit qu'il s'est choisi, borne du même coup son horizon et ses rêves" (S. 124).

Von den übrigen Aufsätzen des Buches beschäftigt sich die Hälfte mit Problemen der Sinndeutung. Die folgenden Bemerkungen versuchen, jeweils das Bezeichnende in Arbeitsweise und Ergebnis herauszufinden. Wenn Lanson z. B. den Ersatz eines Conditionnel durch ein Imparfait bei Michelet als sprachliche Korrektur einer früheren sachlichen Ungenauigkeit deutet, so weist Roques die angebliche Variante als Druckfehler nach und erklärt diesen durch die nicht alltägliche, aber klare Funktion des Conditionnel an der betreffenden Stelle. Das entscheidende methodische Faktum ist hier die syntaktische Aufschließung des Textes; die (allerdings nur angedeutete) weitere Perspektive ist die Seelenart des romantischen Schriftstellers Michelet *(Une 'hyperbole atténuée' dans le Tableau de la France)*.

In: *Sa biautés le cuer m'esclaire* haben wir ein Übersetzungsproblem aus *Aucassin et Nicolette* vor uns. Der Verf. sichert mit nicht weniger als 26 Beispielen den Sinn: „eine Last vom Herzen nehmen". Das unwiderleglich erarbeitete Ergebnis mag klein erscheinen, die Perspektive, in die es hineingestellt wird, ist weit: „Mon interprétation nous montre un Aucassin moins romanesque, moins romantique qu'on ne veut se le représenter d'ordinaire; je crois qu'il est ainsi mieux dans le ton de cette sorte de comédie bourgeoise qu'est la chantefable" (S. 51). Vor allem aber kommt es dem Methodiker Mario Roques auf den Nachweis an, wie eng echte Philologie und Literarkritik zusammengehören.

Zwei Artikel über François Villon sind, wie die beiden soeben besprochenen, Rektifizierungen früherer Sinndeutungen (wie es ja überhaupt zum Bezeichnendsten dieser Aufsätze gehört, daß sich die Literar-

kritik Roques' oft an der Polemik mit anderen Forschern entzündet). *Les pieds blancs* (*Lais*, 4, 5) erklärt sich nicht aus der Wegegeldabgabe-Freiheit eines oberhalb des Fußes weißgefleckten Pferdes, sondern aus einem weitverbreiteten Glauben an die Minderwertigkeit mancher solcher Tiere. Der Interpret gewinnt seine neue Deutung aus einem sachkundlichen Umweg, der ihm den ursprünglichen Sinn des auf den ersten Blick rätselhaften Ausdrucks erschließt. Man kann dieses Verfahren auch im zweiten Villon-Artikel angewandt finden, wo theologische und symbolgeschichtliche Überlegungen zum Resultat führen (*Fils d'ange. Testament*, 38, 2).

Auch da, wo die Sinndeutung ganz aus dem Text selbst heraus erfolgt, wie in dem den Band eröffnenden Aufsatz über *Le Héros mourant dans la Chanson de Roland* (die Individualisierung der Sterbegesten bei den drei Haupthelden des Epos wird gegen die vereinfachende Interpretation Bédiers gezeigt), bedient sich Roques stützender (monastischer und hagiographischer) Paralleltexte. Sieht man genauer zu, so entdeckt man das gleiche Verfahren noch einmal, da nämlich, wo der faktitive Sinn des Verbums im Anfangsvers der Fabel XI, 8 von Jean de La Fontaine mit der Vignette in der Erstausgabe von 1679 ‚illustriert' wird *(Un octogénaire plantoit)*.

Diesen sechs Sinninterpretationen stehen drei genetische Deutungen gegenüber. Zwei Titel verraten unmittelbar diese Absicht *(Les remaniements du Père Goriot* und *Guillaume Apollinaire et les vieilles chansons)*. Auch den anderen der beiden Artikel über La Fontaine kann man hierher rechnen. Der Versuch, zu der vorhin bereits erwähnten Fabel die Briefe Senecas an Lucilius als wichtigste oder gar als ausschließliche Sekundärquelle nachzuweisen, kann als Aufforderung an die La Fontaine-Forschung verstanden werden, über der Geschichte der Fabelstoffe die Frage der inneren Ausformung oder Umformung nicht zu vergessen *(La Composition de la fable 'Le Vieillard et les trois jeunes hommes')*. Schließlich kann auch der Vortrag über *La Légende de Roland au XIV*^e^ *siècle,* den Mario Roques 1936 in der öffentlichen Jahresversammlung des Institut de France gehalten hat, hierher gerechnet werden. Denn die späten provenzalischen Seitensprossen der Rolandlegende (die Texte sind in Romania 1932 und 1942/3 zu finden), um die noch einige verwandte romanische und germanische Themen gruppiert sind, müssen natürlich vor dem Hintergrund des Oxforder Rolandsliedes gesehen werden. Es ist schade, daß Roques den Vergleich der beiden Erzählungswelten nur angedeutet hat.

In zwei Aufsätzen gebraucht der Verfasser schließlich eine dritte Deutungsmethode, die Gestaltdeutung. Die Studie *Sur la rythmique de Corneille à propos d'une scène de Rodogune* weist strophische Vierergruppen von Alexandrinern bei Corneille nach und versteht sie im wesentlichen als gedankliches Gruppierungs- und Hervorhebungsmittel. Die gleiche ästhetische Einfühlungskraft verrät auch die metrische Analyse (es handelt sich um 29 Verse der Guinganbresil-Episode) am Schlusse des Aufsatzes: *Le Conte du Graal,* der die 1947 erschienene Übersetzung des Romans durch Lucien Foulet einleitet. Auf wenigen Seiten wird eine Geschichte des Wortes 'Roman', eine Gesamtcharakteristik Chrestiens (der Dichter sei mehr Psychologe als Moralist) und eine Deutung des Gralromans gegeben. Mario Roques versteht ihn als Erziehungsroman (die Formel dafür ist von unüberbietbarer Kürze und

Einprägsamkeit: „Roman d'une éducation par l'action chez un être de bonne race", S. 34), in dem der Gral vielleicht genau so episodisch sei wie die Karre im Lancelot und der Löwe im Yvain. Alle Gral-Mystik beginne erst nach Chrestien, bei dem das Appellativum 'graal' keinen Reliquiengegenstand meine, sondern das durch seinen eucharistischen Inhalt heilige Gefäß. Bemerkenswert ist, daß der Verf. die liturgische Erklärung der Lanze für möglich hält und die Hypothese äußert, daß das Quellenbuch Chrestiens nichts anderes gewesen sei als eine vielleicht illustrierte Beschreibung des Großen Einzugs in der byzantinischen Meßliturgie. Was das dritte Quellenproblem, die Frage nach dem Gral betrifft, wo ja doch keine originäre christliche Erklärungsmöglichkeit besteht, so scheint Roques geneigt, mit Albert Pauphilet (Romania 1940/1) den Märchentypus der versunkenen Stadt, deren Wiederauferstehung wegen einer unterlassenen Handlung stets unterbleibt, als Quelle anzunehmen. Ganz allgemein wäre aber hier zu sagen, daß das Ähnlichkeitsverhältnis zwischen Märchenthema und Romanhandlung doch zu vage ist, um etwas beweisen zu können.

Der Gral und seine Umwelt bei Chrestien sind nun einmal leider ein immer noch weithin nur mit Hypothesen aufgeschlossenes literarhistorisches Feld. Um so dankbarer ist man dem Verfasser, daß er gerade da die Grenze zwischen nur angenommenen und sicher erkannten Fakten sichtbar gemacht hat. Das gehört mit zu den grundlegenden methodischen Einsichten dieses Buches. Die Schärfe der Problemstellung, die Gründlichkeit der Arbeitsweise, aber auch die Schönheit des wissenschaftlichen Stils lassen es zu einer Exempelsammlung literarhistorischer Hermeneutik werden, die man jedem angehenden Jünger der romanischen Philologie in die Hand geben möchte. Was Mario Roques in seiner Gedenkrede auf Gaston Paris gesagt hat: „La méthode scientifique étant une, comme la science est une" (S. 126), muß man auch auf den unermüdlich vielseitigen und immer gleich gewissenhaften Gelehrten Mario Roques anwenden. Schon das scheint symbolisch, daß diese Sammlung mit Studien zur Literatur mit einem sechsspaltigen Wortindex abschließt.

Göttingen WILHELM KELLERMANN

Gerhard Rohlfs, *An den Quellen der romanischen Sprachen.* Vermischte Beiträge zur romanischen Sprachgeschichte und Volkskunde. Halle, Niemeyer 1952. Gr. 8°. XI, 286 S.

Es konnte für Rohlfs zu seinem 60. Geburtstag wohl keine geeignetere Ehrung geben als die Veröffentlichung dieser Sammlung von zwanzig seiner Aufsätze, deren Abfassung sich über einen Zeitraum von nahezu drei Jahrzehnten verteilt und die daher eine Art Querschnitt durch R.s wissenschaftliche Arbeit zu bieten vermögen. Daß der Verf. sämtliche Aufsätze auf den heutigen Stand der Forschung gebracht, einzelne erweitert oder sogar völlig umgearbeitet hat, ist ein Beweis für die vorbildliche Stetigkeit in der Verfolgung bestimmter wissenschaftlicher Fragestellungen, die R. auszeichnet.

Zwei Problemkreise sind es vor allem, mit denen sich R. immer wieder beschäftigt hat und denen auch die Mehrzahl der vorliegenden Aufsätze gewidmet ist: die sprachliche Gliederung Italiens und der Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur. Die Kontinuität der unter-

italienischen Gräzität, die in ihrem vollen Umfang zuerst nachgewiesen zu haben, R.s bleibendes Verdienst ist, bildet den Gegenstand zweier längerer Aufsätze, die auf zwei Vorträgen vor der Akademie von Athen (1938), bzw. vor dem 5. internationalen Byzantinisten-Kongreß in Rom (1936) beruhen und einen Überblick über die Ergebnisse von R.s Forschungen vermitteln. Dieser Überblick wird allerdings erst dann vollständig, wenn man noch einen dritten hier nicht abgedruckten Vortrag hinzunimmt, den R. vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten und darin das Fortleben der inneren Sprachform dargestellt hat (Griechischer Sprachgeist in Süditalien. München 1947). Eine so große Bedeutung R. dem griechischen Substrat (mit Recht) zuschreibt, zeigt er sich gegenüber der Annahme etruskischer und oskisch-umbrischer Substratwirkung relativ skeptisch. Der aus dem Jahre 1930 stammende, hier im wesentlichen unverändert wiedergegebene Aufsatz „Vorlateinische Einflüsse in den Mundarten des heutigen Italien?“ (61–79), dessen Thesen nicht unwidersprochen geblieben sind (vgl. H. Meier, Die Entstehung der roman. Sprachen u. Nationen. Frankfurt a. M. 1941, 41 ff.), darf für R.s Haltung in dieser Frage als programmatisch gelten, wie ein Vergleich mit den entsprechenden Abschnitten seiner „Historischen Grammatik der italienischen Sprache“ lehrt. Sehr viel positiver beurteilt R. den keltischen Einfluß, für dessen durch norditalienische Sprachkolonien vermittelte indirekte Nachwirkung im Süden R. neue interessante Belege gefunden hat (Colonizzazione gallo-italica nel Mezzogiorno d'Italia, 80–88). Eine zusammenfassende Darstellung der sprachlichen Gliederung der Halbinsel bietet der 1937 in der „Bibliotheca Hertziana“ gehaltene Vortrag „La struttura linguistica dell'Italia“ (89–107), der zugleich eine glänzende Einführung in die sprachgeographische Betrachtungsweise überhaupt bildet.

Seine grundsätzliche Einstellung zum Problem des Zusammenhanges zwischen Sprache und Kultur, die im Mittelpunkt der meisten übrigen Aufsätze steht, hat R. bereits in seiner 1927 erschienenen Abhandlung „Sprache und Kultur“ kundgetan, aus der hier ein längerer Abschnitt abgedruckt ist (3–17). In bewußtem Gegensatz zu den Vertretern der „Idealistischen Neuphilologie“ lehnt R. das mehr oder weniger intuitive Erfassen der Beziehungen zwischen Zeitgeist und Sprache ab und bemüht sich, die sprachlichen Vorgänge, vor allem die Entwicklung des Wortschatzes, auf streng wissenschaftlicher Grundlage in Verbindung zu setzen mit konkreten kulturgeschichtlichen Fakten. Innerhalb der Kulturgeschichte sind es vor allem die Volkskunde, das volkstümliche Denken und der Aberglaube, die R. mit Erfolg zur Erklärung sprachlicher Phänomene herangezogen hat, so z. B. in den Aufsätzen „Romanischer Volksglaube um die Vetula“, „Brot und Käse als Wieselname, „Sexuelle Tiermetaphern“. Eng verbunden mit der Volkskunde ist auch die Geschichte der Orts- und Familiennamen, der R.s besonderes Interesse gilt. Seine „Streifzüge durch die italienische Toponomastik“ (149–178) und die Aufsätze über „Kirchenheilige und die italienische Toponomastik“ (179–194) und „Zur Kulturgeschichte der italienischen Familiennamen“ (195–214) können als für dieses Gebiet grundlegend angesehen werden. Hierher gehört auch der leider in der Sammlung nicht aufgenommene Aufsatz über „Italienische Straßennamen“ (AnS 185, 75–103). In nur losem Zusammen-

hang mit der Kulturgeschichte steht die Untersuchung über „Die Zählung nach Zwanzigern im Romanischen" (238–244). Zu ihr hat neuerdings G. Reichenkron kritische Bedenken vorgebracht (Festgabe Gamillscheg. Tübingen 1952, 164–184), denen gegenüber es R. nicht leicht fallen dürfte, seine These vom normannischen Ursprung des französischen Vigesimalsystems uneingeschränkt aufrechtzuerhalten. Die Abhandlung über den Ursprung des Madrigals (251–259), eine mustergültige wortgeschichtliche Monographie im Kleinformat, verdeutlicht am Schluß des Bandes noch einmal die für R.s sprachwissenschaftliche Forschung charakteristische Verbindung von umfassender Sachkenntnis, sorgsam abwägendem Urteil und originellen Einfällen. Welche reiche Frucht diese Forschung getragen hat, ersieht man aus dem von Liselotte Bihl zusammengestellten Schriftenverzeichnis, das für die Jahre 1920–1952 211 Titel umfaßt.

Kiel AUGUST BUCK

Vocabolario dei dialetti della Svizzera Italiana. Redazione: Silvio Sganzini. I. Fascicolo: A – Agnesa. Lugano, Tipografia La Commerciale, 1952. 40 XXXV, pagg.; 2 cartine. (A cura della Repubblica e Cantone del Ticino, con l'aiuto della Confederazione Svizzera e con un contributo del Cantone dei Grigioni).

Gerade rechtzeitig zur Feier des 150jährigen Bestehens des unabhängigen Kantons Tessin erscheint der erste Faszikel des Wörterbuchs der Mundarten der italienischen Schweiz, womit nun auch die vierte Landessprache der Eidgenossenschaft ihren Thesaurus erhält. In der wissenschaftlichen Zielsetzung haben die drei älteren Brüder, das „Schweizerische Idiotikon", das „Glossaire des patois de la Suisse romande" und das „Dicziunari rumantsch grischun" Pate gestanden; in Format und Ausgestaltung ist vor allem das DRG vorbildlich gewesen. Eine sorgfältige Durchsicht bestätigt, was ein flüchtiger Blick bereits vermuten läßt, nämlich daß das VSI in bezug auf wissenschaftliche Gediegenheit wie auf technische Ausführung nicht hinter den älteren Unternehmen zurücksteht und ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte der schweizerischen Lexikographie bildet. Auf ein Geleitwort von Staatsrat Dr. B. Galli folgt eine Einführung aus der Feder Karl Jabergs, der als Mitglied des beratenden Ausschusses, der commissione filologica, und als Nachfolger (?) des leider zu früh dahingegangenen Präsidenten der Kommission, Jakob Jud, das Wort ergreift. (Leider ist nirgends ersichtlich, wie sich die Kommission bei Erscheinen des ersten Faszikels zusammensetzt.) Da das VSI sich nicht nur an den Philologen von Fach richtet und mit dem Interesse eines viel weiteren Kreises von Lesern rechnen darf, hat Karl Jaberg kurz die Stellung des VSI im Verhältnis zu den drei älteren Wörterbüchern skizziert, – das Verbindende: die Einbeziehung von Geschichte und Volkskunde und die Ausführlichkeit in der Behandlung der Sachkunde, und das Trennende: die Verschiedenheit der sprachlichen Situation und der bei der Materialsammlung auftretenden Probleme. Schließlich hebt Jaberg hervor, wie sich das VSI gegenüber den Wörterbüchern von Cherubini (Mailand) und Monti (Como) stofflich absetzt: das gemeinsam Lombardische wird, wenn auch vollständig, so doch

knapper behandelt gegenüber den Eigentümlichkeiten der italienischen Mundarten des Kantons Tessin und des Kantons Graubünden.

In dem anschließenden Vorwort schildert der Redaktor, Silvio Sganzini, zunächst den Stand der Erforschung der italienischen Mundarten der Schweiz bis zur Gründung der Wörterbuchkommission durch den Tessiner Carlo Salvioni im Jahre 1907 und dann die Tätigkeit derselben bis heute. Zum Muster wurde L. Gauchats Plan für das GPSR genommen; man entschloß sich, das Material einerseits durch den Versand von Fragebogen an ortsansässige Auskunftgeber einzuholen, andrerseits durch sprachwissenschaftlich geschulte Forscher phonetische Aufnahmen im Gelände machen zu lassen. Mit der Ausarbeitung der Fragebogen wurde Clemente Merlo betraut; die phonetischen Aufnahmen machte C. Salvioni zusammen mit C. Merlo und P. E. Guarnerio. Außerdem wurde mit der Ausschöpfung der Urkunden betraut E. Motta, während der Kunstmaler E. Berta die Sammlung des volkskundlichen Materials unternahm. Die Vorarbeiten waren schon weit fortgeschritten, als der erste Weltkrieg ausbrach. Kurz nach dessen Ende starben C. Salvioni und P. E. Guarnerio. Zur Unterstützung Cl. Merlos wurden alsdann Mario Gualzata und Silvio Sganzini zugezogen; von der fortschreitenden Arbeit berichtete das als Anhang zur *Italia Dialettale* erscheinende *Bollettino* in den Jahren 1925–1934. Die politischen Ereignisse des Jahres 1936 ließen es ratsam erscheinen, das gesamte Material von Pisa nach der Schweiz zu überführen. Hier fand das Unternehmen zuerst in Bellinzona, dann in der Kantonalbibliothek zu Lugano eine bleibende Stätte. Nachdem Cl. Merlo zurückgetreten war, lastete die ganze Arbeit auf den Schultern Silvio Sganzinis, bis auf dessen Betreiben im Jahre 1940 eine neue Kommission gebildet wurde; ihr gehörten an: Paul Aebischer, Gianfranco Contini, Karl Jaberg, Clemente Merlo, Andrea Schorta, Arnald Steiger und Jakob Jud, der den Vorsitz übernahm. Zwischen den Zeilen kann man lesen, in welchem Maße es Silvio Sganzinis Verdienst war, wenn das Unternehmen nicht an den äußeren Umständen scheiterte und jetzt an die Öffentlichkeit treten kann. In kluger Voraussicht hat Sganzini sich bereits in Elio Ghirlanda einen tüchtigen Mitredaktor gesichert.

Die Einleitung unterrichtet über die Anordnung des Wörterbuches (Abgrenzung und Inhalt) und Aufbau der Artikel, ferner über das Transkriptionssystem und die von der Enquête erfaßten Orte in geographischer und alphabetischer Anordnung (insgesamt 293 Orte); auf S. XXIII – XXXV folgt eine umfängliche Bibliographie in die außer den historischen, volkskundlichen, geographischen und linguistischen Werke dankenswerterweise auch die publizierten Mundarttexte aufgenommen sind; S. XXXV – XXXVI bringt die Liste der Abkürzungen.

Von dem Wörterbuch wird der in den ersten 4 Jahrzehnten dieses Jahrhunderts im Kanton Tessin und Kanton Graubünden (Moesa, Bergell, Puschlav) gesprochene mundartliche Wortschatz erfaßt, ergänzt durch die in den gedruckten Quellen vorkommenden Wörter, sowie den in den mittelalterlichen Urkunden erhaltenen Bestand vervollständigt. Auch die in die Alltagsrede eingegangenen Italianismen und Fremdwörter aus anderen Sprachen werden aufgenommen. Dies ist zu begrüßen, denn nur so spiegelt das Wörterbuch die wirklich gegebenen Verhältnisse wider. Orts- und Personennamen werden eben-

falls aufgenommen, soweit sie auf dem Wege dazu sind, Appellative zu werden, oder sonst in Sprichwörtern und Redensarten vorkommen. Der vorliegende Faszikel bietet mehrere Beispiele für die Behandlung der Namen: ABONDI, ABRAM, ADAM, AGATA, AGNESA. Sie zeigen, daß das VSI ein ganz vortrefflicher volks- und heimatkundlicher Thesaurus zu werden verspricht. Der Artikel ABONDI z. B. bringt nach der Verzeichnung der örtlichen Aussprachevarianten eine Geschichte der Verehrung des Heiligen im einschlägigen Gebiet, dann eine Übersicht über die ihm geweihten Kirchen und Kapellen und ihrer Gründung; daran schließt sich die Darstellung der Rolle, die der Name in der Toponomastik und in der Onomastik gespielt hat, wobei bezüglich der Verwendung als Personennamen das Ausmaß seiner heutigen Verwendung gegenüber der früheren Verwendungshäufigkeit behandelt wird (es ergeben sich aufschlußreiche Feststellungen über den Wandel der Mode in der Namengebung; beim Namen ADAM ist z. B. bemerkenswert, daß er heute fast völlig außer Gebrauch gekommen ist, während er im Mittelalter sehr häufig war, was an einer längeren Reihe von Zitaten aus den Urkunden belegt wird); das Nachleben der Vornamen als Familiennamen wird gezeigt; dabei werden auch bemerkenswertere einheimische Persönlichkeiten, die Träger des betr. Namens waren, genannt. An die namenskundlichen Ausführungen schließen sich die volkskundlichen: Festgebräuche am Patroziniumstag, Beziehungen zum ländlichen Leben (Almauftrieb) u. dergl. Schließlich folgt die Verwendung des Namens in der Alltagsrede. Aus dem Artikel ABONDI geht interessanterweise hervor, daß der Name trotz seiner Bedeutung im kirchlichen Leben und im Brauchtum keine große Rolle in der Phraseologie spielt; die einzige Redensart, in der er vorkommt, ist dem Roman Manzonis zu verdanken. Vereinzelt wird der Name als nomen comune in der Bedeutung ‚uomo dappoco' verwendet (was wohl kaum auf den Roman zurückzuführen sein wird). Andererseits zeigt dieser Artikel, daß Manzoni bei der Wahl des Namens für seinen Helden sich von ganz bestimmten Vorstellungen leiten ließ.

Das Lemma der einzelnen Artikel ist in nicht phonetischer Schreibung geboten, aber jedenfalls so, daß die zu supponierende Lautgestalt ohne weiteres ersichtlich ist. Bei einem oder mehreren stärker abweichenden Typen werden diese an zweiter Stelle dahintergesetzt (ABONDI, BONDI), außerdem wird durch Querverweise für leichte Auffindbarkeit des Wortes gesorgt. Ferner wird die Einreihung des Wortes in seinen Sinnbezirk erleichtert, indem einerseits die Synonyma angegeben, andererseits (bei Gegenständen) die Bezeichnungen sonstiger noch vorhandener Teile mit aufgezählt werden.

Der Aufbau der Artikel ist dreiteilig. Auf das Lemma folgen die lokalen Varianten in phonetischer Umschrift (in wesentlichen dieselbe wie im AIS); die aus schriftlichen Quellen stammende Formen werden in der Schreibung der Quelle geboten. Unter die phonetischen Varianten sind gegebenenfalls aufschlußreiche Formen aus den Mundarten der angrenzenden italienischen Gebiete aufgeführt. Im zweiten Teil wird die Bedeutung angegeben. Diese wird durch Satzbeispiele aus verschiedenen Orten illustriert. Es ist dies besonders wertvoll, da hierdurch auch ein reiches Material für syntaktische Untersuchungen geboten wird. Die Beispiele werden in einer eindeutigen normalisierten Schreibung gegeben, sofern sie aus dem Material der Fragebogenum-

frage entstammen, sonst in der Schreibung des Autors, wenn sie anderen schriftlichen Quellen entnommen sind. Der dritte Teil, der Petit gedruckt ist, bringt die Erörterung der Etymologie und der Bedeutungsentwicklung. Es wird nicht nur der bisher erreichte Stand der Forschung registriert, sondern auch neue Lösungen vorgeschlagen. Dies ist wärmstens zu begrüßen, denn diese Lösungsversuche kommen von seiten derer, die das vorhandene Material und die einschlägige Problematik am besten überblicken. Auch besagt dies, daß für viele Wörter hier zum ersten Male eine etymologische Deutung unternommen wird. Das ist vor allem für die oberitalienischen Mundarten, aber auch für die rätoromanischen von größter Bedeutung.

Die Artikel sind signiert. Dieser Faszikel enthält nur Artikel, die von Sganzini redigiert sind. Welche Bedeutung für die Sprachwissenschaft das VSI besitzt, kommt besonders in den wortgeschichtlichen Abschnitten der Artikel zum Vorschein. Sganzinis Ausführungen sind ebenso durch Klarheit, wie durch vorsichtige Beurteilung des Materials ausgezeichnet. Überzeugend ist beispielsweise die scharfsinnige Unterscheidung der verschiedenen in der homonymen Form *a* zusammengefallenen Pronomina. Die wortgeschichtlichen Abschnitte haben oft den Umfang kleiner Monographien; für die Verbreitung des Worttyps sind alle Auskunftsmittel ausgeschöpft; das bedeutet, daß Artikel wie der über ABIEZZ ‚abete bianco‘ oder ACEI ‚correggiato‘ einen wichtigen Beitrag bilden zur Geschichte der gleichen oder verwandten Worttypen im Rätoromanischen, Französischen und Provenzalischen, ja des Gesamtromanischen. Der VSI ist damit das erste wissenschaftliche etymologische Wörterbuch einer lombardischen Mundart. Daß es naturgemäß das Alpinlombardische umfaßt, macht es zu einer unschätzbaren Ergänzung des DRG. Es versteht sich von selbst, daß die sachkundlichen Artikel durch Photographien und Zeichnungen (die durchweg technisch vorzüglich sind), illustriert werden.

Das VSI tritt ebenbürtig neben seine drei älteren Brüder. Für den Sprachwissenschaftler wie den Volkskundler stellt er ein unschätzbares Arbeitsinstrument dar. Aber er wird auch jeden Freund des Tessin zur nachdenklichen Lektüre verlocken und ihn zu fesseln wissen wie den Rezensenten, dem beim Blättern in dankbarem Gedenken die Glocken von Barbengo im Ohre klingen.

Mainz W. THEODOR ELWERT

Clemente Merlo, *Profilo fonetico dei dialetti della Valtellina.* 32 Seiten mit 19 Karten. – Abhandlungen der geistes- u. sozialwissenschaftl. Klasse der Akademie der Wissenschaften u. der Literatur in Mainz. Jahrg. 1951. Nr. 15.

Da ich im Sommer 1908 auf Anregung meines Lehrers Prof. Theodor Gartner Dialektaufnahmen im Livignotal (Livigno, Trepalle) und im obersten Addatal bis einschließlich Tirano gemacht habe (vgl. dazu Gartner, Handbuch d. rätoroman. Sprache u. Literatur, Halle 1910, S. 168, 256, 266, und Jos. Huber, Zu poschiavinisch „*bagiœuna*“ Saubohne, in Z. f. rom. Phil. Bd. 34 [1910], S. 478–79 sowie Jos. Huber, Zur Methodik der Mundartenforschung, Innsbruck 1910, 39 S.), bin ich in der Lage, zu der obengenannten Arbeit des Prof. Merlo einige Berichtigungen zu geben.

§ 7. Merlo gibt für Livigno u. Semogo die Form *nę́šęr, -ẹr, -ar* < lat. *nascere* an, offenbar in Anlehnung an Glicerio *Longa*, Vocabolario bormino. Roma 1912. S. 170. Ich habe in Livigno und Trepalle *nášar* u. *pášar* < *pascere*, in Semogo *nę́šər*, in Isolaccia und Pedenosso *nẹ́šər*, in Premadio und Bormio (aus dem Munde Longa's, der mein Gewährsmann für die Ma. von Bormio war) *nášər* und in Piatta *nášar* (wie in Livigno und Trepalle) notiert. Longa's Angaben S. 170 stimmen in diesem Falle – wie leider auch in verschiedenen anderen Fällen – nicht, trotz seiner Behauptung im Vorwort: „Il metodo seguito nella raccolta delle voci mi consente di poter garantire l'esattezza di ogni vocabolo raccolto e controllato". – Merlo sagt nun: „l'ẹ di *nę́šęr* si spiega dalla consonante palatale che seguiva". Das ist kaum möglich; sonst müßte es auch **pę́šęr* < *pascere* lauten. Es heißt aber *pášar, pašt* (Longa 191), *paštura, pašę́l, fažœ́l* u. a.

Merlo gibt für Livigno und Isolaccia zu *tant* und *kyant* die Pluralformen *tęntš* und *kyęntš* an. Ich habe in Livigno und Trepalle *tęntś* und *kyęntś*, in Semogo und Isolaccia dagegen *tęntš, kyęntš* notiert.

Der Wandel von *a* > *ę* in *campu* > *kęmp* (Semogo) ist nicht dem folgenden *m* zuzuschreiben, wie Merlo meint („la vocale *á* si *è* alterata nell'alta valle davanti *m*"); denn sonst müßte es auch **kęmbra*, **gęmba* heißen; es heißt aber *kámbra* (camera), *gámba* Bein, *kláma* er ruft, *fláma* Flamme, *ram* Ast usw. – *kęmp* ist eigentlich die Mehrzahlform und durch Umlaut wegen des folgenden *ī* aus *campī* entstanden und dann aus dem Plural auf den Singular übertragen worden.

Für *fame* (Hunger) habe ich in Livigno, Trepalle, im ganzen Val di dentro und in Piatta nur *fǫm* gehört.

§ 8. Für lat. *clave* (Schlüssel) habe ich in Semogo *tšāf* (Longa 44: *čāf* = *tśāf*) und nicht *tšęf* (Merlo *ćęf*) notiert, in Piatta und Valfurva *tśāf* und nicht *klęf*, wie Merlo angibt. – Für *sale* bringt Merlo für Semogo, Isolaccia und Premadio *sel* (ohne Angabe, ob *ę* oder *ẹ*). Ich habe in Livigno, Trepalle und von Semogo bis Piatta nur *la sal* gehört. Sonderbarerweise stimmen die Angaben Merlos für *sale* im § 16 nicht mit denen im § 8 überein. Lat. *natale* ergab auf demselben Gebiet *nadál* Weihnachten (in Sta. Maria Maddalena *nẹdál*). – Zu den Formen für *capra* hätte auch die Form *káura* (Sta. Maria Maddalena) angeführt werden sollen. – Für lat. *stat* gibt Merlo *šte* für Livigno; es lautet aber *štę*.

§ 11. Für Bormio bringt Merlo *dešpę́i̯r*, aber Longa 193 hat *dišpęr* < ital. *dispari*.

§ 12. Merlo schreibt: „*rasoriu* > Liv. Bo. *razǫ́r*". In Livigno wird lat. *-oriu* > *-œir* (vgl. *coriu* > *kœir* Leder). Das Wort ist in Livigno gar nicht bodenständig, sondern mit der Sache (Rasiermesser) von auswärts „importiert".

§ 13. Hier hat Merlo unterlassen anzuführen, daß man heute in Bormio *paya* (Stroh), *foya* (Blatt) statt *pál'a, fól'a* sagt; dazu stimmt auch *filiolu* > *fiyól* > *fiǫ́l*. – „*mirabilia* > Liv. *męrœ́la*": hier ist sicher versehentlich *l* statt *l'* gedruckt worden; ich habe in Liv. nur *mœrœ́l'a* (mit Assimilation von *e–œ* > *œ–œ*) gehört.

Merlo schreibt *pĕdūle* > Valfurva, Bormio *pędül*, Longa hingegen für Valfurva *pędúl* (S. 193), für Bormio *pędúl* (S. 232) und *pędúć*

(S. 193 = *pędútš*) = scarpa di panno o tela. Nur die Formen mit *u* sind richtig.

§ 17. Bei *ŭngŭla* > *óndža* hätte angeführt werden sollen, daß diese Form bereits in Bormio, Valfurva und Cepina üblich ist; ja sogar in Isolaccia gilt *úŋgǫla* schon als veraltet gegenüber *úndža*, vgl. AIS. Karte 157, Pkt. 209.

Merlo schreibt: „*spĕc(u)lu* > Liv. Sem. ecc. Valfurva ecc. *šp̨el'*". Longa 243 hingegen: „*šp̨eć* (= *šp̨etš*) = specchio, -i (Valli *šp̨etś*)". Ich habe 1908 für Livigno, Trepalle und Piatta *šp̨etś*, für Semogo, Isolaccia, Pedenosso, Premadio, Bormio *šp̨etš* notiert.

Für ital. giovedì gibt Merlo für Livigno *ǵṓbi̯a* (= *džṓbi̯a*); ich habe *žṓbi̯a* gehört.

Liv. *klapę́r* leitet Merlo von „chiappare da *cap(ŭ)lu*" ab. Auf das ital. *(ac)chiappare* kann es natürlich nicht zurückgehen, ebensowenig auf ein **capŭlare* < *capŭlum* Fangseil (REW 1666); denn ein **capŭlare* könnte höchstens ein **clapare* ergeben, das zu **klavę́r* oder gar zu **klœ́r* (vgl. *habēre* > *aver* > *œr*, *sapēre* > **saver* > *sœr*) werden müßte. Da *capulu* aber zu *káblo* (Abl. *iŋkablę́r*) und *copŭlare* ohne Metathese zu *kǫblę́r* geworden ist, hätte **capŭlare* ohne Metathese *kablę́r* ergeben, auf keinen Fall aber *klapę́r* mit *p*. Nach meiner Ansicht ist *klapę́r* ebenso wie ital. *acchiappare* und *schiappare* vom Stamm *klapp* REW 4706a abzuleiten. – Merlo schreibt: „Bormio *klusų́ra* < *chiusura*". Warum nicht richtiger „< *clūsūra* für *clausura*"?

§ 19. Für Semogo gibt Merlo richtig *ćigǫla* (= ital. cipolla) = *tšigǫla* an, während Longa 46 irrtümlich *žigǫla* hat, das nur in Livigno und Trepalle vorkommt. – Für Semogo hat Merlo ferner *lužę́rta* (= ital. *lucertola*), Longa 133 hingegen *lazárda* (vgl. dazu im mittleren Veltlin *lüzárda*).

§ 22. Merlo setzt für borm. *lœi̯tā́r*, liv. *žlœi̯tę́r* (= guardare una cosa con desiderio) statt *lŭctare* (REW und Salvioni, Arch. glott. ital. X\ I, 229) ein **lūctare* mit folgender Begründung an: „Anche il significato si spiega male da *lŭcta*; meglio, dal radicale di ‚*lūce*' per il risplendore degli occhi ardenti di desiderio." Das geht schon aus lautlichen Gründen nicht; denn ein **lūctare* hätte borm. **lutár*, liv. **žlutę́r* ergeben, vgl. *exsūctu* > borm. liv. *šut*, *frūctu* > *frut*. Wenn Merlo meint, daß auch die Bedeutung des Wortes sich besser infolge der Einwirkung des Wortes *lūx*, *lūce* (> borm. liv. *luš*) erklären lasse „per il risplendore degli occhi ardenti di desiderio", so kann ich da einfach nicht mehr mit.

§ 24. „Du bist" heißt in Livigno nicht *ti t'ęš*, sondern *ti t'ẹš*. Dem ital. *tu fossi* entspricht in Bormio nicht *ti te fušẹš*, sondern *ti te fusẹš*.

Bregenz JOSEPH HUBER

B. Migliorini, e G. Folena, *Testi non toscani del Trecento.* Istituto di Filologia Romanza dell'Università di Roma, Testi e Manuali no. 38. Modena, Società Tipografica Modenese, 1952. XI + 106 S.

B. Migliorini, e G. Folena, *Testi non toscani del Quattrocento.* Ibidem, no. 39. Modena 1953. XXIV + 199 S.

Von den altitalienischen Anthologien heben sich die beiden Sammlungen in mehrfacher Beziehung ab, vor allem geographisch durch die

Ausschaltung der Toskana und gattungsmäßig dank der radikalen Verlagerung auf literarisch anspruchslose Dokumente wie Statuten, Verordnungen, notarielle Akten, Suppliken, Privatbriefe usw.

Die Toskana ist mit dokumentarischen Texten in den geläufigen Chrestomathien zur Genüge vertreten, so stellen die Herausgeber in der Vorrede zum ersten der beiden Bändchen fest. Sie bildet den bekannten „point de repère", auf den das hier zusammengestellte Material letztendlich rückbezogen und ausgerichtet ist. Migliorinis und seines Schülers Absicht ist es nicht, das Bild der dialektalen Mannigfaltigkeit im Italien des 14. und 15. Jahrhunderts vor dem Benützer der „Testi" erstehen zu lassen. Mehr als die primäre Differenzierung und deren getreue Erhaltung bis an die Schwelle der Neuzeit interessiert sie die Entwicklung: die Ausbildung regionaler Kanzleisprachen auf Grund der politischen Suprematie bald dieser bald jener städtischen Zentren und, vor allem im Quattrocento, die allmähliche Auflösung aller Regionalsprachen im ungleichen Kampf gegen die von der Toskana her diktierte schriftsprachlich-nationale Norm. Die Texte sind den Herausgebern nicht wertvoller in dem Maße, als in ihnen lokale Spracheigentümlichkeiten möglichst unverfälscht hervortreten, sondern umgekehrt: es geht ihnen darum, die sprachliche Situation der Schreibenden im Magnetfeld überpersönlicher, regionaler und nationaler Kräfte, wobei auch die jeweilige soziale Stellung der Verfasser nicht übersehen werden soll, in ihrer ganzen Problematik an den verschiedenen Orten und zu verschiedener Zeit am zunehmenden hybriden Sprachcharakter zu veranschaulichen.

Ob die rigorose Beschränkung auf das außertoskanische Italien glücklich ist, mag man zunächst bezweifeln. Gewiß ist es einem heute möglich, sich mit Hilfe der von Schiaffini und Castellani herausgebrachten Sammlungen wenigstens mit den Verhältnissen in Florenz und dessen näherer Umgebung bis zum Zeitpunkt der Normierung zu Beginn des 14. Jahrhunderts einen sicheren Rückhalt zu verschaffen. Aber vor allem für die südliche und östliche Toskana mit Siena und Arezzo-Cortona galten einmal, wenn auch in weniger ausgeprägtem Maße, dieselben Probleme wie für das ganze außerflorentinische Italien, und daß diese toskanischen Teilgebiete zu Beginn des Trecento von Florenz sprachlich bereits absorbiert gewesen seien, wird man wohl kaum behaupten dürfen. Zwar mögen auch senesische Dokumente in genügender Zahl erreichbar sein, doch für Arezzo – Cortona ist meines Wissens noch wenig sicher lokalisiertes und genau datierbares Material gehoben worden. Immerhin, innerhalb der Toskana eine Grenze zu ziehen, wäre nicht leicht gewesen, so daß sich der Ausschluß der ganzen Region mindestens vom praktischen Standpunkt aus wohl rechtfertigen läßt. Wird das toskanische als bekannte Größe vorausgesetzt, so gilt dasselbe für alle einzelnen Lokalmundarten; denn nur wer diese in ihrer Reinheit kennt, vermag den Anteil von heterogenen Elementen, auf den es hier in erster Linie ankommt, klar zu bestimmen. Und wenn auch das „Trecento" in dieser Hinsicht die eigentliche Basis zur „Quattrocento" bildet, so werden doch andere Sammlungen, deren Wert gerade in der Auslese möglichst genuirer Texte besteht, dadurch nicht überflüssig.

Auch der konsequenten Respektierung der Jahrhundertgrenzen mag auf den ersten Blick etwas künstliches anhaften. Dennoch steht es

außer Zweifel, daß gerade zu Beginn des 14. Jahrhunderts die zentripetalen Kräfte mit der Entmunizipalisierung der Lokalmundarten die Oberhand gewinnen und daß seit ca. 1500 mit der Fremdherrschaft im Norden einerseits die politische Vorbedingung für die Erhaltung der Regionalsprachen dahinfällt, während zugleich andererseits das Aufkommen der Buchdruckerkunst den Toskanisierungsprozeß im ganzen Lande mit Riesenschritten dem Abschluß entgegentreibt.

Innerhalb der beiden Bändchen sind die 73 bzw. 123 abgedruckten Texte in streng chronologischer Reihenfolge angeordnet. Je eine Übersichtskarte und ein alphabetischer Ortsindex erlauben auch ein rasches Auffinden nach geographischen Gesichtspunkten. Im „Trecento" klafft in Süditalien zwischen Aquila/Montecassino und Sizilien eine breite Lücke, die sich durch das Verharren der zwischenliegenden Gebiete beim Lateinischen als Kanzleisprache und mittelbar durch das Fehlen eines blühenden Kommunallebens erklärt. Auch im „Quattrocento" überwiegt der Norden bei weitem; aber der Mezzogiorno ist jetzt besser vertreten, vor allem die Stadt Neapel, deren sprachliche Situation neben einigen andern Dokumenten eine Probe aus der angioinischen und vier Proben aus der aragonesischen Kanzlei illustrieren. Sardinien ist im Laufe des 14. Jahrhunderts vorübergehend aus dem Strahlungsfeld toskanischer Einflüsse ausgeschieden und wird darum im „Quattrocento" nicht mehr berücksichtigt. In beiden Bändchen ist der dalmatische Küstenstreifen als Anhängsel zum venezianischen Sprachraum miteinbezogen. Nur in Ausnahmefällen erscheinen (faute de mieux) auch Texte von literarischem Gepräge, um klaffende Lücken auszufüllen, so etwa im ersten Teil als einziger Vertreter Roms ein Passus aus der „Vita di Cola" und für Aquila – hier neben einem Text vom Ende des Jahrhunderts – zwei Ausschnitte aus den Reimchroniken der Buccio. Die Texte sind fast ausnahmslos früheren, oft direkt sonst kaum zugänglichen Editionen entnommen. In der Schreibung sind sie, soweit als möglich, uniformiert, und da oder dort werden Vorschläge zur Emendation angebracht. Sechs Stücke sind nach dem Original kollationiert und zum Teil danach ergänzt, und drei sind Inedita; sie stammen aus Perugia und sind von I. Baldelli, dem rührigen ersten Bibliothekar der „Augusta", der sich fortzu bemüht, die die ihm unterstehenden verstaubten Schätze ans Licht zu ziehen, beigesteuert.

Die beiden zeichnenden Herausgeber haben je eine Anzahl Nummern einzeln betreut und das gesamte Material am Schlusse einer gemeinsamen Revision unterzogen. Beiden Bändchen ist ein ausführliches, mit Stellenverweisen versehenes Glossar* aus der Feder Folenas bei-

---

* Hierzu einige Berichtigungen:

Bd. I: Garza mit „gorgia, gorgiera (?)? übersetzt ist sinnlos; ist es nicht eher verschrieben für „grazia", wie das voraufgehend zitierte garcia, bei dem der Verweis 15, 8 nicht stimmt. – Giolgliaie „finimenti per giogo(?)" ist gekoppelt mit crevelglie „crivelli"; es bezeichnet also eine Art Sieb („staccio", oder „vaglio") und stammt natürlich von lat. LOLIARIUM (REW 5111).

Bd. II: Acipresso ist nicht notwendigerweise „errore per ancipresso"; vgl. mlat. acipresus (Modena 14. Jhd., bei Sella, Gloss. lat. – emil.) und tosk. accipresso (Penzig und AIS 596). – Apoqua . . . lies catal. (und spagn.) àpoca mit Akzent. – Manuli ist sicher gleichbedeutend mit manupoli, vgl. dieselbe Verbindung stola cum manuli in einem röm. Inventar von 1361 (Sella, Gloss. lat.-it. s. v. stola, wo manuli in manuali emendiert wird). – Zu panizo (aus

gegeben. Diese Wortsammlungen dienen nicht bloß dem unmittelbaren Verständnis der „Testi"; es eignet ihnen, so lange noch immer kein altitalienisches Wörterbuch vorliegt, selbständiger Wert, und man wird dem zweiten Herausgeber für diese seine Mühe besonders dankbar sein.

Im ganzen zwei höchst willkommene Publikationen aus der erstaunlich aktiven Werkstatt der Florentinerschule, die jedem, der sich nicht nur um italienische Dialektologie im herkömmlichen Sinne interessiert, sondern italienische Sprachgeschichte als Auseinandersetzung der verschiedenen in diesem romanischen Lande wirkenden kulturellen Kräfte betreiben möchte, ein nützliches Arbeitsinstrument in die Hand zu geben imstande sind.

Basel T. Reinhard

Alf Uddholm, *Formulae Marculfi.* Études sur la langue et le style. Almquist & Wiksell, Uppsala 1953. 254 S.

Die vorliegende Schrift setzt die Serie der von Löfstedt begonnenen, von seinen Schülern Svennung und Norberg weitergeführten Untersuchungen über die Übergangsperiode vom Lateinischen zum Romanischen fort. Auch diese Arbeit zeichnet sich durch eine erstaunliche Belesenheit und Vertrautheit auch mit den Problemen der frühromanischen Grammatik aus. Die Interpretation der sprachlichen Erscheinungen ist immer vorsichtig und gut überlegt, und dies mit um so größerer Berechtigung, als, wie U. S. 232 bemerkt, die in den Formulae Marculfi aufgenommenen Vorlagen ein Gerippe überlieferter Formeln, bekleidet mit volkstümlicher Rede darstellen.

Den Romanisten interessiert natürlich in erster Linie dieses „revêtement de textes populaires". Die Formulae Marculfi sind zwischen 688 und 732 entstanden, die Vorlagen sind natürlich älter. Das Ganze ist eine Art Schulbuch für Gerichtsschreiber oder solche, die es werden wollen. Wenn Marculfus auch eine für die Zeit immerhin beachtliche Kenntnis des Lateinischen hat, so kommt doch die Sprache um 700 immer wieder zum Vorschein. Was die Formulae für die Lautentwicklung des Galloromanischen besagen, ist größtenteils schon von anderen erwähnt worden. Es bleibt aber an anderen Beobachtungen so viel des Bemerkenswerten übrig, daß dieses Buch als wichtige Quelle für die Erkenntnis des vorhistorischen Galloromanischen anzusehen ist. Manches muß einstweilen nur registriert werden, ohne daß schon jetzt seine Bedeutung für die Erkenntnis der Sprachentwicklung erkannt werden kann.

S. 40 beobachtet U., daß *hic* meist mit *h* geschrieben wird, dagegen stets *os* statt *hos*. RF 60, 790 habe ich vermutet, daß ungefähr zur gleichen Zeit, zu der die Formulae Marculfi in Nordfrankreich geschrieben wurden, in Oberitalien zwar *is* untergegangen war, die mehrsilbigen Formen wie *eius* (und entsprechend *huius*) und *eum* noch lebten. Da *hic*, wie das anlautende *h* zeigt, zweifellos eine nicht gesprochene Form ist, und *os* durchwegs ohne *h*, wie es der gesprochenen Sprache entspricht, geschrieben wird, muß man wohl mit einem

---

Trento) paßt besser als die zitierte mlat. Form aus Vicenza mlat. panici (um) aus demselben Trento (a. 1192, bei Sella, Gloss. lat.-ital.). – Poluga . . . lies 18, 15. – Xara . . . lies 11, 30.

Weiterleben der Akkusativform (*h*)*os* noch im 7. Jahrhundert rechnen. Allerdings findet sich dieses *os* nur in festen Verbindungen wie *ante os annos. Os* ist also ebenso syntaktisches Relikt wie afrz. der Artikel in Zeitbestimmungen wie *le jorn* „an jenem Tage", usf.

U. sieht manchmal künstliche Graphien, hervorgerufen durch Kontaminationen u. ä., wo man vielleicht doch eher Spuren der volkstümlichen Sprache sehen kann. S. 42 führt er wiederholt belegtes *actoritas* für *auctoritas* an mit der Bemerkung „confusion orthographique, la prononciation de *au* se rapproche de celle de *a*". Aber bei der Form *offerendi* statt *auferendi* meint er, daß die Aussprache des lat. *au* sich der von *o* nähert. Zunächst muß berücksichtigt werden, daß *auctoritas* und das dazu gebildete **auctoricare* gelehrte Bildungen sind. *Actoritas* dürfte daher auch nicht der Volkssprache angehören, sondern Ausdruck des Juristenlateins sein, wobei das *au-*, der Zeit entsprechend, *ao-* ausgesprochen worden sein dürfte. Ein solches *aoctoritas* fällt unter das alt und jung wirkende Dissimilationsgesetz, das in einer älteren Zeit von *augustus* zu *agustus* führt. Vielleicht ist die Form *actoritas* auch durch lat. *actor* „Antreiber, Vollzieher", im Juristenlatein „Ankläger", beeinflußt. Jedenfalls hat sich diese Form des frühgalloromanischen Juristenlateins mit *a* statt *au* in der ersten Silbe nicht im Romanischen gehalten. Das zu *auctoritas* gebildete **auctoricare* oder **auctoridiare* ist mit *au-* in die Volkssprache übergegangen. Auch aspan. *atorgar* kann nicht als Reflex von **actoricare* angesehen werden. Denn neben diesem *atorgar* steht schon im Cid auch *otorgar*, s. Menéndez Pidal, Cid 780 f., und port. *outorgar* setzt wie die galloromanischen Entsprechungen ein mit *au-* in die Volkssprache gedrungenes Wort voraus, s. Wartburg I, 172. *Offerendi* statt *auferendi* könnte zu der Annahme verführen, daß zur Zeit Marculfs tatsächlich schon *-o-* für *au* gesprochen wurde, so daß *-au-* nur mehr als graphische Variante von *-o-* angesehen wurde. Aber die Chronologie der galloromanischen Lauterscheinungen spricht dagegen (da ja z. B. zur Zeit der Palatalisierung des *k* vor *a* noch *au* gesprochen wurde), und da *auferre* oder **auferire* sich nirgends in den romanischen Sprachen erhalten hat, dürfte wohl nur eine Verwechslung von *auferre* und *offerre* vorliegen.

Bemerkenswert ist die Verallgemeinerung des Stammes *omne* in der Deklination von *homo*, also auch *omnibus* für *hominibus*. Daß dabei Verwechslung mit den Formen von *omnis* vorliegt, wie U. annimmt, ist nicht wahrscheinlich, auch nicht notwendig anzunehmen. *Omnes* ist Ausdruck der gesprochenen Sprache, und dazu wird nun latinisierend ein Dativ *omnibus* gebildet, wie *civibus* zu *cives*. Daß das *h* von *homo* „par suite de cette confusion" gefallen ist, kann sich natürlich nur auf die Schreibung beziehen. Denn U. weiß natürlich, daß schon in den Inschriften von Pompei Beweise für das Verstummen des lat. *h-* vorliegen. Der Zusammenfall von *omnes* und *homines* kann immerhin eine Erklärung dafür abgeben, daß *omnis* im Galloromanischen und im Iberoromanischen geschwunden ist, während im Italienischen, wo es zu einem solchen Zusammenfall nicht gekommen ist, *omnis* erhalten blieb.

S. 54. Der belegte Nominativ Pluralis *successori* wird von U. mit dem italienischen Plural *genitori* u. ä. in Beziehung gebracht. Näher würde es liegen, auf die galloromanischen Plurale wie *emperëor* = *imperatores* (*-ori*) hinzuweisen. Die italienische Endung *-i* ist vielleicht

die Entsprechung der lateinischen Endung *-es,* während der galloromanische Plural der Masculina deutlich auf die von U. belegte *-i*-Endung zurückgeht. Die Nominativendung *-os* statt *-us* braucht auch nicht als Analogie zum Dativ-Ablativ auf *-o* erklärt zu werden, da im 7. Jahrhundert im Galloromanischen kurzes *-u* schon längst zu *-o* geworden war. Ob in der Endsilbe der Masculina *-os* schon zu *-əs* geworden war, ist allerdings nicht mit Sicherheit festzustellen.

S. 57. „Le datif *femina* pour *feminae* est de vieille date; il a supplanté *feminae* dans la langue parlée, sans doute grâce à l'analogie avec les 2e et 3e déclinaisons, où le datif et l'accusatif se sont confondus." U. bezieht sich auf Norberg, Synt. 44 ff., der aber nur Belege für den persönlichen Obliquus, Typus *in honore sancta Maria et sancti Petri* nachweist, das ohne weiteres ins Altfranzösische übersetzt werden kann: *en l'enour sainte Marie et a saint Pierre.* Dieser angebliche Dativ auf *-a* findet sich in den Formulae namentlich in den Adressen, wie *Dulcissima filia mea illa illi,* wo der Dativ aber durch das den Namen ersetzende *illi* gekennzeichnet ist. In solchen Fällen müßte im Altfranzösischen das Dativzeichen *à* stehen: *a la moie tres-douce fille N.*

Wenn ich die kurze Bemerkung S. 144 richtig verstehe: „*Ille* signifie presque partout ‚un tel', ‚N.'", würde die Form von *ille* Platzhalter für den Namen sein, der im konkreten Fall in die Formel einzusetzen ist. Eine solche Funktion von *ille* läßt sich im Altfranzösischen jedenfalls nicht nachweisen.

Damit ist ein anderes Problem verknüpft. Während U. über ein als Artikel fungierendes *ille* nichts zu berichten hat, ist *ipse* als Artikel deutlich belegt: *omnes res suas, unde ipsa instrumenta perierunt* „tous ses biens dont *les* titres d'acquisition ont disparu". *Ipsa instrumenta* entspricht deutlich *les titres.* Hier ist das als Artikel fungierende Pronomen dem Substantiv bereits vorangestellt. Ähnlich ist die Artikelsetzung um die gleiche Zeit in Oberitalien, s. RF 60, 791. Wie kommt es dann, daß, abgesehen von einigen Restgebieten (Sardinien, Katalonien, vereinzelt Südfrankreich), wie Aebischer an den frühmittelalterlichen Denkmälern nachgewiesen hat, seit dem 8. Jahrhundert überall *ille* die Funktion von *ipse* als Artikel übernimmt? Ich vermute, daß das Nebeneinander von *ille* und *ipse* den doppelten Funktionen des späteren Artikels entspricht. *Ipse* ist echter Artikel, mit dem Hinweis auf das Bekannte oder eben Genannte; *ille* ist dagegen die Gelenkspartikel wie in *stolam illam primam, baro ille longus,* s. Ausgewählte Aufsätze 47 f. Dieses *ille* ist, seiner Funktion entsprechend, tonlos, also, wenn das Substantiv nicht noch anderweitig determiniert ist, dem Substantiv nachgestellt. Als nun anläßlich des Übergangs von der Enklise zur Proklise auch die Gelenkspartikel *ille* v o r das Substantiv trat, wurde *ipse* als Artikel überflüssig; als es also hieß *ille baro longus* für älteres *baro ille longus* oder *longus ille baro.*

S. 61 beobachtet U., daß der Accusativ Singularis der 2. Deklination fast ebenso oft mit der lateinischen Endung *-um* wie mit der romanischen Endung *-o* geschrieben wird (97 : 94), daß dagegen beim Neutrum 154 Fällen mit korrektem *-um* nur 21 Fälle mit *-o* gegenüberstehen; daß ferner im Dativ der 2. Deklination n i e m a l s die Endung *-um* erscheint, die man wohl nach dem Nebeneinander von *-um* und *-o* im Akkusativ analogisch erwarten könnte. Daraus kann man

erkennen, daß für Marculf zwar eine besondere Akkusativform bestand, woran ja von vornherein nicht zu zweifeln war, daß aber ein eigenes Neutrum für ihn nicht mehr besteht. Wo ein solches doch gesetzt wird, erscheint es in der klassischen Form.

S. 63 wird für *patronus* das zwar nicht im Galloromanischen nachweisbare, aber italienisch erhaltene *patro, patronis* belegt.

Da Marculf, wie erwähnt, noch gewisse Kenntnisse der klassischen Sprache besaß, ist es zunächst auffällig, daß er zu den Neutren auf *-um* regelmäßig den Nominativ auf *-us* bildet: *instrumentus, monasterius,* S. 64. Für ihn gibt es also im Singular kein vom Masculinum verschiedenes Neutrum mehr. Wohl aber gibt es dazu einen Plural auf *-a*; so ist *instrumenta, strumenta* wiederholt belegt, und nun greift dieser *-a*-Plural auch auf Masculina auf *-us* über. Damit hat also das Galloromanische die gleiche ambigene Deklination, die im Rumänischen bis heute erhalten ist, s. *cuvânt,* Plural *cuvinte,* d. i. *conventum – conventa.* Der Parallelismus zwischen diesen frühgalloromanischen Zuständen und dem Rumänischen zeigt sich auch darin, daß diese pluralischen neutralen Formen auf *-a* (rum. *-e*) attributivische Ergänzungen in der Form des Femininums bei sich haben: *ipsas strumenta perierunt* (S. 65). Während das Rumänische diese Form der Pluralbildung beibehielt (neben den gleich gebauten *-ora*-Pluralen), ist im Westromanischen der *-a*-Plural zum Ausdruck des Kollektiven geworden.

Auch beim Adjektiv ist die pluralische neutrale *-a*-Form erhalten, zwar nicht in Verbindung mit einem Substantiv, aber in substantivierter kollektiver Funktion, s. S. 66 *ob necessariam monasterii nostri* „pour les besoins de notre monastère", etc. Dieses Kollektivum, das scheinbar die Femininform des Singulars ist, hat sich, wie schon Tobler im Jahr 1871 zu Vers 2 der Ausgabe des Vrai aniel erkannte, im Französischen als substantiviertes Adjektiv, namentlich aber als kollektive Pronominalform erhalten: *Li a conté toute* *l a p u r e* (Lai de Tyolet 350) „er hat ihm d i e r e i n e W a h r h e i t erzählt". *De moult* *g r a n d e* *s'est escapés li nies le roi, c'est verités* (Perceval) „aus großer Not (Bedrängnis, Sorge etc.) ist der Neffe des Königs entkommen"; s. auch Lommatzsch, ZFSL 64, 375 f.

S. 89. Die in der ersten Person des Perfectums *veni* lautgesetzliche Umlautung ist bei Marculf, wie im späteren Nordfranzösischen, schon auf die 3. Sing. übertragen: *convinit, pervinit* = *covint, parvint.*

S. 90. Die unter der Überschrift: Infinitive der 2. Konjugation > 4. Konjugation angeführten Belege für Konjugationswechsel bestätigen nur die bekannte Tatsache, daß Verba auf *-eo* über *-io* in die *-ire*-Klasse überführt werden, also *lucire* für *lucere,* usf. Aber zweifellos verfehlt ist es, wenn U. in den Graphien *cognuscire, facire* Formen der *-ire*-Konjugation sehen will. Durch den Rhythmus angeblich bedingte Akzentsetzung in *facíre volúerint, facíre rogávimus* ist als *fákre* (oder schon *faíre?*) *volúrent, fákre rogámmus* zu lesen. Auch *infrangire* ist nur eine Schreibung für *infrangere,* s. afrz. *enfraindre,* usf.

S. 96. „Dans l'ancien français les nominatifs *ber, compain, emperere, prestre, sire, suer* servaient parfois de cas régime" könnte falsch aufgefaßt werden.

S. 99. Merkwürdig ist die Verwendung eines scheinbar doppelten Akkusativobjektes, vgl. *aliquid de res meas* *l o c a* *s a n c t o r u m* *delegare debeo*

„je dois léguer une partie de ma fortune aux (lieux) saints"; *beneficia opportuna loca ecclesiam aut cui volueris dicere, benivola deliberatione concedimus* „nous concédons avec bienveillance quelques bénéfices opportuns aux églises ou à celui dont on voudra inscrire le nom". Es scheint dieses *loca* zur Präposition geworden zu sein, wie *latus* in afrz. *lez, casa* in *chez.* Denn wenn auch bei der Bezeichnung von Lebewesen die Obliquusform auch als Dativ (ohne Präposition) verwendet werden konnte, so ist doch eine solche Konstruktion bei sachlichem Objekt unverständlich. Über die Voraussetzungen, unter denen im Altfranzösischen neben dem Akkusativobjekt noch ein Akkusativ der Beziehung stehen kann, s. RF 60, 797 f. Dazu auch noch als echter Akkusativ der Beziehung das Demonstrativpronomen in Sätzen wie *Ce doit il estre liez* (Lai de l'Ombre) „darüber muß er erfreut sein".

Unverständlich und sicherlich nicht der Volkssprache angehörig ist die Setzung des Akkusativs statt eines Präpositionalausdruckes mit *ad* der Richtung: *Fredegundis vero filiam suam Leubigildum regem direxit.* Sollte hier bei Marculf die Erinnerung an die lat. Ortsbestimmungen wie *Romam* „nach Rom" nachwirken? Wahrscheinlicher ist es, daß *Leubigildum* für *Leubigildo* geschrieben und dieses als Dativ aufgefaßt wurde, wie in dem S. 112 zitierten Satz: *inlustris vero illo partibus illis legationis causa direximus* „nous avons délégué dans la contrée de X. comme notre envoyé son Excellence N.". Dieser Dativ ist falsche Rückbildung der mit *ad* umschriebenen echten Dativformen, s. RF 60, 800. Der Dativ wird bei Sachbezeichnungen mit *ad* umschrieben; dies gilt als vulgär, wird daher in der Schrift vermieden. So kann es kommen, daß auch echtes präpositionales *ad* + Subst. fälschlich in einen Dativ umgesetzt wird: *perveniens omnibus* statt *ad omnes* (Filastrius).

S. 134. Auch für Marculf existiert kein vom Komparativ verschiedener Superlativ: *ad nostros heredes, qui tunc propinquiores fuerint, revertatur* „qui seront les plus proches"; so afrz. *et la plaie d'amors empire quant ele est plus pres de son mire* (Yvain 1373). Der organische lateinische Komparativ ist afrz., soweit er noch erhalten ist, meist ein Elativ, so *hauçor,* im Roland 3698: *Cum il i est en sun paleis halçur.* Ähnlich gebraucht Marculf *plures* für *multi.* Er belegt auch ein formell komparativisches, aber nicht mehr komparativisch gebrauchtes *veratius* „avec certitude", das er S. 138 mit frz. *vrai* verbindet. Er sieht in diesem eine Graphie für *veracius* in der Bedeutung von *veraciter.* Eine solche Grundlage entspricht natürlich nicht dem frz. *vrai.* Aber auch wenn man von der tatsächlich belegten Form *veratius* ausgeht, könnte damit wohl ein afrz. *v(e)rais,* dazu analogisch *vrai,* erklärt werden, nicht aber prov. *verai.* Dieses *veratius* sieht aus wie ein Gegenstück zu afrz. *belais,* s. Tobler-Lommatzsch I, 190: *del mieus et del belais; des plus haus de Rome le belais et la flor* (St. Eustache).

S. 141 belegt U. *unde* als genetivisches Relativpronomen wie frz. *dont,* s. den Beleg hier S. 134.

S. 147. *Ponitur, ponuntur* sind bei Marculf nicht Ausdruck eines Geschehens, sondern eines aus dem Geschehen entstandenen Zustandes = *situs est, siti sunt; agros . . . que ponuntur in terreturio illo, pari modo et quicquid in illo terreturio ponitur* „les champs situés dans

le territoire de X. ainsi que toutes les propriétés situées dans le territoire de Y.". Dazu die Bemerkung „*ponitur* a parfois adopté le sens affaibli de *est* dès le bas latin, voir Svennung, Unters. p. 647". Die Passivformen des klassischen Lateins werden, wenn sie mediale Vorstellungen wiedergeben, zunächst durch die Reflexivumschreibung ersetzt; von diesen geht dann die Aktivform aus, die nicht mehr ein Geschehen, sondern den Zustand ausdrückt, der dem Geschehen zugrunde liegt oder aus ihm hervorgeht. So wird lat. *fit* in *se facit* und *facit* gespalten: *Il fait chaud: il se fait tard.* Bemerkenswert ist aber, daß gerade bei dem Verbum *ponere* dieser Ausdruck des Zustandes im Spanischen weiterlebt: *En la puerta del cuarto, en un letrero, escrito en una cartulina, p o n i a: Se cose a máquina* (Baroja, Mala hierba) „auf der Zimmertür, s t a n d in einem Anschlag, auf einem Karton geschrieben: Hier wird auf der Maschine genäht".

Die Romanistik hat also allen Anlaß, der schwedischen Latinistenschule dankbar zu sein. Ihr ist es in erster Linie zu danken, daß wir stückweise den Zusammenhang zwischen den Sprachformen des untergehenden Imperium romanum und den ältesten romanischen Sprachdenkmälern wieder herstellen können.

Tübingen E. GAMILLSCHEG

H e r m a n n M. F l a s d i e c k , *Pall Mall,* Beiträge zur Etymologie und Quantitätstheorie. Tübingen, Niemeyer, 1955, (Anglia Bd. 72, 129–383).

Ausgang der vorliegenden mehr als 250 Seiten umfassenden Untersuchung ist die Erklärung der Aussprache des englischen Namens *Pall Mall.* Den größten Umfang und, nach dem Verfasser, die größte Bedeutung hat aber der Abschnitt: Das altfranzösische Quantitätssystem im Spiegel des mittelenglischen Lehngutes, S. 172 ff. Man kann es als Romanist nur begrüßen, wenn ein mit den überaus komplizierten Verhältnissen der englischen Lautentwicklung vollständig vertrauter Forscher aus dem Verhalten der französischen Lehnwörter im Englischen in die Struktur des Altfranzösischen hineinleuchtet. Fl. hat sich auch bemüht, sich mit der wissenschaftlichen Literatur über die Probleme der altfranzösischen Lautlehre vertraut zu machen. Namentlich die Beiträge zur Geschichte der Romanismen von Elise Richter, dann natürlich die französische Grammatik von Meyer-Lübke werden auf Schritt und Tritt zu Rate gezogen. Gelegentlich wird selbst spezielle Literatur zu einzelnen Fragen der altfranzösischen Lautentwicklung benützt. Wenn man als Romanist auch manchen Thesen des Verfassers gegenüber skeptisch bleibt, so ist es doch zweifellos verdienstvoll, in das erstarrte Gebiet der Lautlehre neues Leben gebracht zu haben.

Der Versuch, aus dem Englischen ein im Altfranzösischen nicht belegtes *pellere* „treiben", „stoßen" für das Galloromanische zu erschließen, ist zweifellos mißlungen. Es kommt aber Fl. in der Verfolgung des ersten Bestandteiles von *Pall Mall* auf das bisher unerklärte frz. *palastre* „boîte de fer qui contient le mécanisme d'une serrure" und sucht dafür eine Erklärung, die nicht ohne weiteres abzulehnen ist. Nach Godefroy 5, 704 ist das Wort alt in poitev. *clou palastre* „se dit d'un clou employé pour les souliers" belegt, dazu ebd.

palastrer „Schuhe mit den ‚clou palastre' genannten Nägeln beschlagen". Im EWFS belege ich das Wort mit anderer Bedeutung in Westfrankreich (Pléchatel), Anjou, Berry. Weiter im Norden verbreitet ist *palestrage* („palestrage ou fermeture de ladite porte", Godefr.), *paletrage du coffre, paltrage d'un escrin,* d. i. „Einfassung" (im weitesten Sinn). Grundbedeutung könnte, nach dem *clou palastre* zu urteilen, „Benagelung" gewesen sein, bezeichnete also in *paltrage d'un escrin* die metallenen Nägel, mit denen ein Schrein, ein Koffer verziert bzw. verstärkt werden. Das Wort stellt Fl. zu mnl. *palster*, aengl. *palstre* „cuspite", zu lat. *cuspis* „Spitze, Stachel", eine Bedeutung, die dem belegten *palastre* „Schuhnagel" gut entspricht. Das Wort lebt auch im Provenzalischen: *palastre* „partie plate d'une pelle", „boîte d'une serrure"; dazu die feminine Entsprechung *palastro* „tôle" (dans les Alpes), *palastraco, palastrajo* „penture de porte"; ferner in span. *palastro* „la chapa o planchillo, sobre que se coloca el pestillo de una cerradura" (Salvá). Fl. möchte das Wort aus dem Germanischen herleiten. Wegen des anlautenden *p-* habe ich dagegen Bedenken. Jedenfalls wäre das Wort dann aber wegen seiner Verbreitung eher gotisch als fränkisch. Denn die Annahme, daß die Erhaltung des *s* in nfrz. *palastre* auf Entlehnung aus dem Wallonischen weist, ist nicht begründet.

Fl. wirft der romanistischen Forschung vor, daß sie die Frage der Quantität der afrz. Vokale bisher stark vernachlässigt habe. Ganz trifft dies nicht zu. Die Darstellungen der afrz. Lautlehre gehen zunächst von der Annahme aus, daß sich in der afrz. Periode bis etwa 1200 an der vorhistorischen Verteilung von Länge und Kürze nichts geändert habe. Das zeigt sich z. B. darin, daß im Altfranzösischen zunächst die Kürzen *ẹ̆* und *ę̆* von der Länge *ẹ̄* < *a* in den Assonanzen auseinandergehalten werden. Diese Trennung kann nur dadurch erklärt werden, daß eben das geschlossene (früher offene) *ē* aus *a* in freier Stellung l a n g war, die beiden anderen *e* dagegen kurz. Erst mit der Verstummung gewisser Konsonanten in Konsonantengruppen, dann durch die Verschmelzung des unbetonten Hiatusvokals mit dem Nachbarvokal usf. entstehen Abweichungen von der ererbten Verteilung von Länge und Kürze, und dies ist zum Teil noch heute fühlbar.

Fl. meint aber, daß aus dem Verhalten der afrz. Lehnwörter im Englischen eine ganze Reihe von „Positionen" erschlossen werden kann, in „denen im Altfranzösischen längerer Tonvokal gilt". Solche Positionen entstünden 1. wenn der Vokal im Auslaut der wortendenden Tonsilbe steht. Das kann man ohne weiteres zugeben, ist aber auch von den Romanisten nicht anders gedeutet worden. Denn in Betracht kommen im direkten Wortauslaut von Vokalen nur *i*, d. i. von Natur aus langes lat. *ī*; *ü*, d. i. langes lat. *ū*, und *ē*, d. i. langes lat. *a* in freier Stellung. Dazu kommen einzelne Vokale, die selbst aus Diphthongen bzw. Triphthongen verschmolzen und deshalb Längen sind. Die anderen Vokale in freier Stellung, die galloromanisch lang waren, sind diphthongiert worden.

Dagegen kann man als Romanist nicht mehr zustimmen, wenn als 2. Gruppe mit langem Tonvokal „Wörter mit Tonvokal vor einfachem Konsonant" zusammengefaßt werden. Selbstverständlich ist die Länge in *fin, vil* u. ä., wo in der Grundform *ī* vor einfachem, nicht verstummendem Konsonanten vorliegt; oder in *délit*, wo *ī* das Ergebnis von älterem *-iei-* ist. Aber ganz unwahrscheinlich ist es, daß auch die

Vokale vor ehemaliger Doppelkonsonanz wie in *goutte, cotte* oder vor ehemaligen Konsonantenverbindungen wie in *doute, route* usf. im Altfranzösischen lang gesprochen wurden. Man müßte dann annehmen, daß ein Wort wie *gŭtta* zunächst mit kurzem *-ŭ-* bzw. *-ọ-* gesprochen wurde, daß diese Kürze in der Zeit der Diphthongierung der langen Vokale noch bestanden hätte; dann, in der Zeit, als das Wort ins Mittelenglische übernommen wurde, wäre der Tonvokal gelängt worden, um später, und zwar vom 16. Jahrhundert an durch die Grammatiker bezeugt, wieder als Kürze zu erscheinen. So werden nebeneinander in diese Gruppe gestellt: *gross,* dem afrz. *grŏs* entspricht, *fool* zu afrz. *fŏl,* beide mit kurzem *-ŏ-*, wenigstens in der Zeit der Diphthongierung; daneben *peel*: *pẹ̄l* = *palum,* mit langem geschlossenem *e, clear*: *clę̄r* < *clarum,* mit langem offenem *-e-*, *beef* aus *buef,* mit Diphthong, dessen zweiter Bestandteil wieder kurz sein konnte. Eine Gruppierung der Laute nach gewissen sekundären Reihen zeigt sich auch im Französischen. Heute wird die Endung *-age* (nach Martinon) allgemein mit langem, offenem *a* gesprochen. Wann diese Verallgemeinerung der Aussprache eingetreten ist, wissen wir nicht, sicher aber nicht vor dem 13. Jahrhundert s. d. F. Ursprünglich ist der Vokal in *rage* (prov. *rabja*) sicher kurz, ebenso das *-a-* in *gage* aus **waddiu,* im Suffix *-age* aus *-aticum,* usf. Wenn also in den französischen Lehnwörtern im Mittelenglischen vor *-ǧ-* allgemein Länge gesprochen wird, dann kann sich entweder im Anglofranzösischen oder erst im Englischen der gleiche Ausgleich vollzogen haben, der im Neufranzösischen vor stimmhaften Dauerlauten zu beobachten ist. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß ein Wort wie *cage* im 12. Jahrhundert noch *kadže* gesprochen wurde. Die Längung des *-a-* konnte erst eintreten, als *-dž-* in *-ž-* überging, also nicht vor dem 13. Jahrhundert.

Das lehrt uns der Vergleich zwischen der Entwicklung von Vokal + *ss* und Vokal + *-ts-*. Noch im 16. Jahrhundert werden die Vokale vor *-ss-*, das auf afrz. *-ts-* zurückgeht, als Kürze gesprochen, im Gegensatz zu den Vokalen vor ursprünglichem *-ss-*. Man sprach also *tristĕsse* = afrz. *tristece,* neben *grōsse.* Es ist daher auch ganz unwahrscheinlich, daß afrz. *mucier* „verbergen" mit langem *-u-* ins Mittelenglische übergegangen ist (S. 187), oder daß *roche, approcher, broche* mit langem Vokal gesprochen worden seien, da *-ch-* im 12. Jahrhundert noch Explosivlaut = *-tš-* war.

Wann die Längung der Vokale vor *-ss-* eingetreten ist, wissen wir nicht. Da es aber zu keinem Zusammenfall zwischen dem *-ss-* aus *-ts-* und ursprünglichem *-ss-* gekommen ist, muß diese Längung Ende des 12. Jahrhunderts schon vollzogen gewesen sein. Es wäre daher auch möglich, daß, wie Fl. aus dem Verhalten der altfranzösischen Lehnwörter erschließen will, auch vor *-st-* schon Längen gesprochen wurden, als *giste, coste, tost, beste* u. ä. ins Mittelenglische übernommen wurden. Doch muß immerhin in Betracht gezogen werden, daß die Längung in einem Wort wie *grosse* damit zusammenhängt, daß *-ss-* nicht mehr Geminata war, daher zur nachfolgenden Silbe gezogen wurde, während bei der Lautgruppe *-st-* bis zum Verstummen des *-s-* die Tonsilbe durch das gesprochene *-s-* geschlossen wurde.

Mit der Geschichte der Vokallängung vor *-ss-* hat aber jedenfalls *nice* nichts zu tun. Fl. meint S. 178: „*Nice* < *nĕscia* durchlief vermutlich die Stufen **nescja* > **nestja* > **nessja* > **neyssja* > **neissa* >

*nieisse > _nisse._“ Fl. folgt hier E. Richter S. 193, die durch die Gegenüberstellung von frz. _nice_ mit prov. _nesci_, kat. _nici_, span. _necio_, port. _nescio_ selbst schon den Beweis erbringt, daß ihre Erklärung der Lautentwicklung unhaltbar, das Wort selbst Latinismus ist. Das Provenzalische ist in diesem wie in ähnlichen Fällen Zeuge einer älteren nordfranzösischen Form. Die Vorform von _nice_ mit _-ts-_, das z. B. durch pikardisch _niche, nicheté_ in Dis dou vrai aniel Z. 8 erwiesen wird, ist _ne(s)ci_, und dieses wird auf Grund einer dritten Periode der Umlautung zu _nice_, wie _cerie_ (prov. _ceri_) zu _cirge, cierge_; _emperie_ (prov. _emperi_) zu _empire_, _Grecie_ zu _Grice_, usf. Das _-i-_ in afrz. _nice_ ist ferner kurz (s. o. das Verhältnis von _-esse_ zu _-ece_), eine Geminata _-ss-_ hat es bei diesem Wort nie gegeben.

Fl. befleißigt sich eines wenigstens bei den Romanisten ungewöhnlichen Stils, so daß es dem Referenten manchmal außerordentlich schwer fällt, seinen Gedankengängen zu folgen, so z. B. S. 179. Fl. geht davon aus, daß im Galloromanischen die Geminaten im 7./8. Jahrhundert vereinfacht werden, daß ungefähr gleichzeitig auch der Auslautvokal in Paroxytonis (außer _a_) verstummt. „Diesem Schwund gegenüber verhalten sich primäre und sekundäre Geminaten unterschiedlich: nfrz. _an_ < _annus_, aber _plane_ < _*planne_ < _*pladne_ < _platanus_, daher etwa _net_ < _nitidus_ wohl schon frühe Haplologie wahrscheinlicher denn Synkope aufweist.“ Wie Fl. später selbst (nach Meyer-Lübke, Frz. Gram.) anführt, haben die Auslautvokale in Proparoxytonis einen Nebenakzent, der ihren Schwund verhindert. Die Gemination in angeblichem _*planne_ hat damit aber nichts zu tun. Vor allem ist schon die angesetzte Zwischenform _*pladne_, daraus _*planne_ mehr als unsicher. Es ist richtig, daß in Proparoxytonis nach der Haupttonsilbe stehendes _-a-_ schon vorhistorisch verstummt ist. Die Entwicklung von _anate_ zu _ane_ (über _anade, anede, anee_) oder _ficatum_ zu _foie_ (über _feiede, feiee, feie_) lehrt, daß der Schwund des _-d-_ älter ist als das Verstummen des dem Tonvokal folgenden _-a-_. Eine Zwischenstufe wie _*pladne_ wäre nur möglich, wenn in der Nachtonsilbe ein anderer Vokal als _-a-_ gesprochen worden wäre, wie in _rétina_, das über _redne_ zu _resne_ bzw. _reigne_ wurde.

Gänzlich unverständlich ist mir die Fortsetzung S. 180: „So erklärt denn Richter die Erhaltung etwa des vok. Auslauts in _tiède_ < _tĕpidus_ aus einer Lautung [tied-də] noch zur Zeit des ə-Schwundes, derweilen _pĕdem_ > [pie-də]. (Richter S. 245 will, in allgemein verständliche Form gebracht, sagen, daß zu einer gewissen Zeit _pied_ mit verstummendem _ə_ gesprochen wurde, als in _tiede_ noch voller Auslautvokal gesprochen wurde, der nicht verstummte.) Es liegt also auch eine Lautung [tied:] durchaus im Rahmen der Möglichkeiten, die ebenso zu _*tied_ hätte führen können, wie etwa _ann_ > _an_. Daher ist die Verschiedenheit der Entwicklung von _pied_ und _tiède_ nicht notwendigerweise Folgeerscheinung der Erhaltung intervokaler sekundärer Geminata zur Zeit des _ə_-Verlustes; sie mag ebenso Auswirkung der ursprünglichen Wortakzentuierung sein.“ Nun, zur Zeit des Verstummens des Auslautvokals in Paroxytonis war aller Wahrscheinlichkeit in der Entsprechung von _tepidus_ keine Geminata vorhanden. Denn nach Maßgabe von awall. _tieve_, heute _tief_, ist die Vorstufe von _tiède, tievde_. Hier ist _-d-_ Verschlußlaut, der an der zweiten Stelle einer Konsonantengruppe erhalten bleibt, während lateinisches intervokalisches _-t-_ wie _-d-_ im 11. Jahr-

hundert spirantisch = *-đ-* geworden war und im Gegensatz zu dem Verschlußlaut *-d-* verstummte.

S. 181 greift Fl. eines der schwierigsten Probleme der französischen Lautentwicklung auf, die Geschichte des primären und des sekundären *-rr-*. Er stellt fest, daß zwar afrz. *tor* aus *tŭrre* in englisch *tower* eine Längung des Vokals voraussetzt („Denn *tower* < *tŭrrem* teilt die etwa in *beak* < *beccus, base* < *bassus, gross* < *grossus, fool* < *follis* u. ä. zu beobachtende Reduktion der primären Geminata im afrz. Auslaut"), daß dagegen Wörter wie *barre, carre* in englisch *bar, car* Kürze des *-a-*Lautes voraussetzen, und dies wieder erkläre sich aus einer Silbentrennung *bar-re, car-re,* usf. Das ist um so auffälliger, als in Fällen wie *por-te(port), for-ge, por-che (porch)* langes *-o-* bestanden hätte. Diese Kürze des Vokals wie in *bar-re, car-re* trete aber nicht vor *-rr-* ein, das aus *tr* oder *dr* entstanden ist, s. S. 182. „Aber englisch . . . *friar* < *fratrem* oder *Pier, Pierce* usw. < *Petrum* stehen dem Zeugnis von ne. *war* gegenüber und erweisen eindeutig me. langen Vokal. Mithin muß die Folge *ẽ-rrə* bzw. *ie-rrə* mit Länge des Vokals und Konsonanten alsbald reduziert worden sein zu *ẽ-rə* bzw. *ie-rə,* derweilen etwa in *barra* > *barrə* die Geminata verblieb."

Das galloromanische Lautproblem, das in der Entwicklung von Dental + *r* liegt, konnte Fl. aus der ihm vorliegenden romanistischen Literatur nicht durchschauen. Auf der einen Seite stehen mit einfachem *-r-* die Gruppe um *pater, frater, mater,* dann die lange Reihe der Nomina actoris auf *-ator (emperere),* ferner die Infinitive *clore, rere, occire*, usf. Auf der anderen Seite, mit *-rr-*, stehen *latro, petra, Petrus, hedera,* dann sämtliche Wörter, in denen die Gruppe Dental + *r* vortonig ist, wie *petrosélinum, nutrire, putrire, quadratu,* u. e. a. Neben *pere* findet sich, wenn auch selten, *perre,* dagegen nur mit einfachem *-r- emperere, chantere,* usf. Daraus ergeben sich für *pater, patre* die folgenden Entwicklungsreihen:

pater	*patre*
pädər	*pädre*
pädr̥	*pä-dre*
pẹ̄rə	*pẹ̄-rre*

D. h. wenn der *r*-Laut sich an einen nachfolgenden vollen Vokal anlehnen kann, wird der dentale Bestandteil der Lautgruppe an das nachfolgende *-r-* assimiliert. Wo es aber zum Schwund des Schallträgers der 2. Silbe kommt, die *r*-Verbindung mit der ersten Tonsilbe verschmilzt, verstummt der Dental vor *r* wie intervokalisches *-d-*, und *r* erhält den „Stützvokal" *ə*. Diese Entwicklung läßt erschließen, daß im ältesten Französisch der *-e-* geschriebene Laut *ə* war, wenn er nur zur Sonantisierung eines *r* (oder *l*) diente, daß aber im direkten Auslaut als Reflex von *-a* und *-o (ŭ)* noch ein voller Vokal gesprochen wurde.

Daraus erklärt es sich, daß vortoniges *tr, dr* stets als *-rr-* erscheinen, denn hier folgt der *r*-Verbindung stets ein Vollvokal. In den Infinitiven *clore, rere, ocire, croire* steht gegen das Grundprinzip einfaches *r*, weil, abgesehen von *querre,* bei den lat. *-ĕre*-Verben in der Regel einfaches *r* gesprochen wurde, s. *faire, dire, duire, traire,* usf.

Dieses *-rr-* aus Dental + *r* ist aber gar keine Geminata; das ergibt sich schon aus der Entwicklung: *pẹ̄-dre* zu *pẹ-rre*. *-rr-* ist (wobei ich zu-

nächst von den Fällen von ursprünglichem *-rr-* absehe) graphisches Zeichen für stimmloses oder gerolltes *-r-*, das von einfachem *r*, ob es nun Zäpfchen-*r* oder Zungenspitzen-*r* ist, ebenso verschieden ist wie *-ss-* von *-s-*. In Wörtern wie *terra* war ursprünglich sicher echte Geminata vorhanden, ebenso wie in *gŭt-ta*, *cras-sa*. Wie lange diese Geminata aber gesprochen wurde, lassen die Graphien nicht erkennen. Grammatiker des 16. Jahrhunderts sehen in dem *-rr-* in *terre* noch eine Geminata, die einzige Geminata, die zu ihrer Zeit angeblich noch bestand. Dabei muß aber bedacht werden, daß auslautendes *ə* im 16. Jahrhundert, außer vor Pausa, bereits verstummt war, so daß in einem Wort wie *terr(e)* das *r* zur ersten Silbe gezogen wurde, so daß, wenn das im Satzzusammenhang verstummende *ə* lautbar gemacht wurde, tatsächlich sekundär eine Geminata entstehen konnte, also *tę̄r-rə* neben *tę̄r*. Belege wie *terena* vom Jahre 670 (Richter 250) beweisen nichts für einen Übergang von der Geminata zum einfachen Konsonanten, da eine ungenaue Graphie vorliegen kann wie bei gelegentlichem afrz. *baisier* für *baissier* usf.

Fl. aber nimmt an, daß ein silbenschließendes *r* (abgesehen von der Lautfolge *-rr-*) den vorhergehenden Vokal längt, daß dann der gelängte Vokal unter Umständen die Entwicklung der Vokale in freier Silbe mitmacht, und daß dann in einer nicht näher zu bestimmenden Zeit wieder eine Rückbildung eintrat, so zu erschließen aus dem Umstand, daß die französischen Lehnwörter mit silbenschließendem *r* im Englischen sich wie einheimische Wörter mit langem Tonvokal weiterentwickeln. Diese These ist unhaltbar, s. S. 226: „Afrz. *fourme* < *fōrma* gegenüber klassisch *fŏrma* etwa erweist zwar Existenz der Länge bereits vor der urfranzösischen Neuregelung der Quantitäten, doch nur erneute Reduktion ọ̄ > ọ̆ macht den afrz. Reflex verständlich, da sonst zentralafrz. *eu* als Fortsetzung des nach Richter (§ 146) im 5./6. Jahrhundert entstandenen *ou* zu erwarten wäre. Ähnliches bezeugt das Fehlen von afrz. **puerc* < *pǭrcus*, dessen Diphthongierung Richter (§ 110) gar bereits dem 4. bis 6. Jahrhundert zuweist.“

Richter meint natürlich ganz etwas anderes. Zunächst ist klassisch lateinisches *fŏrma* durch nichts zu erweisen. Die Entscheidung, ob das Wort mit *ŏ* oder mit *ō* gesprochen wurde, ist aus metrischen Gründen nicht zu treffen. Maßgebend wäre die indogermanische Grundlage, die hier aber nach Walde s. v. unklar ist; So bleibt nur das Zeugnis der romanischen Sprachen, die ausnahmslos ein *fọ̄rma* erschließen lassen, s. REW s. v. Wenn neben afrz. *forme* gelegentlich auch die Form *fourme* geschrieben wird, dann ist *ou* nicht der Diphthong, der später zu *eu* wird, wie Fl. anzunehmen scheint, sondern ist nur eine Graphie für den noch heute so geschriebenen *u*-Laut, da afrz. *-u-* als *-ü-* gelesen werden kann, während aus der Verbindung *ou* in gedeckter Stellung *(douz < dulce)* ein neues Zeichen für gesprochenes *-u-* erwachsen ist. *Ou* ist aber der normale Reflex für älteres geschlossenes *o* in gedeckter Stellung. Ebensowenig wie sich in *forma* ein diphthongisches *-ou-* entwickeln konnte, konnte im Galloromanischen jemals eine Form **puercu* aus *porcu* entstehen, da dessen *-ŏ-* entgegen der Annahme Fl.s nicht in der Zeit zwischen dem 4. und dem 6. Jahrhundert, sondern wahrscheinlich frühestens im Mittelfranzösischen gelängt wurde.

S. 229. Die folgende Überlegung verstehe ich nicht: „Unter demselben primären Gesetz steht vlat. ǭ < anglofrz. *u* wie in *flower* < *flō-*

rem gegenüber zentralem Endergebnis [ø]. Die letzteren beiden Lautungen (gemeint ist also wohl *u, ow* und *ö*) haben offenbar die gemeinsame Vorstufe [oŭ], und das französische Ergebnis *ū* (soll wohl heißen anglofrz.?) erweist *prōdem* > ae., *prūt,* bezeugt seit Ende 10. Jahrhundert für das frühe 10. Jahrhundert, an. *prúþr* bereits bei *þ.* H. für zweite Hälfte 9. Jahrhundert". Die Formen des frühen 10. bzw. des 9. Jahrhunderts können doch kaum aus einem galloromanischen *prout* (frz. *preux*) entlehnt sein. Das zugrunde liegende *-ū-* in *prût* usf. ist daher auch kaum Wiedergabe eines galloromanischen [oŭ], sondern *prūt* ist auf Grund der bekannten Substitution von germanischem *-ū-* für lat. geschlossenes *-ō-* aus vlat. *prōde* entstanden. Vgl. annd. *ula* aus gallorom. *ōl(l)a* „Topf", agls. *bulet* < *bōletu,* usf.

S. 271. „Nimmt man schließlich hinzu, daß klass. *ū* in afrz. Reflexen nicht als [y] erscheint und Formen wie *fromentum* < *froment* < *fūrmentum* im 7. Jahrhundert belegt sind, so wird man die Kürze des Vortonvokals mindestens dem Urfrz. zuschreiben müssen." Hier ist nicht die Kürzung des Vortonvokals der Grund für die Weiterentwicklung des *ū* zu *o,* ausschlaggebend ist für die Entwicklung die im allgemeinen geschlossene Aussprache des lat. langen *-ū-,* die auch dann erhalten bleibt, wenn das *-ū-* in gedeckter Stellung später gekürzt wird, vgl. *fust* aus *fūstis* < *fu̯ste.* Das Problem, das in der Entwicklung von *frūmentum* liegt, hat nichts mit Kürze oder Länge zu tun, sondern betrifft die galloromanische Entwicklung von lat. langem *ū* überhaupt.

Ich muß also, bei aller Anerkennung der großen Arbeit, die Fl. in seinem Buch niedergelegt hat, den für das Altfranzösische gezogenen Folgerungen gegenüber skeptisch bleiben. Wie wenig man aus dem Verhalten der französischen Lehnwörter im Englischen bezüglich der Quantität für das Altfranzösische Rückschlüsse ziehen kann, ergibt sich aus den Bemerkungen Fl.s S. 255: „Länge (zeigen) konsequent die Wörter mit Hiat", also z.B. *lion,* und hier erkennt Fl. selbst: „Aber derartige Quantitierung im Hiat ist kein Beweis für afrz. Länge ... vielmehr handelt es sich um Einpassung in den englischen Wortvorrat, der in diesem Fall allein langen Vokal kannte." Das gilt aber wohl auch in anderen Fällen, wo die Folgerungen, die Fl. aus dem Verhalten der ins Englische übergegangenen afrz. Lehnwörter zieht, nicht mit den Ergebnissen der altfranzösischen Lautlehre übereinstimmen.

Tübingen E. Gamillscheg

Jean Bieri, *Ein Beitrag zur Sprache der französischen Reklame.* Winterthur 1952, XXIII + 304 S.

Die von Jud angeregte und später von Steiger betreute Zürcher Dissertation reiht sich würdig an die früheren synchronischen Arbeiten der Zürcher Schule an. Das Thema scheint zunächst exklusiv und den Sprachwissenschaftler nur am Rande interessierend. Doch rechtfertigt die Bedeutung, welche die Reklame im heutigen Leben erlangt hat, die wissenschaftliche Untersuchung der Frage, „ob nicht auch die Sprache von der Reklame her beeinflußt wird und Veränderungen irgendeiner Art unterworfen ist". Die Beantwortung dieser Frage setzt eine sorgfältige Untersuchung der Eigenheiten der Reklamesprache in lautlicher (S. 1–65), morphologischer (S. 119–153 Wortbildung mit Präfixen und Suffixen), lexikalischer (S. 67–118; S. 155–177) und

syntaktischer Hinsicht (S. 179–281) voraus. Diese Vorarbeit wird so gründlich vorgenommen, daß der Verf. gar nicht dazu kommt, die Ausgangsfrage systematisch zu beantworten. Doch steht die Antwort fast auf jeder Seite zwischen den Zeilen. Die Reklamesprache gehorcht einem einzigen Grundgesetz: mit möglichst wenig Kosten und Aufwand einen möglichst großen Effekt zu erzielen. Dabei nimmt sie „keine Rücksicht auf überlieferte Grundsätze, seien sie von sprachlicher oder allgemein kultureller Bedeutung . . . Die normative Sprache wird, wenn nötig, bedenkenlos umgangen". Dies zeigt sich besonders deutlich in der Syntax (Schlagzeilenstil; Block-Konstruktionen; Ellipsen; Hervorhebung).

Im Zentrum der Untersuchung steht die Bildung der Markennamen, die von allen Richtungen her beleuchtet wird: phonetisch (*Fémoka* „Kaffeemaschine" < *fait moka; Skyfo* „Abziehleder" < *ce qu'il faut; Kisfoudlo* „Regenmantel" < *qui se fout de l'eau; Yaxa* „Haarentfernungsmittel" < *il n'y a que ça; Vitmy* < *vite mis* „Schürze", usw.), wobei der Verf. u. a. zum Schluß kommt, daß gewisse Vokale, vor allem *i*, in Markennamen bevorzugt werden. Etymologisch: gr. und lt. Elemente sind besonders häufig (*Pélargon* „Milchpulver für Säuglinge" < gr. *pelargós* „Storch" + gr. *-on; Exidol* „Schmerzlinderungsmittel" < lt. *exire* + *dolor*, usw.). Den Grund sieht der Verf. in dem Bedürfnis nach internationaler Verständlichkeit. Doch wird wohl auch das Bedürfnis nach Erhöhung der Qualität mit Hilfe einer wissenschaftlich klingenden Bezeichnung mitwirken; darauf hin deutet ja auch die Tatsache, daß manche Elemente vom Durchschnittsmenschen gar nicht verstanden werden. Deutlich wird dies besonders dort, wo ein gr. (oder lt.) Etymon vorgetäuscht wird (z. B. *Kolynos* < *Colin*, Name des Herstellers, + *-os;* s. auch die „gelehrten" Markennamen S. 105 f.). Die Euphonie spielt zudem, wie der Verf. mit Recht betont, eine wesentliche Rolle. Manche Bezeichnungen werden nur in Verbindung mit der Zeitungs- und vor allem der Radioreklame, die vom Verf. reichlich herangezogen wird, verständlich: so Abkürzungen wie *Upa* „Heizkissen" < utile – pratique – agréable, die einen leicht zum Slogan werdenden Kommentar voraussetzen. Welch seltsame Wege zum Markenname führen können, zeigt die Schönheitscrème *Mosca,* durch welche die Chartreuse de Parme nur deshalb zu Ehren kam, weil der Hersteller zufällig Stendhal heißt. Man wird hier, wie an manchen Stellen des Buches, unwillkürlich an die Wortbildung im Argot erinnert (vgl. die Tendenz zum affektstarken Wort im Argot und die Tendenz zur auffallenden Wirkung in der Reklamesprache: beiden gemeinsam ist das Überraschungsbedürfnis und das damit zusammenhängende meteorhafte Auftauchen und Verschwinden zahlreicher Modewörter; umgekehrt ist die geheimsprachliche Tendenz des Argot der Publizität der Reklamesprache diametral entgegengesetzt)[1]. Wie manche Argotwörter der Schnellebigkeit des Argot durch eine Flucht in die Allgemeinsprache entrinnen, so werden auch manche Markennamen zu allgemeinsprachlichen Appellativa. Das bekannteste Bei-

[1] Aus Reklamegründen wird *cordonnier* ersetzt durch *couturier du pied,* so wie schon im 13. Jh. *sueur* < lt. *sutor* dem zugkräftigeren *cordonnier,* der das feine Leder aus Córdoba verarbeitete, hatte weichen müssen (vgl. die Entwicklung von *mire – médecin;* asp. *alfayate* – sp. *sastre* – fr. *tailleur,* dazu *habilleur de classe* „Schneider" S. 173).

spiel ist wohl *frigidaire* (ursprünglich Markenname eines Kühlschrankes der General Motors), welches sogar zum Normalwort geworden ist. Die ältere Generation kennt noch *une thirion* „(marque de) pompe" (< „grande usine qui fabriquait des pompes"). Huysmans verwendet 1889 ein populäres *gendarme* in der Bedeutung „fer à repasser", welches sich aus dem Firmennamen *Gendarme Veuve* erklärt (FEW 4,95). Die Grenzen zwischen der Reklamesprache und der Allgemeinsprache sind deshalb fließend. Doch kann man dem Verf. den Vorwurf nicht ersparen, keinen Versuch gemacht zu haben, zwischen reklamesprachlichen und allgemeinsprachlichen oder allgemeinsprachlich gewordenen Bezeichnungen zu differenzieren. Gerade diese Differenzierung hätte zur Beantwortung der Ausgangsfrage wesentlich beigetragen. So werden, wie mir Pariser Freunde versichern, *plexiglas, chauffe-eau* – ebenso wie nicht aufgeführtes *chauffe-bain* – nicht als reklamesprachlich empfunden, ebensowenig wie *fume-cigarette* (alle S. 158 ff.), *sport* „sportlich" (S. 167), *fly-toxé* und viele andere. Das Substantiv *laisser-aller* (S. 158) ist literarisch und gehört kaum hierher. Volkstümliches *avant-saison* „Vorsaison" steht neben reklamesprachlichem *sous nappe* oder *sous plafond*. Umgekehrt wird bei reklamesprachlichem *fixe-couvertures* nicht auf umgangssprachliches *fixe-chaussettes* hingewiesen, obschon in diesem doch offenbar der Ausgangspunkt zu sehen ist. Ebenso ist wohl reklamesprachliches *pèse-personne* „Personenwaage" nach dem nicht erwähnten umgangssprachlichen *pèse-bébé* (und dieses seinerseits nach den schon bei Littré verzeichneten Instrumentenbezeichnungen wie *pèse-lait, pèse-acide* etc., *pèse-liqueur* schon bei Furetière 1690) gebildet worden. Der Verf. hat sich hier eine der interessantesten Fragestellungen entgehen lassen. (Sie wird nur gelegentlich berührt, z. B. S. 169 n 57 zu *frigidaire* und *ripoliner*.) Andere Wendungen geben infolge ihrer vereinzelten Erwähnung ein falsches Bild: neben sehr geläufigem *shampooing „minute"* (S. 159) stehen kaum weniger geläufig *nettoyage „minute", repassage „minute", emballage „minute", entrecôte „minute"* – *minute* ist zum Symbol des modernen Lebenstempos geworden (wäre diese Verallgemeinerung wirklich erst in den letzten 2 Jahren erfolgt?). Ähnlich verhält es sich mit *stop* (*stop-rides* „Schönheitsmittel gegen Runzeln"): „avec *stop* on peut faire tout ce qu'on veut" (Pauly, Paris).

Stop übernimmt damit die Funktion von *anti-*, was uns zur Wortbildung mit Affixen hinüberführt, zu dem (für den Linguisten) vielleicht interessantesten Teil des Buches. Merkwürdig ist zunächst die Tatsache, daß Präfixe in Markennamen äußerst selten auftreten; Suffixe hingegen sind außerordentlich häufig. Ihre phonetisch-ästhetische Aufgabe ist – werbepsychologisch gesehen – von entscheidender Bedeutung (S. 122). Einige Suffixe haben sich zu ausgesprochenen Reklamesuffixen entwickelt – so das „staatenlose" Suffix *-ex*, dessen Ursprung dunkel ist (aus *simplex, duplex, triplex* etc. verallgemeinert? oder aus lt. *excellens*? S. 125). Der Verf. vermutet, daß das Suffix „ganz einfach seiner Sonorität wegen für die Reklame entdeckt worden ist" (*Pyrex, Stylex, Solex, Cutex; Kleenex, Dörrex* usw.)[1]. Reklamesuffix ist

[1] *Ridex, Cutex* und andere Fälle deuten auch noch auf eine 3. Möglichkeit der Entstehung des Suffixes: aus lt. *ex* „aus, heraus" (Ridex: Mittel zum *Entfernen* der Runzeln, usw.). – W. Giese schlägt als Ausgangspunkt für die Entstehung des Reklamesuffixes *-ex* die volkstümlich gewordenen *codex,*

auch *-ol* geworden (S. 130); seine Beschränkung auf chemisch-pharmazeutische Produkte legt die Vermutung nahe, daß in *alcool* das Ausgangs- oder Kernwort (oder ‚leader word', wie Malkiel das Kernwort treffend genannt hat) zu sehen ist. Es ist schade, daß der Verf. nicht auch bei den übrigen Suffixen versucht hat, eine Filiation zu gewinnen; zu diesem Zwecke wäre allerdings eine sorgfältige diachronische Vertiefung notwendig geworden[1]. Neben diesen mehr oder weniger deutlichen Reklamesuffixen verwendet die Reklamesprache auch allgemeinsprachliche Suffixe mit einem „Eigenwert, von dem aus eine suggestive Kraft ausgeht" (Typus *Adressette* „Adressiermaschine", *Pichenette* „feine zarte Wolle"). Schließlich werden allgemeinsprachliche Suffixe wie *-ine* durch die Reklame semantisch umgewertet: im Typus *Asthmalgine* ist das Suffix zum bloßen Zeichen für chemische Produkte geworden, somit in die Sphäre von *-ol* gerückt. Im Gegensatz zur Affixverwendung bei der Bildung der Markennamen bedient sich der argumentierende Reklametext ganz allgemein der Bildungsmittel der Allgemeinsprache (S. 134–153), wobei jedoch die besondere Vorliebe für superlative Präfixe wie *extra-*, *super-*, *sur-*, *ultra-* oder für Präfixe, welche den Gedanken der Abhilfe ausdrücken wie *anti-*, *dé-*, *in-*, auffällt. Bedeutsam für die Allgemeinsprache kann die in der Reklamesprache – vielleicht aus finanziellen Erwägungen – beliebte bequeme Art der Wortbildung durch Zusammensetzung zweier Substantive werden, die bis in die jüngste Zeit dem fr. Sprachgebrauch fremd war (*canapé-lit, colis-essai, colis-réclame, fauteuil-couchette, fermeture-éclair,* usw.); der Verf. führt über 30 solche aus zwei franz. Substantiven gebildete Zuss. an, von denen noch im Petit Larousse von 1950 keine einzige vermerkt wird[2].

Der Verf. regt im Schlußwort weitere Untersuchungen an. Wir schließen uns diesem Wunsche an, besonders auch demjenigen nach diachronischer Vertiefung. Mit seiner Untersuchung hat der Verf. jedenfalls eine vorzügliche Basis geschaffen, deren Auswertung allerdings durch das Fehlen eines Registers erschwert wird.

Berlin KURT BALDINGER

Charles Camproux, *Histoire de la littérature occitane;* Paris 1953. 239 S.

In diesem Buch, das für das große Publikum bestimmt ist, unternimmt es Ch. Camproux, einen Überblick über die gesamte literarische Entwicklung des Südens zu geben, von Wilhelm IX. bis zum heutigen Tag. Er erfaßt die Literatur des Mittelalters zusammen mit der der

index, podex etc. vor (RF 66, 452), was semantisch nicht ganz überzeugt. Vielleicht hat beides zusammengewirkt.

[1] Gelegentlich wird eine genetische Entwicklung angedeutet, doch nicht immer korrekt. Die Entwicklung der Funktionen des Suffixes *-o* (*auto* → *apéro,* S. 130) verlief gerade umgekehrt, s. Heinimann, Les mots déformés et abrégés en *-o* dans l'argot, dans le langage populaire et dans la langue commune, Mélanges Roques 2, 1953, S. 151–163.

[2] Vgl. sp. *papel moneda, papel tela, buque escuela, coche cama* usw. „Nos hallamos en presencia de un mecanismo expresivo que se va convirtiendo en recurso normal del lenguaje y cuyo empleo creciente puede pronosticarse desde ahora" Casares, Introducción a la lexicografía moderna, Madrid 1950, S. 173.

Neuzeit als eine innere Einheit, was nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch die Stetigkeit der Tradition berechtigt ist. Man lese etwa die so treffende Charakteristik der Tätigkeit von Goudelin oder Jasmin. Besonders schätzenswert ist die Schilderung der neuesten Literatur, in der nach der übermächtigen Wirkung Mistrals wieder viele originelle und neue Töne zu vernehmen sind. Viele von den schwierigen Fragen konnten natürlich nur angedeutet werden; der Verfasser muß ihre Diskussion den Spezialstudien überlassen. Im ganzen ein sympathisches Buch, durch das auch der Romanist, in den neueren Partien, sich angeregt fühlen wird. W.

Revista de Filología Española XXXII (1948), 608 S.

Unter den zahlreichen Veröffentlichungen, die das Cervantes-Jubiläum von 1947 hervorgerufen hat, verdient der Sammelband der *Revista* besondere Aufmerksamkeit, weil er gleichzeitig die Acta der *Asamblea Cervantina de la Lengua Española* darstellt. Sie sind allerdings nicht vollständig, wie man der von Joaquín Arrarás verfaßten *Crónica del IV centenario de Cervantes* (S. 537–592) entnehmen kann (so fehlen z. B. *La maiestas cesárea en el Quijote* von Francisco Maldonado de Guevara und die Schlußrede von Ramón Menéndez Pidal über *Cervantes y el ideal caballeresco*). Trotzdem ist die Zahl von 26 Beiträgen (neben 16 Spaniern haben 2 Südamerikaner, 3 Fransosen, 2 Engländer, 2 Italiener und 1 Holländer mitgearbeitet) imponierend.

Unschwer läßt sich eine Charakteristik der Festschrift gewinnen. Wenn man von dem Aufsatz des Kunsthistorikers Francisco Javier Sánchez Cantón über *La casa de Cervantes en Valladolid* (S. 467 bis 473) absieht, enthält sie keine im spezielleren Sinne des Wortes biographischen Artikel. Immerhin lassen sich hier noch zwei Artikel anfügen, weil sie von der Lebens- und Zeitgeschichte ausgehen, nämlich Jean Babelon: *Cervantes y el ocaso de los conquistadores* (S. 207–212) und Aurelio Viñas: *Mühlberg, año del nacimiento de Cervantes* (S. 521–535). Die Endabsicht der beiden Verfasser ist freilich die Lebensdeutung. Der französische Hispanist und der spanische Historiker stimmen darin überein, daß sie Cervantes als Spätling eines vergehenden Geschichtsabschnittes sehen: „el último de los conquistadores" (S. 207). „defensor de las armonías antiguas de la vida" (S. 535).

Ist die Biographik also so gut wie nicht vertreten, so ist es die Bibliographie um so besser und zwar mit dem höchst originellen *Repertorio analítico de estudios cervantinos* von Miguel Herrero (S. 39–106), der Musterbeispiele für eine von ihm vorgeschlagene „sistematización orgánica del pensamiento de Cervantes, de sus fuentes, de sus influencias, de su arte, de su lenguaje, a base de cuanto se ha escrito desde el siglo XVII hasta la fecha" (S. 40) und reiche Quellenhinweise dafür gibt. Sehr wertvoll sind auch die beiden ziemlich umfangreichen forschungs- und deutungsgeschichtlichen Arbeiten, betitelt *Aportación de los hispanistas extranjeros al estudio de Cervantes* (S. 151–188, von E. Allison Peers) und *Historia de la crítica e interpretación de la obra de Cervantes* (S. 107–150, von César Real de la Riva). Der (leider inzwischen verstorbene) große englische Hispanist hat sich in seinem Aufsatz, der durch die Objektivität des Urteils und die Klarheit der Formulierung ein Meisterstück seiner Gattung ist, auf Frankreich,

Deutschland, Italien und England beschränkt. Er überschneidet sich z. T. mit den Ausführungen des spanischen Forschers, der allerdings anders geordnet und auch Spanien mitbehandelt hat. Real de la Riva wird man besonders für die Hinweise auf die Quijote-Wertung im Spanien des 17. Jahrhunderts dankbar sein. Vier weitere Aufsätze über Einzelprobleme der Rezeptionsgeschichte sind hier anzufügen. Der um die Erforschung des Cervantes-Verständnisses in Deutschland verdiente französische Hispanist J. J. A. Bertrand hat noch nachträglich einen Artikel über *La primera traducción alemana del Quijote* (S. 475–486) beigesteuert, während sein Landsmann J. Lucas-Dubreton einige kurze *Notas sobre los ilustradores del Quijote* (S. 487–491) gibt. In dem schönen Aufsatz des Holländers J. H. Terlingen über *Las Novelas Ejemplares de Cervantes en la literatura neerlandesa del siglo XVII* (S. 189–205), wird gezeigt, daß „das Interesse für die Werke des Cervantes in den Niederlanden sich völlig anders kundtut als in den übrigen Ländern: es beginnt mit . . . . . den Novelas ejemplares" (S. 205). Der Titel des Beitrags von Giovanni Maria Bertini schließlich ist als Anregung an die künftige, mit dem Nachleben des Dichters beschäftigte Forschung gemeint: *Influjo de la lengua de Cervantes en las traducciones de sus obras a las lenguas neo-latinas* (S. 35–38).

Mit einem Sprachproblem (der Syntax) befaßt sich auch der Ecuadorianer Aurelio Espinosa Pólit (S. 25–33) und zwar mit *Un latinismo en el Quijote* (I, 25). Es handelt sich dabei um die Verwendung von así . . . . . que als Wunschsatz-Konstruktion, die von dem Verfasser aus dem Lateinischen abgeleitet und belegt wird. Leider ist das die einzige Studie zum Sprachstil von Cervantes. Ersatz dafür bieten einige Aufsätze über die Kunst des Aufbaues und der Erzählung. Guillermo Díaz-Plaja hat den seinen *La técnica narrativa de Cervantes* (S. 237–268) genannt und seine lockere Fügung selbst mit dem Untertitel *Algunas observaciones* zugegeben. Diese betreffen zuerst einige zentrale epische Stil- und Kompositionskategorien und gehen dann einzelne der *Novelas Ejemplares* durch. Mit den *Entremeses* beschäftigt sich der Artikel von Rafael de Balbín Lucas über *La construcción temática de los entremeses de Cervantes* (S. 415–428), in dem ein völlig symmetrischer Gesamtplan der acht *Entremeses* in der Sammlung von 1615 nachgewiesen und gleichzeitig ethisch-ästhetisch begründet wird. „La unidad estructural con que se ordenaron los entremeses nos da un cuadro vivaz y armonioso del mundo ético cervantino, hilo fundamental para penetrar y entender su intención cómica" (S. 427). Der exakt interpretierende und glänzend geschriebene Aufsatz gehört zu den wichtigsten Beiträgen des ganzen Bandes. Künstlerische Darbietungsformen spielen auch eine Rolle in der ihren Gegenstand nach vielen Richtungen hin aufschließenden Arbeit von Eduardo Juliá Martínez: *Estudio y técnica de las comedias de Cervantes* (S. 339–365). Ihr Schluß, wo die Gründe für das Zurücktreten der cervantinischen Comedias erörtert werden, rückt sie in die Nähe des ausgezeichneten Aufsatzes, den der bekannte Lyriker Gerardo Diego dem Thema *Cervantes y la poesía* (S. 213–236) gewidmet hat. Ohne eine Spur enkomiastischer Überhöhung werden hier (unerschüttert durch die andersartige Meinung von Ricardo Rojas) die Gründe aufgesucht, die Cervantes hinderten, „para llegar a ser en la pura poesía, en la poesía

intensa, expresiva, desnuda en la magia metafórica del verso, el gran poeta que él se soñó y que nosotros desearíamos" (S. 213).

In anderer Weise als diese vier, letztlich auf Probleme der literarischen Gattungen hinzielenden Aufsätze nähern sich der cervantinischen Kunst vier weitere thematischer Intention. Der Artikel von Miguel Querol über *Cervantes y la música* (S. 367–382) füllt, wie man im „Repertorio analítico" von Herrero nachsehen kann (S. 105–106), tatsächlich eine Lücke der Forschung. Zwei Beiträge sind der Bukolik bei Cervantes gewidmet: *Cervantes y su mundo idílico* (S. 1–24) von Arturo Farinelli und *Los pastores de Cervantes* (S. 383–406) von Juan Antonio Tamayo. Dieser gibt einen höchst willkommenen Beitrag zum Wirklichkeitsproblem in der spanischen Literatur. Ausgehend von der doppelten Umformung des Hirten (volkstümlich und überhöhend) in der Dichtung und dem besonderen Beitrag Spaniens zum pastoralen Roman (Verstärkung des Erzählcharakters) bespricht er nacheinander die bukolische Problematik in *Galatea, Comedias, Coloquio de los perros* und *Don Quijote.* Der Aufsatz Arturo Farinellis, wie man aus der Vorrede des Bandes erfährt, unvollendet und den sterbenden Händen des Meisters entglitten, ist ganz anders konzipiert. Aus Tamayos Werkdeutung ergibt sich eine Entwicklung des Dichters, während es Farinelli auf das Verstehen der Dichterseele, genauer der Spannung von heroischer und idyllischer Strebung, von Actio und Contemplatio abgesehen hat. Diese beiden Fragestellungen werden durch die historische ergänzt, mit der José Filgueira Valverde an das Thema *Don Quijote y el amor trovadoresco* (S. 493–519) herangeht. Fürs erste ist gut, daß sich ein Mediävist dieser Materie angenommen und die Parallelen zwischen Minnesang und dem Don Quijote mit so deutlichen Textbeispielen aufgewiesen hat. Der Autor weiß aber selbst, daß seine Arbeit nur ein Anfang ist. Denn es müßte natürlich jetzt untersucht werden, wie sich der minnesängerische „anacronismo" (S. 494) der Quijote-Gestalt in dem Sinngefüge des ganzen Romans auswirkt.

Der Deutung dieses Sinngefüges sind schließlich nicht weniger als vier Aufsätze gewidmet. Es sind sogar fünf, wenn man den aus unterrichtsmethodischen Gründen aufschlußreichen Bericht (mit Kommentar) über *El problema del estudio del ‚Quijote' en los centros españoles de enseñanza media* (S. 319–337) von Miguel Allué Salvador dazu rechnet. Die Formel für den Roman, die man hier findet, stellt offenbar so etwas wie eine opinio communis der spanischen höheren Schule dar: „la dualidad idealismo-realismo, encarnada en dos figuras que no son protagonista y antagonista, sino símbolos de una síntesis admirable del alma española, en vuelo constante de alma universal" (S. 322). Die Theorie, wonach die Gewinnung der Synthese aus Idealismus und Realismus die aus dem Roman ableitbare Lehre sei, vertritt auch der Peruaner Oscar Miró Quesada in einem kurzen Artikel (*Dualidad en Cervantes y en el ‚Quijote'*, S. 407–414), der sich allerdings stellenweise mehr als Cervantes-Huldigung denn als Cervantes-Analyse gibt. Um eine solche Analyse, und zwar über die *Arquitectura del ‚Quijote'* (S. 269–285) zu lesen, muß man zu dem Beitrag von Enrique Moreno Báez greifen. Da Struktur hier in einem weiten Sinne verstanden ist, darf der Aufsatz mit den anderen Roman-Interpretationen des Bandes zusammen behandelt werden. Nicht akzeptabel ist freilich

die platonistische Deutung der quichotesken Narrheit (S. 278–279). Aber bedeutsam ist die aus der genetischen Untersuchung herauswachsende Kennzeichnung des zweiten Romanteiles als keine „mera prolongación, sino una superación de la primera" (S. 284). Auch die umfangreiche Abhandlung (S. 429–465) des Kunsthistorikers José Camón Aznar über *Don Quijote en la teoría de los estilos* lädt ein, über den Unterschied zwischen dem 1. und 2. Teil des Romans nachzudenken. Nur erscheint die Gegenüberstellung von „dualismo renacentista" und „unidad barroca" (S. 451, 452) zu scharf, gerade wenn der Roman als Ganzes einem Zwischenstil zwischen Renaissance und Barock, dem „estilo trentino"(S. 437), zugehören sollte.

Aber kann man denn hoffen, mit solchen geistesgeschichtlichen Stilbegriffen das Geheimnis des Romans zu lüften? Vielleicht ist der literarische „estilo trentino" nur auf den Don Quijote anwendbar. Dann wäre das Deutungsproblem lediglich verschoben, aber nicht gelöst. Gern stimmt man in den Ausruf des Madrider Philosophen und Lyrikers Leopoldo Eulogio Palacios ein: „¡Difícil hermenéutica la que versa sobre el sentido del Quijote!" (S. 307). Worin besteht *La significación doctrinal del ‚Quijote'* (S. 307–318)? Dieser Titel gibt nur einen der beiden Aspekte des Aufsatzes wieder. Der Verfasser klärt mit Hilfe einer handlungsphilosophischen Überlegung das Verhältnis von „intención" und „ejecución", „fin" und „medios" (S. 309) in Don Quijote und Sancho Panza und faßt nun die beiden Hauptgestalten des Romans als Vertreter zweier Haltungen: des „doctrinarismo" und des „oportunismo" (S. 311, 312). Diese Entgegensetzung ist deutlich verschieden von dem traditionellen Idealismus-Realismus-Gegensatz. Sie läßt sich wirklich aus den Episoden des Romans gewinnen und sie erlaubt Palacios, eine der Grundfragen der Cervantes-Forschung, das Verhältnis von Dichter und Don Quijote, zu entscheiden. Cervantes ist nicht mit seinem Helden zu identifizieren. Seine Haltung ist die des „prudencialismo" (S. 314). Die Gewinnung dieses letzten Begriffes könnte sich als sehr folgenreich für die weitere Cervantes-Deutung erweisen. Man braucht ja nur einmal zu bedenken, daß mit dem „punto medio del prudencialismo", mit der „cordura integral" (S. 318) des Buches in erster Linie auch der Erzähler Cervantes (im Sinne der Romanpoetik) getroffen ist und daß damit neues Licht auf den cervantinischen Humor fällt. Es ist schade, daß der kluge Aufsatz nicht in diese Richtung ausgesponnen ist. Statt dessen hat es Palacios im zweiten Teil auf den Menschen Cervantes in seiner realen geschichtlichen Situation abgesehen und wendet nun sein Schema aufs Politische an: „doctrinarismo de los reyes", „oportunismo del pueblo" und „prudencia" von Cervantes (S. 317). Und dann soll aus dem politischen Erlebnis der Zeit und der Stellung zu ihm Cervantes die Eingebung zum Don Quijote gekommen sein (S. 317)? Ich kann mir nicht denken, daß die Cervantisten dem Verfasser hier Gefolgschaft leisten werden. Um so mehr muß hervorgehoben werden, wie nahe der deutenden Grundhaltung des spanischen Philosophen die Interpretation des englischen Hispanisten Alexander A. Parker ist, dessen Aufsatz über *El concepto de la verdad en el ‚Quijote'* (S. 287–305) nunmehr noch zu besprechen bleibt. Beiden Forschern geht es letztlich um die Klärung der Lebensproblematik im Roman, nur mit dem Unterschied, daß Palacios von der philosophischen Aktanalyse, Parker von der

literarischen Wirklichkeitsfrage ausgeht. Der englische Interpret bespricht die Hauptgestalten des Romans in bezug auf ihre Stellung zur Wahrheit, von der Tatsache ausgehend, daß die Wahrheit von den allermeisten Gestalten des Romans irgendwie verfälscht wird (S. 293). Hier wird also, jenseits aller quijotistischen und romantischen Deutung, gefragt nach der vom Dichter selbst in den Roman gelegten Abfassungsintention. Die Perspektive Parkers bestätigt sich schließlich in der Art und Weise, wie der volle, klare Sinn des Romanschlusses gewonnen wird.

Mit diesen Bemerkungen ist dem reichen Inhalt des Bandes natürlich nicht Genüge getan. Aber es ist vielleicht etwas von seiner ungewollten und deswegen um so eindrucksvolleren inneren Ordnung sichtbar geworden, denn die Überschneidungen und Übereinstimmungen in den Meinungen sind zahlreicher als die Unterschiede. Was das Äußere betrifft, so sei lediglich eine Kuriosität erwähnt, nämlich die sich 38mal wiederholende falsche Schreibung „Mülhberg" (ohne daß dem Rezensenten einmal die richtige begegnet wäre).

Der Sonderband der *Revista* ist als Ganzes ohne Zweifel ein eindrucksvolles Monument zu Ehren des großen Spaniers. Monumente für die Genies der Kunst sind aber niemals fertig. Wie schön ist es also, daß es seit 1951 wiederum eine eigene Zeitschrift, die *Anales Cervantinos* gibt, in der das Verständnis des Dichters weiter vertieft und an seinem Ruhm weiter gebaut wird.

Göttingen WILHELM KELLERMANN

Peter N. Dunn, *Castillo Solórzano* and the Decline of the Spanish Novel. Basil Blackwell, Oxford 1952.

Der Verfasser, Lecturer in Spanish in the University of Aberdeen' bemüht sich in dieser Arbeit, die aus einer der Universität London präsentierten M. A.-Thesis herausgewachsen ist, das Werk des gelesensten spanischen Romanciers und Novellisten des 17. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem soziologischen Hintergrund zu verstehen.

Alonso de Castillo Solórzano war 1584 in Tordesillas geboren. Wann er starb, weiß man nicht; nur das läßt sich eruieren, daß er 1648 schon tot war. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Aber seine Romane und Novellen sind eher Erzeugnisse eines virtuosen Routiniers, der leicht und elegant schreibt, was dem Zeitgeschmack entspricht und gern gelesen wird, als daß ihm höhere ästhetische Werte, ethische Größe, ein eigenartiger Ausblick aufs Leben, ein tieferes Aufschürfen der Geheimnisse der menschlichen Seele und eine besondere Kraft des erzählerischen Anpackens eignete. Sein Vorbild ist offenbar Cervantes, freilich nicht der Cervantes des Don Quijote, auch nicht der des Rinconete und des Hundegesprächs, sondern der des Amante Liberal und des Persiles. Als routinierter Techniker erweist er sich in verschiedenen Aspekten seiner Arbeit, in der Frivolität der behandelten Stoffe, im wenig vornehmen Ethos der Gesinnung, die seine Erzeugnisse beseelt, in der Verwendung konventioneller Tricks und in der unkritischen Behandlung des Details. Im allgemeinen charakterisieren sich seine Novellen und Romane dadurch, daß sie mehr Gewicht auf die Dynamik, den lebhaften Wechsel des Geschehens als auf die Behandlung der Personen und ihres Charakters legen. Es sind fast ausnahmslos Aben-

teuergeschichten, die dasselbe Sensationsbedürfnis befriedigen, dem heute die Detektivgeschichten und die Thrillers entgegenkommen. Das byzantinische Romanschema, das Cervantes im Persilles befolgt, wird mit Motiven des italienischen Novellenschatzes bereichert. Immerhin kann man in der Verdoppelung des Grundthemas, in den à tiroir-Methoden und in der flashback-Technik (Tricks, deren sich heute der Film mit Erfolg bedient) eine gewisse Fortentwicklung der Erzählungskunst erkennen. Den absurden Spielereien seiner Zeit – daß z. B. in einer ganzen Novelle der Gebrauch eines der Vokale a, e, i, o, u vermieden wird, huldigt Cl. nur selten. Die Beschränkung auf persönliche Intrigen bewirkt eine größere Konsistenz. Im Sprachlichen zeigt sich C. dem extremen Kultismus des Barock abgeneigt, schwelgt aber im Gebrauch vager Adjektive. Er erhebt theoretisch Anspruch auf moralistische Tendenzen, wirkt ihnen aber in der Praxis eher entgegen.

Ein besonderes Kapitel ist dem picaresken Element in Castillos Oeuvre gewidmet. Natürlich ist es unpräzis formuliert – wie es gelegentlich geschieht – in dem Aufkommen des Schelmenromans das Morgenrot modernen demokratischen Denkens zu sehen. Aber wenn man sich vergegenwärtigt, wie der caballero Cervantes durch seine Lebenserfahrung zum picaresken Interesse bekehrt wurde, und wenn man über die Hintergründe der Novellen von der Fregona und dem Rinconete, des Coloquio und der Figuren Sanchos und Teresas im Don Quijoteroman meditiert, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier eine offenbare Parallele vorliegt zu den Ausführungen Platos im achten Buch des Staates (Steph 558 ff. 12. Kap. ff.) über die seelische Entwicklung des Sohnes des knauserig strengen oligarchischen Vaters zum Demokraten unter dem Druck des Bedürfnisses nach Ungebundenheit, nach Befreiung aus den Fesseln und Schranken einer unerträglichen Einwinkelung des Lebens. Die Feststellung, daß Castillo eine Neigung zeigt, seine picaros zu aristokratisieren, darf an sich auf jeden Fall nicht als Symptom einer moralischen Dekadenz ausgelegt werden.

Der Versuch das Oeuvre Castillos als symptomatisch für das Zeitalter der spanischen Dekadenz darzulegen, ist Dunn leider nicht völlig gelungen und konnte nicht gelingen. Es ist von vorneherein gefährlich, die Werke C.'s einerseits vom Standpunkt der Gipfelleistungen des Cervantes, anderseits von dem des modernen, durch die realistischen Meisterromane des an Dickens und Galdós geschulten Geschmackes zu beurteilen. Die Tatsache, daß Castillos Schöpfungen nicht an die Meisterwerke des Cervantes heranreichen, berechtigt noch nicht zur Feststellung einer sein ganzes Zeitalter charakterisierenden Dekadenz. Es wird doch niemand einfallen, bei Petrarca und Boccaccio gegenüber Dante, oder bei Chaucer gegenüber dem mittelalterlichen Ritterepos von Dekadenz zu reden. In solchen Fällen handelt es sich um Manifestationen neuer künstlerischer Möglichkeiten, nicht um Aufstieg oder Abstieg. Außerdem ist doch nicht zu verkennen, daß dieselben Elemente, die Dunn bei Castillo als Symptome der Dekadenz auffaßt, in starkem Ausmaß schon im frühen Schelmenroman, in den Werken des Cervantes selbst, ja in der Celestina und im Libro de buen amor des Arcipreste de Hita nachweisbar sind. Übrigens verschließt sich auch Dunn nicht der Tatsache, daß Kunstblüte und geistig-schöpferische Fruchtbarkeit eines Volkes zeitlich fast nie mit seiner politischen Ex-

pansion und dem Hochstand seiner wirtschaftlichen Aktivität zusammenfallen. Auch im Falle von Shakespeare und den zahlreichen andern Dramatikern seiner Zeit ist es wohl richtiger, von einem Gestirn erster Größe und von begleitenden und in seinen Bahnen folgenden kleineren Sternen zweiter und dritter Ordnung als von einem Höhepunkt und einer nachfolgenden Dekadenz zu sprechen. Im Fall Castillos verbietet uns auch die Rücksicht auf seine Zeitgenossen, auf die hohen theatralischen Leistungen Calderóns und auf die vielseitige Genialität des Oeuvres Quevedos den Castillo selbst als Repräsentanten der Dekadenz seines Zeitalters abzustempeln. Was verschlägt es dem Parnaß, daß er sich an Majestät nicht messen kann mit dem Olymp? Ist er doch immerhin der Parnass. Uns will scheinen, man sollte einen Autor zweiten oder dritten Ranges und seine Werke nicht durch zu strenge Vergleichung mit Meistern und mit Meisterwerken ersten Grades abwerten. Castillo ist sicher keine erstrangige Größe. Aber seinen Werken eignen doch eine Menge künstlerischer Qualitäten, die sie den Zeitgenossen empfahlen. Gewiß, heute liest sie niemand mehr. Aber wer liest heute außer den Studenten und Schülern und einigen originellen Köpfen noch Boccaccio oder Cervantes.

Basel AUGUST RÜEGG

Gustav Siebenmann, *Über Sprache und Stil im Lazarillo de Tormes*. Romanica Helvetica, vol. 43, 113 p., Bern 1953.

Der Titel des aus der hispanistischen Schule von A. Steiger erwachsenen Bändchens weist darauf hin, daß es sich nicht um eine systematische Gesamtuntersuchung dieses um die Mitte des Siglo de Oro von einem Anonymus verfaßten ersten Schelmenromans handelt. Eine Reihe von Einzelproblemen sind herausgegriffen und in sechs locker aneinandergereihten Kapiteln monographisch behandelt. Trotzdem ist es S. gelungen, einen Bogen über das Ganze zu spannen und von der syntaktischen bis zur stilistischen Detailuntersuchung der zentralen Frage nach der Wesensart dieser Prosa näherzukommen [1].

Methodisch mustergültig (mit der nachfolgenden Einschränkung) ist das erste Kapitel *Über die Konjunktion que,* welches als Dissertation der Universität Zürich eingereicht worden war. Eine sorgfältige synchronische Untersuchung der Kausalkonjunktionen im Lazarillo führt S. zum Schluß, daß *que* „sozusagen ausschließlich koordinierend verwendet" wird (deutsch *denn*), *porque* oft koordinierend, im übrigen aber „die typisch subordinierende Konjunktion" ist und *ca* mit einer Ausnahme völlig fehlt. Erst die ergänzende diachronische Untersuchung, die sich auf weitere neun synchronische Querschnitte durch Texte vom 13. bis 16. Jahrhundert stützt, brachte jedoch den Beweis, daß „die kastilische Schriftsprache in ihren Anfängen die kausale Subordination von der kausalen Koordination unterschieden" hat (vgl. *weil – denn*; *parce que – car*; *because – for*). Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt sich die Scheidung zu verwischen. Der Vergleich der zehn

[1] Ohne puristisch zu sein, hätten manche unnötigen Fremdwörter wie Bimembrität, obligativ, jussiv, abusiv, Suffigierung, Evokation, innovatorisch, usw. vermieden werden können. Hiebei, zusammenhangen sind schweizerisches Hochdeutsch.

synchronischen Querschnitte läßt deutlich die Verschiebungen im Ausdruckssystem erkennen: *ca* fand sich von Anfang an nur koordinierend. Sein subordinierender Gegenspieler war *porque*. *Que* trat zunächst kaum in Erscheinung. Seit dem 15. Jahrhundert jedoch begann das volkstümlichere *que* das literarischere *ca* in der Koordinierung zu verdrängen. *Ca* zog sich auf die Gelehrtenrhetorik und den Kanzelstil zurück und verschwand schließlich im 17. Jahrhundert. Das vieldeutige *que* jedoch, welches in der Koordination das Erbe von *ca* antrat, war nicht stark genug, um sich gegen das aus der Subordination eindringende gebildetere *porque* durchsetzen zu können. Noch heute leben schriftsprachliches *porque* und umgangssprachliches *que* nebeneinander. Mit dem Eindringen von *porque* in die Koordination jedoch (um 1500) wurde die frühere klare Trennung von kausalen Haupt- und Nebensätzen aufgegeben.

Im Gegensatz zu der bescheidenen Kapitelüberschrift untersucht S. somit die Geschichte eines sprachlichen Feldes. Seine Fragestellung ist onomasiologisch, und das Resultat unterstreicht erneut die Bedeutung der onomasiologischen Forschungsmethode für das unter diesem Gesichtspunkt bisher stark vernachlässigte Gebiet der Syntax. Durch die geschickte Verbindung von Synchronie und Diachronie auf onomasiologischer Basis erhalten wir einen fesselnden Einblick in die sprachliche Entwicklung, und von diesem Hintergrund erst hebt sich die sprachliche Eigenart des zu Beginn untersuchten Lazarillo eindrücklich ab.

E i n e kritische Bemerkung grundsätzlicher Art allerdings müssen wir beifügen. Ein statistischer Vergleich verschiedener Synchronien kann nur dann wirklich zuverlässig und überzeugend sein, wenn er auf einer breiten Basis durchgeführt wird: 10, 11 oder 17 Seiten eines Textes genügen nicht, wenn der Zufall ausgeschaltet werden soll. Es ist gefährlich, auf Grund von 9 Beispielen aus 15 Seiten von Luis de Granada die Struktur des Ausdruckssystems erschließen zu wollen; das einzige, was an einer solchen Statistik nicht zufällig ist, ist der Kommentar S.'s: „*ca*, das in unserem Text zufällig fehlte, ist für diesen Autor auffallend häufig belegt"! Aus dem für die Entwicklungslinie wichtigen 15. Jahrhundert ist leider nur ein einziger Text (Corbacho) untersucht worden und „zufällig fand sich in den untersuchten Seiten kein subordinierendes *porque*". Es ist deshalb auch ein bißchen zufällig, wenn die auf dieser schmalen Basis herausgearbeitete Entwicklungslinie zu stimmen scheint. Unsere Stichproben aus dem Caballero Cifar (1. Hälfte des 14. Jahrhunderts) bestätigen die zwei Querschnitte S.'s aus dem 13. und 14. Jahrhundert:

S. 5– 13: 20 *ca* koord.; 14 *porque* subord.
S. 177–184: 41 *ca* „ ; 1 *porque* „
S. 324–327: 16 *ca* „ ; 1 *porque* „

Wie sehr sich das Verhältnis je nach dem gewählten Textteil aus einem und demselben Texte ändern kann, zeigt sich schon an diesem Vergleich. Noch eindeutiger werden unsere obigen Überlegungen unterstrichen, wenn man die S. 185–186 herausgreift: 4 *ca* : 7 *porque*, womit zwar nicht die Verwendung der beiden Konjunktionen, aber doch ihr gegenseitiges zahlenmäßiges Verhältnis umgedreht wird.

Auch das 2. Kapitel „Zur Stellung der unbetonten Objektpronomen" geht weit über den Rahmen des Lazarillo hinaus. Vornehmlich auf

Tomás und v. Ginneken fußend versucht S. nachzuweisen, daß die Stellung der unbetonten Objektpronomen eng mit dem Intensitätsakzent zusammenhängt (untersucht in allen drei satzbildenden Einheiten: der Intensitätsgruppe, dem Sprachtakt und der Satzperiode). Die zunächst streng synchronisch geführte Untersuchung zeigt, daß die der Intensität gehorchende Mobilität der unbetonten Objektpronomen schon zur Zeit des Lazarillo allmählich zu erstarren begann und, was besonders bedeutsam ist, daß diese Erstarrung beim Gerundium, dann beim Infinitiv und beim Partizip (Nachstellung unbekümmert um die Intensität) einsetzte. Die anschließende diachronische Einbettung, welche den Lazarillo im entscheidenden Wendepunkt von der altspan. Mobilität zur neuspan. Erstarrung (die allerdings weniger weit als im Französischen gegangen ist) erkennen läßt, fußt im wesentlichen auf Gessner. S. unterstreicht den „fortschrittlichen Sprachgebrauch" des Lazarillo. Grundsätzlich möchten wir nur zu bedenken geben, daß für Poesie und Prosa eine getrennte Untersuchung erforderlich wäre, da sich die gebundene Form stets eine viel größere Freiheit in der Wortstellung bewahrt hat, wie es übrigens für das Altfranzösische einwandfrei erwiesen ist. Das zusammenfassende Schema S. 52 würde sich bei einer solchen Differenzierung vielleicht nicht unwesentlich verändern. Im letzten Abschnitt wird der Rahmen nochmals erweitert; die eigenen Ergebnisse werden zur bisherigen Fachliteratur, speziell zur Enklisen-Proklisen-Theorie, in Beziehung gesetzt. Die Sonderstellung des Französischen wird erneut hervorgehoben, ohne daß jedoch darauf hingewiesen wird, wie dringend notwendig heute gerade in diesem Punkte eine sorgfältige Untersuchung derAuswirkung germanischer Betonungsverhältnisse auf die französische Syntax wäre (als Parallele zu den Auswirkungen auf die französische Lautentwicklung).

Das kurze 3. Kapitel über den periphrastischen Ausdruck von Verbalaspekten zeigt eindrücklich den Reichtum und die Anschaulichkeit der Aspektperiphrasen im Spanischen, wobei sich „die verblüffende Tatsache ergab, daß im Lazarillo bis auf geringe Ausnahmen alle heute geläufigen Ausdrücke schon da sind", ein erneuter Beweis für die Modernität seiner Sprache.

Stufenweise schreitet S. in den letzten Kapiteln weiter zur reinen Stilanalyse (Das Dichte und Rasche der Mitteilung; das Spielerische und Manirierte des Ausdrucks; die Satzgestaltung) [1]. Die Untersuchung

---

[1] Im einzelnen wäre manches beizufügen.

Zu S. 80: S. möchte die sich scheinbar widersprechenden Tendenzen nach Knappheit des Ausdrucks (Ellipse) und Pleonasmus (Synonyma usw.) auf eine „funktionelle Gemeinsamkeit" zurückführen. Dies ist jedoch weder möglich noch notwendig, s. Henri Frei, La Grammaire des Fautes, Genf 1929 (Zu den besoin d'économie und besoin d'expressivité).

Zu S. 89 ff. Zur schwierigen Frage des im europäischen Mittelalter so beliebten Dualismus (Tendenz zur synonymen Paarung) wäre eine weit umfangreichere Literatur heranzuziehen.

Zu S. 92 f.: In der Besprechung der ungewöhnlichen Artikelwiederholung in Beispielen wie ‚le cozia y comia *los* ojos y *la* lengua y *el* cogote y sesos y *la* carne' wäre darauf hinzuweisen, daß in solchen Fällen der Artikel noch einen Teil seines ursprünglichen demonstrativen Wertes bewahrt hat (wie auch im afr.).

der sprachlichen Formen führt ihn folgerichtig zum Erfassen der inneren Form des Werkes. Immer deutlicher zeichnet sich die Gestalt eines äußerst geschickten Dichters ab, der es vortrefflich verstand, Gelehrtes und Volkstümliches zu einer stilistischen Einheit zu verbinden. Der Lazarillo ist ein Wortkunstwerk. Das Märchen von der volkstümlichen Sprache des Lazarillo wird von S. endgültig zerstört. Sie ist kunstvoll kunstlos, wie es S. schön formuliert, und hinter der ungekünstelten Einfachheit stehen oft raffinierte Ausdrucksmittel. Der erste Schelmenroman ist nicht der einmalige Glückswurf eines ungebildeten Mannes aus dem Volk, wie noch vor 50 Jahren behauptet wurde. Der Wert der Arbeit liegt allerdings nicht in dieser (nicht neuen) Schlußerkenntnis, sondern in den sorgfältigen, methodisch und psychologisch fein geführten Einzeluntersuchungen, die oft weit über den gesteckten Rahmen hinausgehen und trotz ihrer lockeren Aneinanderreihung zu einem eindrücklichen Gesamtbild führen.

Berlin KURT BALDINGER

O. H. Hauptmann (Hrsg.), *Escorial Bible I. j. 4.* Volume I: *The Pentateuch.* Philadelphia, University of Pennsylvania Press for Grinnell College Press, 1953. XII, 320 S. $ 5.00.

Die altspanischen Bibelmanuskripte des Alten Testaments, die im Escorial aufbewahrt werden, sind in zwiefacher Hinsicht bedeutungsvoll, einerseits für die Laut- und Wortgeschichte sowie die Entwicklung

---

Zu S. 96: Die Möglichkeit, Plurale und Singulare, Maskulina und Feminina durch ‚y' ohne Wiederholung des Artikels zu verbinden, hat im Gegensatz zu der von S. zitierten Behauptung Spitzers, das Spanische nehme in dieser Beziehung eine Sonderstellung ein, auch das Mittelfranzösische:

M. und F.: *aucun homme ou femme* (Cout Agen 7), *sur ledit hypotheque et gage* (1552 ?, Cout Renaix 17, 1), *le pere, mere, ayeul ou ayeule* succedent (1567, Cout Amiens 68), *le consentement ou presence* prejudicie . . . (1520, Cout Saintonge 47), *debteur de ladite rente ou surcens* (1567, Cout Amiens 248); im Pl.: *aucunes terres et dommaines* (1507, Cout Touraine loc. S. 626), *lesquelles coûtumes, usages et stiles* (ca. 1507, Cout Abbeville loc. 5. 108); nebeneinander finden sich *la garde et nourriture* und *les garde et nourriture* (1495, Cout Sens 9); aus der Artikelellipse entstanden oft syntaktische Kontaminationsformen, vgl. *les foy et hommage* (1507, Cout Touraine 25, 8) und *les foy et l'hommage* (1583, Cout Normandie 108).

Sg. und Pl.: *entre l'aisné et puisnez* (1507, Cout Touraine 26, 3), *la femme et enfans* (1508, Cout Anjou 253).

Die Ellipse ist in der mfr. Urkundensprache auch in andern Fällen sehr beliebt, z. B. *tant le vendeur qu'acheteur* (1514, Cout Saint-Sever 5, 6), und zwar nicht nur beim Artikel: *en cas et crime de leze Majesté* (1495, Cout Sens 23), *en contrat de mariage et faveur d'iceluy* (1521, Cout La Marche 295), *en faveur et traité de mariage* (ib. 289), *en sa presence ou de son Juge* (1507, Cout Touraine 30), *les subjetz tonsurez et d'Eglise d'icelle chastellenie* (1507, Cout Touraine loc. S. 622). Wie wenig man sich dabei um grammatikalische oder logische Konkordanz kümmerte, zeigen die beiden folgenden Beispiele: *celluy desdictes parties qui a tort* (Anc Cout Bourges 2, 23); *ne nulz ne le doit aubergier ne vendre* (Ernest Lehr, La Handfeste de Fribourg dans l'Uechtland, Lausanne 1880, S. 80 f., fr. Text von 1406; lt. Text von 1249 nec aliquis *eum* debet hospitari, nec aliquid *ei* vendere; der Text von 1410 noch sol *in* nieman husen noch hofen noch *ime* nüt verkoufen).

Die Beispiele sollen zeigen, wie gefährlich solche generelle Behauptungen sind.

der Syntax des Spanischen, andererseits für die Geschichte der spanischen Bibelübersetzung. Nachdem seit 1927 der Pentateuch nach den Escorialmanuskripten I. j. 3, I. j. 8 und I. j. 6 in kritischer Ausgabe vorliegt (*Biblia medieval romanceada,* Buenos Aires, hrsg. v. A. Castro, A. Millares Carlo und A. J. Battistessa), ist es daher sehr zu begrüßen, daß O. H. Hauptmann sich der Mühe unterzogen hat, nunmehr das wichtige Ms. I. j. 4, und zwar zunächst den Pentateuch, zu veröffentlichen. Die kritische Ausgabe verdient uneingeschränktes Lob, da sie mit aller gebührenden Vorsicht gegenüber dem Ms. und aller Akribie durchgeführt worden ist, unter ständigem Vergleich mit dem hebräischen Text und der Vulgata. Als Ausgang diente die in der Library of Congress befindliche Photokopie des Ms. Die kritischen Anmerkungen zum Text sind in ihrer Gesamtheit nicht besonders umfangreich, aber sehr aufschlußreich. In der Einleitung (S. 1–53) beschreibt H. das Ms., behandelt Alter und Übersetzungsquellen, vergleicht I. j. 4 mit anderen span. Übersetzungen, die auf dem hebräischen Kanon beruhen, und äußert sich über Grundsätze und Technik seiner Edition.

Das Datum ergibt sich aus einer Untersuchung der sprachlichen Eigentümlichkeiten als erstes Drittel oder Anfang des zweiten Drittels des 15. Jahrhunderts. Die Übersetzung mag aber älter sein, da es sich wahrscheinlich um eine Abschrift handelt; jedenfalls weisen zahlreiche Irrtümer, die sich leicht als Kopistenfehler erklären, darauf hin. Berger (Romania XXVIII, 401) hatte als Quelle die Vulgata angesehen und darauf weisen auch die Anordnung der Bücher, die Aufnahme apocrypher Schriften, die Fassung einzelner Stellen gemäß der Vulgata, im Gegensatz zum hebräischen Text, die Schreibung häufig gebrauchter Eigennamen. Daß der hebräische Text die Grundlage der span. Übersetzung darstellt, beweisen die wortgetreue Wiedergabe der hebräischen Wendungen, in denen das finite Verb durch den vorangestellten Infinitiv verstärkt wurde, z.B. *comer comeras, morir morredes, acresçentar acresçentare* (hier wäre ein Hinweis angebracht gewesen, daß offenbar die damalige span. Umgangssprache bereits der Möglichkeit einer solchen Wiedergabe entgegen kam; der heutigen Volkssprache sind derartige Wendungen geläufig); die getreue Wiedergabe der undeklinierbaren Relativpartikel *'ašer* (z.B. *de las casas que lo comieron en ellas; los gentios que el Sennor tu Dios te dara su tierra*); Verwechslung der Bedeutungen von *min (mi),* ,von' einerseits und ,als' beim Komparativ andererseits; Ungenauigkeiten, die auf einer Verwechslung eines hebräischen Wortes mit einem anderen beruhen; einige Transliterationen von Wörtern, die sonst übersetzt werden. Ein von H. durchgeführter Vergleich der hebräischen Fassung (in Transkription, mit darunter gesetzter wortgemäßer englischer Übersetzung) der ersten 21 Verse der Genesis mit denen von I. j. 4 und der Vulgata ergibt ferner die beachtenswerte Wiedergabe der hebr. Akkusativpartikel *'ēth* durch *a (bārā' 'elōhīm 'ēth haššāmayim* w^e *'ēth hā'āreç = crio Dios a los çielos e a la tierra),* die Übersetzung von Wörtern, die in der Vulgata ausgelassen sind, u. a. Es ergibt sich jedenfalls deutlich, daß die span. Übersetzung vom hebräischen Text ausgegangen ist, wenn auch die Vulgata zu Rate gezogen wurde, vielleicht auch eine andere span. Übersetzung.

Hauptmann führt S. 15–50 Vergleiche zwischen den verschiedenen span. Bibelübersetzungen durch, die auf dem hebräischen Kanon be-

ruhen (teilweise unter Heranziehung des hebr. Textes und des Vulgatatextes). Diesen Vergleichen kann natürlich in mancher Beziehung nur ein vorläufiger Charakter zukommen, da die einzelnen Vergleichsstücke nur Ausschnitte sind, zu kurz – und manchmal auch zu unergiebig – um endgültige Schlüsse zuzulassen. Das Aufspüren der gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Fassungen mußte den Herausgeber reizen, und wir sind ihm dankbar für die Untersuchung und die gewonnenen (wenn auch vorläufigen) Resultate. Verglichen werden vor allem die Escorialmanuskripte I. j. 3 und I. j. 4, die Ferrara-Bibel von 1661 und die von Mosé Arragel übersetzte Alba-Bibel. Es haben aber auch die Konstantinopler Pentateuchübersetzungen von 1547 und die Escorialhandschriften I. j. 7 und I. j. 5 Berücksichtigung gefunden. Es ergibt sich eine enge Beziehung zwischen I. j. 3 und Ferrara und zwischen diesen beiden und Konst. 1547. H. neigt zu der Ansicht, daß alle drei Fassungen zu einer Gruppe von Übersetzungen gehören, die aus rabbinischer Tradition hervorgegangen sind. I. j. 3 ist eine christianisierte Fassung. I. j. 4 ist die unabhängigste aller Fassungen. Arragel scheint I. j. 4 und I. j. 3 und vielleicht noch andere Fassungen mit herangezogen zu haben. Arragel arbeitete ziemlich unabhängig und zog die anderen Fassungen (d. h. die noch nicht christianisierte Fassung von I. j. 3, I. j. 4, I. j. 3 und Ferrara) nur dann heran, wenn der hebräische Text und die Vulgata nicht übereinstimmten oder wenn ihm ein Wort fehlte. Ob I. j. 5 und I. j. 7 tatsächlich keine Beziehungen zu den anderen Fassungen aufweisen, muß die weitere Forschung klären.

Hamburg WILHELM GIESE

Fernando de Herrera, *Rimas inéditas* editadas por José Manuel Blecua (Revista de Filología Española, Anejo XXXIX), Madrid 1948, 254 S.

Den Handschriftenband, der dieser verdienstvollen Ausgabe zugrunde liegt (Nr. 10.159 der Madrider Nationalbibliothek) hatte zwar bereits Gallardo entdeckt; doch war er seither kaum benützt worden, und zeitweise hatte man ihn völlig aus den Augen verloren. Obwohl er anscheinend erst im 18. Jahrhundert zusammengefaßt und mit einem Register versehen wurde, so enthält er doch drei handschriftlich weit ältere, voneinander unabhängige Hauptteile. Neben der „Alejandra" des Lupercio Leonardo de Argensola und einer Kollektion von Gedichten des Juan de Arguijo und des Francisco de Rioja (deren Anfangsverse Blecua S. 234 ff. und S. 244 ff. nebst den gegenüber den Ausgaben von Adolfo de Castro und La Barrera auftretenden Varianten verzeichnet hat) steht als Wertvollstes eine 1578 niedergeschriebene (oder doch abgeschlossene) Sammlung von 130 Gedichten des Lepanto-Sängers.

Daß dieses Ms. immerhin vier (nicht, wie Blecua sagt, fünf) Jahre älter ist als die früheste Herrera-Ausgabe, die schmale, 1582 vom Dichter selbst besorgte Auswahl *Algunas obras de Fernando de Herrera*, und volle 41 Jahre älter als die 1619 von Francisco Pacheco herausgegebenen *Versos de Fernando de Herrera*, daß 46 dieser Gedichte bisher gänzlich unbekannt waren und die meisten übrigen eine Fülle interessanter Varianten gegenüber *Algunas obras* und der Pacheco-Ausgabe aufweisen, das sind Daten, aus denen die Bedeutung dieser Publikation klar hervorgeht.

Es kann nicht Aufgabe einer Buchanzeige sein, die Resultate einer in den nächsten Jahren durch diese Gabe vermutlich neu entfachten Herrera-Forschung vorwegzunehmen. Die Mehrzahl dieser 34 Sonette, 3 Kanzonen, 3 Elegien, 4 Eklogen und 2 Oktavengedichte (estancias) sind ganz unverwechselbare Kinder der Herreraschen Muse. Ohne völlig neue Aspekte zu eröffnen, verbreitern, beleben und vertiefen sie nicht unwesentlich unser Wissen um seine dichterische Welt, vor allem soweit diese dem Petrarkismus (Sonette!) und dem Platonismus (Elegien!) verpflichtet ist. Seine Liebeslyrik bleibt auch hier trotz stärkster Verschuldung an italienische Vorbilder und an Garcilaso von der schmerzlich verhaltenen Anbetung der Condesa de Gelves so original durchglüht, daß selbst Motivklischees wie die unermüdliche Flammen-, Pfeil- und Fessel-Metaphorik die Überzeugungskraft innerer Konsequenz erhalten. Neben der dominierenden Liebeslyrik immerhin noch bedeutsam steht (in mehreren Sonetten) das Thema der Künstlerfreundschaft und – den Blick besonders auf sich lenkend – das Thema der Canción I *Al Conde de Gelves,* worin Herrera dem Gemahl seiner verehrten Gebieterin in der fast priesterlichen Haltung des Unsterblichkeit verleihenden Dichters gegenübertritt, was in starkem Gegensatz zu den Einschränkungen steht, die Herrera (vgl. A. Coster, *Fernando de Herrera [El Divino],* Paris 1908, S. 178 ff.) später in seiner Wertschätzung des Dichtertums vorgenommen hat. Blecua sieht – literarhistorisch gesehen wohl mit Recht – das Schwergewicht seiner Publikation in den 4 Eklogen, deren baldige Veröffentlichung schon im Vorwort der Pacheco-Ausgabe angekündigt, aber niemals verwirklicht worden war, so daß diese Gattung im Werk Herreras bisher nur durch die *Égloga venatoria* von *Algunas obras* vertreten schien. Deutlicher als alle übrigen Gedichte erweisen diese 4 Eklogen Garcilaso als wichtigsten Ausgangspunkt von Herreras Dichtung. Wahrscheinlich reichen nicht nur die von Blecua genannten (die 1. und 3.), sondern sämtliche Eklogen in die Jugendzeit zurück. Künstlerisch gesehen halten sie sich nicht durchweg auf gleicher Höhe. Neben Stellen, die echtes Naturgefühl und innige Ergriffenheit verraten, stehen andere, die nichts anderes darstellen als Stilübungen nach Garcilaso oder Sannazaro. Hinsichtlich der zeitlichen Situierung der Hauptmasse dieser Inedita wird man sagen dürfen, daß sie die von Coster (op. cit. p. 177) als Periode der vollendeten Reife angesehenen siebziger Jahre wohl mit einschließt, aber darüber hinaus in Herreras Jugendzeit zurückgreift.

Der schönen Bereicherung des Herrera-Bildes, die wir diesen Inedita verdanken, hält die Variantenfülle der anderswo schon veröffentlichten Gedichte an Bedeutung fast die Waage. Daß manche Gedichte doppelt in der Hs. stehen und andere aus anderer Quelle bekannt sind (z.B. durch Abdruck in Herreras Garcilaso-Kommentar oder durch moderne Einzelveröffentlichung auf Grund anderer Hss.), kann hier unberücksichtigt bleiben. Entscheidend ist, daß 78 Gedichte der Hs. auch schon in den beiden alten Herrera-Ausgaben standen, und zwar 13 in *Algunas obras,* 65 bei Pacheco und 12 glücklicherweise sogar in beiden. Sind auch in einzelnen Fällen die Texte gleichlautend oder die Varianten belanglos, so sind die textlichen Unterschiede bei der Mehrzahl der Dubletten doch so vielfältig und aufschlußreich, daß sie gründliche Blicke in die Werkstatt des unablässig feilenden Dichters erlauben und eine Reihe von Einfallstoren ins Textverständnis auftun. Wo die Fassungen

stark differieren, hat Blecua den Text der Hs. voll abgedruckt und der anderen Version gegenübergestellt. Wo die Varianten weniger Gewicht haben, beschränkt er sich darauf, sie im Index (S. 225 ff.) zu verzeichnen. Die künstlerischen Kräfte, die in den Varianten wirksam waren, sind recht verschieden, z. T. einander sogar entgegengesetzt. Auf der einen Seite ist der Dichter bestrebt (etwa in Richtung auf Garcilasos Stilideal klassischer Einfachheit), den Wohlklang zu erhöhen, den Satzbau zu glätten, den Wortschatz zu modernisieren, auf der anderen ringt er bewußt um Farbenreichtum und Ausdruckskraft, um die kostbare Prägung, die forma culta. Die Fassungen der Rimas inéditas scheinen – das darf ungeachtet der von Blecua umsichtig formulierten Unterscheidungen und Einschränkungen doch gesagt werden – zeitlich im allgemeinen zwischen denen von *Algunas obras* und denen der Ausgabe Pachecos zu liegen, der, wie es sich nun endgültig bestätigt hat, vorwiegend auf frühe, noch wenig gefeilte Texte zurückgegriffen hatte. Im einzelnen ist hier freilich noch viel Arbeit zu leisten, bis die Priorität überall soweit geklärt ist, daß eine kritische Gesamtausgabe möglich wird. Daß man die Variantenfülle in einzelnen Fällen als einen Verlust an Konturenschärfe empfinden wird, ist nicht zu leugnen. Manche Gedichte stehen nun nicht mehr so eindeutig und klar vor unserem Auge wie bisher, sondern erleiden durch die Abwandlungen des sprachlichen Kleides im Bewußtsein des Lesers eine gewisse *difuminación* oder gar Relativierung. Doch soll dies unseren Dank an den Herausgeber gewiß nicht schmälern!

Baden-Baden — Otto Jörder

Germán Bleiberg, *Antología de elogios de la lengua española.* Ediciones Cultura Hispánica. Madrid 1951. 472 S.

Germán Bleiberg – poeta, crítico e investigador español, colaborador en la redacción del «Diccionario de Literatura Española» de la Revista de Occidente, 2a edición, Madrid 1953 – nos ofrece ahora esta selección de textos que, según su autor, ‚no constituye un libro erudito'. Se trata de una antología que presenta el concepto que de la lengua española han tenido algunos españoles ilustres que la hablaron y que en ella escribieron, desde el Renacimiento hasta fines del siglo XIX. Los textos seleccionados no se limitan a exhibir un mero elogio de la lengua española, sino que a veces son una muestra de la preocupación filológica en torno a los problemas del idioma español y al lenguaje en general como fenómeno humano. Si bien en la lírica mozárabe existieron ya muestras de la lengua española, es en el siglo XIII, durante el reinado castellano de Alfonso X, cuando se sustituyó el latín por el romance en los documentos reales, declarándose así la oficialidad del castellano y produciéndose su consagración definitiva en 1492, año de tres acontecimientos decisivos para España y para el mundo: expulsión de los musulmanes con la reconquista de Granada, descubrimiento de América y publicación de la Gramática castellana de Nebrija. Es ésta la primera gramática de un idioma vulgar que responde además a la estimación renacentista por las lenguas vernáculas. A partir de este hecho, el español o castellano se convierte en lengua universal.

El volumen que hoy nos ocupa consta de tres partes: 1) Elogios de la lengua española en el Renacimiento; 2) en el siglo XVIII, y 3) en

discursos académicos (siglo XIX). La parte primera supone una repetición de la obra «Las apologías de la lengua castellana en el siglo de oro», selección y estudio de José Francisco Pastor, Madrid 1929. A los 20 fragmentos de textos que presentaba Pastor, Bleiberg añade dos más: el Maestro Gonzalo Correas y José Pellicer de Ossau. Bleiberg cuida la corrección de fechas exactas, añade biografías algo más extensas y presenta a los autores bajo un orden cronológico. Es lástima que esta obra no posea mayor número de notas que la erudición del señor Bleiberg hubiera hecho factible. En la ‚Nota preliminar' se nos indica la posible aparición de un segundo volumen que contendrá el testimonio de los escritores españoles contemporáneos, así como el de los extranjeros, cuyos juicios serán, naturalmente, más interesantes. Esperemos con gozo el segundo volumen anunciado, que completará sin duda alguna esta valiosa contribución del sentir general sobre la lengua española.

München — MANUEL MANZANARES

Giuseppe Carlo Rossi, *Storia della Letteratura Portoghese.* Sansoni, Firenze 1953.

Das Interesse für portugiesische Literatur war bis vor kurzem in Mitteleuropa nicht gerade bedeutend. Es würde zu weit führen, den Ursachen dieser Indifferenz gegenüber einem so fruchtbaren und so ausgeprägt originellen Zweig europäischen Kulturschaffens nachzugehen. Zum großen Teil ist daran das Vorurteil schuld, Portugal habe seine politische Rolle ausgespielt, das portugiesische Volk sei dekadent und, was es auf kulturellem Gebiet geleistet habe, seien nur Abschattungen und Schattierungen spanischen Kulturgutes, die ein genaueres Studium nicht lohnten. Erst die Ermannung und Regeneration Portugals, die mit dem Namen Salazar verknüpft ist, hat in dieses Vorurteil Breschen geschlagen und einer einsichtigeren und gerechteren Wertung des portugiesischen Anteils an der politischen, geistesgeschichtlichen und künstlerischen Leistung des Abendlandes die Bahn geebnet.

Wer die portugiesische Sprache nicht beherrschte und die literarhistorischen Werke T. Bragas und F. de Figueiredos nicht lesen konnte, war bis vor kurzem auf Aubrey Bells in englischer Sprache geschriebene und C. Michaelis de Vasconcellos im Grundriß der romanischen Philologie von Gröber erschienene Geschichte der portugiesischen Literatur angewiesen. Aber diese beiden Werke sind sehr knapp gehalten und heute veraltet. Für die praktische Verwendung im Universitätsunterricht eignen sie sich nicht mehr oder nur wenig. Diesem Übelstand hat der Vertreter der portugiesischen Philologie an der Universität Rom G. C. Rossi, der 1946 eine portugiesisch geschriebene Geschichte der italienischen Literatur herausgegeben hatte, mit der Ausarbeitung des nun vorliegenden, für Studienzwecke vortrefflich geeigneten Werkes abgeholfen. Die portugiesische Literaturgeschichte Rossis zeichnet sich nicht nur durch den Reichtum von Information und die klare Disposition derselben aus. Sie ist übersichtlich gestaltet, unterscheidet schon im Druck Wichtiges und Ergänzendes, Stofflich-Kritisches und Biographisches. Die bibliographischen Abschnitte sind für Studierende von größtem Nutzen. Die Darstellung verliert sich nie in Theoretischem und befleißigt sich in ästhetischen Belangen eines wohl abgewogenen

Urteils. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten die aufgeklärten Neuerer in Portugal selbst das leidenschaftliche Bedürfnis, in Reaktion auf den Druck der Rückständigkeit ihres Landes und der geistigen Lähmung ihres Volkes die historische Größe der Vergangenheit pessimistisch zu ignorieren oder überkritisch zu denigrieren, und an der politischen und wirtschaftlichen Expansion des goldenen Zeitalters und der ihr folgenden kirchlichen Mission nur die Schattenseiten zu sehen, um sich auf diese Weise für die Zukunft das Recht auf Neuerungen abzuleiten. Von dieser Sucht stimmungshaften Auf- und Abwertens hält sich Rossi fern. Er gibt jeder Periode ihr besonderes relatives Recht. Von großem Vorteil für die Darstellung sind ferner die vielen klugen und wohlangebrachten Hinweise auf die Beziehungen zwischen der italienischen und portugiesischen Literatur. Persönlichkeiten wie Gil Vicente (in dem Rossi nicht nur den Satiriker und Rebellen, sondern auch den Patrioten, Erneuerer des religiösen Lebens und den Schöpfer eines im Volksleben wurzelnden Dramas sieht). Sá de Miranda (der als Humanist in seiner Poesie nicht bloß auf ästhetischen Genuß ausging, sondern einem hohen menschlichen Ethos Ausdruck verschaffte), Camões (der als Lyriker nicht ohne Petrarca zu denken ist und dennoch so völlig eigenartig und viel vitaler ist als das italienische Vorbild), der große Prediger Antonio Vieira (der größte Meister der portugiesischen Prosa und neben Bartolomé de las Casas der mutigste Verteidiger der Rechte der Indianer) und ihre literarischen Schöpfungen erhalten in der Schilderung Rossis Profil, Ansehen und überzeugende Kraft. Aber auch die Vertreter der Romantik Garrett, Herculano, Julio Dinis, Camilo Castelo Branco dürfen sich neben den Romantikern Frankreichs, Italiens und Deutschlands sehen lassen; nur die englischen Romantiker sind ihnen überlegen. Auch die modernen Realisten: Eça de Queiroz, Oliveira Martins, Antero de Quental und Guerra Junqueiro finden verdiente Anerkennung. Das Buch ist reich bebildert. Wenn wir feststellen, daß die moderne Technik es erlauben würde, bessere Reproduktionen von Landschaftsansichten herzustellen als die vom Verlag Sansoni gebotenen, ist das die einzige Kritik, die wir an diesem feinen Werk anzubringen haben.

Basel AUGUST RÜEGG

Diskussion

Le compte-rendu que M. Micha a consacré à mon livre sur la Légende arthurienne et le Graal dans cette revue (année 1954, Band 70 Heft 5/6) est conçu dans un tel esprit que je me trouve dans l'obligation de présenter en réponse quelques observations.

M. Micha me reproche de rapprocher arbitrairement des éléments disparates et d'époques différentes et de reconstruire de toutes pièces un édifice sans base et sans fondement où l'on décèle aisément un travail hâtif et une compétence discutable. Je crois avoir montré dans la rédaction de l'appendice joint à mon livre comme dans mes travaux antérieurs (notamment mon édition critique de Guillaume de Jumièges et mes études sur l'Inquisition en Dauphiné que j'étais parfaitement qualifié pour entreprendre le travail que j'ai mené à bonne fin et qui est le résultat de longues années de recherches, de dépouillements de textes et de lectures innombrables. Ancien Chartiste, ancien membre de l'Ecole française de Rome, lauréat de l'Académie des Inscriptions, ancien élève d'Henri Hubert, de Ferdinand Lot et de Joseph Vendryes, professeur à l'Ecole des Hautes Etudes, médiéviste, folkloriste et celtisant, je ne puis admettre d'être traité d'amateur.

En réalité certains érudits refusent a priori et avec un entêtement presque fanatique de discuter les origines celtiques de la Matière de Bretagne et d'accepter tout effort d'interprétation et de restitution d'ensemble des éléments anciens qui sont à la base des romans arthuriens. Mon analyse et mon effort de reconstruction, si ce dernier revêt nécessairement un caractère partiellement hypothétique, n'en sont pas moins fondés sur les textes mêmes. Le fait que certains de ces textes soient postérieurs à d'autres, n'empêche pas qu'ils soient comparables et dans une large mesure analogues. M. Micha devrait savoir qu'on retrouve souvent dans des textes postérieurs des éléments beaucoup plus anciens, et qu'un grand nombre de romans et de poèmes sont certainement perdus. Seules des tentatives de restitution et de comparaison peuvent permettre d'essayer de comprendre. Il m'apparaît de plus en plus que tout effort d'explication par des origines chrétiennes se heurte à des difficultés insurmontables dans les textes eux-mêmes comme s'y sont heurtées dans un passé tout récent les hypothèses de M. Micha lui-même. Il me paraît infiniment plus facile d'expliquer une christianisation progressive de la légende préparée par une parenté de certains éléments anciens du paganisme celtique.

Il me serait facile d'entrer dans le détail des faits et de prouver que sur nombre de points M. Micha m'a lu de travers ou s'est mépris. Je citerai entre autres un passage où l'auteur du compte-rendu s'étonne que j'aie dit que la cousine de Perceval lui fait reproche de son silence au sujet de la Lance lors de sa visite au Château du Graal. Or au vers 3548 du *Conte du Graal* de Chrétien (ed. Hilka) cette même cousine tient le langage suivant:

«Or me dites se vos veïstes
la lance don la pointe sainne,
Et si n'i a ne char ne vainne?»
«Se je la vi? Oil par foi»
«Et demandastes vos por quoi
Ele seignoit» «n'an parlai onques»
«Si m'aït Deus, or sachies donques
que vos aves esploitié mal».

Inutile d'insister sur cette bévue; *ab uno disce omnes.*

Par contre M. Micha a raison de faire observer que Manessier ne parle pas de contact avec le sang coulant de la lance, ni d'onction des plaies du roi méhaigné avec ce sang. Mais il aurait retrouvé dans mon livre (il s'agit des pages 278–279 et non 127–128 comme cite, inexactement, l'auteur du compte-rendu) à la page 278 en note l'indication que ce détail est puisé dans la *Quête du Saint-Graal.* J'ajoute que cette survivance d'une ancienne coutume est particulièrement digne d'intérêt pour moi dans un texte qui par ailleurs se place dans une ambiance toute chrétienne. En réalité la note 1 de la page 279 (référence à Manessier) aurait dû figurer après les mots: «la tête de Partinal est apportée par Perceval vainqueur et hissée sur le donjon». Et il eût fallu ajouter aux mots: «En même temps» les mots «dans la *Quête du Saint-Graal*» et reprendre la référence de la note de la page précédente rappelant le passage de la Queste. Je confesse cette modeste erreur qui peut trouver une excuse dans la masse de références et de fiches que j'ai dû manier.

J'ajoute par ailleurs que la tentative de mon regretté ami Pauphilet qui s'efforce d'expliquer l'origine du conte du Graal par un conte du type de celui de la ville d'Ys, ne me paraît pas devoir résoudre l'énigme. La disparition du château du Graal n'est pas l'essentiel du récit qui est une quête des objets merveilleux devenant peu à peu des objets miraculeux, la guérison du roi Méhaigné, la délivrance de la Gaste Terre placée sous un enchantement depuis que le Coup félon a frappé le Roi, et la reprise de la succession normale de la souveraineté royale. Ce schème illumine tout l'ensemble des récits et le texte de Chrétien lui-même, dans lequel la lance est parfaitement liée au coup félon qui a détruit le royaume de Logres.

Le Graal de Chrétien est un plat creux comme le décrit Hélinand et non un ciboire ni un calice, ni une pyxide, et les textes nous le disent. La lance est une arme magique de feu et de sang et ses effets liés aux aventures de Bretagne, c'est-à-dire aux périls et aux enchantements que terminera le héros vainqueur du Graal, n'évoquent vraiment pas la lance de Longin. Que toutes ces images et ces traditions se soient christianisées, ennoblies, que le rôle du symbolisme chrétien comme le progrès d'une éducation chevaleresque aient donné sa couleur et sa beauté définitives à l'histoire, je suis le premier à le proclamer. Mais qu'on puisse expliquer valablement l'origine de la Quête du Graal sans faire appel à des éléments et des représentations celtiques, je ne le crois pas.

Paris JEAN MARX

Alexius in Liturgie, Malerei und Dichtung

Die folgenden Betrachtungen beziehen sich auf einen neuen Versuch zur Interpretation der altfranzösischen Alexiusdichtung, den Heinrich Lausberg in einigen jüngst erschienenen Aufsätzen[1] vorträgt. Der unmittelbare Anlaß meiner Ausführungen ist gewiß darin zu sehen, daß der Alexiusforscher des Archivs – bes. im zweiten seiner Aufsätze – sich zu meinem eigenen Aufsatz[2] äußert. Die gegen mich vorgebrachten Argumente werden im Zusammenhang der vorliegenden Studie besprochen werden, soweit sich Lausberg zu wirklicher Diskussion entschlossen hat.

Lausberg hat sich bemüht, Gehalt und Form der afr. Dichtung in absolut zwingender Weise zu deuten, und legt zudem schon für die ersten drei Strophen des Gedichts den ersten Teil einer neuen kritischen Ausgabe vor, der er die Bedeutung einer 'quellenkritischen' Ausgabe beimißt. Meine Ausführungen gehen in erster Linie auf die in diesem Zusammenhang vorgebrachten Thesen ein. Obwohl es manchmal so klingt, als wolle Lausberg für das romanistische Gebiet die Kompetenzen des 'Literarhistorikers' von denen des 'Linguisten' streng unterschieden wissen, können diese Thesen nicht formuliert werden, ohne gewisse Verhältnisse auf Nachbargebieten der Romanistik als gegeben vorauszusetzen. Die Schlüssigkeit eben dieses Verfahrens soll im folgenden hauptsächlich diskutiert werden. Wir sehen uns deshalb genötigt, zunächst Fragen wie die des Alexiuskults und der Darstellung von Heiligenlegenden in der bildenden Kunst zu erörtern, ehe wir nochmals auf die Textgestalt der afr. Dichtung eingehen.

I

Lausberg betont besonders energisch die liturgischen Voraussetzungen der afr. Dichtung. Wenn der Prosavorspruch der Hs. L damit beginnt, daß vom Leben des Euphemianssohnes berichtet werden soll, von dem man 'habe lesen und singen hören' *(del quel nus auum oit lire ecanther)*, so sieht Lausberg darin einen Hinweis auf den liturgisch ge-

[1] *Zur altfranzösischen Metrik, Zum altfranzösischen Alexiuslied, Das Proömium (Strophen 1–3) des altfranzösischen Alexiusliedes,* sämtlich erschienen im *Archiv für das Studium der neueren Sprachen,* und zwar Bd. 191, 183 ff., 285 ff. und Bd. 192, 33 ff. – Ich zitiere der Kürze halber unter 'Lausberg' mit der entspr. Seitenzahl.

[2] *Zum altfranzösischen Alexiuslied,* erschienen in dieser Zeitschrift, Bd. 70 (1954), 161 ff.

bundenen Charakter der Dichtung. In den zwei ersten Strophen berücksichtige der Dichter die Alexiusepistel, in den Str. 121 bis 123 das Alexiusevangelium, und die dazwischenliegende versifizierte Heiligenvita sei eine aufgeschwellte Sequenz [1]. Das Alexiuslied müsse also von den Voraussetzungen der liturgischen Lese- und Gesangtexte her begriffen werden. Dabei legt Lausberg die Schrifttexte zugrunde, die im Proprium de Sanctis des Missale Romanum in seiner heutigen Gestalt stehen, also für die Epistel I Tim. 6, 6–12 und für das Evangelium Matth. 19, 27–29.

Die Probe können wir vor allem für die Timotheusepistel machen, da Lausbergs kommentierte Ausgabe der ersten 3 Alexiusstrophen vorliegt. Die im 2. Vers der Dichtung genannten Tugenden der Vorväter, *feit, iustise, amur,* sollen dreien jener Tugenden entsprechen, die im 11. Vers der Festepistel dem *homo Dei* anempfohlen werden. Wenn dort *justitia, pietas, fides, charitas, patientia* und *mansuetudo* aufgeführt werden, so reservierte der Dichter drei davon für die Darstellung des Heiligenlebens selbst; *pietas, patientia* und *mansuetudo* seien in einer mittleren Partie des Gedichts (Str. 52–54) zur Geltung gebracht worden, auf die sich das beherrschende Thema *pietas cum sufficientia* (I Tim. 6, 6) beziehe.

Es mag auffallen, daß im frz. Text keine direkten sprachlichen Entsprechungen von *pietas, sufficientia, patientia, mansuetudo* vorkommen, und daß auch der Gegenbegriff zu diesen Tugenden, nämlich *cupiditas* (I Tim. 6, 10), im Gedicht nur unbestimmt zur Anschauung kommt. Freilich könnte man darauf hinweisen, daß der Dichter bei der poetischen Wiedergabe der Vita im allgemeinen auf begriffliche Abstraktion verzichtet; solche Sätze der in den Acta Sanctorum abgedruckten Vita wie . . . *perseverabat in austeritate vitae* . . . oder *Sciebat enim, quod antiquus humani generis inimicus has ei parabat insidias* haben den Dichter nicht zu intellektualistischen Formulierungen anregen können.

Sicher aber wird man nicht sagen können, daß die Ausdrücke *feit, iustise* und *amur* nur im Zusammenhang einer Variation der Timotheusepistel auftreten können. Die erste Strophe der Dichtung stimmt keineswegs in so auffälliger Weise mit der Timotheusepistel überein, daß man sich genötigt sähe, den Paulusbrief als 'Quelle' [2] gelten zu lassen. Einem Verteidiger der unbedingten Autorität der Hs. L wird das Fehlen der Str. 51 und 52 in der Hs. A doch zu denken geben, da die Strophenfolge 50.53 den künstlerischen Effekt identischer Stropheneinsätze mit *Suz le degret* erlaubt. Für Lausberg aber, der diesen Effekt durchaus würdigt, kann kein Zweifel bestehen, daß der Kopist von A den ursprünglichen Bezug auf die Timotheusepistel nicht mehr verstand. Ich muß jedoch gestehen, daß mir eine unmittelbare Beziehung zwischen den Str. 51–54 und der Timotheusepistel nicht zwingend erscheint; diese Strophen verwerten teils den Text der lat. Vita,

---

[1] Id., 301 ff.
[2] Id., 44.

teils schreiben sie Alexius das typische Verhalten eines jeden verehrten Bekenners zu.

Die Tugenden des Timotheusbriefs sind für Paulus die des *homo Dei,* der der Versuchung der *cupiditas* widersteht. Im Exordium des Gedichts werden aber die Tugenden *feit, iustise, amur* nicht auf Alexius, der nach alter Tradition seiner Legende auch im afr. Gedicht 'der Gottesmann' genannt wird, bezogen, sondern sie sollen die bessere Vorzeit charakterisieren. Als deren Repräsentanten werden in der zweiten Strophe Noe, Abraham und David genannt. Nichts liegt näher als hier an die biblischen Geschlechtsregister im 11. Kapitel der Genesis oder am Eingang des Matthäusevangeliums zu denken, besonders da damit der Anschluß an die ersten beiden Verse der 3. Str. gewonnen wird. Dort wird nach den Zeitaltern der drei Patriarchen von einem vierten Zeitalter gesprochen, in dem Gott-Christus die Menschheit erlöste. Nur verständlich ist es, wenn der Dichter eines christlichen Epos sich nicht nur mit einem Hinweis auf die Tugenden der Väter des Alten Bundes begnügt, sondern auch die Erfüllung des weltlichen Heilsplans durch den christlichen Erlöser in seinem Proömium andeuten wollte. – Damit bilden die 12 ersten Verse der Dichtung einen geschlossenen Zusammenhang, und man versteht die Intentionen des Dichters wohl richtig, wenn man die Begriffe *feit, iustise, amur, creance* und *cristientet* auf Noe, Abraham, David und Christus bezieht[1].

Lausberg vermutet im Exordium des afr. Gedichts eine Denkleistung von hohen Graden. Er spricht von einem 'Inventionsprozeß', neben dem ein 'Dispositionsprozeß' einherlaufe[2]. Mit großem Scharfsinn durchleuchtet er den afr. Text und ruht nicht eher, als bis er jede Vokabel, ja jedes Tempus als literarische Reminiszenz erklärt hat. Für die Zeitalterlehre beruft er sich auf Augustin und Isidor von Sevilla; niemand wird ihm hierin widersprechen. Die Vierzahl der Tugenden stamme aus Ambrosius' *De Paradiso,* wo auch ein Zitat aus dem Römerbrief das *creance* des afr. Dichters erklären könne. Das Väterlob im Buche Sirach sei Anlaß dafür geworden, daß der Alexiusdichter die Personen Noes, Abrahams und Davids durch bestimmte Tugendprädikate auszeichnete. Wobei im Falle Davids nur die Liebe Davids zu Gott und nicht umgekehrt Gottes zu David gemeint sein könne, was zur Ausmerzung eines Versehens aller erhaltenen Texte Anlaß bietet. Auch die dem Alexiuslied in der frz. Literatur vorausgehende Eulaliasequenz hat das ihre beigesteuert: ohne sie wäre es statt des *Laudemus* aus dem Buch Sirach nicht zu dem schlichteren Eingang des afr. Alexius mit *Bons fut lisecles* gekommen. – Alle diese Quellen habe der Dichter kritisch gegeneinander abgewogen, und es konnte dabei vorkommen, daß er an der Tugendlehre des Ambrosius Kritik übte, da dieser sich von dem verdächtigen Philo inspirieren ließ[3]. Nachdem

[1] Vgl. auch den in dieser Zeitschrift (LV – 1935, 194–197) erschienenen Aufsatz von D. Scheludko, *Über die ersten zwei Strophen des Alexiusliedes.*
[2] Lausberg, 44 und 45.
[3] Id., 53.

diese Fülle literarischer Anregung mit dem aus der Timotheusepistel Gewonnenen in Einklang gebracht worden ist, schreibt Lausberg nicht ohne Anerkennung: 'Das ist also alles sehr geschickt kompiliert'[1].

Man mag wohl annehmen, daß all diese Quellen dem Alexiusdichter ohne weiteres zugänglich waren. Die Zeitalterlehre Augustins und Isidors war für die Gebildeten des Mittelalters ein Gemeinplatz, ebenso wie Isidors Parallelisierung biologischer Entwicklungsstufen des Menschen mit historischen Zeitaltern der Welt. Was Ambrosius, Buch Sirach und Eulalia anlangt: wer wollte die absolute Unmöglichkeit einer Einwirkung nachweisen? Für das klagende *tut est muez pdut ad sa colur* wird man den Hinweis auf die Klagelieder Jeremias (4, 1) äußerst glücklich finden. Da aber unterstellt wird, daß der Dichter die vermuteten Hinweise auf die Timotheusepistel durch allerlei sonstige Lesefrüchte ergänzte und auf dieser Grundlage recht selbständig spekulierte, wird sich der Eindruck verstärken können, daß der Dichter, als er von *feit, iustise* und *amur* sprach, auch an anderes denken konnte als an die Epistel des Alexiusfestes.

Lausberg hätte den Nachweis für das Vorhandensein einer Alexiusliturgie nach heutigem Ritus auch für das 11. Jh. führen müssen. – Für den heiligen Leodegar, den ein frz. Epos vor dem heiligen Alexius verherrlichte, bestand im 11. Jh. und vorher eine eigene Liturgie; im heutigen Missale Romanum ist für ihn nicht einmal mehr eine Commemoration vorgesehen. Er figuriert in dem Berliner Sakramentar 'Philipps 1667' aus dem 10., vielleicht schon 9. Jh.[2], in einem aus dem bayrischen Kloster Nieder-Altaich stammenden Sakramentar, das wohl schon im 11. Jh. gefertigt wurde[3], im Missale des Robert von Jumièges, das dieser zur Zeit der Entstehung des Alexiuslieds seiner Heimatabtei zum Geschenk machte[4], und im Missale von Murbach aus dem 11. Jh.[5]; der Erstdruck des Missale Romanum (Mailand, 1474) und das Kölner Druckmissale von 1514 verzeichnen ihn nur im Kalendarium[6]. – Für Alexius[7] kann Baumstark eine nicht annähernd soweit zurückreichende Liturgie nachweisen, während dieser Heilige nach heutigem Ritus eine eigene Messe hat. Der Erstdruck des Missale Romanum führt ihn unter dem 16. Juli in seinem Kalendarium. Das Missale Romanum von 1504 notiert ihn in seinem Kalendarium unter dem 17. Juli. Und ebenso verhält sich das Kölner Druckmissale von 1514, das Alexius auch im Proprium berücksichtigt. Auch in weiteren vortridentinischen Ausgaben des Missale Romanum ist die Alexiusliturgie aufgenommen worden.

Wenn Alexius im späten Mittelalter offenbar nicht von seiten der Kirche dieselben Ehren genoß wie Leodegar, so hängt dies mit dem Übergewicht zusammen, das besonders auf dem Gebiet der Heiligen-

[1] Id., 54.
[2] Baumstark, *Missale Romanum. Seine Entwicklung, ihre wichtigsten Urkunden und Probleme,* Eindhoven-Nijmegen, 1929, 89 und 231.
[3] Id., 87. [4] Id., 121. [5] Id., 125.
[6] Id., 231. [7] Id., 222/23.

liturgie in nachkarolingischer Zeit der Norden vor Italien gewonnen zu haben scheint. Die lange Periode vom 9. bis zum 16. Jh. ist durch das Nebeneinander verschiedener den Diözesen und Klöstern eigener Liturgietypen ausgezeichnet[1]. Man darf dabei nicht an irgendwie bedenkliche Abweichungen im Meßkanon denken oder die im Mittelalter bestehende Einheitlichkeit der sich in der Liturgie spiegelnden christlichen Anschauung auch nur leise in Zweifel ziehen. Aber in Klerikerkreisen stand ein Wort des heiligen Gregor hoch im Kurs: *in una fide nil officit Ecclesiae consuetudo diversa*[2]. Diese Freizügigkeit gilt naturgemäß in besonders hohem Maße für den öffentlichen Kult der Heiligen. – Der heilige Leodegar verdankt die liturgische Verehrung, die er im 11. Jh. genießt, der gelasianisch-gallikanischen Tradition, die nach den Einungsversuchen der karolingischen Renaissance zu starker Geltung gelangte. Diese Tradition greift auf einen gewissen Grundstock vorgregorianischer liturgischer Form zurück; ihre Regeneration nach der Epoche Karls d. Gr., Hadrians I. und Alkuins bezeichnen die Liturgiehistoriker als ein '2. Gelasianum', dessen Ursprünge bereits im 8. Jh. liegen müssen, von dem uns aber erst spätere liturgische Bücher eine Vorstellung verschaffen. Solche Codices wie das Berliner Sakramentar, das aus Nieder-Altaich und das Missale Roberts von Jumièges gehören zu jener gelasianischen Tradition des späteren Typs, innerhalb deren man sich offenbar für den heiligen Alexius nicht interessierte.

Auch die Hs. L des Alexiuslieds steht in einem berühmten Codex, der – was seine liturgische Seite anlangt – dem 2. Gelasianum nahestehen dürfte: in jenem reich mit Bildern gezierten Psalter, der etwas vor der Mitte des 12. Jhs. im Kloster des heiligen Alban bei London hergestellt wurde. Zwischen 1115 und 1119 wurde in diesem Kloster eine Alexiuskapelle gestiftet[3]. Nun enthält der Albanipsalter ein Kalendarium, in dem spätere Hände wichtige Daten der Klosterchronik eingetragen haben. Man sollte annehmen, daß der heilige Alexius in diesem Kalendarium mit seinem Festtag vertreten sein müßte. Vom Londoner Warburg Institute, wo in Vorbereitung einer Schrift über den Codex Fotokopien sämtlicher Folioseiten des Albanipsalters hergestellt wurden, wird mir mitgeteilt, daß Alexius im Kalendarium nicht figuriert.

Dies läßt sich nur so verstehen, daß die Stiftung einer Kapelle, eines Altars, die Anbringung von Fresken zu einem bestimmten Heiligenleben nicht notwendigerweise auf die Verehrung des betr. Heiligen im streng liturgischen Sinne schließen lassen. Wir können uns z. B. auch fragen, ob die Freske zur Alexiuslegende, die um die Wende vom 11.

---

[1] Vgl. *Dictionnaire de Théologie catholique*, IX, Sp. 840.

[2] Ep. I, 43; vgl. Josef Andreas Jungmann S. J., *Missarum Sollemnia. Eine genetische Erklärung der römischen Messe*, Freiburg i. Br., 1952, I, 130.

[3] Adolph Goldschmidt, *Der Albanipsalter in Hildesheim und seine Beziehung zur symbolischen Kirchensculptur des XII. Jahrhunderts*, Berlin, 1895, 34.

zum 12. Jh. in der römischen Clemensbasilika entstand[1], oder ob das Vorhandensein eines Alexiusaltars im Kölner Dom am Ende des 15. Jhs.[2] zwingende Rückschlüsse auf einen von diesen Kirchen in aller liturgischen Form begangenen Alexiuskult, auf ein spezifisches Meßformular für den 17. Juli zulassen. In zwei dem 11. Jh. (im einen Falle vielleicht schon dem Ende des 10. Jhs.) zuzuteilenden Handschriften des Bedaschen Martyrologiums, die in Italien, wohl in Rom, entstanden, ist das Datum des Alexiusfestes vermerkt[3]: hat man dies als eine Garantie für eine förmliche Alexiusmesse am 17. Juli im Rom des 11. Jhs. zu bewerten? Kurz nach dem Tridentinum (1584) bemerkte Benedikt XIV. ausdrücklich zu Baronius' *Martyrologium Romanum Gregorii XIII*, die Aufnahme ins Martyrologium sei nicht gleichbedeutend mit Heiligsprechung und Verehrung im liturgischen Sinne[4]. Bedeutungsvoll mag auch sein, daß von den liturgischen Handschriften der Vatikanischen Bibliothek nur 1 Psalterium aus dem 12. Jh., deren jeweils 2 aus dem 13. und 15. Jh. (ja doch wohl in ihren Kalendarien) Notiz vom Alexiusfest nehmen, und daß offenbar nur das *Lectionarium . . . Wormatiense* aus dem 15. Jh. Lesetexte zum Alexiusfest verzeichnet[5].

Es ist schwer zu bestimmen, welche Art von liturgischer Verehrung man zunächst einmal in Rom für die Zeit um das Jahr 1000 für den heiligen Alexius voraussetzen darf. L. Duchesne[6] schreibt zur überraschend plötzlichen Entfaltung der Alexiusverehrung in Rom um die Jahrtausendwende: *En pays latin, aucun martyrologe, aucun calendrier, aucun livre liturgique, aucun monument ou document de quelque nature que ce soit ne présente la moindre trace de saint Alexis et de son culte avant les dernières années du dixième siècle.* Dieser Satz läßt vermuten, daß nach dem Jahre 1000 zahlreiche Zeugnisse für einen Alexiuskult vorliegen müßten. Es wird aber schwer fallen, liturgische Bücher zu finden, die die Form des Kultes verzeichnen. Eine Kirche auf dem römischen Aventin wird unter der Vokabel der Heiligen Bonifatius und Alexius geweiht. In Brünn wird unter dem Erzbischof Adalbert von Prag ein Kloster der Heiligen Benedikt, Bonifatius und Alexius

---

[1] Joseph Wilpert, *Die römischen Mosaiken und Malereien der kirchlichen Bauten vom IV.–XIII. Jahrhundert,* Freiburg i. Br., ²1917, II, 544 ff. und Tafel 242; sowie *Enciclopedia Italiana,* XXIX, 748/49.

[2] Nach einem Vermerk des Jesuiten Jos. Hartzheim in seinem 1752 veröffentlichten *Catalogus Historicus Criticus* der Kölner Dombibliothek; vgl. Philippus Jaffé et Guilelmus Wattenbach, *Ecclesiae Metropolitanae Coloniensis Codices manuscripti,* Berolini, 1874, 62/63.

[3] Dom Henri Quentin, *Les Martyrologes historiques du moyen âge. Etude sur la formation du Martyrologe romain,* Paris, 1908, 34.

[4] Vgl. Karl Adam Heinrich Kellner, *Heortologie oder die geschichtliche Entwicklung des Kirchenjahres und der Heiligenfeste,* Freiburg i. Br., 1906, 287.

[5] *Libri Liturgici Bibliothecae Apostolicae Vaticanae manu scripti* – digessit et recensuit Hugo Ehrensberger, Friburgi Brisg., 1897, 29, 31, 11, 27, 154.

[6] *Notes sur la topographie de Rome au moyen-âge, VII: Les légendes chrétiennes de l'Aventin,* in den *Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'Ecole Française de Rome,* X (1890), 240.

mit päpstlichen Vollmachten ausgestattet[1]. Anfang des 12. Jhs. errichtet das Albanuskloster bei London eine Alexiuskapelle. Und vielleicht 20 Jahre vorher entstehen in der römischen Kirche San Clemente die Fresken zur Alexiuslegende. – Daß all dies auf die Tatsache eines förmlichen Alexiuskults hinweist, möchte man meinen und man kann sich dabei auf die Autorität des Bollandisten Hippolyte Delehaye berufen: *Que l'érection d'un autel en l'honneur d'un saint soit un indice certain de culte, on n'en saurait douter*[2]. Freilich haben wir für das Mittelalter nicht an eine öffentliche, örtlich uneingeschränkte liturgische Verehrung in Messe, Brevier usw. zu denken, sondern an einen lokalen Kult. Nehmen wir einen solchen stadtrömischen Alexiuskult um das Jahr 1000 an, so haben wir damit das frühe Beispiel der Verehrung für einen einfachen Bekenner (nicht Märtyrer), wie er sich erst zur Zeit der ersten Heiligsprechungen einbürgerte[3] und wohl auch auf den römischen Aventin beschränkte.

Darauf deutet die Erwähnung der Bonifatiuskirche sowohl in der klassischen lat. Alexiusvita[4] und im 1. Vers der Str. 114 der frz. Dichtung. Allerdings fehlt diese Strophe in der Hs. A, und die Bonifatiuskirche bleibt auch unerwähnt in der von Luis Vázquez de Parga[5] veröffentlichten lat. Vita, die im 10. Jh. im spanischen Kloster San Millán de la Cogolla wohl noch vor der Entfaltung des aventinischen Alexiuskults geschrieben wurde, und die in mancher Hinsicht verdient, zur Erklärung der frz. Dichtung mit herangezogen zu werden.

Wenn die frühesten Hss. des Alexiuslieds (außer V) in Str. 109 den Vers bringen: *pur oec enest oi cest iurn oneuret*, so ist damit kaum mehr angedeutet, als daß am 17. Juli das Gedenken des heiligen Alexius etwa in der Form einer Commemoration gefeiert wurde. Wie es die liturgischen Bücher der späteren Jahrhunderte zeigen, begnügte man sich wohl mit den drei Lektionen oder Orationen, deren leicht abgewandelter Text sich an die lat. Viten anlehnte. Einen wie wenig förmlichen Charakter jene aus der Psalmodie früherer Jahrhunderte hervorgegangenen Lesungen hatten, zeigt etwa die Tatsache, daß in Alkuins Wochenbrevier noch kein liturgischer Zyklus für die Heiligen zu finden ist.

Für die Zeit der Entstehung des Alexiuslieds haben wir noch mit einer starken Varietät der Kultformen zu rechnen: mit Abweichungen innerhalb der Riten der alten römischen Patriarchalbasiliken[6], wie in den liturgischen Stilen des christlichen Abendlands. – Die entscheidende Frage in unserem Zusammenhang wäre nun aber die nach den

---

[1] Jaffé-Loewenfelds *Regesta*, n° 3848.

[2] *Sanctus. Essai sur le culte des saints dans l'antiquité – Subsidia Hagiographica* 17, Bruxelles, 1927, 151.

[3] Kellner, 230.

[4] In Rohlfs' Ausg. des Alexiuslieds in den *Romanischen Übungstexten*, S. 22.

[5] *¿La más antigua redacción latina de la leyenda de San Alejo?* in *Revista de Bibliografía Nacional*, II (Madrid, 1941), 245 ff.

[6] Vgl. Jungmann, I, 133.

biblischen Lesetexten, die für ein angenommenes Alexiusfest des 11. Jhs. festgelegt sein könnten. Die uns erhaltenen kostbaren Evangeliare dienten bis zum 12. Jh. nur bei höchsten Festen; Lesungen für die Wochentage figurieren hier ebensowenig wie Meßformulare für diejenigen Heiligen, für die sich die Kirche erst in zweiter Linie interessierte [1]. Meßformulare für den Alexiustag tauchen in den liturgischen Büchern erst dann auf, wenn sie uns zur Interpretation des Alexiuslieds nicht mehr nützen können: zu einer Zeit, wo der *usus Romanae Curiae,* wirkungsvoll propagiert durch die Bettelorden, sich durchzusetzen beginnt, wo – seit dem 13. Jh. etwa – an Stelle des alten Sakramentars das 'Vollmissale' tritt, das alle Lesungen des Jahreszyklus enthält.

Erst für diesen verhältnismäßig späten Zeitpunkt können wir etwas Authentisches über die liturgische Form der Alexiusverehrung erfahren – und können nur überrascht sein zu sehen, welch geringe Beachtung unserem Heiligen geschenkt wird. Nicht daß der heilige Alexius außer Mode gekommen wäre: er fesselt die volkstümliche Frömmigkeit aller europäischen Völker, wie zahlreiche spätere Alexiusdichtungen bezeugen. In den volkssprachlichen Sammlungen der Heiligenlegenden wird er liebevoll berücksichtigt. Die Kirche kommt dieser Bewegung der Volksfrömmigkeit entgegen, indem sie die Stiftung von Altären und Kapellen gutheißt. Mit der im eigentlichen Sinne liturgischen Verehrung des Heiligen ist es jedoch sehr dürftig bestellt.

V. Leroquais [2] beschreibt an die 700 Sakramentare und Missalia, von denen nur das Missale von Besançon aus der 2. Hälfte des 11. Jhs. im Kalendarium den Alexiustag verzeichnet und vier der späteren im Proprium außerdem ein Meßformular bringen. Die Kontrolle ergab in dreien dieser Fälle [3], daß nur 3 Orationen den Heiligen feierten, daß also im übrigen [4] auf die im Commune Sanctorum unter der Rubrik für confessores non pontifices zur Wahl gestellten Lesetexte verwiesen wurde. – Man kann somit nicht annehmen, daß Alexius im hohen Mittelalter durch eine eigene Messe geehrt wurde. Auch die Druckmissalia der vortridentinischen Zeit geben kein anderes Bild: Gar nicht erwähnt ist Alexius in einem in Venedig erschienenen Missale Romanum von 1493 [5] und in einem *Missale Coloniense* von 1498 [6]. Nur im Kalendarium des ersten römischen Druckmissale (Mailand 1474) ist Alexius berücksichtigt, aber nicht im Proprium. Dies ändert sich

---

[1] Vgl. St. Beissel, *Entstehung der Perikopen des römischen Meßbuches,* in *Stimmen aus Maria-Laach,* 1907, 189.

[2] *Les Sacramentaires et les Missels manuscrits des Bibliothèques publiques de France,* 4 Bde., Paris 1924.

[3] Missale von Bec, 2. Hälfte des 13. Jhs., B. N. in Paris, ms. lat. 1105, Blatt 161 v°; Missale von Châlons-sur-Marne, Anfang des 14. Jhs., Arsenal ms. 595, fol. 334 v°; Missale von Troyes, 15. Jh., B. N. in Paris, Ms. lat. 865 A fol. 527.

[4] Im Missale von Châlons-sur-Marne ausdrücklich.

[5] Kölner Univ.-Bibl. G. B. IV 2972.

[6] Kölner Univ.-Bibl. Ennen 292.

auch nicht für die späteren Neudrucke des Missale Romanum, die ich einsehen konnte (Rom 1476; Mailand 1476; Venedig 1477; Venedig 1479; Lyon 1491). Erst später kommt ein Meßformular hinzu, das jedoch unter dem 17. Juli nur die 3 Orationen bringt: Robert Lippe[1] vermerkt, daß die 1558–1561 in Venedig erschienenen römischen Meßbücher jene 3 Gebetstexte bringen, also offenbar noch nicht die anderen Missalia Romana, die er einsah (Venedig 1481, 1493, 1505, 1508, 1509, Paris 1515, Lyon 1516, Paris 1530, 1540, Venedig 1543). Die vom *usus Romanae Curiae* weniger abhängigen Diözesen scheinen in der Notierung der 3 Alexius-Orationen, deren Text gewissen Variationen unterworfen bleibt, den Redaktionen des römischen Meßbuchs vorangegangen zu sein: Die in Paris gedruckten Ausgaben des *Missale Coloniense* von 1514 bringen diese 3 Commemorationstexte und verweisen im übrigen auf das Commune; und dies ist auch der Fall für das kölnische Meßbuch von 1520 und das kölnische Brevier von 1521, die mir Herr Prof. D. Dr. Theodor Schnitzler vom Kölner Priesterseminar mit großer Liebenswürdigkeit eingehend analysiert.

All diese liturgischen Bücher des Mittelalters und der Renaissance verzeichnen also zum Alexiustag keine eigenen Schrifttexte, sondern stellen für Epistel und Evangelium die Schriftstellen des Commune zur Wahl. Weder I Tim. 6, 6–12 noch Matth. 19, 27 ff. tauchen in den Meßformularen für Alexius auf. In erster Linie wird für das Evangelium auf Luk. 12, 15 *(Sint lumbi . . .)* oder auf Luk. 11, 33 *(Nemo accendit lucernam . . .)* verwiesen, die typische Texte des Commune sind[2]. Was das heutige Alexius-Evangelium Matth. 19, 27 *(Ecce, nos reliquimus omnia . . .)* anlangt, so dient es nach Bedas Perikopenverzeichnis für das Fest des heiligen Benedikt, nach dem Evangeliar von Lindisfarne und dem des Burchard von Würzburg für die Vigil S. Petri, nach dem Evangeliar der Pfalzkapelle zu Aachen und der Homiliensammlung des Paulus Diaconus für S. Paul und figuriert späterhin im Commune für die heiligen Äbte[3]. Im Alexiusformular des kölnischen Breviers von 1521 wird für das Evangelium auf das Commune verwiesen, wo sich neben den Perikopen Luc. 12,35, Matth. 25,14, Matth. 24, 42, Luc. 11, 33 nun auch Matth. 19, 27 und die jetzt noch übliche Hieronymus-Homilie findet[4].

An die liturgischen Voraussetzungen des Alexiusfestes wird man also schwerlich denken dürfen, wenn man das frz. Alexiuslied des 11. Jhs. erklären will. Die von Lausberg zugrunde gelegten Schrifttexte dürften erst nach dem Tridentinum im römischen Meßbuch Autorität gewinnen. Der Heiligenkalender ist der am spätesten fixierte Teil der katholischen Liturgie, besonders wenn es sich um die Verehrung jener Heiligen handelt, die nicht ältester stadtrömischer Tradition angehören.

---

[1] *Missale Romanum, Mediolani, 1474,* edited by Robert Lippe, London 1899, II, 212/13.

[2] Vgl. Beissel, 178.

[3] Id., 200.

[4] Nach freundlicher Auskunft von Herrn Prof. Schnitzler.

Als nach dem Tridentiner Konzil der Festkalender in neuer Form vorgelegt wurde, hob Pius V. in seiner Einführungsbulle vom 14. Juli 1570 die gewissenhafte Arbeit seiner Kommission hervor: alle erreichbaren altehrwürdigen Codices seien berücksichtigt worden[1]. Die uns erhaltenen liturgischen Dokumente des Mittelalters lassen jedoch den Schluß nicht zu, daß auf diesem Wege gelehrter Vertiefung in die Riten der Vergangenheit auch der heilige Alexius wieder zu Ehren kommen konnte.

II

Wann und weshalb die heutigen Schrifttexte des Alexiusfestes ins römische Meßbuch eingeführt wurden: das wollen wir – als für die Interpretation der afrz. Dichtung unerheblich – nicht zu klären versuchen. Stoff und Darbietungsform dieses Gedichts stehen in engstem Zusammenhang mit der hagiographischen Literatur. Aus dem gewaltigen Strom dieser mittelalterlichen Literaturgattung speisen nur dünne Rinnsale die christliche Gebetsliturgie. Reichste Anregung aber spenden die Apostelakten, die Märtyrerpassionen und die Heiligenleben der frommen Phantasie des Volkes.

Die neuere Forschung – vor allem der Bollandisten – hat gezeigt, wie die Verfasser dieser lat. Texte historische Überlieferung in erbaulicher Absicht mit phantastischen, übernatürlichen und oft ins Absurde ausgreifenden Effekten ausstatteten, wie sie mitunter verschiedene Heiligentraditionen miteinander kombinierten, wie es ihnen auf die Wiederholung blutiger Marterszenen oder wunderbarer Auferstehungen nicht ankam, und wie typische Frömmigkeitsproben der heiligen Frauen und Männer stereotyp wiederkehren oder von Vita zu Vita entlehnt werden[2]. Auch die Alexiuslegende, wie sie das afr. Gedicht gestaltet, ist nicht aus einem Guß entstanden. Zu der syrischen Legende des 5. oder 6. Jhs.[3] sind Ausschmückungen und Erweiterungen getreten. Der Bericht von dem zunächst noch ungenannten 'Mann Gottes' aus Edessa wurde ergänzt durch die Geschichte von der Heimkehr des Heiligen ins römische Elternhaus und seinem Asketenleben unter der Treppe des väterlichen Palastes. Die Anregung dazu gab dem byzantinischen Hagiographen die schon vorliegende Legende von Johannes Kalybita[4]. Daß ein junger Mann oder eine junge Frau den Eltern zum Trotz aus religiösen Motiven die eheliche Gemeinschaft ablehnt und dann entweder heimlich flieht oder aber den Ehegatten für ein gegenseitiges Keuschheitsgelöbnis gewinnt: dies

[1] . . . *diligenter collatis omnibus cum vetustis Nostrae Vaticanae Bibliothecae aliisque undique conquisitis, emendatis atque incorruptis codicibus* . . . – bei Jungmann, I, 180.

[2] Vgl. etwa H. Delehaye, *Les Passions des martyrs et les genres littéraires*, Bruxelles 1921.

[3] Veröffentlicht und analysiert von Arthur Amiaud, *La légende syriaque de Saint Alexis l'homme de Dieu*, Paris 1889.

[4] Albert Poncelet, *La légende de Saint Alexis*, in *La Science catholique*, IV (1889/90), 632 ff.

kommt in sehr vielen Heiligenlegenden vor[1]. Baudouin de Gaiffier hat überzeugend nachgewiesen[2], daß das Verhalten des Heiligen in der Ehegemachszene so gut wie wörtlich, aber in einem entscheidenden Punkte gekürzt, aus der *Passio SS. Iuliani et Basilissae* übernommen wurde. Die erweiterte Alexiuslegende (wie wir sie kennen) ist im Mittelalter bei zahlreichen Nationen in lat. oder volkssprachlicher Fassung durch Varianten vertreten, die voneinander mehr oder weniger schwerwiegend abweichen[3]. Die afr. Dichtung des 11. Jhs. ist in ihrem Verhältnis zu dieser komplizierten Tradition des Alexiusstoffs noch keineswegs befriedigend geklärt. Eine richtig verstandene quellenkritische Ausgabe müßte in dieser Sache Klarheit schaffen. Jedoch dürften dafür noch wesentliche Vorarbeiten fehlen und die Möglichkeiten eines einzelnen Herausgebers überfordert sein[4].

Die lat. Fassung der Legende, an die der afr. Dichter anknüpfte, war also eine Kompilation. Diese erweiterte Alexiusgeschichte erscheint innerhalb der hagiographischen Literatur als besonders problematisch, da sie bei der Darstellung der entscheidenden Ehegemachszene gewisse Unsicherheiten in der Motivierung bestehen läßt. In der Vorlage, der *Passio SS. Iuliani et Basilissae,* erhält Iulianus von seinen Eltern, die ihn zur Ehe nötigen, einen Aufschub. Christus erscheint ihm und fordert ihn auf, die Ehe mit Basilissa einzugehen und diese vom geistlichen Vorteil einer keuschen Gemeinschaft zu überzeugen: *Accipe coniugem quae te non polluendo a me separet, sed per te virgo perseverans et te et ipsam in coelis virgines recipiam*[5]. Nach dieser Erscheinung Christi kann Iulianus seinen Eltern die Ehe zusagen: *Ecce sicut desiderastis, quia divino praecepto cognovi coniugium mihi non esse peccati sed gratiae, faciam quae hortamini.* Der lat. Redactor der *Passio* hat übrigens sein griech. Vorbild insofern mißverstanden, als er für χαρά, 'Freude', χάρις, 'Gnade', einsetzte. Die lat., von Vázquez de Parga veröffentlichte Alexiusvita aus dem 10. Jh. läßt die Erscheinung Christi weg, läßt aber den *venerabilis puer* seinen Eltern eine identische Auskunft geben: *Quia ex divino precepto cognovi coniugium michi non esse peccatum sed gratiam, faciam que hortamini*[6]. Er scheint den Eltern, die von ihrem einzigen Sohn Nachkommen erwarten, beizupflichten. Als er dann ins Ehegemach tritt, führt er 'in der Furcht des Herrn' *(repletus est spiritu timoris Domini)* eine sehr scheue Sprache zur Braut und äußert im Hinblick auf das weltliche Leben einen Pessimismus, der eigentümlich an die Gedankengänge erinnert, die der afr.

---

[1] Baudouin de Gaiffier, *Intactam sponsam relinquens. A propos de la Vie de S. Alexis,* in *Analecta Bollandiana,* LXV (1947), 157 ff.

[2] *Source d'un texte relatif au mariage dans la Vie de S. Alexis BHL. 289,* in *Analecta Bollandiana,* LXIII (1945), 48 ff.

[3] Vgl. Margarete Rösler, in *Wiener Beiträge zur englischen Philologie,* XXI (1905), und *Alexiusprobleme,* in dieser Zeitschr. LIII (1933).

[4] Vgl. B. de Gaiffier, in *Analecta Bollandiana,* LXV, 185 note 1 und 189 note 1.

[5] *Analecta Bollandiana,* LXV, 173.

[6] *Analecta Bollandiana,* LXIII, 52/53.

Dichter in seinem Exordium vorträgt: *Est igitur sponsa mea, dilecta mea, seculum istum in ruina positum, et tamquam nihilum reputati sunt dies licentie nostre.* Die so liebevoll aber resigniert angesprochene Braut ist es dann, die der Situation die entscheidende Wendung gibt: *Fac sicut tu vis. Sit enim Dominus Deus noster adiutor in omnem confessionem nostram*[1].

In der klassischen lat. Vita der Acta Sanctorum und im afr. Gedicht spielt sich die Szene anders ab. Dennoch können wir aus Gründen, die noch zur Sprache kommen werden, keinen so engen Nexus zwischen der Vita der Acta Sanctorum und dem afr. Gedicht voraussetzen, daß sich die Berücksichtigung der von Vázquez de Parga veröffentlichten Vita erübrigte. – Es kommt zunächst darauf an, die Ehegemachszene als eine typische Fiktion der hagiographischen Literatur zu erkennen. Dies erleichtert uns Baudouin de Gaiffier durch die Zusammenstellung von etwa 20 Parallelstellen[2]. Der moralische Druck des *pater familias,* der den Sohn zur Ehe nötigt, nimmt brutale Formen in der Legende vom hl. Maximus an. Die Erleuchtung des Asketen kann auch durch einen Engel wie in der Caecilienvita oder durch ein göttliches Gnadenlicht im Herzen wie bei Abraham de Qiduna provoziert werden. Ob nun der Asket ein junger Mann oder ein Mädchen ist: meist führt die Aussprache im Ehegemach, die immer mit denselben sprachlichen Wendungen geschildert wird, zum gegenseitigen Gelöbnis eines keuschen Lebens. Oder aber der Asket entgeht der ehelichen Gemeinschaft durch heimliche Flucht.

Diesen letzteren Ausweg einer Flucht ohne vorausgehende Aussprache mit der Braut fand der 'Mann Gottes' der alten syrischen Legende. In der frühen lat. Vita des 10. Jhs., die schon die erweiterte Legende bringt, willigt die Braut ausdrücklich in die asketischen Vorsätze des *puer venerabilis* ein. Dennoch macht sich dieser auf den Weg in die Fremde und läßt eine Gattin zurück, die sich durch das Turteltaubengleichnis zu unwandelbarer Treue bekennt, und die dann, als der tote *famulus Domini* identifiziert wird, ihr Witwentum beweint und Gott um die Vereinigung mit dem Seligen im anderen Leben bitten möchte: *ut illi conjungar in uita eterna*[3]. In der afr. Dichtung müßte man die Einwilligung der Braut aus der Entgegennahme der symbolischen Geschenke und aus dem Turteltaubengleichnis in Str. 30 d schließen (wie es Baudouin de Gaiffier tut); es fehlen jedoch so eindeutige Äußerungen wie *Acquiescit ei virgo, silentio tegitur incorruptionis thesaurus*[4] oder *Fit ex utraque parte consensus*[5]. Alexius 'diktiert' seiner Braut den Verzicht. Er entschließt sich auch nicht zu einer jener Josephsehen der hagiographischen Literatur, über deren Lauterkeit sich die Umwelt täuschen kann, und auf die dann meist nach dem

---

[1] *Revista de Bibliografía Nacional,* II, 250.
[2] *Anal. Boll.,* LXV, 164 ff.
[3] *Revista de Bibliografía Nacional,* II, 254 und 257.
[4] *Anal. Boll.,* LXV, 167.
[5] Id., 174.

Tod der Eltern die Trennung und ein Wirken im Sinne klösterlicher Askese folgt. Er verläßt nach der Rede zur Braut und nach der Überreichung der symbolischen Geschenke heimlich das Elternhaus, um nach dem Morgenland zu fahren. – Baudouin de Gaiffier hat sehr klar herausgearbeitet, daß die Verbindung beider Alternativmöglichkeiten des Asketen, der Aussprache und Einigung mit der Braut und der heimlichen Flucht, innerhalb der verwandten hagiographischen Literatur das Besondere der Alexiuslegende darstellt.

Lausberg sieht in der Motivierung der Braut das 'eigentliche Verdienst des afr. Dichters'[1]. Mit Baudouin de Gaiffier steht er im Widerspruch, wenn er meint, Alexius löse durch seinen 'Ordenseintritt' seine Ehe. Die Braut, die zunächst 'asketisch noch unentwickelt'[2] sei, eifere schließlich den frommen Vorsätzen des Alexius nach. Wenn sie zu der um den Verschwundenen klagenden Mutter sage: *ore uiurai an guise deturtrele,* so gelobe sie ewige Jungfräulichkeit, und wenn diese ihr antworte: *sit guardarai pur amur alexis,* so sei damit der Vorgang der Aufnahme einer Novizin ins Frauenkloster durch die Äbtissin symbolisiert. – Der Text der Dichtung gibt zu einer solchen Interpretation kaum Anlaß. Die Braut spielt im Gedicht eine zweitrangige Rolle. Wenn Alexius die Ehe ablehnt, so verstößt er zunächst gegen die Gehorsamspflicht des Sohnes. Außerdem kann sich Euphemian auf das Gebot Gottes berufen, wenn er Alexius ins Ehegemach schickt (Str. 11 c). Die Erscheinung Christi aus der Julianspassion ist weggefallen; Alexius pflichtet dem väterlichen Willen auch nicht in dieser zweideutigen Weise bei, wie er es noch in der bei Burgos entstandenen Vita des 10. Jhs. tut. Jedoch soll auch der Alexius des Gedichts unter dem Strahl himmlischer Erleuchtung sich dem Ehegebot entziehen: *dunc li remembret de sun seinor celeste* (Str. 12 b). Die Braut, die er dann vor sich sieht, ist für ihn – um es ohne Umschweife zu sagen – nicht mehr als ein Objekt der Verführung. Ehe er das Wort an sie richtet, bekennt er mit einem Stoßseufzer sein Gefühl der Ohnmacht vor der Versuchung:

> *e deus dist il cum fort pecet mapresset.*
> *se or nem fui. mult criem que ne tem perde* (12 de).

Die Situation ist weit pathetischer als in der Vita der Acta Sanctorum, wo es einfach heißt: *Ut autem intravit, coepit nobilissimus juvenis et in Christo sapientissimus instruere sponsam suam et plura ei sacramenta disserere.* – Alexius findet im afr. Gedicht zur Braut kein irgendwie charakterisiertes menschliches Verhältnis; er schrickt vor ihr zurück. Nach seinem irdischen Asketenleben wird er nach dem Text der Hss. L und V mit ihr im Paradies vereint sein; aber es wird in derselben 122. Str. betont, daß er sie im weltlichen Leben mied: ... *lapulcela dunt il se fist si estranges.* Die Mutter schließt die Braut nicht in die erste Klagerede der Str. 27 ein, die den Vater mitberücksichtigt; dies tut nur in einem überschüssigen Vers dieser Str. (der 27 b wiederholt) die

[1] S. 303. [2] S. 302.

Hs. A. Die Begegnung mit dem Vater bei der Rückkehr nach Rom ist die große Szene des zweiten Teils dieses Asketenlebens. Dem Vater verweigert der Tote die Niederschrift, die er dann dem Papst überläßt. Vater, Mutter und Braut werden als geschlossene Gruppe genannt. Wenn die Klage der Braut anders motiviert ist als die der Eltern, so ist darin – auch der verdorbene Vers 95 e dürfte keine andere Nuance gebracht haben – die besondere Situation der verlassenen Gattin beleuchtet. In allen Fassungen der Legende – ob die Braut Alexius vorschlägt, selbst zum Pilgerstab zu greifen, oder befürchtet, die Eltern könnten ihr die Schuld am Verschwinden des Sohnes geben – bleibt sie als eine Trauernde zurück; auch die Miniatur der Hs. L möchte sie in diesem Sinne durch ein zugeschriebenes *O sponsa beata semper gemebunda* charakterisieren. Diese vorwurfsvolle Trauer der Braut bleibt konstant bis zu den spätesten Fassungen der Legende; der P. Martin von Cochem läßt sie noch in seiner *Verbesserten Legend der Heiligen*[1] ausrufen: *wie hast du mich in solchem langwürigem laid ohn mitleiden können ansehen.* Wenn im afr. Gedicht der Papst statt Klagen über Alexius' Tod Jubel über den neugewonnenen himmlischen Fürsprecher hören will, so trifft der damit ausgesprochene Tadel auch die im Weltlichen befangene Braut.

Um so eindrucksvoller mag die Askese des Heiligen erscheinen. Seine Ablehnung ehelicher Gemeinschaft ist um so radikaler, als er sich ohne göttliche Hilfe schwach fühlt vor der Versuchung. In der in Spanien entstandenen Vita möchte er die Ehe (die er zwar insgeheim als Josephsehe versteht) nach göttlichem Gebot nicht als Sünde sondern als Gnade ansehen *(. . . ex divino precepto cognovi coniugium michi non esse peccatum sed gratiam)*. In der Vita der Acta Sanctorum ist in diesem Zusammenhang von 'Sünde' nicht die Rede. Im afr. Gedicht aber schickt der Vater unter Berufung auf Gottes Gebot seinen Sohn ins Hochzeitsgemach, und dieser assoziiert sofort die Vorstellung von ehelicher Gemeinschaft mit der ihn schreckenden Vorstellung der 'Sünde': *e deus dist il cum fort pecet mapresset.* Er flieht weniger, um einer ihm aufgezwungenen und mit seinen Entschlüssen unvereinbaren Situation zu entgehen, sondern um die Versuchung nicht Herr über sich werden zu lassen: Er hat es eilig, der Braut den Sinn der Askese zu erklären, ihr die symbolischen Gaben auszuhändigen und ihr den himmlischen Gemahl anzuempfehlen, um in derselben Nacht aus dem väterlichen Haus zu fliehen: *mais lui est tart quet il sen seit turnet.* Auf den für seine Motivation des Geschehens wichtigen Sündenbegriff kommt der Dichter in der Str. 22 zurück, wenn er die Braut klagend ausrufen läßt: *pechet lemat tolut.*

Es fragt sich, ob Baudouin de Gaiffier den Sinn, der diesem Begriff der 'Sünde' im Gedicht zukommt, nicht etwas abschwächt und verallgemeinert, wenn er ihn als *la faiblesse de la nature* verstanden wissen will, oder wenn er den Ausspruch der Braut folgendermaßen para-

---

[1] Cölln und Franckfurth 1717.

phrasiert: *C'est parce que nous sommes dans un monde envahi par le péché, que mon mari a été enlevé*[1]. Alexius sieht in der geschlechtlichen Askese nicht eine bloße Steigerung eines auf Gott ausgerichteten Lebens; er ist überzeugt, daß er ohne Befolgung dieser Askese dem Fluch der Gottferne ausgeliefert ist: *se or ne men fui. mult criem que ne tem perde*[2]. Der Begriff *pechet* gewinnt im Zusammenhang von Alexius' Ehephobie im afr. Gedicht eine besondere Bedeutung. Das Zölibat des Heiligen ist durch solch einen radikalen Pessimismus der Ehe gegenüber motiviert, daß wir dem Gedicht seine Entstehung in einem besonders akuten Stadium abendländischer Askese anmerken können. Gewisse der Alexiustradition eigene Elemente, die symbolischen Gaben beim Abschied und die Turteltaubenmetapher, werden beibehalten; neuartig scheint aber jenes Zurückschrecken des Heiligen vor einer peccaminösen Berührung mit der Frau zu sein. Wenn wir nach einer zeitgenössischen Parallele auf anderen Gebieten des künstlerischen Schaffens suchen, können wir an jenes um 1100 in Südfrankreich – in einer Reliefplastik von Moissac und am Südportal von St-Sernin de Toulouse – auftauchende Motiv der 'Femme aux serpents' denken[3].

Wir dürfen vermuten, daß die neuartige Eindringlichkeit in der Formulierung des asketischen Gedankens die Wirkung des Gedichts auf das zeitgenössische Publikum erhöhte. Es wurde häufiger kopiert als andere frühfranzösische Dichtungen. Die Hs. P, auf die wir in einem früheren Aufsatz eingingen, könnte in ihrer Conclusio eine gewisse Affinität mit manichäistischen Vorstellungen zeitgenössischer Sektenbewegungen verraten. – Diese Vermutung erregt Lausbergs besonderen Unmut[4]. Um nicht Mißverständnisse aufkommen zu lassen, muß betont werden, daß ein Versuch der Interpretation der Dichtung des 11. Jhs. im Sinne der katharischen Ideologie verfehlt und vor allem anachronistisch wäre. In einem katharisch konzipierten Gedicht könnte nicht nur der Gedanke einer Glorifikation des päpstlichen Rom nicht aufkommen; auch die Patriarchen des Alten Bundes könnten nicht die gute Welt der Vorzeit repräsentieren. Kaum wäre auch davon die Rede, daß Christus auf die Welt kam. Die weltlichen Fürsten könnten sich keiner immerhin anerkennenden Erwähnung erfreuen. Und auch die christliche Taufe des Helden wäre nicht recht am Platze. – Man darf auch nicht von der katharischen Bewegung des 12. und 13. Jhs. vor-

---

[1] *Anal. Boll.*, LXV, 159.

[2] Wie die hagiographische Literatur des Mittelalters oft das Ideal des jungfräulichen Lebens in Formen exaltiert, die vor strenger kirchlicher Meinung nicht bestehen können, und wie auch die Alexiuslegende in dieser Hinsicht problematisch ist, betont B. de Gaiffier in den *Analecta Boll.*, LXIII, 54, wenn er auch im späteren Aufsatz – wo es um das Problem des gegenseitigen Einverständnisses der Ehegatten geht – etwas ironisch bemerkt: . . . *Alexis ne tombe pas sous les censures ecclésiastiques condamnant ceux qui se séparent sans l'aveu du conjoint* – *Anal. Boll.*, LXV, 194.

[3] Vgl. Emile Mâle, *L'art religieux du XIIe siècle en France*, Paris 1928, 275/76.

[4] Lausberg, 301.

aussetzen, sie habe sich hermetisch gegen das Christentum abschließen können. Das Buch von Arno Borst[1] zeigt, wie diese große abendländische Häresie immer 'ein zwiespältiger Bund' zwischen östlichem Dualismus und westlichem Christentum war[2]. Kein Kirchenhistoriker wird jene 'neumanichäische Häresie', die im 12. Jh. weiteste Kreise des Volkes tief beunruhigte, und die 'gegen die feudal gewordene Kirche' protestierte, als geschichtliche Erscheinung von beachtlichem Ausmaß leugnen wollen[3]. Wenn im 11. Jh., der Entstehungszeit des Alexiuslieds, in der christlichen Welt (auch in sektiererischen Kreisen) die Idee des Zölibats interessierte, so hatte man dabei das christliche Ideal der Jungfräulichkeit im Sinne, ohne die Gottwohlgefälligkeit der Ehe (für die sich im Gedicht Euphemian einsetzt) anzuzweifeln[4]. Doch schon vor der Mitte des 12. Jhs. entfaltet sich die katharische Häresie, die in ihrer radikalen Form die Ehe als Werk des im Diesseits herrschenden Satan verurteilen konnte: '1157 warnt man in Reims vor den 'Manichäern', die die Ehe verleugnen'[5]. Einige Jahrzehnte später konsolidiert sich das katharische Kultwesen. Norditalienische und französische Katharerbischöfe wachen über die Organisation der 'reinen' Kirche. Nachdem schon Ende des 12. Jhs. die bogomilische *Interrogatio Johannis* im Abendland bekannt geworden war[6], kommt gegen 1230 das ketzerische Bedürfnis nach theologischer Spekulation im *Liber de duobus principiis* des Johann von Lugio zu seiner Erfüllung[7]. – Sehr nahe liegt es anzunehmen, daß sich die katharische Spekulation auch in der abgeänderten Conclusio des Alexiuslieds in der dem 13. Jh. entstammenden Hs. P äußerte.

Mehr als eine Vermutung soll damit nicht ausgesprochen werden. – Wie stark übrigens das Mittelalter – ganz abgesehen von den sektiererischen Ausdrucksformen des Gedankens – von der Vorstellung der prekären Situation des Menschen zwischen den Mächten des Guten und des Bösen fasziniert war, zeigen die Psalterien mit ihrem kostbaren figürlichen Werk. Noch in karolingischer Zeit entstand der berühmte Psalter Karls des Kahlen, in dessen Einband eine Elfenbeinplatte eingelegt ist, die in Anlehnung an den 61. Psalm Gott als Beschützer der Seele Davids zeigt. Greift hier die Macht des Guten ein, so mahnt die untere Elfenbeinplatte an die Sünden Davids: hinter ihm erscheint Bethsabe, und Urias ist tot zu seinen Füßen ausgestreckt, während Nathan den König durch seine Zurechtweisung demütigt. – Auch die Hs. L des Alexiuslieds ist einer wertvollen Psalterhandschrift beigebunden, die in ihren zahlreichen Initialen und Miniaturen den gleichen Gedanken der Bedrohung des Guten durch das Böse in einer Reihe von Variationen anschaulich wiedergibt: Ps. 69, 5 *(deus in adju-*

---

[1] *Die Katharer,* Bd. 12 der *Schriften der Monum. Germ. Histor.,* Stuttgart 1953.
[2] Id., 143.
[3] Vgl. Jungmann, I, 157.
[4] Vgl. Borst, 180/81.
[5] Borst, 93. [6] Id., 102. [7] Id., 122.

torium meum intende) wird illustriert durch eine menschliche Gestalt, die eine Aspis schon halb verschluckt hat, die aber von oben her von Christus wieder aus dem Rachen gezogen wird[1]. Unter Bezug auf Ps. 79, 14 wird der Eber dargestellt, der den Weinstock zerstört[2]. Das Bild zum 90. Psalm erklärt den 13. Vers und zeigt einen Christus, der auf Aspis, Basilisk, Löwen und Drachen tritt[3]. Derselbe Grundgedanke kommt auch auf einem Großbild zum Ausdruck: König David sitzt auf einem Faltstuhl und spielt eine Art von Kniegeige. Die göttliche Taube inspiriert ihn durch das rechte Ohr, und rechts unten blickt das Lamm zu ihm empor. Aber auf der linken unteren Bildseite sieht man einen zottigen Bock, und zwei Aspidenköpfe bilden die Lehne des Stuhls.

III

Über die Formprobleme des Alexiuslieds äußert sich Lausberg recht kategorisch. Den Achtsilber der Passion und des Leodegar habe der Alexiusdichter 'um zwei Silben verlängert'[4]. Daß Lausberg an lat. Vorbilder denkt, geht schon aus der Benennung 'fünffüßiger Iambus' für den Zehnsilber des Alexiuslieds hervor. Die Möglichkeit der lyrischen Zäsur scheint er für diesen Vers leugnen zu wollen[5]. Andererseits ist ihm der in den Str. 21 und 57 der Hs. L auftretende Wechsel zwischen männlicher und weiblicher Assonanz ein Symptom für das hohe Alter der L zugrunde liegenden Fassung[6].

Will man grundsätzlich an der Voraussetzung festhalten, daß sich auch der *vers commun* der Franzosen aus lat. Mustern entwickelt haben müsse, so wird man zu solchen Folgerungen kommen können und den vorgefundenen Text entsprechend verändern. Man muß sich nur klar darüber sein, daß man mit einer lat. Unbekannten operiert, um einen Vers zustande kommen zu lassen, der alle der französischen Sprache angemessenen Tugenden besitzt: er gestattet eine verhältnismäßig freie Akzentuierung und ermöglicht an den festen Tonstellen der Zäsur und des Versendes die Verwendung von Wörtern mit unbetonter Endung, die man hervorheben will. Eine in so problematischer Textgestalt überlieferte Dichtung wie die Passion Christi dürfte wohl auch kaum mit ihren Str. 10 und 100 einen gelegentlich auftretenden Wechsel von männlicher und weiblicher Assonanz innerhalb der Strophe als einen archaischen Zug legitimieren können.

Lausberg möchte das lat. Vorbild zur Alexiusstrophe im Hymnus *Iste Confessor* sehen[7]. Daß diese Hymne fünf Strophen hat, erscheint ihm bedeutungsvoll. Er unterlegt den Text des Alexiuslieds der Melodie von *Iste Confessor,* wobei unter Berücksichtigung eines musikalischen Motivs der Sequenz der 1. und 2. Vers des Alexius auf die Melodie des 1. Verses von *Iste Confessor* und der 3. und 4. Vers des Alexius auf die

---

[1] Goldschmidt, 67. [2] Id., 61. [3] Id., 52.
[4] Lausberg, 202. [5] Id., 299. [6] Id., 202/03.
[7] Id., 47 ff.

des 2. Verses von *Iste Confessor* gesungen werden soll. Zwischen den fünf Versen der Alexiusstrophe und den fünf Strophen des Confessor-Hymnus sieht Lausberg eine Beziehung: 'die Tatsache, daß der Hymnus aus fünf Strophen besteht, . . . dürfte den Ausgangspunkt des Fünferschemas des Alexiusliedes bilden . . .'. Wir verstehen jetzt, daß zwei hinzuaddierte Silben den Achtsilber zum fünffüßigen Iambus füllen, und daß dieser zur fünfzeiligen Strophe gebunden werden muß. Aus weiterer Potenzierung der Fünfzahl, für die Lausberg eine gleich zu diskutierende Erklärung findet, resultieren die 125 Strophen der Hs. L. Nachdem so das 'Strukturelement' des Alexiuslieds erkannt ist, kann die Aufgabe der Interpretation in erster Linie darin bestehen, 'den architektonischen Sinn der Zahlenschematik von der Silbe bis zum Gesamtgedicht zu klären'[1]. – Hinzugefügt werden muß, daß die Starre der Fünferstruktur in der verschiedenartigsten Weise – etwa schon durch die Fixierung der Zäsurstelle – mit Hilfe der Zahlenproportion 2:3 oder 3:2, also durch eine Art goldenen Schnitt 2 + 3 = 5 gelockert wird.

Wenn wir an dem Gedanken festhalten, daß das Alexiuslied (im liturgischen Rahmen) als 'aufgeschwellte Sequenz' verstanden werden müsse, so können uns Zweifel über die Übereinstimmung der Lausbergschen These mit der Musikgeschichte kommen. Wenn diese aufgeschwellte Sequenz des Alexiuslieds 'liturgisch nicht mehr praktizierbar'[2] sein soll, so muß eine Entwicklungsstufe vorangegangen sein, wo eine solche Sequenz, die Rhythmus und Melodie des Hymnus übernimmt, praktiziert worden ist. Damit ist aber eine historische Entwicklung der Sequenz vorausgesetzt, wie sie sich nach Ansicht der Musikwissenschaftler erst in der 2. Hälfte des 12. Jhs. mit Adam von St. Victor anbahnte[3]. Allerdings scheint die virtuose Reim- und Strophenkunst Adams die Hypothese zu rechtfertigen, daß schon vor ihm die rhythmisch-musikalische Annäherung der Sequenz an die Hymne sich vorbereitete. Da aber in der Sequenz konsequent an der 'Syllabik der Melodiebildung'[4] festgehalten wurde, können die weiblichen Versschlüsse nicht in der Form der Melodie der Hymne *Iste Confessor* unterlegt werden, daß die letzte (einfache) Note der Phrase nicht nur entgegen dem lat. Text die stärkste Tonsilbe des Verses, sondern außerdem dessen fakultative zusätzliche weibliche Silbe trägt. *Iste Confessor* stellt ein 'Beispiel einfacher Hymnenmelodie' dar: jede Textsilbe entspricht einer einzigen Note[5]. Die Tonführung von *Iste Confessor* würde auch nahelegen, daß sich der ihr anpassende afr. Zehnsilber

[1] Id., 204, Anm. 28 a. [2] Id., 46.

[3] Vgl. Peter Wagner, *Einführung in die gregorianischen Melodien*, I: *Ursprung und Entwicklung der liturgischen Gesangsformen bis zum Ausgange des Mittelalters*, Leipzig ³1911, 269 ff.

[4] Wagner, III: *Gregorianische Formenlehre*, Leipzig 1921, 483/84.

[5] Vgl. J. E. Weis, *Julian von Speier (†1285). Forschungen zur Franziskus- und Antoniuskritik, zur Geschichte der Reimoffizien und des Chorals*, in *Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München*, Nr. 3, München 1900, 128.

grundsätzlich auf weibliche Zäsur festlegte, was durchaus nicht der Fall ist. – Wenn Lausberg trotz der im hohen Mittelalter üblichen Unterscheidung von Hymne und Sequenz in liturgischer Verwendung, musikalischer Form und Anlage des Texts mit der Hypothese einer sehr frühen Anpassung der Sequenz an die Hymne operieren wollte, so hätte er für Melodie und Text ein anderes Muster suchen sollen als *Iste Confessor*. Aber er muß Wert auf gerade diesen Hymnus legen, einerseits wegen seiner liturgischen Bedeutung, andererseits weil für ihn die fünf Strophen aus jeweils drei sapphischen Versen den Ausgangspunkt für jenes 'Fünferschema' darstellen sollen, das er zum formalen Prinzip der ganzen Alexiusdichtung erhebt.

Lausberg hat 'den Eindruck' [1], daß das Alexiuslied einen Zyklus von 25 Bildern beschreibt. Der Dichter habe sich bemüht, jedes Bild in fünf Strophen zu schildern. Wenn dieses Schema in den Strophenfolgen 26–50 und 76–100 durchbrochen worden sei, so sei dies in wohlüberlegter Absicht geschehen: hier sei für große Pathosszenen und -reden 'affektische Unordnung' [2] geschaffen worden. Die problematischen Strophen 109, 110 seien lediglich Lückenbüßer zur Füllung einer Fünfergruppe von Strophen. Ursprünglich sei die Dichtung also als 'Moritat' konzipiert worden, und der moritathafte Charakter der letzten Partie (Str. 111–125) spreche geradezu für deren Ursprünglichkeit [3]. Mit großer Suggestivkraft evoziert Lausberg, was man auf diesen Moritatbildern sieht: 'Man sieht auf dem Bild etwa die Krücken eines durch die Berührung des Leichnams soeben Geheilten fallen, ein Blinder ruft (mit Spruchband) 'ich sehe' usw. Züge von Kranken kommen aus dem Hintergrund . . . Ein Zug von Geheilten zieht lobsingend ab'. Oft häufen sich auf den Bildern die dargestellten Vorgänge, und der Dichter, der jedes Bild in fünf Strophen beschreibt, kann ins Gedränge kommen: Str. 31 meint den Eintritt der Braut ins Nonnenkloster; das kann den Leser überraschen, aber der Dichter hatte in dem 'dichtgedrängten Nebenbildervorspiel' der Str. 4–10 keinen Platz zur Erwähnung der 'Klösterlichkeit des Hauses' [4]. – Die Hs. L hat abgesehen von der großen Eingangsminiatur zwar keine Bilder mehr; aber die auf der letzten Seite beigefügte Stelle eines Gregoriusbriefes über *pictura* und *historia* mit frz. Übersetzung deutet an, daß das Alexiuslied die volkssprachliche Erklärung einer nach dem Text der lat. Vita gemalten Bilderserie ist [5]. Derartige bildliche Darstellungen von Heiligenviten müsse es im 11. Jh. gegeben haben, beschreibt doch der griechische Bischof Asterius – allerdings um 400 – eine auf ein Tuch gemalte Märtyrergeschichte, die er in Chalkedon sah.

Wenn man sich mit dieser Theorie vom Fünferschema des Alexiuslieds einverstanden erklärt, wird man freilich jede andere Fassung als die 125-strophige der Hs. L als verdorben betrachten müssen. Die Loslösung von der moritathaften Bildbeschreibung – schreibt Lausberg – sei einer der frühesten Modernisierungsprozesse des Gedichts [6].

[1] Lausberg, 205. [2] Id., 207. [3] Id., 209.
[4] Id., 302. [5] Id., 210. [6] Id., 308.

Daß die Strophen des Alexiuslieds die Vorstellung bildhafter Präzision suggerieren können, meint auch Erich Auerbach in *Mimesis*[1], ohne allerdings einen Systemzwang daraus abzuleiten.

Die große Miniatur der Hs. L hat das Fünferschema offenbar schon 'verkannt': sie stellt die Ehegemachszene (Str. 12 a–15 c), die Flucht (15 d e) und Schiffsbesteigung und Bezahlung der Überfahrt (16 b c) dar. – Liest man aufmerksam unseren Text, so wird auffallen können, daß innerhalb der Strophe mitunter wichtige Einschnitte liegen: das Exordium geht mit dem Vers 12 zu Ende, und in der Str. 32 ist erst von der Trauer der Angehörigen nach der vergeblichen Suchaktion der Boten und dann von Alexius' frommem Leben in Edessa die Rede. Hier kann man mit der Proportion 2:3 operieren, was Lausberg im 'Proömiums'-Aufsatz schon tut. – Aber auch sonst scheint die Rechnung nicht recht aufzugehen: Im 8. Bild, dem allerdings im Gedicht schon die erste Zone affektischer Unordnung entspricht, geht die Vita I (Edessa) zu Ende, und die Vita II (Rom) beginnt schon.

Eine solche Kontrolle der Laubergschen These bewegt sich jedoch außerhalb der historischen Anschauung, die man zu Hilfe nehmen müßte, um zwischen Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit zu unterscheiden. – Lausberg verweist selbst auf die Darstellung des Martyriums der hl. Euphemia in der Kirche von Chalkedon. Wenn wir die Frage der Zuverlässigkeit von Asterius' Auskunft[2] beiseite lassen, so befinden wir uns mit dem etwas hypothetischen Euphemiabild in der Tradition byzantinischer religiöser Malerei. Eine Vorstellung von der großen Virtuosität der byzantinischen Malerei vermitteln die im Abendland zugänglichen seltenen Beispiele, etwa die Sintflutdarstellung in der Wiener Genesis oder die Bilder in der Hiobs-Hs. der Vaticana[3]. Daß die Buchmalerei des Westens ohne die Voraussetzungen des Orients nicht in Gang kommen konnte, wird man kaum bestreiten können. Mâle meint[4], daß erst um die Mitte des 12. Jhs. unter der Anregung des Abts Suger von St-Denis eine neuartige künstlerische Konzeption sich von den orientalischen Mustern befreit. – Soll man nun annehmen, daß dem Alexiuslied ein im stark illusionistischen byzantinischen Stil gemalter Bilderzyklus vorausging, daß dieser Zyklus eine lat. Alexiusvita veranschaulichte, und daß – wenn man das ἐν σινδόνι des griech. Bischofs ernst nimmt – dieser Zyklus auf einem Tuch gemalt war?

Lausberg sagt: 'Des müßten die Kunsthistoriker walten'[5]; es könnte sein, daß er ihnen damit eine befremdliche Aufgabe stellt. – Im Abendland scheint nach allgemeiner Ansicht die Malerei mit der Miniaturmalerei zu beginnen. Die großen Wandfresken des ausgehenden 11. Jhs. und der 1. Hälfte des 12. Jhs. (St-Savin, Berzé-la-Ville, Poitiers,

[1] S. 115.

[2] *Das Konzil von Chalkedon. Geschichte und Gegenwart,* im Auftrage der Theolog. Fakultät S. J. Frankfurt am Main, A. M. Schneider in Bd. I, 294.

[3] Vgl. Kurt Weitzmann, *Die byzantinische Buchmalerei des 9. und 10. Jhs.,* Berlin 1935, 77/78.

[4] Loc. cit., 151.

[5] Lausberg, 210.

Méobec) inspirieren sich – ebenso wie die Glasmalerei – an den Motiven der Miniatoren. Die Miniaturenausstellung der Pariser National-Bibliothek von 1954 suchte gerade diesen interessanten Zusammenhang augenfällig zu machen.

Verhältnismäßig vielfältig sind die Themen der mittelalterlichen Buchmalerei: Gelegentlich treten profane Motive auf. Allegorien werden verbildlicht in einem Ms. von Martianus Capellas 'Hochzeit Merkurs und der Philologie' aus dem 10. Jh. (Paris, B. N.) oder in den Pariser Hss. der 'Psychomachia' von Prudentius aus dem Ende des 9. und aus dem 10. Jh. Porträts von Kaisern und Rechtsgelehrten finden sich auf den ersten Folio-Seiten des dem 9. Jh. entstammenden Alarich-Breviers (Paris, B. N.). – Den reichsten Bilderschmuck erhalten jedoch die Hss. religiösen Charakters. Das um die Mitte des 9. Jhs. entstandene Sakramentar des Bischofs Drogo von Metz entfaltet in seinen Initialen ein reiches Bildprogramm: Episoden aus Christi Leben, liturgische Szenen, und auch Darstellungen der Martyrien von Peter und Paul, Laurentius, Andreas und Arnulf. Die etwa gleichzeitige Bibel Karls des Kahlen hat am Ende der Hs. das früheste uns erhaltene Historienbild: Abt Vivian überreicht Karl die kostbare Bibel-Hs. Am Eingang der Hs. ist auf einer dreizonigen Miniatur der hl. Hieronymus als Bibelübersetzer dargestellt. Die bedeutendsten Abteilungen der Heiligen Schrift werden durch große Folio-Bilder eingeleitet: Zu Beginn der Genesis wird in einem dreizonigen Bild Erschaffung und Sündenfall der ersten Menschen entwickelt. Vor dem Exodus zeigt ein Bild die Episode vom Berg Sinai, vor den Psalmen David und die Musiker, vor den Evangelien Christus im Kreis von Propheten und Evangelisten, vor den Paulusbriefen die Bekehrung Pauli und vor der Apokalypse die Enthüllungen des letzten Tags[1]. – Besonders reich mit Initialen, halb- und ganzseitigen Bildern geziert sind die Psalterien des hohen Mittelalters; in ihrem Bildprogramm sind sie meist reduzierbar auf den der Schule von Reims entstammenden Utrechter Psalter aus karolingischer Zeit. Auch der Albanipsalter, der etwas vor der Mitte des 11. Jhs. entstand, und dem die Hs. L des Alexiuslieds beigebunden wurde, zeichnet sich durch einen besonders exuberanten Bilderschmuck aus. Adolph Goldschmidt schrieb Textkopie wie Bilderschmuck zwei Klerikern zu, die sich in der Arbeit an dem Werk abgelöst hätten[2]. Der Kopist des Alexiuslieds hätte also das nach dem Tode des Eremiten Roger in seine Hände gelangte Fragment durch mehrere ganzseitige Bilder bereichert (unter ihnen durch das Bild zur Alexiuslegende) und hätte auch durch das Gregoriuszitat auf der letzten Verso-Seite des Alexiuslieds den Bilderreichtum der Gesamthandschrift rechtfertigen wollen. Diese Motivierung der Gregoriusstelle, die eine Seite mit nur 6 Zeilen des Alexiuslieds füllen soll, hat viel für sich, wenn man wohl auch abwarten muß, ob die Untersuchung des Warburg Institute nicht

[1] Vgl. *Catalogue* der Ausstellung der Pariser National-Bibliothek von 1954, n° 32.

[2] Goldschmidt, 27 und 35/36.

zu einer Revision der Goldschmidtschen Ansichten im einzelnen gelangt.

Die Bilder und Initialen des Albanipsalters enthalten aber – abgesehen von der Darstellung der Alexiuslegende, einer Darstellung von Martini Mantelteilung und Traum, sowie von einem Bild des Martyriums des Ortsheiligen Albanus – keine hagiographische Kunst; die Miniatoren variieren das traditionelle Psalterprogramm und bringen außerdem Bilder vom Sündenfall, aus der Evangeliengeschichte und zur Emmaus-Episode, und das Kalendarium ist durch Monats- und Tierkreisbilder geschmückt. – Die Stoffe der Evangelien- und Psalterillustration sind also den Künstlern der Werkstatt von St. Alban geläufig. Ob ihnen auch die Praxis der Darstellung eines Heiligenzyklus etwas durchaus Übliches und Angemessenes war: das ist eine schwer zu entscheidende Frage. Die sehr fragmentarische Wiedergabe des Alexiuslebens läßt in dieser Hinsicht sehr große Zweifel bestehen.

Solche Bilderzyklen zu Heiligenleben sind offenbar sehr viel später entstanden als andere religiöse Buchmalerei des Mittelalters. Das früheste uns bekannte Beispiel dürften die in der 2. Hälfte des 10. Jhs. in Fulda entstandenen Bilderserien der Vita und Passio der Heiligen Kilian und Margareta sein[1]. Die Kunsthistoriker stehen der Annahme spontaner Entstehung bedeutender Bildserien in der religiösen Buchmalerei mit großer Skepsis gegenüber: wenn im 12. Jh. besonders reich und originell illustrierte katalanische Bibeln entstehen, so muß nach den Vorlagen gefragt werden[2]. Was die Darstellung von Heiligenleben in der Buchmalerei anlangt, so ist sie seit dem Ende des 11. Jhs. eine Spezialität einiger nordfranzösischer Klöster, die in dieser Form ihre Lokalheiligen verehrten. Schon um das Jahr 1000 fertigten in der Abtei St-Bertin in St-Omer der Abt Odbert und seine Mitarbeiter die Hs. von Boulogne, die die reich mit Bildern gezierten Viten der Heiligen Bertin, Folquin, Silvin und Winnoc enthält. Aus dem Kloster St-Amand stammt die Amandusvita von Baudemond; die der 2. Hälfte des 11. Jhs. entstammende Vita enthält 42 halb- oder ganzseitige Bilder, und eine andere, die 100 Jahre später entstand, zeigt in Großbildern Baudemond, die Amandus-Vision der hl. Aldegonde, Amandus mit Baudemond und andere Lokalheilige (Mss. in Valenciennes). In der Abtei Marchiennes entsteht eine Rictrudis-Vita mit vielen Miniaturen und um die Mitte des 12. Jhs. ein Ms. von Augustins *Enarrationes in Psalmos,* das auf der 2. Folioseite des I. Bandes die um Augustin gescharten Patroninnen des Klosters zeigt (Mss. in Douai). Man könnte weitere Beispiele dafür bringen, daß sich die hagiographische Buchmalerei in Frankreich im 11. und 12. Jh. so gut wie ausschließlich für Lokalheilige interessiert: im normannischen Fontenelle für den hl. Wandregisilus (St-Wandrille), in St-Quentin für den Stadtheiligen, in Tours

---

[1] Heute in Hannover; siehe Katalog der Ausstellung *„Ars Sacra“,* München 1950, n° 80.

[2] Vgl. Albert Boeckler, *Abendländische Miniaturen bis zum Ausgang der romanischen Zeit,* Berlin und Leipzig 1930, 62.

für den hl. Martin, in Angers für St-Aubin, in Poitiers für die hl. Radegonde, in den Pariser Abteien für St-Maur oder St-Germain. – Man sucht vergebens nach einer Abtei in Frankreich, wo man sich im 11. Jh. so exklusiv für Alexius interessieren konnte, daß zu seiner Vita ein Bilderzyklus geschaffen wurde.

Gemeinhin stellt man für die Heiligendarstellung in Frankreich fest [1], daß im 11. Jh. die Miniaturen, im 12. die Wandfresken, im 13. die Glasmalereien entstehen. – Auf einer großen Freske der römischen Basilika San Clemente finden sich drei Szenen des Alexiuslebens zu einem imposanten Bild vereinigt. Daß diese aus der Wende des 11. zum 12. Jh. stammenden Bilder [2] auf stadtrömische Tradition eingehen, zeigt die Auswahl der Episoden: Wir sehen die Begegnung mit dem Vater, die Sterbeszene mit den klagenden Angehörigen und die Identifikation des Heiligen durch den Papst (ohne die beiden Kaiser in dessen Gefolge). Daß die Kirche San Clemente im Mittelalter in die römische Lokallegende des Alexius mit einbegriffen wurde, deutet Edmond Joly [3] an. Der Inhalt der Klemensfresken, die in derselben Kirche gleichzeitig entstanden, rückt die Alexiusfreske in den Zusammenhang der Slavenmission. Auch jener hl. Bonifatius, dessen Kloster auf dem römischen Aventin stand, und dessen Kirche dann nach der Ankunft des Metropoliten Sergius in Rom Ende des 10. Jhs. auch dem hl. Alexius geweiht wurde, ist zunächst der Slavenapostel, der erst späterhin mit dem historischen Germanenapostel vermengt wurde [4].

Die Rolle, die die Alexiusverehrung im hohen Mittelalter in diesem Zusammenhang der Slavenmission spielt, sollte hier nur angedeutet werden. Wichtiger ist es vielleicht, die Frage nach der stadtrömischen Geltung des Alexiuskults aufzuwerfen. Die Slavenmission ist im frühen und hohen Mittelalter vor allem ein byzantinisches Anliegen und interessierte in Rom hauptsächlich in den Jahrhunderten starken orientalischen Einflusses. Vom 7. zum 10. Jh. scheint der orientalische Einfluß in Rom fast zu dominieren [5]. Der zunächst gar nicht freundlich aufgenommene asketische Gedanke kam vor allem auf dem Aventin zur Geltung, wo unter dem Patronat vornehmer Damen Paläste zu Klöstern wurden [6]. Auf dem Aventin konnte sich viel später am Ende des 10. Jhs. auch die Alexiusverehrung entwickeln – als orientalische Importe, wie jedermann weiß. Ehe die Freske der römischen Klemensbasilika entstand, figurierte Alexius unter den Heiligen, die auf Miniaturen byzantinischer Psalterien dargestellt wurden [7]. Die orientalische

---

[1] Vgl. Emile Mâle, loc. cit., 228 ff. [2] Vgl. Wilpert, loc. cit., II, 536 ff.

[3] *La Chambre des Saints à Rome,* Paris 1933, 228 ff.

[4] Vgl. L. Duchesne, *Notes sur la topographie de Rome ...,* in *Mélanges d'Archéologie et d'Histoire,* X (1890), 229.

[5] Vgl. René Vielliard, *Recherches sur les origines de la Rome chrétienne,* Mâcon 1941, 106/07. Sowie W. F. Volbach, *Reliquie e reliquari orientali in Roma,* in *Bollettino d'Arte,* XXX (1937), 338.

[6] Vielliard, 132.

[7] Vgl. Louis Mariès S. J., *L'irruption des saints dans l'illustration du Psautier byzantin,* in *Analecta Bollandiana* LXVIII (1950), 153.

Mode flaute in Rom seit dem 11. Jh. ab. Der Kult der orientalischen Heiligen hat nicht eigentlich Wurzel fassen können: *Scomparsa la colonia orientale da Roma, a cominciare dal secolo XI, le importazioni dall'Oriente non furono più connesse cogli usi comuni della vita, ma diventarono qualcosa di raro e di prezioso* ...[1]. Die Alexiusmönche auf dem Aventin geraten im 13. Jh. in Konflikt mit den Canonici von Sankt Peter, vermögen sich – nicht wählerisch in ihren Mitteln – das Prestige des Besitzes von Alexiusreliquien zu sichern und 1217 eine Neuweihe ihrer Kirche zu erreichen, werden aber 14 Jahre darauf wenig schonungsvoll von Gregor IX. durch Prämonstratenser abgelöst[2].

Ein Bilderzyklus von der Art, wie ihn Lausberg beschreibt, dürfte nie existiert haben. Er müßte aus byzantinischer Tradition stammen und auf einem komplizierten Wege nach Frankreich gelangt sein, wo die Buchillustration des 11. und 12. Jhs. – wenn sie Bilderzyklen schuf – heilige Äbte der eigenen Klöster verherrlichte.

IV

Da nach Lausbergs Ansicht das 'Fünferschema' das Strukturprinzip des Alexiuslieds ist, wird alles das, was er zur Textkritik des Gedichts vorbringt, darauf hinauslaufen, die 125-Strophen-Fassung der Hs. L zu verteidigen. Alle anderen Fassungen verstehen die ursprünglichen Zusammenhänge nicht mehr und modernisieren die Dichtung für ein späteres Publikum. Aus der Bildbeschreibung wird eine Historie, die das Perfectum dem Präsens vorzieht, und völlig verwischt wird die ursprüngliche Bemühung um die Nonnenseelsorge. Den uns erhaltenen Redaktionen geht eine komplizierte Textgeschichte voraus, die Lausberg erschließen möchte.

Die Hs. L ist für Lausberg wohl die dem Original am nächsten stehende Kopie; aber allerlei Prozesse der Umgestaltung des ursprünglichen Texts sind vorausgegangen und haben Unordnung angerichtet. Lausberg hat keineswegs eine sehr hohe Vorstellung von der Leistung des Kopisten von L: er nennt ihn einen 'gewissenhaften Buchstabenkopisten' und sein Werk die 'sklavische Kopie einer Vorlage des 11. Jhs.', bei der nur 'ein archivalisch-humanistisches Interesse' Pate gestanden habe[3]. Der Kopist von L ist also für Lausberg ein Mann ohne eigene Initiative, der in ganz mechanischer Weise Archaismen bewahrt; die Handschrift, die er schuf, wird aber deshalb eine sehr unsichere Grundlage bieten, weil der Vorgänger, den er kopiert, bereits 'modernisiert' hatte[4]. So sind wahrscheinlich Formen wie *perte* (30 c), *nurrir* (7 b), *lauie* (= vita, im Vorspruch), *oit* (= auditum, ebendort), *cambre* (15 d), das analogische Femininum *muiler uailante* (4 d) schon dem Modernisator der Vorlage zuzuschreiben, während *lethece*(14 e),

[1] Volbach, 348.
[2] Vgl. Duchesne, *Notes* ..., 246 ff.
[3] Lausberg, 289 und 308.
[4] Id., 295.

ledece (29 b), *sedant* (23 d), *cambra* (11 e, 13 a, 29 a) echte Archaismen sind, die die Kopie L im Grunde einem Versehen jenes vielleicht zu Ende des 11. Jhs. arbeitenden Modernisators verdankt.

Man wird zugeben müssen, daß eine solche Inkonsequenz in der Graphie das Vertrauen in die phonetische Zuverlässigkeit der Niederschrift erschüttern kann. Dies veranlaßte mich[1], zur Kontrolle der Schreibung das Kriterium des Versrhythmus heranzuziehen und einige Stellen der Hs. L als unbrauchbar für eine phonetische Analyse des Gedichts zu bezeichnen. Lausberg scheint mir diese 'Verdächtigungen' der Standard-Hs. zum Vorwurf machen zu wollen, obwohl er – was die Korrekturbedürftigkeit dieser Stellen anlangt – in jedem Falle genau meiner Meinung ist. Ihn stört lediglich der Ausdruck 'archaisierend', dessen ich mich bediente. Er möchte die Versehen in 22 b, 72 e und 78 b anders erklären als ich. Die in jedem Falle verschiedenen Hypothesen, die zu *qued est deuenut, net uncore* und *derumpet* vorgetragen werden, geben in ihrer Gesamtheit eine Vorstellung von den Tendenzen, die nach Lausberg die Textgeschichte vor der Entstehung der Hs. L bestimmt haben sollen.

In *qued est deuenut* (22 b) liege 'ein *accident* der Textgeschichte' zugrunde, veranlaßt durch die falsche Auflösung einer *que*-Abbreviatur[2]. Der Schreiber von L hat nur genau seine Vorlage kopiert; aber vor ihm war 'ein nicht immer glücklicher Kürzelauflöser' am Werke[3]. Wir wollen nicht im einzelnen anführen, welche Versehen diesem Manne, der auch der Silbenzahl des Verses verständnislos gegenüberstand[4] noch unterlaufen sind. Uns befremdet von vornherein die Vorstellung von einer Art Großaktion der Abbreviaturen-Auflösung. Die Kürzungen, um die es sich handelt, konnte jeder gebildete Schreiber des Mittelalters mühelos lesen; sie werden noch in die ersten Drucktexte übernommen. Prüft man die Fassungen des Alexiuslieds nach, die alle zahlreiche Abbreviaturen haben, so fällt auf, daß etwa die Kürzel der Hss. L und A fast nie übereinstimmen: muß man deshalb sogar auf zwei verschiedene Kürzelauflöser schließen? Man könnte sich auch fragen, weshalb verhältnismäßig schwierige Abbreviaturen (*ṗst, p̄get, t're, busuin*^{9}, usw.) nicht aufgelöst wurden. Weshalb haben auch – nachdem mit der Herstellung der Vorlage von L die Arbeit des Auflösers abgeschlossen sein müßte – die Hs. A an die 50, die Fragment-Hs. V an die 40 neue Kürzel? – Die Hypothese vom Kürzelauflöser dürfte mit jeder mittelalterlichen Schreiberpraxis im Widerspruch stehen: Die Abbreviaturen stehen in ihrer festgeprägten Form immer bereit, wenn ein Schreiber Platz einsparen will. Der Schreiber von A kürzt so allein in der letzten Zeile der Str. 22 drei Wörter, um keine neue Zeile beschreiben zu müssen. Und ähnliches kann man beobachten an A 44 f und L 125 e. – Weshalb der Kopist von L *qued est deuenut* schrieb, mag dahingestellt bleiben; wenn mein Ausdruck 'archaisierend' als störend empfunden wird, so insistiere ich nicht und warte auf eine andere Er-

[1] Diese Zeitschrift, LXX, 166 ff.
[2] Lausberg, 286 ff. [3] Id., 319. [4] Id., 295.

klärung. Wenn derselbe Schreiber mit peinlicher Genauigkeit *&* vor Vocal und *e* vor Konsonant unterscheidet, so bleibt mein Vertrauen in die phonetische Zuverlässigkeit der Hs. L bei der Konservierung alter Sprachverhältnisse dennoch erschüttert. Am Kriterium des Versrhythmus möchte ich festhalten: für die Silbenzahl im Verse bedeutet es keinen Unterschied, ob man *e iustise & amur* (L) oder *e iustise e amur* (A) schreibt.

Das *net uncore* in 72 e ist für Lausberg wieder ein *accident* der Textgeschichte. Hier handele es sich um archaische *te*-Enklise, die der Schreiber des 12. Jhs. nicht mehr verstanden habe[1]. Wenn wirklich der Vers ursprünglich gelautet hätte:

nen coneumes net(e) uncore nen conuissum

so wäre die *te*-Enklise sicherlich auch noch im 12. Jh. verstanden worden. Wir möchten aber meinen, daß der Dichter nicht einen Vers mit einer überschüssigen Silbe schrieb, sondern daß wirklich der Kopist von L mit *net : nec* oder *neque* meinte. Das direkte pronominale Objekt kann – auch wenn es Personen bezeichnet – in afr. Texten fehlen. In der Hs. L haben wir mehrere Beispiele dafür: *pur quei portat tamedre* (27 a) – *pur quei portai dolente mal feude* (89 d) – vielleicht auch *nen reuoil ancumbrer* (38 c) – *ne reconuissent* (58 b). Auch die Einschaltung von *uncore* zwischen *net* und das Verb läßt die Hypothese von der *te*-Enklise fragwürdig erscheinen. Die Schreibungen in L sind oft bizarr: in 93 b – *aidiez mei aplaindra* – scheint die Graphie *mei* auf ein betontes Wort zu deuten, und doch wird dieses direkte pronominale Objekt im Vers elidiert. Die oft zu beobachtende Neigung von L, enklitisches *me* als *-n* zu schreiben, erschwert übrigens die Erklärung des eben angeführten Verses 38 c: *nen* könnte für *nem* geschrieben sein wie *tun* für *tum* in 78 e und 94 e. Aus dem so eigenwilligen graphischen Habitus der Hs. L sollte man wohl nur mit äußerster Vorsicht Schlüsse auf die Wiedergabe einer phonetischen Realität wagen, die zudem die Realität eines wenigstens 100 Jahre zurückliegenden Sprachzustands sein müßte. Ich bin aber zufrieden zu sehen, daß Lausberg im wesentlichen mit mir übereinstimmt, wenn er schreibt: 'Die Schreibung *-t* ist phonetisch-metrisch inexistent'[2].

Auch bei der Diskussion des *derumpet* in 78 b gibt mir Lausberg recht, wenn er[3] die in der Hs. S stehende Form *desront* als normal ansieht. Wie immer kommt er zum gleichen Resultat wie ich, nur auf dem Umwege sehr hypothetischer Erklärungen, die unser Vertrauen in den Wert der Hs. L erschüttern müssen: Der Modernisator, der die Vorlage von L herstellte, habe in seiner 'Unwissenheit' mit der interessanten Beachtung des Drei-Konsonanten-Gesetzes im Original der Dichtung nichts mehr anfangen können und so die Korruptel *derumpt* dem Schreiber von L überliefert, der seinerseits sich nur durch den Rückgriff auf den Subjonctif *derumpet* aus dem 'auswendig gelernten Anfang des Rolandslieds' zu helfen wußte. – Die Form *derumpet* vermittele, ob-

[1] Id., 291 ff. [2] Id., 291. [3] Id., 294.

wohl sie eine verdorbene Form sei, dennoch eine wichtige Erkenntnis: im ursprünglichen Gedicht war noch Labial vor Dental erhalten, und im Falle der Entstehung einer Drei-Konsonanten-Gruppe konnte es der Dental sein, der weichen mußte. Die Originalform lautete also *derump*. Einige andere Beispiele von Nichtschreibung jenes *-t*, das die 3. Sg. charakterisiert, sollen die These erhärten, daß unter dem Walten frühfranzösischer Satzphonetik sich das Drei-Konsonanten-Gesetz sogar dann auswirkte, wenn über die Versgrenze hinweg Konsonantenhäufungen entstehen.

Da Lausberg selbst betont, daß ursprüngliche Gesetzmäßigkeit durch oft verständnislose Modernisierungen gestört worden sei, erübrigt es sich wohl, auf die ungemein zahlreichen Fälle hinzuweisen, wo sich der Schreiber von L gegen das Drei-Konsonanten-Gesetz versündigt. Vielleicht genügt als Beispiel der Vers 101 b:

que ualt cist crit cist dols ne cesta noise.

Der Ausfall des *-t* kommt übrigens auch in A 1 e vor: *ia mais nier tel.* Er kann auch in Fällen auftreten, die mit dem Drei-Konsonanten-Gesetz nichts zu tun haben: *uit del sainhome* (L 70 b) und *forment lenquer atuz ses menestrels* (L 65 d).

Bewahrung von Labial vor Dental (oder anderen Konsonanten) kommt meist bei gelehrten Wörtern vor[1]. Im Alexiuslied ist Labial vor Dental oft bei Wörtern erhalten, die aus dem Kirchenlatein stammen: *absolu(th)e* in L und A, *baptisma* in allen Texten (L hat allerdings in Vers 29 *batesma*), *escripture* in P, *enipse* in L, Vers 552. Diese Erscheinung scheint insbesondere eine Spezialität der Hs. V zu sein: *aaptement, doptance, ente ropte.* Für *civitatem* hat L verschiedene Typen, in 2 von 14 Fällen *ciptet'*; für diese Fälle der Verse 86 und 189 ist kein Vergleich mit V möglich. Das in L 9 b auftretende *conpta* kann keinen Rückschluß auf irgendwelche historische Realität zulassen, sondern läßt im Gegenteil durch die Angleichung des *m* von *comitem* an *t* die auf graphischer Willkür beruhende Gegenwart des Labials erkennen.

Wenn Lausberg gelegentlich von Varianten- oder 'Korruptelfächerung' spricht[2], vermißt man den überzeugenden Nachweis der Filiation der Texte: Voraussetzung ist bei ihm immer, daß das Vokabular von L den Ausgangspunkt für weitere an den Texten erkennbare Veränderungen sein muß. Auf meinen Versuch, die größere Originalnähe von A aufzuweisen, ist er nicht eingegangen. – Besonders augenfällig kann die Str. 86 zeigen, daß unter den erhaltenen Texten A der ursprünglichste sein muß: Im 2. Vers setzen die Varianten ein. VLP setzen *degiteir* für das *degrater* von A. Im 3. Vers ersetzen VL *detraire* durch *derumpre,* und P, das für *crins*: *cheuels* schreibt, muß – da es das „Haarraufen" ans Versende setzt, die Assonanz durch ein neu gefundenes *detirer* einhalten. Dafür wird das vorgefundene *derumpre* in P

[1] Vgl. Hans Rheinfelder, *Altfranzösische Grammatik,* I, § 568.
[2] Lausberg, 294.

etwas gewaltsam zu *uis* gestellt, während in dieser zweiten Vershälfte VL das *demaiseler* von A ohne Praefix gebrauchen. *Detraire* von A 86c ist aber freigeworden und wird – den Sinnzusammenhang völlig entstellend – von VL für *baisier* im vierten Vers eingesetzt. P, das wohl *baisier* beibehält aber die Gruppe *baisier e acoler* umstellt, kommt dadurch in Konflikt mit der Assonanz. Im fünften Vers herrscht wie im ersten wieder Übereinstimmung bei allen überlieferten Hss.

Als bedauerlich kann man es empfinden, daß Lausberg oft größeres Vertrauen in die Richtigkeit seiner eigenen Vermutungen als in das Zeugnis der erhaltenen Texte setzt. In Str. 50 d möchte er für *sa mere* ein allerdings von der späten Kopie P gestütztes *sis pedre* lesen; am Eingang der Schlußstrophe vermutet er – seiner Theorie von der Nonnenseelsorge zuliebe – eine Anrede mit *serors* statt des in allen Texten stehenden *seignors*[1]. In besonders krasser Form äußert sich diese zuversichtliche Mißachtung der überlieferten Textgestalt bei der Interpretation des 7. Verses der Dichtung. In seiner Ausgabe[2] entschließt sich Lausberg zu folgender Stilisierung des Verses:

& al David, qui Deu[s] par amat tant,

obwohl alle Texte – ob sie nun (L) *qui (= cui) deus* oder (AP) *que de(u)s* bringen – in gleicher Weise Gottes Liebe zu David meinen, und obwohl auch Lausberg dies ohne weiteres zugesteht. Aber Lausberg behauptet, das *David . . . dilexit Deum* aus Sirach 47, 2–10 liege zugrunde, und gemeint sein könnte in diesem Zusammenhange nur ein *amur* als Impuls 'vom Menschen aus'[3]. Den Ursprung des Irrtums vermutet er in der mit der Kürzelauflösung verbundenen Konfusion der Vorgeschichte des Textes: 'Es handelt sich bei *deus* also um eine fehlerhafte Schreibung, die ihren Ausgangspunkt von einer irrtümlichen Verwendung der Abbreviatur *d̄s* (da sich die Abbreviatur *d̄m̄* = *deum* für das Französische wegen des Nasals nicht eignete) genommen haben kann'[4]. – Wie der Schreiber eines frühen frz. Textes den Obliquus von *deus* durch eine Abbreviatur wiedergeben konnte, zeigt das Eulalialied mit *li dō Inimi, Quelle dō raneiet* und *lo dō menestier*. David ist für christliche volkstümliche Anschauung, die auf das Väterlob bei Sirach verzichten kann, in erster Linie Gottes Auserwählter, der Vertrauen zu Gottes Güte, zu Gottes Liebe hat. So heißt es in I Sam. 13, 14: *Quaesivit Dominus sibi virum juxta cor suum* – oder in II Sam. 12, 24: *. . . et Dominus dilexit eum* und Vers 25: *. . . et vocavit nomen ejus, Amabilis Domino, eo quod diligeret eum Dominus.* Und auch auf der großen B-Initiale des Albanipsalters hält der musizierende David ein Buch in der Hand, in dem man lesen kann: *Annuntiationem sancti spiritus eructavit beatus david psalmista quem deus elegit*[5].

In diesem Zusammenhang dürfen wir auf einen schon geäußerten Grundsatz zurückkommen: Eine Ausgabe, die quellenkritisch sein will, müßte die afr. Dichtung aus der hagiographischen Tradition des Alexi-

[1] Id., 294 und 307. [2] Id., 40. [3] Id., 42.
[4] Id., 41. [5] Goldschmidt, 46.

usstoffes zu erklären suchen. – Ungeklärt war bisher der Ursprung des Wortes *cinces* in Vers 29 d; die Hs. L hat *cinces* durch *curtines* ersetzt:

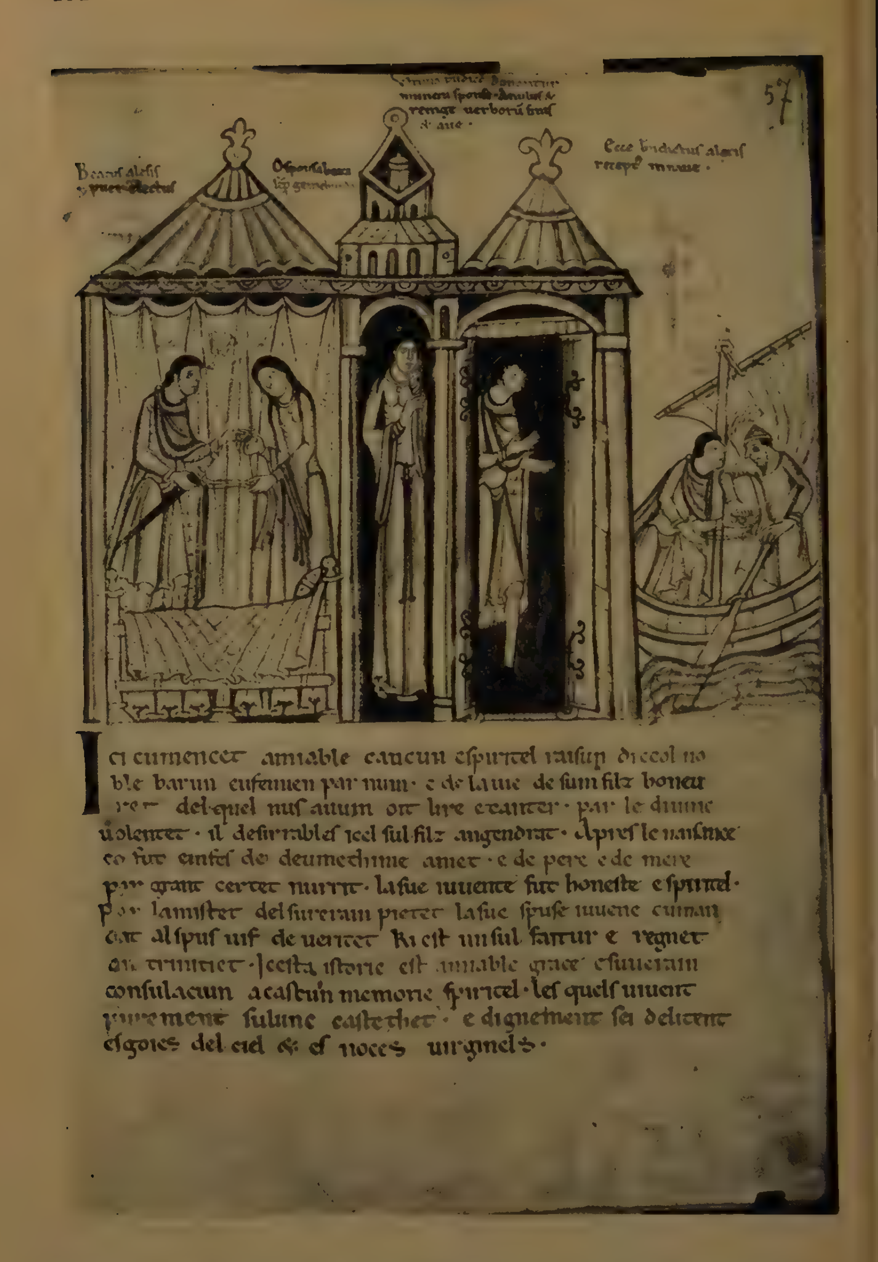
A: *ele ifait pendre cinces deramées*
P: *sacs i fait tendre 7 cinces deramees*
L: *sas i fait pendre curtines deramedes.*

Die Hs. L hat für jenes Wort, das auch in späteren Texten noch in der Bedeutung 'Lumpen' vorkommt [1] ein höfischeres Wort eingesetzt: *curtines.* Daß aber *cinces* ursprünglich sein dürfte, zeigt die in Spanien entstandene Alexiusvita des 10. Jhs. Dort klagt die Mutter nach dem Verschwinden ihres Sohnes: . . . *non cessabo flere hac lugere nec parcam mici de sacco et cinere que indui mici diebus hac noctibus donec respiciat Dominus afflictionem meam et faciat me scire quid est de filio meo* [2]. Und als später der Leichnam vom Papst identifiziert worden ist, klagt sie: *Tu enim sciebas planctum et afflictionem meam in cilicio et cinere pro te fili mi et pro amorem faciei decoris tui* [3]. Dem Wort *cinces* muß also das biblische 'in Sack und Asche gehen' zugrunde liegen [4]. L hat *cinces* aufgegeben, aber mit dem Ausdruck *sas* ein wertvolles Leitfossil stehen lassen. An dieser Stelle repräsentiert A zweifellos den originalen Text. – Wie es zum Wandel in der Bedeutung des Wortes kam, wie aus dem biblischen Bild sich die Vorstellung vom Aufhängen zerrissener Lumpen und Säcke entwickeln konnte: das vermögen wir nicht klar zu erkennen. Auch die Etymologisierung des Worts *cinces* dürfte Schwierigkeiten machen, so sicher es zum lat. Wortstamm *cinis* zu stellen ist und vielleicht eine ähnliche Ableitung darstellt wie pg. *cinza(s)*. Auch das italienische Sprichwort *non dare fuoco a(l) cencio* [5] könnte auf eine ursprüngliche Bedeutung 'Asche' hinweisen.

Wir haben in den vorliegenden Betrachtungen zu Lausbergs Arbeiten zum Alexiuslied viele Punkte nicht berührt, die der Diskussion wert gewesen wären. Auch Lausberg hat sich zu manchen meiner vorher geäußerten Ansichten nicht ausgesprochen, was nicht den Schluß zuläßt, daß er mit mir einverstanden sein müßte. Einzelne gute Erklärungen – etwa zu *pais e goie* in der letzten Strophe [6] – wird jeder kritisch Denkende gern anerkennen; nur glaubten wir der Tendenz, das Gedicht unter dem Zwang vorgefaßter Meinungen zu interpretieren, widersprechen zu sollen.

[1] Siehe Tobler-Lommatzsch.
[2] *Revista de Bibliografía Nacional,* II, 254.
[3] Id., 257.
[4] Vgl. *in cilicio et cinere* bei Matth. 11, 21, Luc. 10, 13, und ähnlich in zahlreichen Schriftstellen, vor allem auch des Alten Testaments.
[5] Tommaseo e Bellini, art. *cencio.*
[6] Lausberg, 310/11.

Köln HANS SCKOMMODAU



Miniatur des Alexiuslebens und Prosavorspruch der Handschrift L (Hildesheim). Albanipsalter 29 r⁰

Contributi allo studio della poesia storico-politica delle origini

Due poesie per la discesa in Italia di Corradino di Svevia
«Sovrana ballata placente»
«Alegramente e con grande baldanza»

La poesia storico-politica delle origini è stata finora poco studiata, sì che sparuto è il numero di saggi che si hanno su di essa. A me sembra invece che meriti per il futuro una maggiore attenzione da parte degli studiosi perchè ad essa va, se non altro, il vanto di una spontaneità e sincerità quasi sempre maggiore di quella ch'è possibile rintracciare nella poesia amorosa contemporanea pur tanto studiata e talora esaltata.

Con la monografia alla quale attendo da tempo e che pubblicherò a più riprese desidero fare il punto su ciò ch'è stato finora scritto ed avviare nuove ricerche e soprattutto migliorare, nei limiti del possibile e attenendomi fedelmente alle lezioni dei codici, quanto la tradizione ha lasciato sopravvivere in questo campo.

Comincio col dar conto delle conclusioni a cui sono arrivato a proposito della ballata anonima «Sovrana ballata placente» e della canzone «Alegramente e con grande baldanza» di Arrigo di Castiglia.

La prima fu definita dal Bertoni[1] «garbata e preziosa anche come documento storico, e primo esempio di ballata che possa sicuramente essere datato». Essa, a mio avviso, anche se non è, come vuole il Ber-

---

[1] cfr. G. Bertoni: *Il Duecento* (Vallardi Milano 1930) a p. 141: «Questa garbata poesia, preziosa anche come documento storico è il primo esempio di ballata, che possa essere sicuramente datata». Il Biadene invece (in *Rassegna Bibliografica* 1905, pp. 82 esgg.) nella recensione che fece al Rivalta che esaltava l'antichità del componimento scriveva: Del resto anche se si potesse veramente dimostrare che la ballata fu composta per la venuta di Corrado IV e nella forma linguistica in cui ci è pervenuta, si potrebbe dire che ha per noi grande valore come monumento il più antico della letteratura volgare dell'-alta Italia? «Manifestamente il Rivalta scrivendo queste parole non si rammentava più del cremonese Patecchio fiorito nella prima metà del sec. XIII». Il Lega a p. 83 della sua recensione all'edizione Rivalta nel *Giornale storico della letteratura italiana* vol. XLVI (1905) scriveva «osserverò il valore che ha questa poesia come documento storico e poetico insieme per esser la più antica ballata pervenutaci cui si possa attribuire una data certa e in pari tempo una delle più antiche rime d'argomento politico che sia giunta intera sino a noi».

toni, la più antica del genere è certamente tra le antichissime ed il dubbio avanzato dal Sighinolfi[1] circa l'antichità del sirventese dei Geremei e dei Lambertazzi (la nota che l'annunziava deve essere passata inosservata; comunque la questione va riesaminata e discussa con prove maggiori) aumenta di gran lunga il valore storico di questo componimento che ci sembra si possa con sicurezza assegnare al periodo che va dal 1251 al 1267.

La ballata si trova in una pergamena che faceva da copertina ad un manoscritto intitolato «Opus astrologie» contenuto nel codice 271 della Classe 14 dei mss. latini della Biblioteca di S. Marco. La scoprì l'abate Giovanni Brunacci, il quale scrisse in proposito: «Intra pergamenam quae cooperiendo Codici adhibita est observavimus Oden rjtmis vulgaribus anno MCCLXI composita, simulque per annos eos ibi positam, profecto memorabilem; quamque magno labore descripsimus integram dabimusque cum recensebimus codices nostros italicos». Purtroppo però la lezione del Brunacci anche se questi ha mantenuta la promessa, è andata perduta. Rimane per noi anche ignoto il motivo per cui il Brunacci assegnava questa ballata al 1261; a meno che non vi si voglia vedere un errore di trascrizione di un 1261 per un 1251 anno della discesa in Italia di Corrado IV.

Dobbiamo quindi concedere il merito del primo studio al Rivalta[2] che pubblicò il testo con un'ampia disamina dei vari problemi che la poesia poneva in discussione.

Ecco la ballata quale appare nell'opera predetta:

»Sovrana ballata placente
saluta la gente compagna
e dì che lo re d'Alamagna
ven'a mostrar so valore.

Ven'a mostrar gran valore
passar Lombardia e Toscana
in Puglia con tanto vigore
avrà quella viva fontana.
Segnore, lo mondo resana
ch'è stato en tanto tormento!
Membrando so vignimento,
tuto me torna 'n dolçore.

Torna 'n dolçor e conforto
vezendo l'omperio venire
zoso con tanto deporto;
lo mondo fa renverdire.
No lassarà ma' perire
tant'è soa fiera posança.
Cascun sia en alegrança,
aspeti çoia d'amore.

---

[1] cfr. *La Rassegna* anno XXXV numero 6 (1916) pp. 453–454.
[2] E. Rivalta: «*Una ballata politica del sec.* XIII, Bologna 1902».

Coia d'amore se n' vene
facendo compluta zornata:
tanta posança mantene
vezendo la so asemblata.
Cosa parìa disvisata
a chi lo volesse 'nscontrare.
Devenlo tuti laudare
e farlo nostro segnore.

Nostro segnore emperero
lo re Corado possente
Quale se tira plu alttero
faralo stare obediente.
Alegramente presente
vada çascun a comando
a l'alto re so tornando
nesun ne sia falidore.

Vaten, balata novella,
en Pisa, cantante 'npromera.
Donna 'n Toscana s'apella,
quella che dritt'emperera.
E' stata sempre frontera,
en mare et en tera proata.
Balda possança laodata
sana sì forte malore.»

Il Rivalta ritenne la ballata composta nel novembre 1251, nel quale mese Corrado venne a Verona (e fu poi a Goito) e la disse un saluto a Corrado IV di un poeta ghibellino che egli ritiene mantovano ed intorno a cui fa congetture troppo arrischiate perchè basate su argomenti poco consistenti.

Successivamente si occuparono della nostra ballata e soprattutto dell'edizione Rivalta, il Biadene[1] ed il Lega[2]. Particolarmente quest'-ultimo apportò alla ballata modifiche e aggiunte che indiscutibilmente riuscirono a migliorarne il testo e la interpretazione[3]. Ambedue i recen-

[1] L. Biadene: Recensione all'ed. Rivalta cit. in *La Rassegna Bibliografica* 1950 p. 82 e sgg.

[2] G. Lega: Recensione all' ed. Rivalta cit. in *Giornale storico della Letteratura italiana* vol. XLVI (1905).

[3] Ecco le varianti che il Lega apportò al testo originario:
v. 3 «*da l'Alamagna*»
v. 8 dopo «*viva fontana*» c'è il punto e virgola
v. 16 dopo «*fa rinverdire*» c'è il punto e virgola
v. 18 «*fina posanca*»
v. 24 dopo «*asemblata*» c'è la virgola
v. 26 dopo «*'nscontrare*» c'è la virgola
v. 30 dopo «*possente*» c'è la virgola
v. 32 dopo «*obediente*» v'è il punto e virgola
v. 34 «*acomando*»
v. 35 «*so comando*» e non «so tornando»
v. 38 dopo «*mpromera*» c'è il due punti
v. 40 dopo «*emperera*» c'è il punto e virgola
v. 42 dopo «*proata*» c'è il punto e virgola

sori furono di accordo nel ritenere questa poesia scritta per Corradino di Svevia e non per Corrado IV. A questo punto si trovava lo studio della ballata quando incominciai ad interessarmi di essa. Un ulteriore esame del manoscritto e del periodo storico che ispirò la composizione della poesia mi induce a restaurare così il testo:

« Sovrana ballata placente,
saluta la gente compagna
e di' che lo re da la Magna
ven'a mostrar so valore.

Ven'a mostrar gran valore,
pasar Lombardia e Toscana;
in Puglia cotanto vigore
avrà quella viva fontana.
Segnore lo mondo resana
ch'è stato en tanto tormento!
Membrando so vignimento
tuto men torna 'n dolzore.

Torna 'n dolzor e conforto
veçendo lo 'mperio venire
çoso con tanto deporto:
lo mondo fa renverdire
nol lasarà ma' perire
tant'è soa fina posanza,
çascun cive en alegranza
aspeti çoia d'amore.

Çoia d'amore se vene,
facendo compluta çornata
tanta posanza mantene!
Veçendo la so' asemblata,
cosa paria disvisata
chi lo volesse 'nscontrare;
devenlo tutti laudare
e farlo nostro segnore.

Nostro segnore emperero
lo re Corado possente,
quale se tira plu altero
faralo stare obediente;
alegramente presente
vada çascun adomando,
a l'alto re, so comando
nesun ne sia falidore.

Vaten ballata novella
en Pisa cantante 'mpromera.
Donna 'n Toscana s'apella
quella ch'è dritt'emperera;
e stat'è sempre frontera
en mare et en terra proata.

Balda possanza laodata,
sana sì forte malore.[1]

A me pare che questa ballata non sia, come parve al Rivalta, un saluto ad un re, ma il messaggio poetico mandato da poeta ghibellino ai suoi amici di partito che in Pisa potevano non aver avuto ancora notizia dell'imminente discesa del re tanto atteso. Ma prima di inoltrarmi nella discussione do qui la parafrasi: «O ballata sovrana [accostamento voluto dell'aggettivo all'argomento della poesia] saluta la gente che ha gli stessi miei sentimenti, ed annuncia che il re di Alamagna scende in Italia a mostrare il suo valore. Passerà per la Lombardia e per la Toscana e giungerà in Puglia dove si mostrerà forte e risoluto. Signore risana il mondo ch'è stato in tanto tormento! Pen-

[1] Do ora qualche nota al testo avvisando però che ho dato conto delle mie varianti nel corso dell'articolo.

v. 14 «l'omperio» il Rivalta l'ha interpretato «gente imperiale»: a me sembra col Lega che si debba vedere in esso l'imperatore in persona. Do qualche esempio tratto da poeti del tempo: cito da Orlanduccio Orafo:

«ciascun per sè vorrà esser impero»

e da Monte Andrea:

«cierto a lo 'mpero gli parà un sorso
a conquider chi fior di lui si lagna»

(*Le antiche rime volgari* n. 698 e 778)
e come esempio dello stesso tipo ricorderò dal Purgatorio (canto X v. 73–74) «l'alta gloria del roman principato» dove «principato» = «principe».

v. 15 «deporto» = «gioia, entusiasmo, trasporto». Si tratta di un noto provenzalismo per cui non m'indugio a dare esempi.

v. 19 «viva en alegranza» -il «viva» è mia lezione congetturale. Sulle perifrasi del tipo «vivo in alegranza» cfr. Maria Corti: *Studi sulla sintassi della lingua poetica avanti lo Stl novo* (Atti dell'Accademia «La Colombaria» 1953).

v. 22 «compluta çornata» «giornata fausta, piena di cose liete» è comunque espressione originale: trovo un solo esempio nei Proverbi di Ser Garzo (cfr. Propugnatore N. S. III, G. 12): «Giornata fa compiuta —chi da folle si muta.»

v. 24 «asemblata» = «riunione, assembramento».

v. 25 «disvisata» = «strana». Non credo superflui alcuni esempi: Boccaccio: Decamerone IX, I: «era sì contraffatto e di sì divisato viso» – Bestiario moralizzato: sonetto «Tanto fa l'orsa il parto divisato»: Fiore, CXVIII, 13: «Ma io che porto panni devisati» («ben chiosa il Parodi» «diversi dai soliti, quindi strani») ed infine dall'Intelligenza LXVIII, 9: «con nuovi odori divisati e strani».

v. 26 «chi» . . . = si quis. Noto a titolo di curiosità che nella Intelligenza vi sono una quindicina di esempi di questo uso (cfr. il Glossario del Mistruzzi all'edizione critica del poemetto, 1928) Cito solo un esempio da Giacomino Pugliese:

«Le donne n'hanno pietanza
chi per lor patisce pene»

canz. «(Quando vegio rinverdire» vv. 14–15).

v. 27 «devenlo»: è prima persona plurale.

v. 31 «quale se tira plu altero»; sono stato a lungo tentato di restaurare «se tirà» = «se terrà» ma poi ho finito per attenermi al codice che anche per il Lega offre sicuramente la dicitura «tira».

v. 41 «frontera» = «ardita». Anche qusto termine è pochissimo usato. Un solo esempio mi è stato possibile trovare nel Boccaccio, Amorosa Visione: «Lui seguitava frontiero e gagliardo Federico II.»

sando alla sua venuta tutto mi si trasforma in letizia. Provo dolcezza e conforto vedendo l'imperatore venire giù con tanto trasporto. Egli farà rinverdire il mondo e non lo lascerà mai perire: di tanta gentile possanza egli è fornito. Ciascun cittadino se ne stia allegro e attenda le gioie dell'amore. Se queste gioie verranno, rendendo più completo il fausto evento, aiuteranno a protrarne nel tempo i benefici effetti. Vedendo la grande massa di soldati che porta con sè il re, parrebbe a tutti cosa insensata volerglisi opporre. Dobbiamo invece tutti lodarlo e far si che divenga anche di fatto nostro signore. Questo nostro imperatore Corrado forte e coraggioso verrà a rimettere in sesto le nostre terre e costringerà all'obbedienza gli uomini più alteri e boriosi. Vada quindi subito ciascun cittadino, lo chiedo vivamente, incontro all'alto re e nessuno venga meno ai suoi comandi. Ed ora ballata, scritta da poco, va a Pisa in primo luogo ad esprimere e divulgare questo annunzio. Si chiama dominatrice in Toscana questa città ch'è stata sempre fedele all'imperatore. Essa ha fatto sempre fronte agli assalti guelfi sia quando veniva attaccata per mare che per terra. O signore, la cui balda possanza ho lodata in questa poesia poni finalmente termine a questa triste condizione in cui si trova la nostra Italia».

Ho detto che per me più che saluto al re, questa poesia è un annunzio mandato ai ghibellini di Toscana perchè mi sembra di notare in questi versi una preoccupazione costante e preminente di annunziare la lieta novella e spianare il cammino al re preparando gli animi degli Italiani. Le invocazioni al signore passano in secondo linea, sì che mi piace immaginarlo questo poeta partigiano a cavallo di una terra di confine mentre il re discende sì che le sue lance abbiano una duplice direzione: le più numerose verso i ghibellini toscani e le meno numerose, forse perchè il re di per se stesso riempie l'animo di un ghibellino della certezza che verrà propizio ed apportatore di bene, verso il sovrano che discende in Italia.

Ho corretto i vv. 7–8 della poesia in siffatto modo:

«in Puglia cotanto vigore
avrà quella viva fontana»

perchè mi sembra che si possa nel manoscritto meglio leggere «cotanto» che non «con tanto». Dò a «vigore avrà» il senso del «vigebit» latino pensando ad un contegno forte e vigoroso di Corrado nei riguardi dei pugliesi che a più riprese si erano agitati.

Al v. 19 ho introdotto «cive» che è lezione congetturale (come l'era il «sia» del Rivalta e del Lega) per reintegrare l'ottonario

Così pure pubblico:

«çoia d'amore se vene
facendo compluta çornata
tanta posanza mantene!»

perchè non mi è parso opportuno lasciare isolato l'ultimo verso ed ho pensato che fosse più logico legarlo ai due versi precedenti ottenendo il seguente senso: «Se giungerà questa gioia amorosa completando la

fausta giornata, collaborerà al mantenimento della conquista del sovrano.»

Quanto poi all' «assemblata» del v. 24 per cui sia il Rivalta che il Lega si sono affannati a trovare un riferimento ad un' adunata particolare tenutasi o a Verona o a Goito, io penso invece debba piuttosto pensarsi all'accenno generico della notevole massa di soldati e di volontari che si erano messi in cammino al seguito del re.

Al v. 34 leggo «adomando» e non «acomando» perchè mi è parso di scorgere nel manoscritto una lievissima differenza nella prima consonante tra questa parola del v. 34 e il «comando» del verso seguente per cui vedo nella consonante controversa una «d» e non una «c».

Vien fatto ora di chiedersi se il «Corado»[1] che troviamo nella ballata sia Corrado IV o Corradino di Svevia. Come ho detto in precedenza, il Rivalta che possiamo considerare il primo editore della ballata si è schierato per Corrado IV: contrariamente a lui, il Biadene ed il Lega propendono per Corradino. Il Lega appoggia la sua tesi soprattutto con la considerazione che mentre la discesa di Corrado IV fu improvvisa e sconosciuta alla maggior parte (cita a conferma una lettera di Innocenzo IV al clero ed ai laici di Romagna[2] inviata proprio nel tempo della discesa di Corrado IV senza che vi si faccia minimamente menzione di discesa o la si tenga in qualche modo in considerazione) quella di Corradino fu voluta e preparata da molti tra cui le potenti famiglie dei Lancia e dei Capece che furono addirittura inviate a pregare Corradino di scendere in Italia[3].

Anche a me pare che si possa con alta probabilità, se non con certezza parlare di Corradino. E' noto che anche questi veniva chiamato Corrado e poi si ebbe per la sua discesa una vera fioritura di poesie esprimenti tutta la speranza che i ghibellini italiani riponevano in lui e per la risoluzione favorevole del loro stato angoscioso: fioritura nell-ambito della quale, anche se con dovuta distinzione si inserisce la nostra ballata.

A questo proposito non so astenermi dal fare un raffronto che mi sembra significativo.

Trovo nel sonetto di Chiaro Davanzati: «Con addimanda magna scienz'apporta»[4]:

---

[1] Corradino veniva chiamato Corrado anche da Papa Urbano IV nella lettera con la quale il pontefice imponeva ad Eberardo vescovo di Costanza di abbandonare il giovinetto. Il diminutivo, formatosi quando egli scese in Italia, divenne poi caro soprattutto agli avversari.

[2] cfr. E. Berger: «*Les Registres d'Innocent IV, publies . . .*» in *Biblioteca des ecoles Franc. d'Athenes e de Rome,* Paris 1887, tom. II p. 224.

[3] A questo proposito è degno di rilievo quanto trovo scritto a p. 27 del *Chronicon Parmense* (Rer. Ital. Scriptores, vol. IX): «Item eodem tempore dominus Corradinus filius regis domini Corradi, venit de Alamania usque Veronam et a Verona usque ad Papiam, et postea Pisas et Romam, et deinde in Apuliam ad instantiam ghibelinorum et partis imperii de Tuscia et de aliis partibus, causa recuperandi Apuliam . . .»

[4] F. Massera: *Sonetti burleschi e realistici dei primi due secoli,* vol 1° p. 48.

. . . que' c'ha aperta già la porta
e de la 'mpresa molto si diporta.
E dice che verrà di qua da PO;
ed ancor più; chè ne dimostra po'
ver lui nessuno contastar non po' ».

Non si può non pensare ai seguenti vv. della nostra ballata:

« veçendo l'omperio venire
çoso con tanto deporto;
« passar Lombardia e Toscana
in Puglia . . .

ed ancora:

« cosa paria disvisata
a chi lo volesse scontrare »

C'è di più: il ritrovare nella poesia di Chiaro (ormai pacificamente ritenuta composta per la discesa di Corradino) quella sicumera di vincere Carlo che vi è anche nella nostra smonta anche un altro degli argomenti forti del Rivalta per la sua tesi a favore di Corrado IV. Egli diceva che mal si addicevano al giovane re svevo quelle espressioni di spavalda sicurezza in quanto egli giunse in Italia quando Carlo era già padrone della situazione e mostrava di non essere disposto a cedere che di fronte ad una sconfitta. Nè vale l'altra obiezione che a Corradino mal si addiceva il titolo di «imperatore» che gli vien dato nella poesia, perchè anche se non lo era di fatto egli si riteneva tale perchè legittimo successore all'impero e comunque tale lo ritenevano i ghibellini italiani [1].

Occorre infine fermarsi anche sui motivi di carattere paleografico che il Rivalta adduce in favore della sua tesi. «Il manoscritto – egli scrive – è di poco posteriore al 1250 e fu ricoperto com'è ora col foglio di membrana circa in quel tempo; la ballata era già composta sul foglio prima che fosse adoperato per copertina, quindi anch'essa non può essere che circa del 1250.» Quest'argomento non può essere decisivo e nemmeno probante perchè nessuno ci assicura che la pergamena sia stata adibita a copertina del codicetto in quel periodo e non in uno successivo (perchè se cosi fosse saremmo autorizzati a pensare che anche la poesia scritta sulla pergamena potesse essere stata composta in un periodo più tardo).

Credo perciò che si possa affermare con quasi certezza che «Sovrana ballata placente» fu composta per Corradino di Svevia e nel 1267, nel mese di Ottobre perchè, come rilevò il Lega, è in tale mese che sia l'uno che l'altro regnante di casa sveva scesero in Italia.

Ritengo inoltre particolarmente utile all'interpretazione della ballata e delle altre poesie scritte per la discesa di Corradino, la lettera

[1] Ecco quanto trovo scritto in una lettera di Papa Clemente IV che ci rafforza in questa interpretazione: « G. Novellus, Corradus Trincia et Corradus Capetia cum multis aliis qui nefandum moliuntur erigere . . . in eam prolabuntur insaniam, ut et Corradinum publice regem nominent et eundem ad id induxerint, quod sigillo jam utens regio, regis Siciliae sibi nomen usurpat». (RAJNALD *Ann Eccles.* III, 201 e 204 Cod, Dipl. II, 21).

da questi inviata a Clemente IV[1] per dolersi dell'ostilità con cui veniva trattato. In essa, ad un certo punto, il giovane re, dopo aver ripetuto che egli non nutriva rancori contro la Chiesa ed il Papa ma solo contro Carlo che usurpava il suo diritto, cosi scrisse con notevole forza (anche nella rimanente parte della lettera vi sono brani che rivelano una vigoria di pensiero ed una fermezza nella difesa dei propri diritti che stupiscono specie se si pensa alla giovane età dell'autore): «ille deus qui non relinquit in Se sperantes ecce suam nobis aperuit viam: nam multi innumeri nostri fideles tam de imperio quam de Regno Zelo nimiae fidelitatis accensi in nostrum auditorium surrexerunt, reponens pro nobis non solum bona sed etiam personas ut nos ad recuperationem nostrorum jurium magnifice incitarent; qui apertis thesauris suis pretiosa nobis munera obtulerunt aurum sicut Regi magno pro stippendiis gentis nostrae nobis ad affluentiam ministrantes; nos itaque cognito quod omni modo necessarium erat nobis, apprehendimus arma, scutum, gladium adbellum militum copiis armavimus justitia causea nostrae . . . sed in Carolum charum amicum nostrum nostrorum Jurium injuria detentorem nostram omnino volemus potentiam experiri, machinationibus secum pro injuria nostra ludere, de nostris cum eo Juribus in gladiis disputare . . . vestram igitur dilectionem deprecamur attente . . .»

La lettera ci testimonia molte cose. Anzitutto l'entusiasmo vivissimo destato in Italia da Corradino, si che non pochi eran' disposti a sacrificare le loro persone e le loro cose all'affermazione ghibellina. Inoltre l'inciso «nostram omnino volemus potentiam experiri» sembra il testo originario da cui derivò il «ven'a mostrar gran valore» della nostra ballata. Infine il «charum amicum nostrum» se non è errato il testo, potrebbe mostrarci accanto all'odio per l'avversario anche una certa ironia che non è difficile scorgere anche nei sonetti fiorentini che ci parlano di lui. Mi sembra quindi di poter affermare che in questa lettera di Corradino a Clemente IV vi sono in embrione i concetti essenziali che poi vedremo ripetuti nella ballata ed in altre poesie scritte per la celebre discesa. Degno di rilievo è, poi, il commosso «vestram igitur dilectionem deprecamur attente» Chi sa che, almeno per qualche tempo, non abbia conseguito l'effetto sperato! Chi sa soprattutto che la divulgazione di essa, magari fatta a bella posta dai ghibellini, non abbia creato nel popolo la convinzione che il Papa non era più ormai acceso nemico di Corradino! Ciò avrebbe grande valore per l'interpretazione di alcune delle tenzoni fiorentine; ma di questo ci occuperemo in un prossimo articolo.

Tornando alla ballata, la lettera sopradetta ci rafforza nella ipotesi che essa sia stata scritta per la discesa di Corradino e non per quella

[1] La lettera in questione è riportata nella *Biblioteca Historica Regni Siciliae brevibusque adnotationibus Joannis Baptistae Carusii* «Panormi MDCCXXIII» (Epistula Conradini secundi vulgo Corradini Regis ad Clementem IV Pontificem).

di Corrado IV. Non sono però d'accordo con il Lega[1] quando afferma» «fra la ballata ed i sonetti ghibellini della tenzone è tanta somiglianza di pensieri e spesso somiglianza di frasi e di parole da metter voglia di indovinare quale di quei rimatori possa essere stato l'autore della nostra ballata». Ora a parte «l'indovinare» verbo che dovrebbe essere bandito dal vocabolario di un buon filologo, mi sembra che il Lega si sia spinto un po' troppo oltre. Anche se ci potrà essere qualche casuale coincidenza di vocaboli (ne ho citato anch'io qualcuna) è, a mio parere, ben diverso il tono della ballata e quello dei sonetti. In quest'ultimi vi è una preoccupazione di altercare e talvolta di polemizzare; nella ballata invece si sente un accorato dolore per la condizione miserrima della patria ed una dolce speranza di un'era migliore. Nei sonetti inoltre si prova l'impressione che gli stessi ghibellini ripetano cose udite senza un'eccessiva convinzione mentre nella ballata c'è la convinzione sincera che Corradino metterà il mondo in sesto. Identico quindi il periodo in cui fiorirono la ballata ed i sonetti di alcune tenzoni fiorentine, ma ben diversi gli autori.

A proposito dell'autore della ballata, giova qui ricordare che, tranne futuri miracolosi ritrovamenti di altri documenti, esso è giocoforza che rimanga a noi sconosciuto. Impossibile infatti allo stato attuale degli studi e tenendosi ben fermi alla realtà delle cose, proporre nomi. Ha cercato di farlo il Rivalta (ma esclusivamente sulle ali della sua vivida fantasia: ragion per cui non stiamo a seguirlo). Ben altra concretezza riscontriamo in proposito nel Lega il quale scrive: «Toscana dunque la nostra ballata e, probabilmente, come i sonetti, fiorentina, di bocca in bocca sulle ali della musica volando oltrepassò i confini della regione e fu cantata ovunque; un settentrionale la scrisse sulla copertina di un libro che profetizzava di quegli stessi avvenimenti che allora proprio maturavano», e più oltre, sempre nella stessa recensione, formula la ipotesi che il trascrittore sia di Treviso. Io mi limito ad avanzare l'ipotesi che autore della nostra ballata sia stato un toscano domiciliato nel Veneto o in esilio (magari volontario) o al seguito di signori ghibellini del luogo e di quelli che vi passarono per andare a sollecitare la discesa del re. Il vedere infatti questa poesia esclusivamente su una pergamena poco valutata sì da essere relegata al vile uso di copertina fa pensare che non debba trattarsi di un poeta noto o in voga ma piuttosto di un poeta occasionale, il che escluderebbe anche l'ipotesi dell'esistenza di un trascrittore. Ci rafforza in questa tesi il fatto che non scorgiamo in questa poesia i segni, evidenti in altre, di un mestiere scaltrito e raffinato da parte dell'autore. C'è di più; preferiamo dirlo toscano residente nel Veneto l'autore e non toscano residente nella propria regione, magari a Firenze, perchè ci sembra poco probabile che un annunzio del genere sia mandato da Firenze alla ghibellinissima Pisa che dovette sempre essere la più informata in fatti del genere.

Veniamo ora alla forma della ballata. Essa mi sembra scorrevole e non faticosa come apparve al Rivalta, e di forma aulica e non popolare

[1] op. cit. p. 62.

come la disse il primo editore. Si compone di tre novenari e di un ottonario nella ripresa e di un alternarsi di ottonari e di novenari nelle cinque strofe. Non mi pare inoltre che si possa, come è stato sostenuto dal Biadene[1] ricondurre i novenari ad ottonari: non è possibile infatti ridurre ad ottonari, senza arbitrarie eliminazioni i sgg. versi:

«saluta la gente compagna»
«facendo compluta çornata»
«'n Pisa cantante impromera»

Un'ultima questione ci è offerta da questa ballata e precisamente dai vv.

«çascun cive en alegranza
aspeti çoia d'amore
çoia d'amore se vene
facendo compluta çornata . . .»

Per vero il ritrovare questa «çoia d'amore» nel centro di una poesia politica tutta pervasa di dedizione al re ed alla patria mi ha alquanto meravigliato; sì che per un istante sono stato tentato di scorgervi un accenno metaforico (non insolito anche se in forma più logica) al giovane re, ma poi ho abbandonato la ricerca conseguente di prove documentali perchè mi sono accorto che in questa frase bisogna vedere solo una riconferma della constatazione già da altri fatta, che i ghibellini solevano accostare questi due elementi: il re e l'amore. Era infatti oggetto della loro felicità il raggiungimento dell'una e dell'altra cosa. E' altresì noto che una vera e propria setta ghibellina aveva come propri *senhal* il re e l'amore. Penso perciò che sia opportuno fermarsi alla semplice constatazione che questo accostamento c'è nella nostra ballata anche se per mero caso. Domando quindi ad altri più provveduti di me e soprattutto più convinti dell'esistenza di questa setta particolare il compito di esaminare se ed in qual misura la nostra poesia possa essere inserita nell'ambito delle loro argomentazioni. Concludendo e sintetizzando, mi sembra che questa poesia, che ha un indubbio valore storico, non sia però da annoverare tra le migliori di questo genere per pregi artistici. Talvolta si denota in essa un incedere prosastico e solo in poche occasioni strappa all'animo del lettore sensazioni che escano fuori della normalità (e forse è questo che ha fatto sembrare «faticosa» la forma della ballata al Rivalta). In compenso però riscontriamo in essa una viva sincerità ed un tono convincente che forse contribuì al conseguimento dello scopo che la poesia si prefiggeva: quello di spianare il cammino a Corradino. L'autore ha inoltre l'abilità (che a me sembra spontanea e non frutto di artificio) di dire cose della massima gravità, che dovranno instaurare un nuovo regime e sconvolgere tutto uno stato di cose deprecato, con un tono pacato e sereno che fece vedere al Rivata insito in essa non un grido di guerra ma di pace. Orbene è la guerra che vi si annuncia ma la si annunzia col tono di chi rivela una cosa già scontata per lui, la cui relizzazione è

[1] op. cit. p. 93.

immancabile e di cui ha già esaurito nel suo intimo tutte le emozioni che la notizia poteva creare. Ci sono di aiuto in questa opinione i vv. 25 e 26:

«Cosa paria disvisata
a chi lo volesse 'nscontrare»

che ci rivelano una creduta ineluttabilità della conquista dell'Italia da parte di Corradino: ineluttabilità che priva l'autore dell'emozione delle cose che possono essere e possono anche malauguratamente non essere.

Ma se la poesia non ha grandi pregi artistici instrinseci, li acquista per merito del patos che crea nell'animo del lettore l'alone che la circonda, i cui punti essenziali sono costituiti dall'antichità del componimento, dall'annuncio patetico dato ai compagni di parte, dalla speranza sempre presente che «il mondo rinverdisca» e soprattutto da questa Pisa fiera ed indomita roccaforte ghibellina contro cui vanno a cozzare i rigurgiti del mare guelfo..

Anche per la discesa di Corradino, o meglio in occasione di essa fu scritta la poesia «Alegramente e con grande baldanza». Essa è contenuta in un solo codice, il Vat 3793 (che chiameremo, com'è consuetudine, A) in cui s'indica come autore della poesia un «donnarigo». A proposito di costui il postillatore (secondo il Monaci[1] più il Colocci che il Bembo) aggiunse «fratis regis Hispaniae». Sempre nella stessa postilla si legge un «An (t) hist. fol. 65». In questa nota il Debenedetti[2] credette di poter individuare un richiamo a Giovanni Villani. La poesia è stata pubblicata da diversi antologisti ed è stata oggetto di studio da parte di alcuni filologi[3]. Non si può dire però che essa sia

---

[1] Si occuparono dell'argomento il Valli, il Rossetti e più recentemente Alfonso Ricolfi in *Studi sui Fedeli d'Amore*. Degno di rilievo soprattutto il capitolo di questa opera intitolato: «Affinità, non identità, tra i ghibellini ed i fedeli d'Amore» (p. 110).

[2] E. Monaci in *Archivio Paleografico italiano* vol I tavv. 12–14; Santorre De Benedetti: «*Intorno ad alcune postille di Angelo Colocci* in *Zeitschrift für Romanische Philologie* vol XXVIII anno 1904 pp. 70–71.

[3] Pubblicarono la poesia : Trucchi: «Poesie italiane» vol. I, p. 79 e sg. – Cherrier: Histoire de la lutte des Papes, III p. 521, Paris 1851 – Del Giudice: Don Arrigo in *Atti della R. Academia di Archeologia, Lettere e Belle Arti di Napoli* vol. VII parte I, 1875 – D'Ancona e Comparetti: *Antiche rime volgari* II, p. 305 – E. Monaci *Crestomazia italiana*, p. 271, Città di Castello 1912 – Carola Michaelis de Vasconcellos: «Don Arrigo» in *Zeitschrift f. r. Philologie vol V* – G. Lazzeri in *Storia della Letteratura it. di F. De Sanctis,* I° p. 593-594 – F. Scandone: *Notizie biografiche di rimatori della scuola poetica siciliana* – Napoli 1904 e cfr. anche il suo saggio su don Arrigo pubblicato nella *Biblioteca degli studiosi* del 1909. Si occuparono più o meno estesamente della poesia oltre al Bertoni nel suo «Duecento», il Cian nel primo volume di «*La Satira*» ed. Vallardi, il Casini nelle note alla raccolta del D'Ancona e Comparetti (*Antiche rime vol.* V), il Gaspary (*La scuola poetica siciliana del sec. XIII* p. 31), il Pelaez (recensione al saggio citato dello Scaudone in *Ras segna Bibliografica della lett. it.* XIV 1906 p. 160–161), il De Bartholomaeis (*Primordi della lirica d'arte in Italia*, Torino 1943 p. 288). A Farinelli (recensione a B. Croce: «*Di alcuni versi italiani di autori spagnoli*» in *Giornale storico della lett. it.* XXIV p. 17).

stata restaurata in pieno nel testo sì da agevolarne la interpretazione e da rendere inutile un successivo studio. Di questo parere furono, a tacer d'altri il Gasparj[1] che scrisse in proposito: «le allusioni nella canzone sono talmente personali che, non conoscendo la situazione di quel don Enrique, non se ne capisce punto l'argomento» ed il Lazzeri[2]: «le aspirazioni dei ghibellini appaiono pur nello stento del verso o nella oscurità di molte allusioni, fortemente sentite».

Dò innanzitutto il testo della poesia quale appare nella riproduzione diplomatica del celebre codice per offrire agli studiosi la base per le loro eventuali considerazioni, anche perchè i miei predecessori talvolta se ne sono sensibilmente allontanati[3]:

«Alegramente econgrande baldanza voglio dimonstrare lo tino re delmio stato poi diperdente sono jngrande allegranza espero di meglio essere meritato dicio chefatto ilmio bono savere dibona fede ecom-pura leanza ondio mivegio fallire ialegranza bono socorso fa dio abono volere.

Persoferire venomo acompimento epertroppo soperchio omo disa-quista onde languire convene agran tormento laspietata ventura covi-sta perlàltezza delfiore daulicio como vede chedona odore alisuo bene volenti onde pervengono liboni consocienti secondo lopera renda lamerciede.

Sia rimembranza delapena oschura lalaida mortte dipiano nascoso ella fallanza chefe laslealtà opura ecrudele aguisa damoroso Chanosta bene tradimentò asegnore nepo regnare sua laida signoria ondio audito agio dire molte via ditale morte quale lomo va per amore.

Mora perdeo chima tratato mortte echitiene lomio aquisto insua ballia come giudeo mipare aro aloro sortte aloco jmperiale ciaschuna dia Dunque poiche sono liberati ditale pena quale ciaschuno sipemssi rischiari ilviso albene amare ragiensi raquistimsi liboni giorni fallati.

Alto valore chagio visto jmparte siati arimproccio lomale chai sofertto pemsati jncore chete rimaso jmpartte ecome te chicio chetera apertto Raquista jntutto lopodere ercolano nomprendere partte se-puoi avere tutto emembriti come fecie male frutto chimale contiva ter'a chae asua mano.

Alto giardino diloco ciciliano talgiardinetto tapreso jncondotto che-tidra gioia dicio cavei gralutto agrancorona chede daromano.»

Ecco ora la lezione quale mi viene suggerita da un accurato riesame del codice, delle precedenti edizioni e da un approfondito studio dei documenti. Ho cercato, come sarà facile notare, di tenermi molto fedele al codice allontanandomene solo in due o tre punti dove il senso lo richiedeva perentoriamente o il testo appariva palesemente errato: in questo, sorretto anche da quanto ebbe a scrivere il Pelaez nella sua recensione al saggio dello Scandone; «ogni lettore si troverebbe impac-ciato a spiegare il testo quale è dato dal codice»:

---

[1] op. cit. [2] op. cit.

[3] Il libro de varie romanze volgare cod. Vaticano 3793 a cura di E. Egidi, Roma 1908 p. 160–161. op. cit.

« Alegramente e con grande baldanza
vo' dimostrar lo tinor del mio stato
poi di perdente so in grande alegranza,
e spero di meglio esser meritato
di ciò ch'à fatto il mio bono savere
di bona fede e con pura leanza
ond'io mi vegio sallir 'n alegranza:
bon socorso fa Dio a bon volere.

Per soferir ven omo a compimento,
e per troppo soverchio om disaquista
onde languir convene a gran tormento
la spietata ventura c'or ô vista
per l'alteza del fior d'aulis c'om vede
che dona odore a' suoi benevolenti
onde provegon li bon conoscenti:
secondo l'opera rendrà la mercede.

Sia rimembranza de la pena oscura
la laida morte di piano nascoso,
la fallanza che fè la slealta impura
e crudele a guisa d'amaroso;
ca no sta ben tradimento a segnore,
ne' pò regnar sua laida segnoria;
ond'io audito agio dir molte via
di tal morte, qual l'om fa per'e more.

Mora per Deo chi m'à tratato morte
e chi tien lo mio acquisto in sua ballia
come giudeo! Mi pare arò alor sorte
a loco imperiale ciascuna dia.
Dunque, poi che seronno liberati
di tale pena, qual ciascun si pensi,
rischiari il viso, al ben amar ragiensi,
raquistinsi li bon giorni fallati.

Alto valore ch'agio visto in parte
siati a rimproccio lo mal ch'ai soferto!
Pensati in cor che t'è rimaso in parte
e com t'è chiuso ciò che t'era aperto;
raquista in tutto il podere ercolano;
non prender parte se puoi aver tutto,
e membriti com' face male frutto
chi mal coltiva terra c'ae a sua mano.

Alto giardin di loco siciliano,
tal giardinero t'à preso in condutto
che ci drà gioi' di ciò c'avei gran lutto
e gran corona chiede da romano.[1]

[1] Do ora le note al testo avvertendo che in esse non metterò in rilievo la diversa punteggiatura da me adottata che spesso ha importanza determinante nell'interpretazione e che nel dare conto della lezione degli altri editori

Interpreto la poesia nel seguente modo, dopo aver premesso che in taluni punti si tratta di tentativo:

---

non mi sono soffermato a dare quelle degli autori che della poesia si sono occupati solo incidentalmente e nel corso di studi storici dando scarso valore al testo.

v. 5 « ond'io mi vegio sallir 'n alegranza »:

il codice porta « fallir » ma la maggioranza degli editori hanno reintegrato « sallir ». Il Pelaez nella sua recensione al saggio dello Scandone si è detto favorevole a lasciare « falli » dando al verso la seguente spiegazione: « delle quali invece mi vedo ora fallire (venir meno) l'allegria (che mi aspettavo). A differenza degli altri pubblico « 'n alegranza » perchè mi sembra che meglio interpreti il « ilalegranza » del codice. Non credo sia necessario addurre esempi a confermare la giustezza del verso così restaurato ch'è solo apparentemente ipermetro.

vv. 12–13: « la spietata ventura c'or ò vista
per l'alteza del fior d'aulis c'om vede ».

Non ho accettato la correzione del Casini che spostò il « per » del verso 13 al. v. 12 e pubblicò:

« (Per) la spietata ventura c'ò vista . . . »

v. 18 al « render » di alcuni editori ed al « renda » del Lazzeri ho preferito »rendrà »

vv. 17–20: sono i versi che offrono maggiore difficoltà ad essere ridotti a segno . Il Monaci propose di sostituire al v. 17 « pena oscura » con « pena dura » e al v. 19 « slealtà o pura » con « slealtà oscura ». Il Lazzeri, lasciando intatto il testo del codice così commentava: « la slealtà o pura o crudele potrebbe interpretarsi come una slealtà istintiva senza deliberato proposito, fors'anche derivata fatalmente dalle circostanze e per ciò «pura» mentre «crudele» sarebbe quella calcolata, derivata da precisa e decisa volontà. Lo Scandone invece pubblicò i versi così:

« S'è rimembranza de la pena oscura
la laida mort'è di piano nascosa
e la fallanza è fè; la slealtà è pura
este crudele a guisa d'amoroso . . . »

e spiegò: « Ed ecco, prosegue il poeta implacabile, quali sono le sue opere: Se qualcuno è perito di morte ignominiosa egli senza formalità giudiziarie cerca di riabilitarne il nome, con l'occultare la memoria del supplizio: il tradimento vien battezzato per fedeltà, la slealtà diventa fede pura: Egli è crudele a guisa di una femmina da conio (che tradisce quelli che l'amano). E più oltre spiega « Carlo avrebbe messo in oblio la morte dei proditori e ne avrebbe riabilitata la memoria, senza seguire le ordinarie norme di procedura: dava il nome di « fedeli » ai traditori, che avevano combattuto contro di lui e serbava le ricompense solo per quelli che con lui erano stati sleali ». Quanto a me ho preferito reintegrare così il testo senza molto allontanarmi dal codice:

« Sia rimembranza de la pena oscura
la laida morte di piano nascoso
e la fallanza che fè la slealtà impura
e crudele a guisa d'amaroso ».

Nel corso dell'articolo ho dato conto sia dell'interpretazione che propongo sia delle allusioni che secondo me questi versi contengono: qui mi preme rilevare come il « di piano » trova altri esempi nella lirica antica non sempre però con questo significato. Citerò innanzitutto Dante, D. C. Inferno XXII v. 85: « Danar si tolse, e lasciolli di piano » dove il « di piano » significa: con procedimento sommario, senza contraddittorio e rito di giudizio. Nei Registri angioini inoltre ricorre spesso la frase riferita ai giudizi sommari: « summarie, de plano et sine strepitu iudicii » Ve n'è un esempio sotto il 15 gen-

«Allegramente e con grande baldanza voglio palesare la mia nuova condizione, una volta che da soccombente ch'ero mi trovo in vantaggio sì da averne grande allegria e spero di esser meglio ricompensato di ciò che la mia saggezza ha fatto con buona fede e con pura lealtà, ragion per cui vedo aumentare sempre più la mia allegria. E' proprio vero che Dio porge soccorso a chi vuole cose giuste ed oneste. Attraverso sacrifici e sofferenze l'uomo raggiunge il suo scopo, mentre nell'abbondanza l'uomo sovente perde ciò che ha. Per questo è destinato che, data la fortuna usata con crudeltà e cinismo, Carlo sia condannato a grandi tormenti: egli ora è nel pieno del suo fulgore ed emana i suoi influssi favorevoli a quelli che lo circondano. Ma già coloro che vedono lontano prevedono che ciò che Carlo raccoglierà sarà proporzionato a questo suo modo di agire. Sia ammonimento della futura fine che toccherà a Carlo il ricordo della morte inflitta senza alcun processo e tenuta abilmente nascosta dei conti e l'inganno che lo spinse a fare quella azione sleale, impura e crudele a guisa di uomo esacerbato dal veleno. Non sta bene infatti il tradimento ad un re nè la sua dominazione sordida e sleale può continuare. Ed io ho già da più parti udito dire che l'uomo muore di quella stessa morte che infligge agli altri.

---

naio 1271: Carlo I° ch' era con la sua corte a Messina ordina ai giudici della magna curia di risolvere «de plano» un piato sorto nella zona. – Di «amaroso» che pongo al posto di «amoroso» c'è un esempio in una rima adespota che ha il n. 195 nel codice vat. 3793: «tosicato ed amaroso mele.»

v. 24 Casini e Lazzeri hanno pubblicato:»

«Di tal morte qual l'omo dà poi more»

Scandone: «di tal morte, qual l'om vo, pera: mora!»

v. 29 Scandone ha «Dunque poi che (già) semo liberati» Monaci, Casini e Lazzeri hanno:

«Dunque poi che sono liberati».

Ma in tutti e due i casi il verso manca di una sillaba.

v. 31 «ragienzi», nota forma provenzale: si rallegri».

v. 39 «male frutto» dell'uso di «male» per «malo» non credo necessario dare esempi perchè è uso frequente.

v. 41 «giardin»: Noto di sfuggita che la parola «giardino» è poco usata nella lirica antica specie in quella dotta, perchè si usava più spesso «orto». Gli esempi di essa si potrebbero contare sulle dita di una mano: eccone qualcuno v. 22 di «Quando vegio rinverdire» di Giacomino Pugliese e v. 39 dell'anonima poesia «In alta donna ho miso mia intendanza».

v. 42 il codice ha «giardineto» ma è evidentemente errato.

Ecco cosa scrisse il Casini (op. cit.): «ritengo molto difficile che Arrigo, rimasto poco tempo in Italia e sempre occupato dagli affari politici, potesse imparare tanto della nostra lingua da comporre in essa una lunga poesia: però è piutosto da credere che la canzone sia opera di un seguace di Corradino in nome di Arrigo di Castiglia quando questi rottosi con l'angioino, incominciò a parteggiare apertamente per lo svevo dall'ottobre del 1267 al giugno 1268.» Cito anche il Farinelli (op. cit.) che in questo si riaccosta al Casini: «Arrigo ci offrirebbe un primo esempio di uno Spagnuolo poeta nel nostro idioma. Se si pon mente però che la canzone è stata composta due anni soltanto dopo la venuta diArrigo in Italia e si riflette inoltre che il duce spagnolo godeva in Italia gran simpatia ed era amato poco meno di quanto lo fosse l'infelice Corradino, non si andrà lungi dal vero supponendo che se pur ne fu poeta Arrigo, egli avrà scritto o dettato nella sua favella e che un italiano del suo seguito od ammiratore suo avrà tradotto la canzone.»

Muoia dunque costui che ha cercato di farmi uccidere, costui che ha in suo possesso ciò che è mio perchè acquistato col mio denaro. Avrò allora finalmente la possibilità di ottenere una signoria. Una volta che ci siamo liberati da questo pericolo, ciascuno nel modo migliore rasserení il suo viso e si dia agli allegri amori, si racquisti il tempo perduto che poteva essere speso in cose liete. O alto valore che ho visto anche se solo in parte , ti sia a rimprovero l'aver pazientemente sopportato il male che ti si faceva; pensa nel tuo cor che cosa ti è rimasto di ciò che possedevi e come ti è negato il dominio di cose che prima avevi e che ti spettavano di diritto. Racquista in tutto la tua possanza, non prender solo una parte di queste terre se puoi averle tutte e ricordati che fa un cattivo raccolto chi coltiva male la terra che ha a sua disposizione. E tu giardino siciliano rallegrati perchè sei sotto la guida di chi ti darà gioia al posto del lutto che hai avuto finora, questi oltre ad essere tuo re chiede anche da romano che gli sia concessa la corona imperiale.»

Prima di soffermarmi a parlare dell'occasione che ispirò la canzone, desidero metter in rilievo il nesso logico che la poesia così reintegrata viene ad avere eliminando alcune incongruenze che sussistevano nelle precedenti edizioni.

Nella prima strofe il poeta annunzia che si trova in allegria perchè ha già visto realizzato un suo primo piano e spera per il futuro di poter conseguire vantaggi maggiori. Nella seconda attraverso un ragionamento involuto profetizza la fine di Carlo. Nella terza ricorda a Carlo alcune sue azioni sleali e crudeli che saranno la causa indiretta della sua futura «morte laida» perchè di solito l'uomo muore di quella stessa morte che ha inflitto agli altri. Nella quarta l'estro poetico guidato da un animo già esaltato per gli avvenimenti gli fa vedere già realizzata la sua aspirazione sì che dal terzo verso in giù ci troviamo di fronte al fatto compiuto e il poeta invita i suoi compagni a darsi alle gioie d'amore. Nella penultima strofe il principe castigliano si rivolge a Corradino il cui valore ha già avuto modo di ammirare anche se solo in parte e dopo avergli rimproverato l'avere a lungo sopportato le angherie di Carlo lo esorta a meditare come si veda precluso il possesso di un dominio ch'era già suo o del suo casato e provveda quindi a mettersi in grado di riconquistarlo. C'è alla fine di questa strofe il ricordo del contadino che se mal coltiva la terra che possiede raccoglie cattivo frutto. Il paragone implicito dell'Italia al giardino ci richiama il giardino dell'impero di Dante che forse dovette conoscere la nostra poesia. Così interpretando tutta la lirica, diviene logica anche la chiusa in cui il poeta ritorna alla realtà dei fatti: per il momento Corradino possiede indirettamente solo la Sicilia.

Questa interpretazione regge, come vedremo, sia all'ipotesi che sia stata composta dopo la battaglia di Ponte a Valle sia al semplice annunzio della discesa del giovane re svevo. Questo perchè, come ho detto precedentemente, don Arrigo precorre gli eventi con la sua fantasia ed il desiderio gli fa vedere già realizzate le sue aspirazioni. Non

sapremmo altrimenti spiegarci come mai, ancora vivo e pericoloso Carlo, don Arrigo possa invitare alla gioia i compagni già liberati dall'-incubo angioino. Nè vale l'obiezione che al semplice annunzio della discesa don Arrigo non poteva aver visto parte del valore di Corradino perchè il verso potrebbe significare anche l'audacia dimostrata dal re svevo nell'intraprendere l'impresa d'Italia che si presentava tutt'altro che facile.

Ma come dovremo definirlo questo componimento? Sirventese?

Cosi lo chiamarono lo Scandone il De Bartholomaeis ed il Cian: non così il Gasparj ed il Pelaez che la dissero «canzone». Tale appare anche a me perchè non riscontro in essa il metro di solito usato per il sirventese e perchè la vedo compresa in una raccolta manoscritta che contiene esclusivamente canzoni e sonetti.

E chi ne fu l'autore? Non sempre si è pensato a don Arrigo di Castiglia. Il Trucchi per esempio aveva avanzato la ipotesi che dovesse trattarsi di Enrico, figlio dell'imperatore Federico II. Ma il Gaspary prontamente ribattè questa ipotesi con due argomentazioni: l'una che ad un principe svevo mal si addiceva il «don» titolo tipicamente spagnuolo, l'altra che don Arrigo, a differenza del figlio di Federico II. fu un personaggio noto poco meno di Corradino e che quindi meglio gli si addiceva il semplice «donnarigo» senza altra precisazione.

Altri invece (come il Casini) non reputando che il principe spagnuolo avesse potuto in due anni di permanenza in Italia imparare così bene la lingua nostra da scrivere versi, pensano ad un rimatore italiano che avesse scritto per conto di don Arrigo. Gli ultimi studiosi hanno posto da banda ogni dubbio circa l'autore di essa, dando senz'altro a don Arrigo di Castiglia. Asserisce ad esempio il Cian «ormai sulla paternità di questo componimento non mi sembra più il caso di discutere o di dubitare». Ed anch'io sono di questo parere.

Quanto ricaviamo da una lettera di Carlo d'Angiò del 13 luglio del 1269 di risposta ad un'ambasceria inviatagli dal Re di Aragona e di Castiglia ci è di valido sostegno in questa attribuzione. Leggiamo infatti in essa: «conatus modis omnibus quibus potuit . . . non solum Regni nostri proditionem sed mortem nostram specialiter procurare sicut et regestris dicti Corradini et allis testibus evidenter apparet . . . nec idem Henricus contentus extitit malefactis, nisi nos maledictis etiam provocasset, dum multa vilia verba et dixit et scipsit de nobis ad nostram verecundiam et ruborem . . .» Ciò prova che don Arrigo aveva il malvezzo (per Carlo) di scrivere ed è evidente che non si tratta di semplici lettere ma di componimenti che andavano per le mani del popolo si che Carlo vide menomato da essi «verecundiam et ruborem» suo. C'è inoltre da considerare che lo spagnolo non è lingua molto diversa dalla nostra sì che in due anni il principe, ch'era d'ingegno vivace, poteva avere imparato benissimo l'italiano, seppure non l'aveva cominciato ad imparare già in patria. Comunque, anche se si segue il Casini e si crede all'esistenza di un estensore materiale italiano della poesia,

non modificherebbe gran che il merito del principe castigliano che rimarrebbe sempre l'ispiratore e l'autore vero di essa.-

Chi fu dunque questo giovane principe spagnolo relegato dal fato alle seconde parti e pur tanto ansioso di crearsi un regno tutto suo? Don Arrigo, figlio di Ferdinando re di Castiglia e di Leon, fratello di re Alfonso il Savio e cugino di Carlo d'Angiò, venne, per la sua natura esuberante, in discordia col re suo fratello e si ritirò in Andalusia dove organizzò insieme ad altri nobili tra cui Lope Diaz de Haro, signore di Biscaglia, una ribellione per scacciare dal regno Alfonso il Savio. Don Arrigo, vinto dal re, si salvò insieme all'altro suo fratello Federigo fuggendo presso il re d'Aragona. Nel 1259 fu alla corte del re d'Inghilterra per organizzare una spedizione per la conquista del regno di Puglia della quale egli doveva essere il comandante supremo. Non essendosi effettuata la spedizione egli passò in Africa col fratello don Federico. Tornava di là verso il principio del 1267, dopo aver prestato aiuto di danaro all'angioino; il fratello don Federico, invece era stato con Manfredi sino alla battaglia di Benevento. Cominciò don Arrigo a reggere Roma come senatore verso la fine di luglio di quell'anno. Dopo la metà di settembre appena seppe che don Federico, con Corrado Capece, erano sbarcati in Sicilia innalzandovi la bandiera di Corradino, anch'egli si dichiarò, perchè disgustato di Carlo, in favore dello Svevo. Questo nuovo stato d'animo del principe castigliano fu rivelato in pieno dal manifesto da lui emanato il 17 dicembre 1267 in cui egli annunziava alle comunità toscane la sua elezione a capitano generale dell'imperatore Corradino ch'egli accolse poi in Roma il 24 luglio 1268. Tra queste due date si frappongono tutti i preparativi per la discesa di Corradino, i contrasti superati per agevolare questa discesa e soprattutto la battaglia di Ponte a Valle che avvenne il 25 giugno 1268 ed il tentativo di entrare in Roma di sorpresa da parte di 2000 fautori dell'-angioino tentativo vittoriosamente respinto. Don Arrigo partecipò successivamente anche alla battaglia di Tagliacozzo dove fu preso prigioniero, pare mentre fuggiva, da Sinibaldo de Aquilono che da un documento dell'Archivio angioino[1] apprendiamo aver avuto in ricompeusa di questa cattura alcuni castelli in dono. Il principe castigliano languì per quanto trattato umanamente, nel castello di Canosa fino al 1277 anno in cui fu trasferito al castello di S. Maria del Monte. Nel 1286 fu assolto dalla scomuncia, nel 1291 Carlo II d'Angiò lo fece liberare dopo 24 anni di carcere. Ed infine nel 1304 don Arrigo morì.

Quale avvenimento particolare ispirò a don Arrigo la discussa poesia? Il Gaspary per il primo avanzò l'ipotesi che oggi è più seguita. Egli pensò infatti alla battaglia di Ponte a Valle avvenuta il 25 giugno 1268 in cui le sorti della contesa volsero a favore dei ghibellini. Lo seguirono in questa ipotesi il Bertoni, lo Scandone, il Cian ed il Lazzeri che scrisse categoricamente a p. 413 della sua opera citata «composto dopo la battaglia di Ponte a Valle».

[1] dall'Archivio Angioino: Reg. IV, 120 e nel Cod. dipl. di G. Del Giudice op. cit.

Ora a me pare che il «certamente» vada cambiato in «probabilmente». Ci sono infatti altri episodi che potrebbero aver ispirato la bella lirica. Primo fra tutti il vittorioso combattimento alle porte di Roma del 23 aprile 1268 ontro le truppe inviate da Carlo per occupare di sorpresa la città eterna. Ecco quanto leggiamo (anche se solo in questa fonte) negli Annali Placentini Ghibellini[1] in proposito: «In vigilia sancti Georgii, die lune 23 mensis Aprilis (1268) Karolus comes Provincie facto tractatu in Viterbio cum domino Papa et aliquibus forestatis Rome misit privatim nocte marescallum suum cum 2000 militibus . . . et intraverunt Romam. Quo facto rumor magnus insonuit in Urbe ita quod domus Henricus senator Urbis, qui jam de tractatu sensierat cum Jacobo Napolione et Petro de Vico et Anibalibus et Populo Romano, prelium incipientes cum ipsis qui intraverant ceperunt et interfecerunt ex ipsis circa 1000 militibus . . .»

Vien poi da chiedersi se la poesia potesse essere ispirata solo da una battaglia favorevole. Non poteva essere ispirata anche dal verificarsi di un mutamento di situazione favorevole alla parte ghibellina di cui ormai don Arrigo era uno dei capi?

La stessa discesa di Corradino, da tanto auspicata e provocata e finalmente avvenuta, non poteva costituire essa stessa un avvenimento da riempire l'animo del principe spagnolo della speranza (anche se esagerata) di sbarazzarsi di re Carlo? Significativo è quanto scrive in proposito il De Giudice sulla scorta di numerose cronache[2] «don Arrigo non appena ebbe nuova dello sbarco del Capece nella Sicilia, e dell'arrivo di Corradino a Trento ed a Bolzano inalberò il vessillo svevo sul Campidoglio, e nel 18 ottobre accolse con grande solennità in Roma il conte Galvano Lancia ambasciatore di Corradino facendo acclamare imperatore e re di Sicilia il nipote di Federico II». Ci sarebbero a favore di quest'ultima ipotesi due motivi favorevoli. L'uno è che l'annuncio dell'arrivo potesse già considerare spacciato re Carlo quando poi apprendiamo che a detto annunzio non seppe trattenersi dal proclamare Corradino già imperatore e re di Sicilia. C'è di più: il v. 34 della poesia: «siati a rimproccio lo male ch'ai sofferto» lascia anch'esso propendere per questa ipotesi perchè Corradino cessò di sopportare il male che gli si faceva proprio quando si decise ad intervenire in Italia e fece annunziare il suo viaggio. Dopo la battaglia di Ponte a Valle, a fase già inoltrata dell'azione, il rilievo mosso al re svevo calza meno bene. C'è poi la considerazione che quest'ultima ipotesi giustificherebbe anche la chiusa con l'annunzio del nuovo «giardinero» don Federico di Castiglia: questi sbarcò in Sicilia nell'agosto del 1267, l'annunzio è dell'ottobre quindi vicinissimo nel tempo.

Concludendo mi sembra che circa il movente di questa poesia bisogna contentarsi di dire che potettero esserci più avvenimenti com-

---

[1] Mutio de Modoetia: *Annali Placentini Gibilini* in *Monumenta Germaniae historica* a cura di G. Heinricus Pertz, vol XVIII, Hannoverae 1863;

[2] Minieri Riccio: *Studi storici fatti sopra 84 registri angioini* p. 122 – Napoli 1875.

presi nel periodo che va dall'ottobre 1267 al giugno inoltrato del 1268.

Circa le allusioni finora riuscite in gran parte oscure credo si possa fare un notevole passo in avanti.

La prima in ordine d'importanza quella relativa alla «laida morte di piano nascoso».

L'avvicinamento delle notizie contenute in un documento del carteggio di Carlo I d'Angiò e in una poesia provenzale potrebbe metterci sulla strada giusta per la esatta interpretazione. Il documento porta con la data: Lucca 7 Febbraio 1268 la segunte notizia: «Re Carlo ordina che i conti Giordano e Bartolomeo d'Anglano, Peralino di Firenze ed altri prigionieri dei quali si tace il nome che stanno in ceppi nel castello della città di Aix siano trasportati e custoditi severamente nel castello di Luco.» Ed ecco quanto leggiamo nella VI strofa della poesia di Calega Panzano. «Ar es sazos c'om si deu alegrar»:

«Son compaire a laissat periurar
l'Arcivesque d'un auzor sagraman,
e il Senescalc qui juret falsamen
l'arma del Rei per los comtes salvar
qui son desfait a tort et a feunia . . .»[1]

così parafrasato dal Bertoni[2] «Ha lasciato farsi spergiuro di un solenne giuramento il suo compare l'arcivescovo e il siniscalco che giurò falsamente sull'animo del re che i conti sarebbero stati salvati, i quali sono invece disfatti a torto e con fellonia!» Ora ricollegando le due notizie e conoscendo che Calega scrisse la sua poesia suppergiù in questo periodo, mi pare che si possa timidamente avanzare l'ipotesi che i conti del documento siano gli stessi che Calega dice disfatti e cioè fatti uccidere. Ciò che ci aiuta in questa ipotesi è che di questi conti non abbiamo più notizia nel carteggio di Carlo.

La «laida morte» quindi potrebbe essere stata quella dei conti che molto probabilmente furono fatti uccidere all'approssimarsi di Corradino. Questo spiegherebbe anche il ricordo vivo che strappa al poeta parole amare in proposito. Il documento è del 7 febbraio 1268; quindi i conti potrebbero essere stati uccisi poco prima o poco dopo la battaglia di Ponte a Valle. Questa interpretazione col riferimento al tradimento del vescovo e del siniscalco, a ciò spinti da Carlo, se accettata, giustificherebbe i due vv. 19 e 20 della canzone

«e la fallanza che fe' la slealtà impura
e crudele a guisa d'amaroso»

che altrimenti sarebbero incomprensibili.

Quanto poi al «chi m'à tratato morte» potremmo trovarci di fronte ad una vera espressione generica. Certo non dovette correre buon san-

---

[1] Cito dal testo edito da F. Ugolini: «La poesia provenzale e l'Italia» – Modena 1939 pp. 129–132.

[2] G. Bertoni: *I Trovatori d'Italia* 1915 pp. 443–445.

gue tra i due cugini anche quando sembravano amici, specie se si pensa ai continui interventi di Carlo per far cadere tutte le illusioni di don Arrigo che anelava ad una signoria in Sardegna o in qualsiasi altra parte. Non dovette quindi mancare qualche episodio che facesse sospettare don Arrigo. Forse potremo trovare qualcosa che faccia al caso nostro frugando nel conto spese che fu presentato al re Carlo colla data del I luglio 1269 da un tal Ruggero per uffici esercitati da suo padre nel tempo anteriore al 1269 [1]. La pergamena è lacera al principio poi si legge: «Quattrocento trenta once di oro pagate a Jacobo de . . . et . . . de Banno missis de Curia nostra pro ducendo Dominum Henricum de Castella de partibus Siciliae ad partes Apulie et pro expensis eidem domini Henrico et familie sue . . . ottanta once pro negotio Domini Henrici pro facendis expensis eidem Domino Henrico et familie sue . . .» E' a mio parere un documento strano. Vien fatto di chiedersi se il principe castigliano vivesse completamente a carico del cugino e se perfino le sue spese private fossero a carico di quest'ultimo. Legittimo mi pare il sospetto che debba trattarsi di un trasferimento forzato di don Arrigo dalla Sicilia alla Puglia. Ed ancora perchè mai il pagamento di siffatto servigio venne richiesto con tanto ritardo? Ebbene io timidamente avanzo l'ipotesi che Carlo diede incarico di far tornare con qualsiasi mezzo il cugino ed è probabile che in siffatto trasloco ci possa esser stato qualche tentativo di soppressione riuscito poi vano. Mi si potrà tacciare di eccessiva fantasia ma rispondo che di un tentativo di uccisione si parla chiaramente nella poesia in esame e questa era forse una buona occasione per Carlo per disfarsi del cugino. Ed io penso che se l'esecutore del mandato non richiese il pagamento immediato delle sue prestazioni ciò è dovuto al fatto che il colpo era fallito per cui egli non osò avanzare la richiesta e lasciò che fosse poi il figlio a richiedere il dovuto pagamento.

So comunque che si tratta solo di un tentativo di dare una maggiore concretezza all'espressione «chi m'à tratato morte». Indubbio invece mi pare il riferimento per quanto riguarda l'altra allusione:

«chi tiene lo mio acquisto in sua ballia»

Don Arrigo in effetti aveva prestato del denaro a Carlo perchè se ne giovasse nelle sue conquiste. Di questo prestito, negato dal re angioino, è chiara testimonianza in una lettera del papa Clemente IV. dove si legge tra l'altro: «. . . Conquestus est nobis dilectus filius Nobilis vir Henricus natus clarae memoriae Ferdinandi regis Castellae Senator Urbis, quod super quadam pecuniae summa aput te deposita iniuriaris eidem. Unde cum non te deceat rem suam detinere contra voluntatem ipsius, celsitudinem tuam rogamus et hortamur attente, quatinus provideas super huius restitutioni depositi . . .» [2] C'è ancora da soffermarsi al verso «arò alor sorte a loco imperiale». Ci si sente il grido soddisfatto

---

[1] G. Del Giudice, op. cit.
[2] in Martene e Durand: *Thesaur. Nov. Aned.* tomo II, p, 529.

di chi ha a lungo desiderato una cosa e solo ora ha la sensazione di poterla avere. Penso però che si tratti di aspirazione ad una signoria in genere e non di una velata e celata aspirazione all'impero vero e proprio attraverso la successiva soppressione di Corradino subito dopo la vittoria su Carlo, come lascia intendere in un passo della sua cronaca Saba Malaspina [1]. Il passo del Saba cronista guelfo è comunque significativo percui lo riporto: «dominus Henricus . . . clam fraudolenter condita deliberatione proposuerat cum Galvano et quam plurimis optimatibus fraudolentis, qui jam intentione Corradini sequebantur excercitum, ut rege Karolo, sicut tenebant firmiter ad interitum et ad malum, ac ducem Austriae cum quibusdam magnis viris de Alamannia comitibus et custodibus dicti Corradini, proditoria insultatione perimerent et . . . dominum Herricum praedictum in Siciliae regem iungerent totiusque regni sibi traderent dominatum . . .» Molto probabilmente sono illazioni di cronista guelfo. Noi da esse traiamo comunque un altro dato di fatto: il «sicut tenebant firmiter» che appunto perchè ci viene da una fonte avversaria ci rafforza nell'opinione già precedentemente manifestata che don Arrigo e gli altri già prima di passare all'azione erano fermamente convinti del successo finale che avrebbe arriso loro. Quanto alla chiusa «Alto giardin di loco siciliano» qual che sia l'occasione che ha ispirato la poesia, indica il fatto che la Sicilia, tra le poche parti d'Italia aveva già cominciato ad apprezzare il nuovo dominio dei partigiani di Corradino. E' noto infatti che Federico di Castiglia, fratello di Arrigo, Corrado Capece e Niccolò Maletta erano sbarcati nell'agosto del 1267 a Sciacca e vi avevano issato la bandiera di Corradino. Ed infine due parole sul valore di questa canzone. Essa non è la sola poesia scritta sia in provenzale che in italiano sui tragici avvenimenti che precedettero o seguirono la battaglia di Tagliacozzo [2]. A me pare inoltre che si noti una certa affinità di ispirazione soprattutto tra la nostra e quella del genovese Calega Panzano, nelle quali c'è più di un punto di riferimento anche se dobbiamo rilevare una sostanziale differenza di tono dovuta al fatto che Calega è più libero nel linguaggio e si scaglia contro il Papa e la Chiesa che proteggono Carlo, mentre don Arrigo è più guardingo in questo campo perchè non dispera di riconquistare le simpatie del sommo Pontefice. Ecco ora un breve florilegio di giudizi formulati sulla nostra poesia dal Lazzeri [3], dal Cian [4] e dal Pelaez [5]: il primo scrisse: «le aspirazioni dei

[1] Saba Malaspina: *Rerum Sicularum historia* IV cap. VII ed anche in Del Giudice op. cit. p. 215.

[2] La Michaelis de Vasconcellos notava a questo proposito a p. 431 del suo «Randglossen zum Altportugiesischen Liederbuch» (in *Zeitschrift f. roman. Philologie* XXVII 1903): An den Anfang «Alegremente e con grande baldanza» erinnert das ungefähr gleichzeitige «Dogliosamente e con gran malenanza» von Fredi da Lucca und anche due schon mitgeteilte kanzone «Ab narriman et ab mala sabenza» von Paulet von Marseille.

[3] op. cit.

[4] op. cit.

[5] op. cit.

ghibellini appaiono pur nello stento del verso e nell'oscurità di molte allusioni fortemente sentite e vibrano nella chiusa fervida d'auspicio», il Cian: «vigoroso ma oscuro sirventese», il Pelaez: «la canzone è importantissima» / Orbene, ora che almeno una parte di questa oscurità va scomparendo mi sembra che la poesia ne abbia guadagnato anche dal lato artistico. E' un componimento vivo. Niente di ricercato in esso: la forma sobria, semplice e spesso calda e vibrante palesa un'immediatezza di espressione sintomo di cose sentite nel profondo dell'animo. E' il grido di gioia di chi ha per anni capito di aver diritto ad un posto di comando e n'è stato sempre tenuto lontano o dalla natura o dal caso o soprattutto dal re angioino, che trova la sua espressione più viva e sincera nel verso «arò alor sorte a loco imperial ciascuna dia». Potremmo dire che la poesia finisce qui, che il resto, il ricordo di Corradino c'entri ma in linea secondaria. La poesia, che lo Cherrier disse indirizzata a Corradino è in realtà totalmente incentrata sul principe castigliano che riserva a sè la parte maggiore e forse migliore di essa.

Napoli VIRGILIO DI BENEDETTO

Zur Inversion des Subjektes im heutigen Französisch

Tout le reste n'est que le jeu d'un instant, une agitation de surface . . . Que de prudence si nous voulons distinguer le remous fugitif et violent du lent courant de fond qui emporte la langue tout entière. Foulet, Rom. LII p. 156

Aus Anlaß von: Robert le Bidois, L'inversion du sujet dans la prose contemporaine (1900–1950) étudiée plus spécialement dans l'œuvre de Marcel Proust.

Ein Werk von 450 Seiten ebenso tiefschürfender wie feinsinniger Gedankengänge und gegen 4000 wohlausgesuchter und mit viel Einfühlung kommentierter Beispiele, ein Zeugnis beharrlichen Gelehrten-Fleißes und einer vornehmen und geradlinigen Geisteshaltung.

„. . . La plupart des travaux sur l'inversion en français sont l'œuvre de philologues étrangers, et il n'est peut-être pas inopportun qu'un syntacticien français étudie en détail une question qui intéresse au premier chef la langue française de notre époque."

M. Le Bidois braucht wahrlich keine Umstände geltend zu machen: Auf Grund früherer Arbeiten (Syntaxe du français moderne, 1935; L'inversion absolue du substantif sujet, in F. M. 1941) scheint er wie kaum jemand berufen, sich eingehend mit dem Problem der Inversion auseinanderzusetzen. Und daß ein Franzose an diese Aufgabe herantritt, ist schon längst der Wunsch gerade der Romanistik in der Diaspora und speziell derjenigen Linguisten, die eine anregende Fühlung nehmen konnten mit den Spekulationen unseres Syntaktikers Lerch.

Die Préface, V–XVII, setzt sich mit den Texten auseinander, welche der Arbeit zugrunde gelegt werden sollen; sie weist – entgegen der Forderung Ballys – die mündliche Sprache zurück und wählt die Werke Prousts als Hauptgrundlage. Charakteristik Prousts in Wesen und Darstellungsart.

Die Introduction gibt einen geschichtlichen Überblick über die Lehre von der Inversion und entwirft einen Plan des Werkes (p. 1–19).

Das erste Buch befaßt sich mit der Inversion im Hauptsatz: Absolute Inversion, Inversion in der Frage, im Ausruf und nach vorangestellten Satzteilen wie adverbe, complément, „attribut"[1] (p. 19–191).

---

[1] Wir bedauern immer wieder, daß keine Übereinstimmung erzielt werden kann in der gramm. Terminologie: phrases conjonctives sind Relativsätze,

Zweites Buch: Inversion im einen Glied eines Satzpaares, wo nicht von eigentlicher Unterordnung gesprochen werden kann (dit M. Verdurin, – Le soupçon était-il calmé, j'en voulais à Albertine . . . – Quelque joie que pût me donner . . . – Plus s'affaiblissaient ses facultés, plus s'affermissaient ses convictions politiques) (p. 192–235).

Drittes Buch: Inversion im Nebensatz.

A. Im Relativsatz (Cette galerie de figures symboliques qu'est le monde. – L'impression est pour l'écrivain ce qu'est l'expérience pour le savant. – La douleur que peut lui causer l'amour. – Pendant les quinze jours que dura la dernière maladie de ma tante. – Comme un naufragé de qui a paru s'approcher un vaisseau. – Ce bonheur vers lequel se tendaient toutes mes forces. – Une alliance sur quoi reposent toutes les civilisations. – Le visage d'où lui venait une telle question. – Tant de gens du monde dont se moquait Saint-Loup. – etc. etc. (Es werden noch eine Reihe von Spezialfällen untersucht.)

B. In der indirekten Frage. (Tu sais où est allé Gottard ? – Comprenant à quel point était ridicule son émotion jalouse. – Reste à savoir où cesse le vrai visage, où commence la grimace. – Dieu savait-il quel jeune arbre eût donné ce germe mort ? – Faute de connaître qui a soigné M. Justin = sujet. – Nous croyons savoir exactement ce que sont les choses et ce que pensent les gens. – Voilà comment éclatent les grandes tourmentes. – Nous avons montré combien est malaisée la définition d'un mot. – Je sais maintenant qui sont les protégés de tante Adèle. – . . . deviner quel était ce secret.)

C. Im Objekts-Satze, „complétive". (. . . pour empêcher que se refroidissent les plats des retardataires. – En attendant que fussent achevées ces robes. – Ce monde inconnu où je sentais que se plaisait Albertine.)

D. Im Temporalsatz (Quand vint le premier janvier. – Tandis que causait M. de Charlus. – Chaque fois que revenait son nom. – Und weitere Inversionsbeispiele nach: tant que, avant que, au fur et à mesure que, maintenant que, pendant que, dès que, alors que, lorsque, wiederholendes que usw. – à peine . . . que, comme etc.)

E. Nicht-temporale Nebensätze.

a) Causalsätze: (C'était peut-être parce qu'étaient si divers les êtres que je contemplais . . . Puisque au rire . . . s'ajoutait le rire bruyant par lequel . . . Puisque n'y apparaît pas cette même médiocrité).

b) Final-Sätze. (. . . de la laisser partir pour que cessât l'abominable incertitude. – . . . afin qu'y expient leurs crimes ces méchants. Afin qu'eût tout le recueil . . . l'idée qu'Albertine était morte.)

c) Consecutiv-Sätze. Nach: pour que, de sorte que, le temps que, tant que, si + adjectif que, etc.

d) Sätze die mit „sans que" eingeleitet sind. (Sans que battît mon coeur. – Sans que bouge le muletier. – Il ne se passait pas de soir sans que ne s'allumât un nouvel abreuvoir d'argent.)

---

verbe = Prädikat, attribut = Prädikativ usw. Eine bessere und dann internationalisierte Terminologie ist gewiß kein unberechtigtes Postulat.

e) Concessiv-Sätze. (Le chien gémissait toujours, bien qu'eût cessé tout bruit de pas. – Bien que n'y apparussent pas les beautés alpestres de l'hôtel. – Malgré qu'en aient ceux que vous entendez parfois.)

f) Hypothetische Nebensätze. (Que dirait-on si se déchaînaient aujourd'hui ces luttes meurtrières? – Mais si m'intéresse particulièrement le manuscrit de „Corinne", je vois aussi que . . . – Si vraiement est revenu le temps des longs désastres historiques – . . . si jamais venait à se former quelque chose que . . . – Comme si l'eût trahi cette montre qui lui avait indiqué l'heure.

g) Weitere hyp. Nebensätze. Nach: à moins que, pour peu que, pourvu que, soit que. (. . . à moins que n'y retentisse la fulgurante détonation . . . – . . . pourvu que ressuscite le vieil empire d'Alompra. – Soit que coule encore le sang français, soit que notre Empire colonial s'en aille par lambeaux. – Quand-même reviendrait une de ces révolutions qui . . .)

F. Im Vergleichs-Satz. Nach: comme (Etre pleurée comme l'a été cette pauvre Mme de Charlus. – Il faut les disposer comme font les Japonais, etc. – Avec quelque chose d'ardent et de fané comme en ont les filles de faubourg. – Comme apparaît au ciel un phénomène astral, je vis . . .) ainsi que, tel que, aussi que, autant que.

b) Nach Ausdrücken der Ungleichheit: plus que, moins que, meilleur que, mieux que, davantage que, autre que. p. 236–338.

Im vierten und letzten Teil seiner Arbeit geht Le Bidois den a) logischen und psychologischen, b) syntaktischen und c) stilistischen Faktoren der Inversion nach. Ob die aufgeführten syntaktischen Faktoren mit Recht als solche bezeichnet werden, darf füglich bezweifelt werden. Das ganze vierte Buch bringt im Gegenteil die „stilistische" Richtung des Werkes eindringlich zum Bewußtsein.

A. Logische und psychologische Faktoren:

1. Die Inversion gestattet, an Stelle des grammatikalischen Ablaufes, den psychologischen Ablauf (psychologisches Subjekt – psychologisches Prädikat) zu setzen. Entre Cyrano. Restait cette redoutable infanterie de l'armée d'Espagne. L. B. vergißt, bei diesen Formeln hinzuzufügen, daß sie selten und sozusagen lexikalisiert sind. (Immerhin finden wir bei Saint-Exupéry, Le petit prince: Et gronda le tonnerre.) Viele seiner Ausdrucksweisen sind uns nicht bekömmlich: Quant à la langue écrite, il est évident que l'écrivain s'efforce sans cesse de limiter, et parfois de contrarier, ces éléments mécaniques du langage, au profit de l'ordre artistique et du choix des effets. – L'ordre psychologique l'a emporté sur l'ordre grammatical. Muß nicht auch der psychologisch orientierte Satz grammatikalisch richtig sein, oder redet L. B. nur von höchster Wort-Kunst? Jedenfalls spricht er nicht als Syntaktiker, sondern als Stilist.

Zu dieser Kategorie rechnet L. B. auch Sätze mit vorangestellter Umstandsbestimmung (welch letztere dann das psych. Subjekt wäre). Im Satze „Merveilleux en effet est chez Proust le sens du complexe . . .", der unter gleicher Flagge eingeordnet scheint, halten wir „merveilleux"

eher für exclamativ, also für das psychologische Prädikat . . . das hier vorangestellt wird.

2. L'Inversion et la subordination implicite. Es wird hier versucht, mit Psychologie eine Ausdrucksweise zu erklären, die restlos grammatikalisiert ist. „Peut-être lui était-il simplement trop désagréable . . ." Es ist uns auch nicht möglich abzuschätzen, was für die Linguistik abfallen kann, wenn in Satzpaaren wie dem folgenden, wenn auch mit Recht, der erste Teil als psychologisches Subjekt bezeichnet wird: Plus s'affaiblissaient ses facultés, plus s'affermissaient ses convictions politiques.

3. Rattachement au contexte antérieur. Die Inversionsmöglichkeit läßt denjenigen Satzteil an den Kopf des Satzes stellen, der sich auf den vorangehenden bezieht. Häufig wird dann das Demonstrativ-Pronomen zur Anwendung kommen, oder aber ein Orts- oder Zeit-Adverb. Die einschlägigen Beispiele könnten nur recht überzeugen, wenn auch der Vordersatz geboten würde. (Man könnte anführen, daß dieser Anschluß im Altfrz. noch leichter war, da einerseits auch das Acc.-Objekt vorangestellt und anderseits das Subjekts-Pronomen – weil betont – ebenfalls invertiert werden konnte.)

B. Syntaktische Faktoren[1]:

1. Die syntaktische Natur des Verbums kann die Inversion mehr oder weniger begünstigen. „Le tour inverti est extrêmement fréquent après un verbe intransitif, assez fréquent encore après un pronominal, mais beaucoup plus rare après un transitif ou un verbe copule." – „Après un verbe passif, le sujet ne s'invertit guère, sauf dans le style juridique ou administratif."

2. Die semantische Natur des Verbums. Vollverben invertieren weniger leicht als fast bloß copulative Verben. – Infolge ihrer speziellen Bedeutung setzen sich gewisse Verben mit Vorliebe an den Anfang: venir, arriver, suivre etc. (Ob hier nicht die vorhergehende Unterscheidung hineinspielt?) – Ein Acc.-Objekt erschwert die Inversion, verhindert sie aber nicht. (Abgesehen von denjenigen Beispielen, wo es sich um locutions handelt, und zwar mit oder ohne Artikel, finden wir die Inversion hier unerträglich: „. . . des demeures où seuls puissent réaliser un semblant de bonheur des êtres également sordides.")

3. Die Natur des den Satz einleitenden Ausdrucks. In Nebensätzen ist die Inversion am häufigsten nach Relativpronomen. Für die übrigen Inversionen ergibt sich folgende Häufigkeitsskala: Comme comp. 178 Beispiele, „que" als Vergleichspartikel 104 B. „Quand" 50 B., Temp. Konjunktionen mit „que" 57 B. „que" im Objekts-Satz 45 B. Nicht temporale Nebensätze 35 B. „Si" in Bedingungs-Satz 7 B. „Comme si" 7 B.

---

[1] Das Kapitel beginnt mit dem Satze: Le procédé de rattachement que nous venons d'étudier est un facteur psychologique, puisqu'il contribue à la clarté du discours, et intéresse donc cette „sociabilité" où tant d'auteurs étrangers s'accordent à voir l'une des caractéristiques du français . . .

4. Die Natur des Subjektes, Pronomen oder Substantif. (Wir werden diesen Abschnitt weiter unten speziell behandeln.)

5. Der Modus: Konjunktiv erleichtert die Inversion.

6. Die Länge des Subjektwortes: Je länger es ist, desto vorteilhafter ist die Inversion.

7. Bejahung oder Verneinung: Schon die Verneinungspartikel „ne“ kann dem invertierten Verb als Stützpunkt dienen, und also die Inversion begünstigen.

C. Stilistische Faktoren:

1. L'inversion est d'autant plus facile et naturelle que le sujet est plus développé par rapport au verbe.

2. L'inversion est d'autant plus expressive que le sujet est plus court.

3. L'inversion produit d'autant plus d'effet que le sujet est plus éloigné du verbe.

4. L'inversion du sujet peut aider à mettre en valeur certains effets pittoresques.

5. Organisation rhythmique des éléments de la phrase.

a) le français répugne à terminer une proposition ou une phrase par un verbe à un mode personnel.

b) Répartitions des accents.

c) effets euphoniques: Un autre avantage est qu'elle permet parfois d'éviter des rencontres désagréables de voyelles ou de diphtongues.

6. Effets de parallélisme. Gleiche Anordnung Verb-Subjekt in den beiden Sätzen eines Satzpaares. (Es ist aber offensichtlich, daß man diesen Parallelismus auch erreichen kann, wenn beide Sätze die normale Folge zeigen. Wenn man einerseits entgegnet, dann käme zweimal das harte Verb an den Schluß, so ist auch zu sagen, daß das an unbetonte Stelle vorgeschobene Verb überhaupt nicht zur Geltung kommt. An Stelle weiterer Stellungnahmen zwei Beispiele: (p. 398) Car chez lui . . . le désir de se montrer dédaigneux qu'avait l'aristocrate était vaincu par celui de paraître familier qu'avait le provincial. – . . . Je mentirais en disant que commença déjà la douloureuse et perpétuelle méfiance que devait m'inspirer Albertine, à plus forte raison le caractère particulier que devait revêtir cette méfiance.

7. Le chiasme. Hier ist klar, daß das eine der beiden Verben vorgeschoben werden muß. Dann aber ergibt sich ein derartiger – musikalischer? – Wertunterschied zwischen den beiden Verben, daß sie gar nicht mehr aufeinander bezogen werden, wenn sie nicht identisch oder sonst verwandt sind; Hier aber ergibt sich dann eine harte, wenn nicht komische Wirkung, die nur wenig Situationen angemessen ist. Der Chiasmus Verb-Subjekt: Subjekt-Verb kann also nie die positive Wirkung erzielen, wie der Chiasmus zwischen Adjektiv und Substantiv.

D. Fantaisie et artifice dans l'emploi de l'inversion. Hier werden in sehr überzeugender Art die Gründe erörtert, warum gewisse Inversionen – vom stilistischen Standpunkte aus – nicht annehmbar sind. Besonders für den Nicht-Franzosen sind diese Stellungnahmen eines Stilisten und Autoren wie Le Bidois äußerst wertvoll. Recht

gerne möchte man diese Alineas erheblich erweitert sehen, um einen noch lebendigeren Einblick in die Gegenseite zu bekommen. Hier dürfte vielleicht noch anzufügen sein, daß auch mehr Beispiele von Nicht-Inversion geboten werden sollten. p. 342–408.

Eine Conclusion faßt die Resultate zusammen. Ihr folgen zwei Anhänge: Influence de l'inversion sur l'accord und La manie de l'inversion. p. 409–431.

Wir haben die Inhaltsangabe des dritten und vierten Buches – natürlich ohne auch nur annähernd erschöpfend sein zu können – etwas detailliert dargelegt, um den Leser fühlen zu lassen, welch gewissenhafte Riesenarbeit hier geleistet worden ist. Le Bidois scheint tatsächlich jeden möglichen Spezialfall gesondert berücksichtigt zu haben, und es wäre undankbar, nicht zu betonen, daß hier das Maximum realisiert worden ist. Welch reiche Fundgrube ist hier geschaffen, welch unermeßliches Material, das infolge fortschreitender Klein-Rubrizierung jeder Anfrage unmittelbar die Auskunft bereithält! – Natürlich ist hier auch nicht der Raum für die eingehende Würdigung der verständnisvollen stilistischen Exegese, die Le Bidois seinen Kategorien hat angedeihen lassen, noch für die meistens richtigen linguistischen Erklärungsversuche, die immer wieder die bereits vorliegenden Theorien aufnehmen, ergänzen und korrigieren.

Wie die Introduction zeigt, ist Le Bidois lange nicht der erste, der sich mit der Inversion im français moderne befaßt. Ja, es wurde bereits von einer „grammaire de l'inversion" gesprochen. Hingegen ist hier zum ersten Male auf die tatsächliche Häufigkeit dieser Erscheinung hingewiesen worden, während sie bisher doch wohl als eher sprachfremde Extravaganz gewertet worden ist. Le Bidois kommt entschieden das Verdienst zu, uns die Augen für das geöffnet zu haben, was wir – bei minimaler Aufmerksamkeit – schon längst hätten feststellen müssen: Daß es nämlich nicht möglich ist, auch nur zwei Seiten Französisch zu lesen, ohne auf die Rückstellung des Subjektes zu stoßen. Und nun können wir ruhig den Spieß umkehren und behaupten, daß gerade die Achtlosigkeit, mit der wir an dieser immer wieder auftretenden Erscheinung vorbeigegangen sind, deren grundsätzliche Sprachgemäßheit befürwortet.

Außer der rein linguistischen Bedeutung (für das Studium des heutigen Französisch) muß aber auch auf die Bedeutung hingewiesen werden, welche Le Bidois' Buch für künftige stilistische Studien haben wird: Gebrauch oder Nicht-Gebrauch der Inversion wirft ein charakteristisches Licht auf den persönlichen Stil unserer Schriftsteller, so daß man behaupten kann, hier sei ein neuer Ausblick auf diese Formfragen eröffnet worden.

Grammatikalisches

Wenn wir uns nun mit dem Geltungsbereich des Werkes auseinanderzusetzen versuchen, kann dies selbstverständlich seinem gewaltigen Wert und seiner großen Bedeutung nicht den geringsten Abbruch tun.

Man wird sich in erster Linie fragen, ob das vorliegende Buch L. B.' grundsätzlich ein Beitrag zur Stilistik einer – vorübergehenden – Epoche sein soll oder aber die Darlegung einer durch die Verbreitung der Inversion fühlbar betroffenen neuen Sprache. Wenn der Habitus des Buches zweifellos weitgehend stilistisch ist, so legen doch gewisse Ausdrucksweisen den Gedanken nahe, es sei L. B. um den Nachweis neuer grammatikalischer Möglichkeiten zu tun: In diesem Sinne kann man z. B. den Satz auffassen (415) „notre langue manifeste plus que jamais, une étonnante vitalité". „Vitalité de la langue", das muß doch wohl als „Entwicklungsfähigkeit der Sprache an sich" verstanden werden. Hierher aber tendieren auch die für jede Satzart auftretenden Versuche, die Inversion grammatisch zu begründen und zu rechtfertigen.

Diesem Bestreben nun, die Inversion in ihrem ganzen, von L. B. nachgewiesenen Anwendungsbereich (auch in totaler ind. Frage, im Objekts-Satz, in allen Konjunktions-Sätzen) als Teil einer erneuerten franz. Sprache aufzufassen, müßten wir gewisse Bedenken entgegenbringen, die auf folgenden Beobachtungen und Überlegungen fußen:

1. Viele Inversionen, seien sie nun durch ein fadenscheiniges antécédent (wir bezeichnen damit den Ausdruck, welcher das Verb „an sich zieht") wattiert oder nicht, scheinen uns so sprachfremd, daß man in ihnen kaum etwas anderes sehen möchte als eine gewalttätige Leistung der Parole (eines Textes oder auch einer Epoche), die nicht automatisch auch als Langue gewertet werden darf. 2. Jede Epoche hat ihre besonderen Spiel-Arten, auf die eine folgende wieder verzichtet: wäre dem nicht so, so würde eine Sprache im Verlaufe der Jahrhunderte zwangsläufig zu einem Sammelsurium heterogener Ausdrucksmöglichkeiten, die einander gegenseitig entwerten. 3. Die erwähnte, von L. B. beigebrachte, gramm. Untermauerung scheint uns ungenügend und zu sehr auf das zugeschnitten „quod demonstrandum erat". 4. Hauptgewährsmann ist Proust, der von L. B. selber als Avant-Gardist, kühner Neuerer und Feind normaler sprachlicher Tradition charakterisiert wird.

Wir werden in einem besonderen Kapitel auf Proust zurückkommen und begnügen uns hier damit, einen Blick auf die Kapitalfrage des antécédent zu werfen, die da mit der Berechtigung der freien Inversion in weitester Ausdehnung grundlegend verknüpft ist. Hier nun scheint uns L. B. zu unrecht eine Auffassung zu vertreten, die letzten Endes jedes „que", sei es relativ oder konjunktionell, zu einem die Inversion gestattenden Anknüpfungspunkte macht.

Eine Klärung ist wohl am besten zu erzielen, wenn wir versuchen, unsere Meinung derjenigen des Verf. gegenüberzustellen:

Wenngleich die Inversion des Relativsatzes zahlenmäßig alle anderen Inversionen weitgehend übertrifft (der Rel.-Satz ist der häufigste Nebensatz und beinahe die Hälfte seiner Anwendungen dürften invertiert sein), scheint es uns doch richtig, das Wesen der Inversion aus dem Hauptsatze abzuleiten und alle andern Inversionen als der Hauptsatz-Inversion, wenn immer möglich, als wesensgleich aufzuweisen.

Stellen wir die beiden möglichen Formen eines Hauptsatzes – in gerader und invertierter Folge – einander gegenüber:

Peu à peu // la campagne d'Egypte se dessinait.

Peu à peu – se dessinait – la campagne d'Egypte.

Der erste Satz weist, zwischen Adverbiale und Subjekt, einen Hiatus auf, der übrigens ohne ersichtliche Regel durch die Interpunktion markiert oder übergangen werden kann. Der zweite Satz reiht die Satzteile in fließender Weise so aneinander, daß ein organisches Kontinuum entsteht. Wer aus Gründen der Logik jegliche Inversion ablehnen möchte, bedenkt zu wenig, daß hier dem Verb ein Platz zugewiesen ist, der dem „Verbindungs-Charakter" entspricht, welcher, nach Bally, naturgemäß seinen – primären – Agens-Charakter kumuliert. Die Inversion gestattet auch häufig, denjenigen Satzteil, der an Gegebenheiten des vorhergehenden Satzes anschließt, an die Spitze zu nehmen und „organisch an ihn anzuschließen". (Dieses „rattachement", das zu Recht bei L. B. eine wesentliche Rolle spielt, war im Altfrz. darum ungleich wichtiger, weil hier auch direkte und indirekte Nominal-Objekte den Satz einleiten konnten.) Vor- und Nachteile beider Ordnungen leuchten ein: Der invertierte Satz stellt ein harmonisch-empfundenes Kontinuum dar, das aber die Idee des Inhaltes weniger klar modelliert, während die gerade Folge sich härter anhört, aber ungleich klarer wirkt.

Voraussetzung der Inversion ist das Vorhandensein eines satzeigenen, vollgültigen Satzgliedes, Objekt oder Adverbiale, an welches das Verb anschließen kann; auch Prädikative („rares sont les colons qui . . .") können Inv. rechtfertigen: immer aber hat das Verb, seinem sekundären Charakter entsprechend, satzeigene Entitäten zu verbinden. Dieses Prinzip kann nur noch auf Relativ- und Comparativ-, nicht aber auf Konjunktional-Sätze vollgültige Anwendung finden.

Das Relativ-Pronomen weist zwar, seinem Wesen entsprechend, auf das Nomen oder sonst eine Angabe des Vorder-Satzes zurück, eine Tatsache, die im Altfrz. die Rel-Inversion nicht zur Regel werden ließ. Anderseits aber enthält es begrifflich die ganze Wesenheit des Vollwortes, das es „repräsentiert", wiederholt sie vollgültig und ist darum als antécédent für das anzuschließende Verb brauchbar. Schon das erste wichtige Dokument des Neufrz., die „Défense et Illustration" beweist, daß das „Génie du français moderne" von Anfang an davon absah, den funktionellen Charakter (das „Zurückweisen") des Relativpronomens in die Waagschale zu werfen. Nehmen wir etwa das Satzgefüge: On admirait chaque note que lançait la voix du chanteur, so mochte das Altfrz. empfinden:

On admirait chaque note ← que lançait la voix du chanteur,

während das Neufranzösische in der Tat und ebenso berechtigt urteilt:

On admirait chaque note = que lançait la voix du chanteur.

Im Comparativ-Satze liegt das Problem so, daß das Vergleichswort des invertierenden Satzes offensichtlich correlativ zu einem adverbialen oder prädikativen Vollwort des Vordersatzes ist. Wenn es aber corre-

lativ ist, so kommt ihm auch die gleiche grammatische Wesenheit zu, wie geringfügig das Wortbild phonetisch auch sein mag. (Wir dürfen hier vielleicht daran erinnern, daß im Altfrz. ein – auch apostrophiertes – „si", „s'" häufig nur eingeführt wurde, um invertieren zu können.)

„Anthropoulos était aussi ému que pouvait l'être un Grec." „Elle a des données plus précises que n'en ont . . . les restaurateurs."

Das „que" dieser Sätze wiederholt das Vollwort nicht vollinhaltlich oder identisch, ist ihm aber grammatisch gleichwertig. Dem Gesagten gegenüber will nun L. B. im Gegenteil beweisen, daß die Inversion der Nebensätze gerade auf dieser zurückweisenden Qualität des Rel.-Pronomens, resp. der Konjunktion beruht. Seine Darlegungen, die auf eine Gleichordnung der Inversion in Relativ- und Konjunktionalsätzen abzielen, scheinen uns aber weder grammatikalisch noch bedeutungsgemäß haltbar zu sein.

Seine Beweisführung scheint uns zu kranken an einer unhaltbaren Vermischung von grammatikalischen, phonetischen und semantischen Belangen. Vor allem sehen wir nicht ein, was sich für das vorliegende Problem aus der Unterscheidung von Vollwörtern und konjunkten Pronomina herausholen ließe, da ja das Wesen der sog. verbundenen Pronomen eben in ihrem grammatikalisierten Stellungszwang beruht und nicht, wie L. B. dies grundfalsch anzunehmen beliebt, auf ihrer phonetischen Armseligkeit. Hören wir nun aber den Verfasser selbst:

(246) Or, un pronom en fonction d'objet (ou d'attribut), surtout quand il est exprimé avant le verbe, a tendance à se mettre devant ce verbe (conf.: Paul nous connaît). Cette tendance proclitique commune aux pronoms „conjoints", et la nature des conjonctifs (= Relativ-Pronomen) qui les oblige à se placer en tête de la propositions qu'ils introduisent, expliquent, nous le verrons, que l'inversion du sujet substantif soit si fréquente dans ce type de subordonnées.

Verf. setzt hier mit etwas anderer Wendung voraus, was er beweisen will: Wenn natürlich das Relativ-Pronomen ein pronom conjoint ist, so muß es unmittelbar vor das Verb zu stehen kommen. Die ebenso mögliche gerade Abfolge – mit Subjekt hinter dem Rel.-Pronomen – beweist aber, daß L. B.' Behauptung keineswegs stimmt. Es muß auch zugefügt werden, daß das pronominale Subjekt in dieser Satz-Art eine Inversion kategorisch ausschließt, und daß außerdem eine ganze Reihe von Bestimmungen zwischen Rel.-Pron. und Verb eingeschoben werden können bei stattfindender Inversion. Welchen Sinn kann es da haben, dieses Pron. als „conjoint" zu bezeichnen?

Ein pronom conjoint ist für L. B. ein blasses Gebilde, das keinerlei Eigenwert besitzt sondern nur die gemeinte Realität wiederspiegelt, eine Partikel, die einerseits auf ihr antécédent zurückweist, anderseits das Verb in die Richtung auf dieses antécédent hin zieht. (248) C'est la valeur de mot-lien (andernorts „chaînon" genannt) inhérente aux conjonctifs (non la fonction grammaticale du conjonctif) qui constitue, selon nous, la cause première et essentielle de l'inversion. – (274) Les pronoms conjonctifs offrent cette caractéristique de représenter en

reliant très étroitement deux membres de phrase (während die Funktion der andern Pronomen lediglich repräsentierend ist). De par leur nature, en effet, ces pronoms unissent le terme qu'ils représentent, dit antécédent, avec la proposition conjonctive qu'ils introduisent. De là cette conséquence capitale, que la place des conjonctifs se trouve, en quelque sorte, doublement circonscrite: d'un côté par la position de l'antécédent . . . de l'autre par celle de la conjonctive elle-même. Ainsi, le conjonctif, en même temps qu'il subit l'attraction de son antécédent qui l'attire vers l'arrière, exerce à son tour une attraction sur le verbe auquel il se rapporte. Cette attraction est d'autant plus forte qu'en réalité, ce n'est pas proprement le conjonctif qui l'exerce, mais le groupe syntaxique et sémantique qu'il forme avec son antécédent; car, remarquons-le, le conjonctif n'a par lui-même aucun sens, il ne reçoit sa signification que du voisinage immédiat de l'antécédent, dont il est le simple reflet. Ainsi, dire que, dans une phrase comme celle-ci: „Cette idée fixe qu'est un amour", „qu'" est l'attribut(= Prädikativ) du sujet „un amour", c'est une pure convention de grammairien, et une convention fort abusive; comment le conjonctif „que", absolument dépourvu de sens, pourrait-il être ce qu'on entend généralement par attribut, c'est-à-dire „la qualité attribuée au sujet en vertu d'un jugement de l'esprit"? Le véritable attribut, ce n'est pas „que", mais le groupe de mots qui précède immédiatement, „cette idée fixe". La même analyse s'applique à tous les types de phrase conjonctive. On conçoit, dès lors, que le groupe sémantique et syntaxique formé par l'antécédent et par le conjonctif tend fortement à s'appuyer sur le verbe qu'il complète.

Wir haben diese Stellen in extenso zitiert, weil sich der Leser genau muß Rechenschaft geben können über L. B.' Aussagen, die einen so wichtigen Punkt betreffen. Treibt nun hier L. B. Grammatik oder allgemeine Bedeutungslehre? Jedenfalls schillert das eine in unhaltbarer Weise ins andere hinüber. Die Behauptung, das Rel.-Pronomen habe an sich überhaupt keinen Sinn, entbehrt jeden vorstellbaren Haltes, und widerspricht auch der weiter oben geäußerten Meinung, das Rel.-Pron. sei, wie alle Pronomen „repräsentierend".

Wenn wir, wie L. B. es ja tut, über die Grammatik zur Bedeutungslehre hinausgehen, ist ja nicht nur das Pronomen ein bloßer Repräsentant, sondern auch jedes Nomen: es ist z. B. nicht einzusehen, warum das Wort „Gott" der Gottheit näher stehen soll als das bloße Wörtchen „er", sobald die Beziehung klargestellt ist. Vollends gleichgültig ist für die Bedeutung, ob „que" ein absolutes oder ein konjunktes Pronomen sei: diese gramm. Konvention ist auf den jeweiligen Gehalt ohne jeglichen Einfluß. – Was man übrigens als „semantische Gruppe" bezeichnet, dürfte weitgehend vom Gesichtspunkt abhängen, von einer syntaktischen Gruppe antécédent + conjonctif dürfte jedenfalls kaum die Rede sein.

Diese an das vulgäre Sprachempfinden appellierenden Überlegungen sind so verfänglich wie die ebenso verführerische Terminologie physikalischer Observanz: „anziehen" und „sich stützen auf": „attirer"

und „s'appuyer". Der ganze Aufwand kann nur noch komisch wirken, wenn einem gleichen Wort gerade beide Qualitäten zugeschrieben werden. Bedeutungsmäßige Zusammengehörigkeit hat – in der Sprache – unmittelbar nichts zu tun mit unmittelbarer Aufeinanderfolge ... sonst wäre unsere deutsche Sprache ein völlig widersinniges und damit unbrauchbares Gebilde.

Seite 148 lesen wir: Comme les compléments circonstanciels de lieu ont souvent une importance capitale dans la phrase ... on comprend qu'ils se mettent souvent en tête de l'énoncé et qu'ils tendent, par suite, à s'appuyer sur le verbe. Was heißt hier „s'appuyer". Bei der angenommenen „importance capitale" würde man doch eher erwarten, sie zögen das Verb an, oder das Verb stütze sich, umgekehrt auf sie. So wird uns dann wirklich das Verhältnis auf Seite 156 geschildert: Ce ne sont pas seulement des adverbes ... qui, placés en vedette au début de la phrase, attirent le verbe à eux et provoquent l'inversion. Und so auch (250) die Rel.-Pronomina „lequel", „laquelle", „lesquels" etc.: Grâce à leur forme variable en genre et en nombre et à leur volume plus étoffé, ils offrent au verbe un point d'appui plus solide.

Wollten wir L. B. bei seiner Gravitations-Theorie behaften, so würde es schließlich so herauskommen, daß die fetten Relativa das Verb anziehen, die mageren sich darauf stützen: und beidemale wäre die Inversionsberechtigung glänzend erwiesen. Schade nur, daß eine so großzügige Theorie, die es nicht nötig hat auf die typische Struktur der Einzelsprache Rücksicht zu nehmen, automatisch allgemein Gesetzeskraft für alle Sprachen haben müßte ... und daß schon die nächstliegenden Sprachen, das Altfrz. und das Deutsche, dieses allgemeine Gesetz Lügen strafen. Wenn doch diese Anziehung so selbstverständlich ist, warum „stößt" (um im Bilde zu bleiben) dann das Relativ-Pronomen im Deutschen das Verb bis ans entfernteste Satzende von sich? warum ist dann diese Anziehung im Altfrz. der Ausnahmefall?

Während also L. B. aus seiner Attraktions-Theorie die Berechtigung jeder Inversion nach einem irgendwie verb-bezüglichen Bindewort ableitet, glauben wir nach wie vor, die Inversion des Relativsatzes beruhe auf der Tatsache, daß das Rel.-Pron. im Inneren des Relativ-Satzes ein Vollwort sei, welches diese Umstellung ermögliche, gleich wie ein Vollwort im Innern des Hauptsatzes: Damit allerdings müssen die Inversionen im Concessiv-Folge, Final-Completiv-Satz als grundsätzlich anders –, wenn nicht gar un-artig beurteilt werden, denn es ist evident, daß die Konjunktion nicht als aufbauendes Element des betr. Nebensatzes gewertet werden kann.

Hingegen wäre im gleichen Sinne die Inversion wieder natürlich im Comparativ-Satze: „Comme" z. B. und „ainsi que" müssen als Vollwörter (Adverbien) betrachtet werden. Haben wir aber ein ausgebildetes zweiteiliges Vergleichsgefüge vor uns (il était aussi ému que pouvait l'être un Grec ...), so ist nicht einzusehen, warum das Correlativ von „aussi ému", nämlich „que", nicht ebensogut als Vollwort seines Satzes betrachtet werden muß wie sein Pendant im Vordersatze.

Bei der dem antécédent zugesprochenen Anziehungskraft bleibt nur noch verwunderlich, warum dann das Subjekts-Pronomen nicht invertiert. Daran ist es viel besser gewohnt als das S.-Nomen, da es ja in der Frage und manchen „incisives" auch zurückgestellt wird. L. B. erklärt diese Infraktion in seiner Auffassung folgendermaßen: (371/2) Par sa nature même, le pronom personnel est un „représentant" et n'a donc pas une valeur indépendante. Si l'on peut dire, par exemple: „Enfin arriva Saint-Loup", mais non pas: „Enfin arriva-t-il" cela tient à ce que, dans le premier cas, le sujet substantif a un sens plein et constitue le prédicat psychologique de l'énoncé, tandis que, dans le second, le personnel „il" n'a qu'une valeur d'introducteur ou de support du verbe; ce pronom n'a pas de sens, et, comme disent les linguistes, ne s'actualise qu'en fonction d'une substance déjà connue ou énoncée dans le contexte immédiat. Or, du fait même que ce pronom „représente" un nom exprimé précédemment, sa place logique et naturelle se trouve, comme tous les termes de rattachement, là où il peut le mieux relier les deux phrases, c'est-à-dire devant le verbe qu'il régit.

Entkleiden wir diese Stelle des Wustes fragwürdiger Anspielungen auf eine fragwürdige Theorie[1], so bleibt uns immer noch der zunächst plausible Kern: Die Ersetzbarkeit des Nomens durch das Pronomen beweist, daß es sich nicht um das psychologische Subjekt handeln kann, daß das betreffende Wort also nicht als Aussage-Ziel ans Satzende zu rücken ist. Soweit richtig: aber bedeutet denn Inversion ipso facto Schluß-Stellung des Subjektes? Man könnte doch auch dem obengenannten Beispiel (Enfin arriva-t-il) hinzufügen: essoufflé – chassé par ses ennemis – avec un retard de deux heures etc. etc. Wenn das trotzdem nicht angeht, so muß das Problem nicht in sprachpsychologischen oder gar philosophischen Erwägungen liegen, sondern in einer Wesenheit, die vielen modernen Grammatikern immer in letzter Linie steht: in der Grammatik nämlich.

Es hat hier, so scheint uns, keinen Sinn, in scharfsinnigen Betrachtungen sich ergehen zu wollen über die Bedeutungs-Unterschiede zwischen „il", „lui" und dem Eigennamen oder dem Nomen. Im konkreten Texte sind sie alle der gemeinten Realität gegenüber in der genau gleichen Lage und bezeichnen diese Realität mit genau der gleichen unmittelbaren und unmißverständlichen Zielstrebigkeit (andernfalls ist der Satz falsch und kann nicht als Modell gewürdigt werden). – Wenn also im vorliegenden Falle das Subjektspronomen nicht invertiert, so kann das nur zusammenhängen mit dem spezifisch grammatikalischen Charakter des konjunkten Pronomens. Hier könnten psychologisierende oder logisierende Betrachtungen höchstens einen

[1] Es hat keinen Sinn, im Satzganzen konkreter Parole von nicht aktualisierten Wörtern zu sprechen: alles ist aktualisiert: „il" repräsentiert die betreffende Person ebensogut wie der Name „Saint-Loup". – Wieso sich ein so schwaches Wörtchen als Bindeglied vorwagt, statt sich klug und bescheiden hinter das Verb zu verstecken, ist auch nicht verständlich.

Sinn haben zur genetischen Erklärung der in Frage stehenden Zustände und gramm. Kategorien. Nähern wir uns ihnen aber, wie jetzt hier, in typisch descriptiver, synchronischer Absicht, so kann eine Erklärung lediglich strukturalistischen Charakter haben, d. h. sie muß die Einzelerscheinung erklären durch Aufweis verwandter, analoger oder komplementärer Erscheinungen in der gleichen Sprache.

Aus dem angedeuteten Grunde – besondere Anordnung sui, nämlichen grammatischen, generis – scheint es uns sehr verfänglich, eine „pronominale Inversion" mit der nominalen irgendwie in Parallele zu setzen, ja, den angeführten Terminus überhaupt zu gebrauchen; jedenfalls wäre eine straffe Klärung dieser Sachlage eines der wichtigsten Erfordernisse der heutigen Linguistik. Offenbare Tatsache ist ja, daß einerseits, grosso modo, keine der freien Inversionen auf das pronominale Subjekt anwendbar sind, und daß anderseits die relativ wenigen Fälle grammatikalisierter pronominaler Inversion für das subst. Subjekt nicht in Frage kommen. Der einzige, nicht grammatikalisierte sondern eher lexikalisierte, Ausnahmefall betrifft das Einschiebsel oder auch Anhängsel „dit-il", „répondit son rival" usw. Es wäre wohl eher zu untersuchen, ob nicht pron. Inversionen – nach „aussi", „peut-être" und verwandten Ausdrücken –, grundsätzlich als uneigentliche Frageformen zu beurteilen sind: In der bedeutungsgemäßen Frageform kommt ja nur diese pron. Inversion in Frage, während die nominale in Kurz-Fragen auf ein vorausgehendes Fragewort angewiesen, also ebenfalls grammatikalisiert ist: Quand viendra le concierge? – quand viendra-t-il? Nicht aber: Viendra le concierge? im Gegensatz zu: viendra-t-il?

In einer Fußnote (p. 240) bemerkt L. B. ironisierend: Certains linguistes semblent croire que la conjonctive (= der Relativ-Satz) est le domaine favori, sinon exclusif, de l'inversion. – Diese Zurechtweisung kann uns nur überraschen, da unsere Zustimmung zur grundlegenden Wichtigkeit der Rel.-Inversion doch wohl auf augenfälligen Tatsachen beruht: Die numerische Überlegenheit des Rel.-Satzes über jede andere Nebensatzgattung ist so gewaltig, daß auch ihre qualitativen Besonderheiten auf Grund berechtigter und „falscher" Analogien auch immer auf möglichst viele andere Nebensätze zur Anwendung kommen mußten. Das ganz Besondere und Einmalige des Rel.-Pronomens als „antécédent" des invertierenden Verbums nun besteht darin, daß es nicht nur adverbialen, sondern auch ausgeprägt nominalen Charakter haben kann; es kann, als nominale Wesenheit, Prädikativ, Dativ-Objekt, ja sogar Akkusativ-Objekt sein im Rel.-Satze. Dies hat zur Folge, daß bei Nicht-Inversion zwei ausgesprochen nominale Elemente aufeinander folgen müßten, die man sehr wohl durch das Verb trennen kann. Außerdem hat keine andere Bestimmung eine so enge Beziehung zum Verb (statt bloß zum Relativsatz ganzheitlich gesehen) wie diese drei nominalen Elemente. Diese in die zwei genannten Aspekte sich aufspaltende Besonderheit des Relativ-Pronomens ist einmalig und

läßt die Inversion nicht nur als möglich, sondern als natürlich erscheinen. Ja, wenn wir uns nicht ausreichend hüten vor der Gefahr einer verflachenden Linearisierung der Sprache, die jede klare Gruppierung in ein kontinuierliches Spektrum auseinanderzieht, so ist der invertierte Nebensatz der einzig korrekte. Im Hinblick auf die genannte „nominale" Wesenheit des Relativums wird es kaum mehr überraschen, daß wohl als „erstes" invertierendes antécédent die Gruppe „ce que" auftritt. (Ob auch irgendwie ein analogisierender Weg von „qui + Verb" zu „que + Verb" begangen wurde, braucht hier nicht untersucht zu werden.) Zusammenfassend wird man zur Überzeugung kommen müssen, daß die Inversion im Rel.-Satz zwingender als im Hauptsatze sein kann (weil ein Acc.-Objekt nie am Kopfe eines Hauptsatzes steht, wie dies im Rel.-Satze häufig ist), und daß somit die Rel.-Inversion ideal und dynamisch als Prototyp aller Inversion betrachtet werden darf.

Von hier aus gesehen, ist die um sich greifende Inversionslust ein deutlich sichtbares Symptom einer einreißenden Linearisierung der Sprache, die an Stelle einer disziplinierten Gruppierung die fortschreitende Realisierung bevorzugt. Hand in Hand mit dieser Tendenz geht dann die Neigung, jeglichen Nebensatz irgendwie als Rel.-Satz aufzufassen. Bildungen wie „ce que" für altes „que" als Einleitung zur indirekten Frage oder „jusqu'à ce que" verwandeln den Ind. Fragesatz, resp. den Konjunktionalsatz formell in einen Relativ-Satz. Aufschlußreich dürfte auch die Gewandtheit sein, mit der Schüler und Linguisten irgendeinen Nebensatz in einen Relativ-Satz zu verwandeln wissen.

In der Inversion des Temporal-Satzes finden wir bestätigt, wie leicht Theorie und Praxis sich mit einem behelfsmäßigen Relativum zufrieden geben. Diese Inversion findet sich wohl schon mindestens ein Jahrhundert in der französischen Sprache und dürfte als erste „un-echte" Inversion angesprochen werden und überdies als die wichtigste, bildet sie doch offensichtlich das Analogie-Sprungbrett für alle andern Konjunktional-Inversionen (Salammbô: . . . lorsqu' arrivèrent sur une vieille trirème).

L. B. schreibt dazu: (301) Blinkenberg explique l'inversion en pareils cas par le fait que la conjonction temporelle forme avec le verbe une très forte unité de sens . . . Pour nous, la vraie raison est ailleurs. Remarquons d'abord que les conjonctions de temps jouent un rôle analogue à celui d'un objet indirect ou d'un adverbe; étant donné qu'elles se placent nécessairement en tête de la subordonnée qu'elles introduisent, elles ne laissent pas d'attirer le verbe comme tout adverbe ou objet placé en vedette, ce qui entraîne souvent la postposition du sujet. Si l'inversion est possible après un adverbe comme „aussitôt", elle l'est également après la conjonction „aussitôt que". . . . D'autre part, il faut noter que les conjonctions temporelles ont une forte valeur conjoignante; elles contiennent toutes, soit la conjonction „que", soit la racine conjonctive „qu" (quand, comme). Aussi exercent-elles sur le

verbe une attraction analogue à celle des pronoms conjonctifs. Il suffit, pour s'en rendre compte, de comparer ces deux phrases:

Au moment où s'achevaient les présentations.

Tandis que s'achevaient les présentations.

Wir haben die beiden Zitate auch visuell in Parallele gestellt um zu zeigen, wie leicht vor allem eine mit „que" zusammengesetzte Konjunktion hinüberinterpretiert werden kann in eine aus Adverb und relativem „que" bestehende Gruppe. Wir sehen hier auch, was wir unten in Aussicht stellten, daß jedes „que", ja „qu" als „conjonctive" (d. h. als relativ) und damit inversionsberechtigt charakterisiert werden würde. – Lohnte es sich wohl der Mühe, Blinkenberg zurückzuweisen, wenn nun doch L. B. der temporalen Konjunktion „une forte valeur conjoignante" zuspricht, d. h. – für ihn – eine das Verb anziehende Kraft?

Jedenfalls heimst nun hier L. B. die Früchte für die Formulierung einer so umfassenden Theorie ein, die jeglicher Belastung gewachsen ist. Nichts selbstverständlicheres von nun an, als zu sagen: „quand la déforme le plaisir qu'y fait naître la vue de la beauté." Für L. B. der mit dem Stil Prousts denkt und empfindet, ist es die adäquate Theorie der Inversion, was sie aber für den Außenstehenden niemals sein kann, da sie uns zwei völlig disparate Dinge auf einem gleichen Nenner präsentieren will.

Was will Verf. zu verstehen geben, mit der Behauptung, wenn das temp. Adverb „aussitôt" die Inversion herbeiführe, so tue es „in gleicher Weise" auch die temp. Konjunktion „aussitôt que"? Darauf läuft ja das Problem hinaus: nämlich ob die Konjunktion die gleiche invertierende Kraft haben soll wie das Adverb. Statt es aber zu lösen, bietet man uns den fertigen Lehrsatz: ja, die beiden haben das gleiche Verhältnis zum Verb. Solange man uns nicht die speziellen Strukturbedingungen aufweist, die im Französischen diese Gleichstellung (Adverb = Konjunktion) hervorbringen, haben wir das Recht, auf irgendeine Fremdsprache, z. B. auf das Deutsche hinzuweisen, wo zwar das Adverb das Verb „an sich zieht", die Konjunktion es aber „abstößt". (Für den Augenblick mag vielleicht darauf hingewiesen werden, daß das Adverb für seinen Satz gilt, die Konjunktion aber nicht auf den von ihr eingeleiteten Satz, sondern auf den Hauptsatz des Gefüges abzielt. In: „Er reiste ab, sobald wir ihn ablösten", gibt „sobald" nicht die Zeit für das Ablösen, sondern für das Abreisen.)

Weisen wir die erwähnte Gleichstellung als absurde petitio principii zurück, so bleibt uns immerhin noch Blinkenbergs sehr plausible Auffassung: es kann nicht im geringsten in Frage gestellt werden, daß keine einzige Konjunktion so sehr auf das Verb abzielt wie die temporale. Primär natürlich erachten wir es als mißbräuchlich, die Konjunktion auf einen Satzteil statt auf das Satzganze gerichtet zu sehen. Sekundär aber muß man auch zugeben, daß je nachdem ein Satzglied ganz besonders betroffen wird. Da sich im ganzen Satze nun einzig das Verb auf Zeit bezieht, ist eine Affinität zwischen temp

Konjunktion und Verb nicht überraschend; damit ist die Inversion wenn auch nicht grammatisch, so doch psychologisch entschuldigt. In vielen Fällen mag noch eine, aus dem Text resultierende exclamative oder modale Färbung, – Überraschung, Ungeduld, Enttäuschung usw. – das Verb an die „adverbial" gewordene Konjunktion heranrücken. Etwa wie in folgenden Beispielen: (Forel, Mémoires) Mais dès que (sobald auch nur) surgissait la menace d'un conflit . . . – (Remy de Gourmont) . . . avant que (schon lange bevor) s'établît dans son esprit . . . – (Salammbô) La surprise fut encore plus forte, lorsqu' (sieh, da! plötzlich) arrivèrent, sur une vieille trirème . . . Hingegen kann in solchen Belangen nur das Urteil des muttersprachlich französischen Stilisten interessieren.

Zusammenfassend wäre wohl zu sagen, daß die Inversion des Temporalsatzes als „ad sensum" zur adverbialen Inversion des Hauptsatzes, anderseits aber zu einer behelfsmäßigen Inversion des Relativ-Satzes aufzufassen sei. Da sie nicht auf dem Einfluß eines satzeigenen Elementes beruht, ist die Temp.-Inversion als wesensverschieden von derjenigen des Haupt- resp. Relativ-Satzes zu erachten: als un-echt.

Nach dem von L. B. über das Wörtchen „que" Gesagten muß u. a. auch die Inversion des Objekts-Satzes natürlich sein: (288) Nous allons voir en effet que l'inversion est non seulement possible, mais encore très fréquente dans ce genre de subordonnées . . . l'inversion dans ce type de proposition peut être due à deux causes différentes. Tantôt, elle s'explique uniquement ou avant tout par le caractère subordonné de la proposition (inversion pure) . . . Tantôt le tour inverti résulte de la présence d'un adverbe ou d'un objet „invertissant" qui, même si la proposition n'était pas subordonnée, pourrait entraîner la postposition du sujet . . . Entre ces deux types d'inversion se placent les cas où le tour inverti est dû à des facteurs accessoires, d'ordre phonétique, esthétique, etc.

Hier wird vorausgesetzt, was dem Grammatiker zu beweisen wäre: nämlich die Sprachgerechtheit der Inversion im Objekts-Satz. Besonders merkwürdig berührt, daß die in Frage stehende Satzgattung eine betonte Neigung, ja Notwendigkeit zur Inversion implizieren soll, so daß gewisse Wörter eine Inversion herbeiführen sollten, wenn „der Satz nicht einmal untergeordnet" wäre. Dies steht offensichtlich in diametralem Gegensatz zur Meinung mancher Grammatiker (vgl. Linguistiques § 351), welche für Nebensätze die nicht invertierte Abfolge als die ideal selbstverständliche erachtet. Bezeichnend ist auch, daß die „facteurs accessoires" einen Grund zur Inversion darstellen sollen, wo sie doch nur als Entschuldigung oder strafmildernder Umstand gewertet werden können . . . bis zum Beweis, daß Inversion hier rechtens ist.

Hier steht also die Sehweise des Grammatikers derjenigen des seine Zeitströmung bejahenden Stilisten gegenüber. Auch wenn alle Zeitgenossen diese Strömung anerkennten, wäre das noch kein Beweis

dafür, daß diese „remous de la surface“ jemals zu Sprache würden. Diese Zustimmung ist aber weit davon entfernt, allgemein zu sein. So weisen die „Soirées du Grammaire-Club“ (p. 246, von L. B. zitiert 290) folgendes Beispiel als „dur et barbare“ zurück: Je veux que soient réalisées des économies dans tous les chapitres du budget. Folgende Beispiele mögen manchen Leser nicht weniger barbarisch, ledern, amtssprachlich, hart wie Glas auf Eisen, bedünken: Des réchauds allumés ça et là pour empêcher que se refroidissent les plats des retardataires (288); en attendant que fussent achevées ces robes; j'étais bienheureux que ne tardât pas l'heure où . . .

In der Beurteilung der Beispiele geht L. B. immerhin von seiner allgemeinen Anerkennung der Inv. im Objekts-Satze ab: Die Inv. soll nur dann berechtigt sein, wenn das Verb des Hauptsatzes wirklich auf dasjenige des Nebensatzes abzielt. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn das Verb des Nebensatzes im Konjunktiv steht. So würden „Il savait qu'étaient achevées ces robes“ oder „elle voit que se refroidissent les plats . . .“ eine erkünstelte und linkische Inversion („gauche et artificielle“) darstellen (289). Aber auch innerhalb des Konjunktivs unterscheidet L. B. zwischen bloß grammatikalisiertem und wirklich modalem Konjunktiv. Er weist also die Inversion zurück in Beispielen wie: „je m'étonnais que s'achevât déjà cette semaine“ (292), weil es sich hier nur um den grammatikalisierten Konjunktiv handelt.

Merkwürdig ist auch, daß L. B. der einerseits die gramm. Berechtigung der Inversion als selbstverständlich betrachtet, doch die gerade Wortfolge als erstlinig wertet, von der ohne speziellen Grund nicht abzugehen wäre. So wenigstens kann man folgenden Passus (293) verstehen: Si le tour inverti en pareille phrase (es handelt sich um den oben zitierten Satz: Je veux que soient réalisées . . .) semble maladroit, c'est sans doute surtout parce que le verbe est accompagné d'un objet circonstanciel qui, faisant équilibre au sujet, permettait de conserver l'ordre normal: Je veux que des économies soient réalisées dans tous les chapitres du budget.“ Wenn solche Ausdrucksweise eine gewisse Unentschlossenheit zwischen Stilistik und Grammatik verrät, so zeigen aber gleichzeitig auch Dutzende ebenso ins Kleinste gehender Überlegungen und Unterscheidungen, wie genau und wohlüberlegt L. B. innerhalb eines allerdings recht weit gezogenen Kreises über Einzelfälle urteilt.

Daß die „que-Theorie“ auch für L. B. nur eine recht fiktive Leitlinie sein kann, erhellt aus den einleitenden Sätzen zum Kapitel über die Inversion in den nicht-temporalen Umstands-Sätzen: Si l'inversion dans les circonstancielles de temps s'explique en partie par l'analogie des conjonctions temporelles avec les adverbes ou objets prépositionnels, dans les autres circonstancielles elle semble au contraire ne résulter que de la valeur „conjoignante“ de la conjonction introductrice. On peut donc s'attendre que le tour inverti soit beaucoup plus rare dans ces dernières que dans les temporelles . . . Encore faut-il remar-

quer que la proportion des cas d'inversion pure . . . est beaucoup plus forte pour les temporelles que pour ces autres circonstancielles, où le tour inverti est dû, presque toujours, à des causes secondaires (présence devant le verbe d'un objet ou adverbe „invertissant", souci d'euphonie etc.).

„Presque toujours"? Diese Reduktion auf fast Null bei „reiner" Inversion, d. h. da, wo sich die vorgebliche „valeur conjoignante" des „que" bewähren sollte, bestärkt uns in unserer Ansicht, daß es damit nichts ist: Das „que" der Relativ-Sätze bewirkt die Inversion nicht als zurückweisendes „coniungens" sondern als Vollwort im Relativsatze selber. Eine gewisse Unsicherheit des Verf. scheint sich auch dadurch zu verraten, daß er hier nicht mehr auf die verbindende (zurückweisende) Kraft der temp. Konjunktion zurückgreift, sondern ihr immer noch die recht fragwürdige Analogie zwischen Konjunktion und Adverb vorzieht.

‚Les exemples d'inversion pure sont très rares dans ce type de subordonnée (causale). Peut-être faut-il voir une simple fantaisie de style dans cette phrase de Proust: „. . . Mais parce qu'est troublant pour l'esprit un changement de personne".' Wie schade immerhin, daß Proust seine Phantasie auf die Schaffung solch krüppelhafter und abstoßender Gebilde verlegt! Sollten, wie es unserer Empfindung entspricht, Inversionen in diesen Sätzen nur unter ganz besonderen Bedingungen in ganz besonderen Berufs-Sprachen usw. geduldet sein, so entschuldigt natürlich ein verlängertes Subjekt eine so gewaltsame Inversion nicht: „C'était peut-être parce qu'étaient si divers les êtres que je contemplais en elle à cette époque." Wer hätte denn Proust daran hindern wollen, diesen Satz neu zu bilden und zwar so, daß eine Inversion entweder nicht nötig oder wirklich möglich gewesen wäre? „Le bien, ce mot n'est-il pas désuet parce qu'est tombée en désuétude la notion qu'il signifie . . ." – „. . . Justement parce que ne pesaient pas (‚ne' soll invertierend wirken) sur lui ni la satisfaction de parvenir ni les appréhensions . . ." Die einigermaßen erträglichen Inversionen dieser Satzart weisen ein „Vollwort" auf, das die Inv. herbeiführt: „Parce que chez les uns disparaîtrait la déférence . . .", während uns die konjunkten Pronomina (y, en) sowie die Negationspartikel „ne" völlig unzureichend erscheinen, eine Inv. zu berechtigen.

Der Leser, der sich vorzugsweise an gute Autoren hält und darum von unserem 20. Jahrhundert nur recht kärglich bedient wird, kann sich hier nicht zu Hause fühlen, und manch einer würde es auch nicht, wenn ihm nicht das modern wuchernde Unkraut den Weg zu den wirklich Großen der franz. Literatur verdecken würde. Dieses ganze Kapitel V (über die nicht-temporalen Adverbial-Sätze) kommt uns vor wie Mme. Tussauds Wachsfigurenkabinett, Abteilung für krüppelhafte und dummdreist aufgeblasene Sprachgebilde. Wir könnten noch Dutzende ebensolcher Mißgeburten aufwärmen . . . aber sollen auch wir den Setzer verpflichten, Derartiges in Blei zu gießen? Von den Inversionen in den übrigen nicht-temp. Nebensätzen wäre ähnliches zu

sagen, obschon auch viele Beispiele (für ein abschließendes Urteil müßte viel Text mitgegeben werden) sehr bewußt die gewollten Umstände zum Ausdruck bringen, resp. ironisieren.

Verschiedenes

Manches ist verwunderlich am Schicksal der Inversion: Mit welcher Vehemenz und höriger Manie sie betrieben wird, resp. betrieben worden ist; denn schon scheint die fiebrige Gier wieder abzuflauen. – Die geringe Aufmerksamkeit und Anerkennung, die eine im normalen Bereich so wichtige Ausdrucks-Funktion in der Sprachwissenschaft finden konnte. Die sozusagen gewaltsame Veränderung einer Schrift-Sprache, wo es doch bislang als ausgemacht galt, daß eine Sprache tabou wäre, wenn man sie nur dem Einfluß der mündlichen Konversation entziehen könnte: Hier sehen wir eine Erscheinung auftauchen, die im mündlichen Sprachgebrauch keinerlei Existenz manifestiert. – Nicht zuletzt aber die Tatsache, daß anderseits mit Siegesfanfaren eine Neuerung angekündigt wird, die schließlich die Qualitäten der hervorragendsten Weltsprache in ihrem Kerne treffen müßte. – Schließlich aber auch die Geburtshilfe, die da einem zweifelhaften Phänomen geleistet wird, während bis anhin der „clerc" sich als Hüter, Wahrer und Verteidiger übernommenen Kulturgutes verhielt.

Wir können nicht umhin, die Gefahr, die hinter dem Schlagwort von der „vitalité d'une langue" steht, aufs tiefste zu empfinden. Wollen wir uns nicht endlich daran halten, daß eine Sprache ein Zeichensystem ist, das sich wohl verändern, nicht aber entwickeln, vervollkommnen kann, da jede Veränderung einer Störung gleichkommt. Diese oder jene Umgestaltung mag an sich einleuchten, in der Gesamt-Ökonomie der Sprache aber ist lediglich eine Umgruppierung, aber keine Verbesserung eingetreten. So würde eine totale Inversionsfreiheit die Sprache zwar biegsamer und „handlicher" machen, ihr aber dieses Plus an der Klarheit und unmittelbaren Übersichtlichkeit wieder abstreichen.

Der letzterwähnte „Fortschritt" käme dem Sprechenden, resp. Schreibenden zugute . . . auf Kosten des Hörers oder Lesers. (Der Fall hat einige Analogie mit den Bestrebungen unserer Neo-Orthographen: sie würden erreichen, daß Leute fehlerlos schreiben können, die nie eine Zeile zu Papier bringen, und daß die berufsmäßigen Leser die gesamte Last der vereinfachenden Umstellung zu tragen hätten.) Die Neugestaltung kann höchstens eine Epoche reizen, die nicht mehr klar erkennen, sondern sich das Nötigste suggerieren lassen will.

Anderseits ist jeder sprachliche Ausdruck, wolle er es oder nicht, Ausdrucks-Kunst. Sprache ist also immer ein Kunst-Stoff. Nun ist ein Hauptmerkmal der Kunst, mit einer begrenzten Summe von Ausdrucks-Mitteln ihr Objekt zu gestalten. Wer sich nicht in eine solche Summe einleben und sie als die Summe erfassen kann, ist wirklicher Kunst verloren. – Aber welchen Sinn kann es haben, von Kunst

zu sprechen in einer Zeit, die einem Hemingway die höchste Dichter-Ehrung zubilligt?

Wir weisen deshalb noch auf die unausweichliche Folge einer fühlbaren Sprachumgestaltung hin: Die Sprache der franz. Klassik, der Aufklärung, der Romantik müßte uns zur Fremdsprache, und Pascal, Voltaire, Maupassant, Flaubert müßten ins „Französische" übersetzt werden. Angesichts all des Reichtums aber, der uns lebendig bleiben soll, ist die absolute Konstanz das vornehmste Ziel jeglichen praktischen und theoretischen Umgangs mit der Sprache.

Im Kampf für die Integrität der modernen Kultursprachen käme der Linguistik eine hervorragende Rolle zu. Tatsächlich sind fast alle namhaften Vertreter praktisch für die Wahrung des heutigen Sprachstandes eingenommen – nicht zwar wegen ihrer speziellen Wissenschaft, sondern wegen ihrer allgemeinen Bildung. Diese ihre praktische Einstellung steht aber im Widerspruch zum Axiom einer naturnotwendigen und kontinuierlichen Sprachentwicklung, zu dem sie sich fast alle bekennen . . . und ist darum wirkungslos.

Wenn also einem fortwährenden Sprachverderb genügende Dämme entgegengesetzt werden sollen, so müßte zunächst von kompetenter Seite die Sinnlosigkeit des erwähnten Axioms gründlich dargelegt werden: Ist es u. a. nicht selbstverständlich, daß Konstanz zum Wesen jeglichen Zeichensystems gehört? Nicht von innen heraus verändert sich eine Sprache, sondern lediglich auf Anstoß von außen hin (wie etwa Völkermischung). Außerdem sind ja die meisten scheinbaren Sprachentwicklungen in Wirklichkeit nichts anderes als Sprach-Ablösungen, verursacht durch Revolutionen usw.

Bedenken wir aber auch, daß sich die Zivilisation zugunsten einer sprachlichen Konstanz verändert hat! Die Schriftsprache kann weitgehend als Allgemeingut der Volksgemeinschaft betrachtet werden; der Rotations-Druck sorgt mit seinen Riesen-Auflagen für immer intensiveres Einhämmern der Schrift-Sprachen und gleichzeitig für eine restlose und überall zugängliche Konservierung aller Dokumente; durch Tonband und Grammo-Platte wird die Sprache in ihrer totalen Realität festgehalten.

Diese und andere Tatsachen lassen eine Sprachveränderung nicht mehr als die unvermeidliche Folge von Katastrophen erscheinen: in unserer Zeit ist sie nur noch das Resultat erfolgshascherischen Mutwillens, der sein Unvermögen durch eine möglichst originelle Mißhandlung der Sprache wettzumachen sucht.

Von Stil zu Sprache gibt es doch wohl keine scharfe Grenze: jede Wendung der „Parole" ist mehr oder weniger sprach-gerecht, mehr oder weniger tief im Kern der „Langue" verwurzelt, durch mehr oder weniger analoge Phänomene gestützt und ausgewiesen. Aufgabe des Linguisten wird es also in allererster Linie sein, aus dem üppigen Wuchern der Parole das zu sammeln, was am ehesten und gesichertsten in die Kunst-Wiese hineinpaßt, die eine Sprache nun einmal darstellt.

Zieht man vorwiegend die Dokumente einer ganz bestimmten Gattung (Roman), ja eines bestimmten Schriftstellers heran, so ist die eigentliche linguistische Aufgabe fast unlösbar, und sie muß es sachnotwendig bleiben, wenn sich die Untersuchung mit Dokumenten der Umwelt befaßt.

Wie soll ein Betrachter, der selber einer, wenn vielleicht auch nur vorübergehenden Ausdrucksgewohnheit verhaftet ist, beurteilen können, wie weit diese Gewohnheit oder Besonderheit im Gesamtwesen der Sprache verankert ist, inwieweit sie Sprache oder aber nur persönliche oder zeitgenössische Variation von Sprache ist, wieweit sie eigentliche oder aber nur uneigentliche Grammatik darstellt.

Lange galt es als ausgemacht, daß sprachliche Studien sich mit Vergangenheit zu befassen hätten. Ohne die Erfolge der modernen Sprachforschung bezweifeln zu wollen oder deren Berechtigung, ist doch festzuhalten, daß eigentliche Linguistik nur mit Sprachen vergangener Jahrhunderte getrieben werden kann, weil nur hier die aufeinanderfolgenden und schon vorliegenden Entwicklungsstufen uns einen realen Fingerzeig geben über die Dauer und damit weitgehend auch die „Intimität" einer Erscheinung.

Damit ist gesagt, daß die Arbeit L. B.' eher stilistischer als linguistischer Art sein muß, obschon sie für den Linguisten, und besonders den Linguisten der Zukunft, von unschätzbarem Werte ist, besonders weil eine, jede Unterabteilung berücksichtigende, Materialsammlung auch den Kommentar eines gebildeten Zeitgenossen vorlegt. Der Kommentar setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: dem besonders wichtigen stilistischen, dann aber auch aus den grammatikalischen Ausführungen, welche das stilistische Urteil berechtigen sollen.

L. B. nun urteilt und sichtet als Stilist, dem die Inversion in allen ihren vorkommenden Kategorien genehm ist. Fügen wir allerdings sofort hinzu, daß gegenüber den Einzelfällen ein sehr strenges und umsichtiges Urteil zur Anwendung kommt. Daß aber dieses Urteil stilistischer Art ist, mögen folgende Zitate illustrieren: (p. 415) Il est même permis de penser que l'un des traits qui caractérisent les écrivains du XXe siècle est précisément la recherche de la variété et du pittoresque dans la construction, c'est-à-dire, en somme, un effort constant vers l'expressivité, et que, sur ce point comme sur plusieurs autres – en particulier dans le domaine du vocabulaire et des images – notre langue manifeste, plus que jamais, une étonnante vitalité.

„Effort constant vers l'expressivité", „recherche de la variété et du pittoresque"? Aber das sind doch Qualitäten, die nur den dichterischen Stil betreffen können, niemals die Sprache als solche. Diese „efforts" gehen so weit, als es die Verhältnisse irgend gestatten, ritzen da und dort gar die Sprachgemäßheit, und scheuen auch Sprach-Ungemäßheiten nicht, wenn damit der Effekt und die ersehnte Aufmerksamkeit erzielt werden kann. Wenn es sich hier aber auch um eine weitverbreitete Zeitmode handelt, so ist von dieser bis zur LANGUE doch noch ein weiter Schritt.

Und die „étonnante vitalité" betrifft viel weniger die Sprache, als die Schriftsteller, die ja schließlich auch dann gelebt haben müssen, wenn sie nichts zu sagen haben und ihre Originalität durch sprachliche Exzentrizitäten unter Beweis stellen müssen. „Etonnante vitalité" kann sich aber auch in positivem Sinne auf den Kunstbetrieb der Gegenwart richten: Die einzelnen Gattungen sind zu einem perfekteren Bewußtsein ihrer Eigenart gekommen und behandeln (mißhandeln?) demgemäß die Sprache. So wird der gleiche Schriftsteller eine ganz andere „Sprache" zur Anwendung bringen, je nachdem er an einem Werke arbeitet oder sein Tagebuch oder einen Brief zu Papier bringt.

Nach dem Vorhergehenden kann es also L. B. nicht zur Last gelegt werden, daß sein Gesichtspunkt eigentlich derjenige des Stilistikers ist, sondern eher, daß er die Verschiedenheit der Gattungen nicht geschieden hat und damit den Eindruck weckt, alle seine Beispiele seien in gleicher Weise Sprache.

Daß es sich immer doch um Stil handelt, mag noch deutlicher aus dem folgenden Zitat (p. 414) hervorgehen: Si l'on veut que l'inversion produise les effets que l'on peut en attendre, si l'on veut par exemple, qu'elle soit un stimulant pour l'attention, il convient de n'en user qu'avec mesure et circonspection. Comme l'a remarqué Bréal, „peut-être . . . l'inversion fait-elle d'autant plus d'effet qu'elle rompt davantage avec les habitudes de tous les jours". Au lieu d'apporter de la variété dans la construction et de contribuer à la beauté de l'expression, le tour inverti, lorsqu'il est employé à contre-temps ou de facon abusive, donne l'impression d'un procédé mécanique et d'un artifice insupportable.

Nun, das Urteil des Grammatikers würde ungefähr das Gegenteil für die Inversion fordern: Sobald sie die Aufmerksamkeit auf den sprachlichen Ausdruck als solchen lenkt, ist sie wohl nicht als spracheigen anzusprechen, sondern als stilistisches Raffinement, das in besonderen Genres für besondere Höhepunkte reserviert bleiben soll. Ist sie aber spracheigen, so läßt sich nicht einsehen, warum besonders sparsam damit umgegangen werden muß: sie hat dann ein Recht auf genau gleiche Frequenz wie irgendein anderes sprachliches Faktum. Wirklich spracheigen sind nur jene „habitudes de tous les jours" mit denen die Inversion so radikal brechen soll.

Ob nun eine der Ausdruckskraft und ästhetischem Spezial-Ideal mehr als sprachlicher Einfachheit und Korrektheit verhaftete Schreibweise berechtigt ist, soll hier selbstverständlich dahingestellt bleiben. Es ist aber durchaus möglich, sich dem beseligenden Zauber solcher Bildungen hinzugeben, wenn nur der Gesamtgehalt der Dichtung und des speziellen Elementes diese Hingabe naturgemäß bewirken kann.

Stellen wir uns auf diesen Standpunkt, so mögen uns gewisse Inversionen sehr positiv ansprechen, die von L. B. zurückgewiesen werden:

Verfasser akzeptiert die Inversion in (159) „Avec la sensibilité des nerveux grandit leur égoisme"; weist aber „Avec une tiédeur délicieuse palpitait déjà le printemps" zurück. Die Zurückweisung fußt auf einem weiter unten zu erwähnenden Grundsatze, scheint uns aber, in Anbetracht der lyrischen Stimmung, die hier adäquat zum Ausdrucke kommt, nicht gerechtfertigt. Sie bringt uns, wie gewisse andere Beanstandungen auf die Vermutung, es sei überhaupt auf das real-stilistische zu wenig Rücksicht genommen worden.

Auch die folgenden Inversionen dürften manchen Leser, im Gegensatze zu L. B., positiv ansprechen:

A la faveur de notre amour se gonflaient notre ambition et notre courage. – Sur la table étaient blanches les serviettes qui recouvraient la cruchade. Ja sogar, und trotz dem Acc.-Objekt: En cadence battaient le sol les filles d'un pas rapide.

Aber wer wird derartige Freiheiten gerade als Langue ansprechen, wo es sich doch offensichtlich um eine situationsbedingte künstlerische Variation (Parole) handelt? – Was davon Langue geworden ist, werden spätere Generationen feststellen können.

Die Anwendung bestimmter Kategorien der Inversion ist lediglich ein Spezialfall für die verschiedenartigen Variationen der Sprache, welche von den verschiedenen sprachlichen Genres angewendet werden. Hier wäre, wie in allen Sprachen, so auch im Französischen auf die Besonderheiten (Emphase, schmeichelhafte Süße, hinreißendes Feuer, gleißnerische Sanftmut usw. usw.) des Redner-Stiles hinzuweisen. Zitieren wir z. B. aus einer von Herriot 1929 in Zürich gehaltenen Ansprache:

voici que, dans une irradiation lumineuse, jaillissaient les premières fleurs virginales de la paix. – . . . on peut croire qu'un jour prochain aux fleurs succéderont les fruits. – A la vieille notion . . . se substitue l'idée nouvelle de la solidarité. – . . . il faut que s'unissent le pays de Descartes et le pays de Kant.

Außerordentlich viele Inversionen, mehrere auch im Final-Satze, bietet Spenlés Buch über „Nietzsche et le problème européen". Diese Darlegungen sind aber so scharfsinnig gegenüber einer weitschichtigen Materie und gleichzeitig von so viel leidenschaftlichem Ethos getragen, daß der Leser über alle diese Gewalttätigkeiten im sprachlichen Ausdruck vorbeigeht. – Aber ist das schon ein schlüssiges Kriterium für sprachliche Richtigkeit?

Die obigen Zeilen möchten darauf hinweisen, daß zu endgültiger Bereinigung der Frage immer auch das litt. Genre und der stimmungsmäßige Gehalt herangezogen werden müßten – was bis anhin nicht geschehen zu sein scheint.

Diese Bemängelung kann sich aber keineswegs auf das Buch L.B.' beziehen, das uns wahrlich für den gegenwärtigen Stand der Frage gewaltig Vieles, ja, wir würden sagen Erschöpfendes bietet, wenn auch die Sachliteratur jeder Gattung in angemessenem Ausmaße herangezogen worden wäre. (Auf „Sprache" kann gerechterweise heute kein

schlüssiges Urteil gefällt werden, wenn nicht die Sach-Prosa berücksichtigt worden ist, die ja die Belletristik um mindestens den 20fachen Umfang übertrifft.) Der Mangel geht im Gegenteil den Stand der Frage an.

Trotzdem aber die Einstellung des Verfassers nicht bis zur differenzierenden Beurteilung durchgeführt werden konnte, ist sie doch grundsätzlich stilistisch. Als weiteren Beleg zu dieser Behauptung möchten wir noch den geringen Raum anführen, den die Frage des „antécédent" im 4. und letzten Buche des Werkes einnimmt. Von rund 60 Seiten entfallen auf dieses kapitale Problem ganze 5 Seiten. Obgleich Verf. im Verlaufe seiner Arbeit immer wieder auf das „rattachement" zurückkam, hätten wir in der Übersicht der „Causes de l'inversion" eine viel eingehendere Darlegung erwartet. Hier nämlich ist die eigentlich grammatikalische Seite des Problems zu suchen, die Frage nämlich, ob und wann man invertieren darf. Verf. aber beschäftigt sich fast ausschließlich mit der Frage, zu welchen euphonischen, stilistischen, malerischen etc. Zwecken man invertieren soll.

Es wäre wohl auch abzuklären, ob dem „quid facti" ein „quid iuris" gegenüberzustellen wäre. Ist beispielsweise die Tatsache, daß wir bei currenter Lektüre eine Inversion nicht als störend empfinden, schon der Beweis für deren sprachliche, grammatikalische Richtigkeit? Soll nicht der Grammatiker, der über die Reinhaltung der Sprache zu wachen berufen ist, hier einen anderen Maßstab anlegen? Wird er nicht da und dort auch eine Konstruktion als nicht sprach-eigen, als excessive Freiheit, ja, als Unart werten müssen, mit der er sich als bloßer Leser hat abfinden können? Eine Unart würde dann selbstverständlich nicht aufhören, es zu sein, wenn sie sich – vorübergehend – einer weitgehenden Beliebtheit erfreuen sollte.

Verschiedenes deutet darauf hin, daß der Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz im modernen Sprachgefühl zu verblassen scheint. Ein Indicium hierfür ist beispielsweise die Inversionsmöglichkeit, die man Nebensätzen, gleichgültig welcher Art sie sind, mit derselben Weite wie dem Hauptsatze zuschreibt. Es wäre interessant zu erfahren, ob tatsächlich diese Gleichschaltung so weit gediehen ist, daß Sätze wie die folgenden allgemein als korrekt empfunden werden: – . . . sans que la délivrât le sommeil. – . . . bien que n'y apparussent pas . . . les beautés alpestres de l'hôtel . . . – Le chagrin de voir que ne m'était pas rendu le sentiment que j'avais pour Mme. de Guermantes etc.

Es scheint uns kaum abgemacht, daß diese Wortfolgen von der Zukunft ratifiziert, d. h. zu Langue gemacht werden müssen. Zu denken gibt auch folgender Satz L. B.': (277) Ont voit donc qu'il n'y a pas de limite précise entre les deux types d'interrogation (directe et indirecte). Il n'est pas rare, d'ailleurs, qu'une interrogation indirecte soit amenée par une question directe: „Mais qui sait aujourd'hui qui était Mme. de Varambon?" Zu diesem Schlusse kommt Verf. u. a. an-

gesichts folgender Beispiele: Dis, comment tu expliques ca? – [Dis, sur quelles mers va voguer ton vaisseau qu'a salé l'écume des vagues. –] Dis-moi, reprit Bloch, quelle fortune peut avoir Saint-Loup?

Hierzu ist zunächst zu sagen, daß alle diese Beispiele die mündliche Konversation nachahmen, zitieren, daß ihnen also aus diesem Grunde jede Beweiskraft für die Schriftsprache abgeht. Sollten aber auch wirklich schriftsprachliche Vermischungen vorliegen, ist es dann so selbstverständlich, daß der Grammatiker sie auch als rechtens anerkennen muß? In gleichem Sinne ist auch die Verwandtschaft aufzufassen, die L. B. zwischen indirekter Frage und dem Relativsatz feststellt.

Dem Grammatiker wird es natürlich schwerfallen, diese Unterscheidungen zu tätigen, wenn er sie selbst, als Theoretiker, nicht immer beachtet: So spricht L. B. im Beispiel (155) „Où ils ont passé, se forma néanmoins une race nouvelle", den Vordersatz als Relativsatz an, während er in Wirklichkeit ein locativer Adverbialsatz ist.

Die Sprachwissenschaft hat, a priori, durchaus keinen Grund, auch weitverbreitete Fehlleistungen, Freiheiten oder gar Versündigungen an wichtigstem Kulturgut anzuerkennen als „neue Sprache", auch dann nicht, wenn sie von Großen und Größten her stammen: auch sie können irren. Hier aus 1000 Beispielen nur 2:

(Maupassant) Il possédait un bien attenant aux terres de la vieille qu'il convoitait depuis longtemps.

(Romains 273 L. B.) ... une de ces cartes de boutons, que vendent les merciers, où sont fixés une vingtaine de boutons ...

Die technischen und Bildungs-Belange wären heute wie gesagt ausreichend, um der Schriftsprache die absolute Konstanz (abgesehen etwa vom Wortschatz) zu sichern, die ihrem eigentlichen Wesen und ihrem Ideal entspricht. Dem steht aber entgegen, daß „Bildung" etwas furchtbar Demokratisches geworden, und es äußerst fraglich ist, ob die „verantwortliche" Wissenschaft sich auf die Seite des aristokratischen Ideals stellen wird.

Die großen Vorteile der Inversions-Möglichkeit dürften sein: Anordnung der Satzglieder nach psychologischer Wichtigkeit, Gleichgewicht im Satze, Vermeidung des Verbums am Satz-Ende, Übersichtlichkeit des Satzes (indem das Verb zwischen zwei nominale Bestandteile gesetzt wird), Euphonie. Aber schon bei der geringen Zahl der hier erwähnten Faktoren leuchtet ohne weiteres ein, daß weder Inversion noch Nicht-Inversion im Spezialfalle gleichzeitig allen Belangen entsprechen können: dem einen Faktor mag in manchen Beispielen genügt werden, dem andern zuwidergehandelt.

Nehmen wir es lieber voraus: Ein procédé, das sehr große Vorteile haben könnte, würde es nur da angewandt, wo es sprachgemäß ist (also nur ausnahmsweise in Konjunktional-Sätzen z. B.) und wo wenigstens einer der genannten Vorteile erblühen würde. Die gewaltige Menge der von L. B. selbst zurückgewiesenen Anwendungen zeigt aber,

daß die Wahl der Inversion wohl recht häufig aus negativen Einstellungen resultiert.

Zu letzteren rechnen wir die Prüderie, die kein Verb am Satzende dulden will, auch kein mehrsilbiges, keines mit betonter Konjugations-Endung, schließlich auch keine finiten Verbal-Formen mehr. Dann aber ist die Voranstellung des Verbums insofern eine recht bequeme Anordnung, als nun das Subjekt bedenken- und endlos mit Anhängseln belastet werden kann . . . was wiederum eher einer Gefahr als einem Vorteil gleichkommt. (Allerdings kommt diese Bequemlichkeit nur dem Schreibenden, nicht aber dem Leser entgegen.) Und schließlich mag es einen Anreiz geben, der alle Rücksichten wegfegt: Die Inversion ist die Eleganz heutiger Schreiberei.

Die Möglichkeit psychologischer Reihenfolge scheint zunächst ein gewaltiger Vorteil zu sein. Aber könnte sie nicht auch erreicht werden durch die Wahl eines ganz anderen, passenden Satzes? Ist es übrigens tatsächlich notwendig, jede Regung sprachlich zu manifestieren? Wäre es nicht nobler, einfach die „konkrete" Lage korrekt darzulegen, so eingehend und in den wesentlichen Zügen so markant zu zeichnen, daß dann dem Leser selber das nötige Licht aufgehen würde. Dieses Auskommen mit einer begrenzten Zahl homogener Hilfsmittel nennt man Kunst, und ihre Ausübung ist verhältnismäßig leicht, wenn man nur zu den zwei oder drei Berufenen gehört, die jedes Jahrhundert zieren.

Aber warum sagt Herriot (Zürcher Rede): „. . . cette haine inexpiable . . . dont s'empoisonna toute une jeune Allemagne", während er doch eigentlich sagen wollte, mit dem Aufschrei des Verbums am Satzende: dont toute une jeune Allemagne s'empoisonna? Umgekehrt beklagt sich L. B. über nicht vorgenommene Inversion: (392) Mais nombre d'écrivains, même parmi les plus réputés, finissent souvent leurs phrases, sans raison apparente, par un verbe à un mode personnel. Ce tour gauche et monotone se rencontre à chaque page chez Flaubert, jusque dans les propositions conjonctives où l'inversion du sujet est cependant si naturelle: „Il développait sa théorie, avec cet aplomb que la conscience du succès procure. – La joie redoubla à la vue d'un punch qu'un limonadier apportait. – Une cavalcade monstre, où les célébrités de l'époque figuraient."

Abgesehen vom ersten Beispiel scheint uns L. B. entschieden im Unrecht: warum soll der Limonadier an hervorragender Stelle stehen, wo es doch nur darauf ankommt, daß man das Getränk bringt. Warum sollen die „célébrités de l'époque" in Evidenz gesetzt werden, da es doch bloß darauf ankommt zu zeigen, wie sie sich spreizen und aufspielen.

Ein Vorteil der Inversion ist die Möglichkeit, die Folge von nominalen Elementen durch das Verb zu unterbrechen. Diese Intention würde ipso facto jegliche Konjunktional-Inversion (falls sie nicht „impure", d. h. durch besondere weitere antécédents begründet ist) verbieten. Wir finden aber recht zahlreich Sätze wie etwa (Béguin, L'Inde,

les Indes): „Il n'est pas inimaginable que parte de ce mouvement mystique une profonde transformation . . ." Hier wäre das Verb nicht nur syntaktisch hinter „mystique" harmonischer plaziert, sondern würde auch anschaulich Ausgang und Ziel voneinander trennen, resp. in genetischer Weise miteinander verbinden[1].

Dieser mögliche Vorteil scheint uns aber geradezu in sein Gegenteil gekehrt zu werden, wenn L. B. für die Inversion eintritt, auch wenn ein Acc.-Objekt vorliegt: (266) La rue où avait lieu l'arrivée délibérée d'Albertine. – . . . cette intempérance d'eau fraîche, à laquelle donna le branle le Moréas roman. – (267) (Les bourdons des églises) auxquels s'empressa presque aussitôt de donner la réplique la cloche . . . offerte par le pape Alexandre VI. – (267) Une mauvaise humeur à laquelle venait mettre le comble la manière dont Françoise disait . . . L. B.' auf gleicher Seite formuliertes Kriterium „ces phrases n'ont rien d'obscur" kann den Leser nur überraschen.

Schließlich stellen wir fest, daß recht oft anderweitigen Belangen die Sorge um die Euphonie hintangestellt wird. Lautliche Mißbildungen wie: . . . du train *dont vont* les choses . . . – . . . si s'y mêle seulement l'amour. – . . . qu'*eût pu* pourtant faire le frère etc. etc. sind durchaus keine Seltenheit.

Selbstverständlich wird ein ernsthafter Leser niemals auf den Vorschlag eingehen: betrachten Sie sich diesen Satz einmal ohne Inversion, und Sie werden zugeben müssen, daß die invertierte Fassung die bessere ist. Der Autor hatte ja immer die Möglichkeit – bes. bei Konjunktional-Sätzen – eine dem Französischen so angemessene Infinitiv- oder Partizipialkonstruktion anzuwenden, oder aber das von Bally, Legrand und v. Wartburg mit Recht als typisch französisch erklärte statische Abstraktum . . . oder aber seinen Satz nochmals neu anzufangen, ohne sich diesmal in die Sackgasse einer fragwürdigen Inversion hineinzumanövrieren.

Worauf läuft eigentlich die Inversion hinaus? Jedenfalls ist einer ihrer wesenhaftesten Aspekte die Vorspiegelung oder Erzwingung einer linearen Anordnung. Vergleichen wir den folgenden invertierten Satz:

„parce que ne me pressait apparemment aucune occupation pratique" mit seiner nicht-invertierten Form:

„parce qu'apparemment aucune occupation pratique ne me pressait", so ist unschwer zu erkennen, daß im zweiten Satze nach der Konjunktion (wir betrachten hier „apparemment" als Einschiebsel) eine Knikkung stattfindet, anders gesagt: es wird eine Parenthese eröffnet. Hinter der Konjunktion könnte z. B. ein Doppelpunkt stehen, weil „parce que" sich auf die nun kommende Grund-Angabe bezieht. Hier ist es völlig lächerlich, das eine oder andere Element des Causal-Satzes in

[1] Vgl. diese bessere Inversion: (L. B. 366) Au plaisir de jadis . . . succédait celui de partir à la nuit venue. Oder: De la nef montait un encens de sanglots (L. B. 367).

den Vordergrund schieben und damit Inversion oder Nicht-Inversion begründen zu wollen: der Satz als Ganzes gibt en bloc den Grund an.

Graphisch dargestellt sähe die Konstruktion etwa so aus:

parce que: aucune occupation pratique ne me pressait.

Der Inversionist aber stellt eine trügerische Brücke auf von der Konjunktion zum Verb des Nebensatzes und kommt damit zu einer linearen Anordnung der Satzglieder:

parce que – ne me pressait – aucune occupation pratique.

Allerdings dürfte sich die Konjunktion fast immer auf das Verb beziehen lassen, während zwischen Konjunktion und Nebensatz-Subjekt keinerlei Beziehung zu konstruieren ist. Folgt man, mittels der Inversion, dem primitiven Triebe, das irgendwie Zusammenpassende aufeinanderfolgen zu lassen, so wird der Nebensatz sozusagen ausgeklammert, und wir erhalten, statt einer im Ganzen deutlich ausgeschiedenen Gruppe, eine lineare Abfolge.

Und diese Linearität ist logisch völlig unberechtigt, denn die Zugehörigkeit des Verbums zur Konjunktion ist rein gefühlsmäßig und der tatsächlichen Lage durchaus nicht angemessen: In Wirklichkeit nämlich leitet die Konjunktion eben gerade nicht das Verb ein, sondern die Totalität des Nebensatzes. Diese vorgeblich erleichterte Abfolge verzerrt also den Sachverhalt und kann daher das Verständnis nur erschweren.

Das Verständnis sagen wir, nicht etwa die Lektüre. Letztere wird selbstverständlich ungehinderter vorwärts gleiten. Nur fragt es sich jetzt, ob der Leser auch zum vollen Erfassen seines Textes kommt. Diesem Problem gegenüber gibt es nun zwei Möglichkeiten: Entweder der Leser bemüht sich um völlige Klärung seines Textes, dann liegt ihm die Last ob, diejenige natürliche Gruppierung zu rekonstruieren, die der Schreibende in eine lineare Abfolge aufgelöst hat; oder aber, er wird sich damit begnügen, die Materie quasi „intuitiv" auf sich einwirken, d. h. sich die ganze Tränke einfach über die Ohren gießen zu lassen.

Gibt es noch einen illustrativeren Einzelfall für das Wesen der kolloidalen Schreibweise, der nichts so fremd ist wie übersichtliche Klarheit, und die es sich ja als höchstes Ziel setzt, den Leser mit einer „marée de temps" zu überschwemmen? Wahrlich, wenn sich Sprachen so ändern würden, wie die allgemeinen konstituierenden Ideen einer Kultur, so müßte heute schon Voltaire ins Neust-Französische übersetzt werden . . . falls überhaupt noch ein Bedürfnis nach Großen herrscht bei der rückhaltlosen Bewunderung all unserer modernen Größen.

Selbstverständlich gilt unser Bedenken da nicht, wo das antécédent ein internes Satzglied des invertierten Satzes ist. Es blieben also unter dem angedeuteten Gesichtspunkte nur die konjunktionalen Nebensätze nicht inversions-berechtigt.

Es gibt übrigens wohl kaum ein fragwürdigeres Axiom in Ballys „Linguistiques" als das der Linearität. Daß Sprache in ihrer rein akustischen Wesenheit eine zeitlich-lineare Erscheinung sein muß, bleibt

unbestritten. Sehen wir aber auch davon ab, daß jeder einzelne Laut schon ein Nebeneinander (was nicht mehr Linearität ist) verschiedener Qualitäten darstellt, so wird das Axiom sofort hinfällig, sobald wir aus dem rein Akustischen hinübertreten in bedeutungsbehaftete Gruppierungen, d. h. in diejenige Realität, die wirklich als Sprache bezeichnet werden kann. – Ist denn ein Wort, dessen Bedeutung ich mir bewußt werden soll, wirklich ein lineares Gebilde? Nein, denn ich muß den Ablauf der aufeinanderfolgenden Laute zu einem simultanen Gesamtbild zusammenraffen. Mit gleichem Recht könnte ich ein Gemälde als lineare Tatsache ansprechen, weil der Maler es in der Zeit, und zwar Strich um Strich erstehen läßt.

Höchstens dann könnte von einer Art linéarité gesprochen werden, wenn im Ablauf des Wortes und der Sätze eine fortlaufende Spezifizierung vorläge. Diese Annahme ist aber so absurd, daß es unmöglich ist, sie auch nur durch das bescheidenste Bildchen verständlich zu machen. Wir weisen nur darauf hin, daß durch ein letztes Wörtchen, „nicht", der Gesamtgehalt eines Satzes in sein Gegenteil verkehrt werden kann. Ist etwa das lineare Realisierung?

Wenn man behauptet, Sprache sei eine zeitliche Realität, so hat man nur die akustische Materie im Auge, nicht aber Zweck, Sinn und Wesen des sprachlichen Ausdruckes, als welcher ausschließlich im simultanen Gesamtbild sich realisiert, nachdem er sich vorher notgedrungen in einem Aufeinanderfolgen von Lauten materialisieren mußte. Ein Bild aber versteht sich um so besser, je deutlicher sich die einzelnen Gruppen zusammenschließen und von jeder andern Gruppe abheben.

Sobald wir mit der Linearität der sog. „zeitlichen Künste" ernst machen würden, müßte die gesamte Ästhetik der Dichtkunst wie auch der Musik gegenstandslos werden: bezieht sie sich doch, bei näherem Zusehen, immer auf „erfüllte Zeitabläufe", die wie erfüllte Räume nebeneinander gedacht werden, ein Vorgehen, das völlig sinnlos wäre, wenn das Wesen dieser Kunstwerke auch für die Rezeption in seinem materiellen Zustand der bloßen Aufeinanderfolgen verbleiben würde.

Am eindringlichsten wird die Sachlage durch den Hinweis auf die Musik verdeutlicht: Während der bloße Akkord schon an sich ein Nebeneinander darstellt, können weder Akkord-Folgen noch Melodien rein zeitlich erfaßt werden, weil diese Apperceptionsart uns immer nur die Dauer eines Tones und den Höhenunterschied zweier aufeinanderfolgender Töne zum Bewußtsein brächte, niemals aber das Gesamt-Bild, das durch die Arbeit des aufbauenden Gedächtnisses entsteht und das Ziel des Kunstwerkes ausmacht.

Während, wie oben erwähnt, für einen klassischen Linguisten wie Bally der Nebensatz sich insofern vom Hauptsatz abheben sollte, als er von der Inversionsmöglichkeit ausgenommen werden müßte (mit Ausnahme nat. des Relativsatzes) setzt L. B. ohne das mindeste Zögern voraus, der Nebensatz, d. h. jede Gattung untergeordneter Sätze, invertiere automatisch im gleichen Sinne wie Haupt- und Relativ-Satz: sobald nämlich ein ausreichendes antécédent vorliegt.

(293) Mais si l'objet indirect peutêtre, sans inconvénient, placé devant le verbe de la complétive, loin d'empêcher l'inversion, il ne laisse pas de la faciliter, car on a vu que le sujet pouvait s'invertir quand la proposition commençait par l'énoncé d'un complément indirect ou circonstanciel. De même qu'on peut dire, en phrase principale: „en notre agréable compagnie se trouvaient la mesure et le modèle de la vérité", on dira, en phrase subordonnée: Nous n'étions pas loin de croire qu'en notre aimable compagnie se trouvaient la mesure et le modèle de la vérité."

Wenn Adverb und Konjunktion, Relativ-Satz und Adverbialsatz in Parallele gestellt werden, kann man kaum erwarten, daß auf die Differenzierung zwischen Haupt- und Nebensatz gedrungen wird. Ballys Annahme würde aber gewiß die Klarheit und das unmittelbar verständliche und eindrückliche Relief des sprachlichen Ausdruckes nur heben können, ja, eine gewisse Einschränkung der Stellungsfreiheiten würde den Schreibenden zwingen, seinen Gedanken besser zu überlegen, bevor er ihn besser formuliert . . . und das könnte gewiß nicht schaden.

Nehmen wir etwa den folgenden Hauptsatz: (321) Pendant quelque temps ne fut pas changé l'ordre qu'il avait suivi. Eine Inversion, die durchaus nicht anspricht, weil die Umstandsangabe keinerlei spezielle Beziehung zum – übrigens negierten – Verbum aufweist. Proust ordnet aber das ganze zitierte Gebilde einem „de sorte que" unter, so daß daraus resultiert: De sorte que, pendant quelque temps, ne fut pas changé l'ordre qu'il avait suivi. – „Une impression identique mais blessée parce qu'en avait été retranchée l'existence d'Albertine": Wie kommt man überhaupt dazu, hier zu invertieren: weder begründet die Konjunktion die Inversion, noch das konjunkte Pronomen „en", welch letzteres man beweisen kann mit dem Hinweis auf den Hauptsatz, der niemals durch ein konjunktes Pronomen invertiert werden kann (wie sollte er auch, da ja das konj. Pronomen das Verb nicht „stützt", so daß dieses bei Inversion effektiv an den absoluten Satzanfang zu stehen käme).

Die Inversion, so möchte man fast sagen, gibt einem Satze Hauptsatz- oder Relativsatz-Charakter. Da trotz aller Tendenzen die Angleichung aller Nebensätze an den Relativsatz nicht möglich geworden ist, läuft die Inversion gewöhnlich auf eine Verselbständigung des Nebensatzes hinaus, d. h. auf ein Zerreißen der gemeinten Satzordnung. Der Riß, den der Inversionist zartfühlend zu vermeiden strebte, ist nun doch entstanden: nur sitzt er jetzt nicht mehr an einem logisch berechtigten Platze.

Von diesem angedeuteten Standpunkte aus finden wir auch, entgegen L. B. 120) folgende Sätze nicht nur unerträglich, sondern einen Hohn gegenüber dem jahrhundertelang nicht nur gehätschelten sondern auch sorgsam gepflegten Ideal der Sauberkeit und Klarheit: „Le prince répondit en souriant que peut-être ne parlerait-elle pas de cette manière si elle lui avait fait l'honneur de visiter ses fermes

(A. France).“ – „Voici quelques romans de la nouvelle énergie, où peut-être sied-il de reconnaître une conséquence de la guerre.“

Man muß zugeben, daß in dieser Blickrichtung die absolute Inversion das Verständnis weniger irreleitet als eine durch ein solches antécédent gestützte, das auch den Hauptsatz invertieren könnte. Man vergleiche: Je souhaitais que prît fin cette vie à laquelle je reprochais ... (295); (294) Sur les ruines présentes, vous tolérerez que s'érige le palais où nous vivrons.

Nachdem wir bemerkt haben, daß jegliche Inversion im nicht-rel. Nebensatze störend wirkt, das Satzgefüge verwirrt und eine neue aber unorganische Aufspaltung bewirkt, kann es nicht der Ort sein, festzustellen, in welcher Art von Nebensätzen diese Störung am nachteiligsten sich bemerkbar macht. Wir begnügen uns mit ein paar Beispielen aus versch. Kategorien:

L'impression que depuis quelque temps s'était retirée du visage d'Albertine la confiance que . . . – Je savais que là résidaient des châtelains, le duc et la duchesse de Guermantes. (L. B. 293) Je n'avais pas vingt ans que déjà m'apparaissait cette vérité consternante (L. B. 310) – (315) Comme, par la suite, n'était jamais venu l'ordre de l'interrompre, il en résulta que . . . – (321) Si vraiment est revenu le temps des longs désastres historiques. – . . . si jamais venait à se former quelque chose que l'on pourrait appeler l'Europe.

Bereits haben wir auf einige Beispiele von Endstellung des Verbums (bei Flaubert) hingewiesen, die L. B. – doch wohl zu unrecht – verwirft. Nach mancherlei Theorie scheint es ausgemacht, daß ein Verb im gepflegten Satze überhaupt nicht ans Satz-Ende gehört. Es wirke hart, sagt man: aber weder von den infiniten Formen, noch von den endungsbetonten finiten, noch schließlich von den mehrsilbigen stammbetonten mag diese Disqualifikation im vollen Umfange gelten. Zitieren wir beispielsweise aus dem Gedächtnis: La mer que le ciel bleuissait; – devant nous, la méditerranée n'avait pas un frisson sur toute sa surface qu'une grande lune calme moirait: Sind diese Verben nicht wunderbar ausebbend? Ganz anders wieder wirkt die Überraschung aus der Einsamkeit in den „Histoires magiques“: . . . l'inattendue blancheur d'un manteau gisait.

Es dürften im Rel.-Satze z. B. beide Stellungen rein gramm. gesehen gleich vorteilhaft sein. Durch die konsequente Verfemung der direkten Abfolge beraubt man die Sprache einer Differenzierungsmöglichkeit, die sonst durchaus in ihren materiellen Gegebenheiten läge: sie kann (resp. könnte!) das psych. Prädikat an den Schluß setzen, gleichviel ob es das Verb (das man sehr leicht mit einem passenden Hilfsverb modifizieren und damit auch tonlich erweitern kann) oder das Subjekt ist. Bei der heutigen Lage aber wirkt Schluß-Stellung des Verbums eher pittoresk als expressiv. Es entsteht eine Unsicherheit über die tatsächliche Ausdrucks-Absicht.

Wollte beispielsweise Dumur (Le Boucher de Verdun) wirklich sagen: C'était un des nôtres que fauchait le hasard. – ... l'itinéraire habituellement suivi que balayait l'artillerie (von uns gesperrt)? Jedenfalls wäre, objektiv gesehen auch die gegenteilige Interpretation durchaus möglich.

Jedenfalls überrascht L. B.' Einstellung, insofern er die Endstellung des Verbums als grundsätzlich abnormal zu werten scheint: entweder besonders raffiniert oder aber anstößig. (392) Il va sans dire qu'en vue d'un effet stylistique spécial, ont peut intentionnellement laisser le verbe à sa place régulière, après le sujet. Si Chateaubriand a écrit: „Alors tu déploieras ton vol vers ces régions inconnues que ton coeur demande", c'est évidemment parce que le prestigieux (von uns gesperrt) styliste a voulu porter toute la lumière et tout l'accent sur le verbe: sa phrase est parfaite de vigueur et de justesse. Es dürfte völlig risiko-los sein, sich diesem Lob für einen nicht ganz unbedeutenden Vorläufer Prousts anzuschließen; nur scheint uns die „vigueur" keine besondere Stil-Leistung zu sein, sondern lediglich darauf zu beruhen, daß Ch. mit den vorhandenen Mitteln genau das sagte, was er sagen wollte.

Man kann der Auffassung sein, daß – wenigstens ohne die geläufige Diskriminierung der Endstellung – Inversion oder Nichtinversion zwei bedeutungsmäßige und nicht in erster Linie zwei stilistische Möglichkeiten sein könnten. So wenigstens scheint, schlicht und klar, Fromaigeat das Verhältnis aufzufassen, wenn er – zum weiter oben zitierten Beispiel aus Flaubert – schreibt: Flaubert avait le droit d'insister sur le fait qu'on apportait le punch, plutôt que sur le fait anodin que c'était un limonadier qui l'apportait.

Die Gefahr einer excessiven Inversion zeigt sich wohl am deutlichsten in der totalen indirekten Frage: ob = si. Es kann nicht übersehen werden, daß L. B., im Bestreben, der Inversion eine möglichst weite kategorielle Ausdehnung zu sichern, es besonders auch darauf anlegt, auch diejenigen Kategorien als inversionsfähig zu charakterisieren, denen man bislang diese Möglichkeit abgesprochen hatte. Gegenüber Grévisse sowie von Wartburg und Zumthor schreibt L. B.: (287) S'il est vrai que le pronom personnel sujet ne s'invertit jamais après „si", le substantif peut s'invertir, par exemple quand le verbe est précédé d'un complément circonstanciel ou d'un adverbe de rattachement: „Pour voir si pendant la nuits' est rapprochée ou éloignée une chaîne désirée." „... Dieu sait si s'y prêtent les apparences délicieusement saugrenues ou touchantes des platanes ..." – „Tu n'iras plus ... m'attendre et voir si n'arrive pas le printemps."

Gide gehört unzweifelhaft zu einer kleinen Spitzengruppe hervorragender lyrischer Romanciers. Schon allein seine „Symphonie pastorale" von einem ebenso ergreifenden wie bedrückenden Zauber ist ein völlig einmaliges Kunstwerk der Welt-Literatur. Aber gerade darum ist es verfänglich, seine meisterliche aber poetisch-eigenwillige Art der

Sprachbehandlung als grammatisch korrekte Sprache werten zu wollen. Gide wäre wohl gleichermaßen befremdet, wenn man übersehen würde, daß „si n'arrive pas le printemps" nicht Sprache schlechthin ist, wie wenn man anderseits es sich einfallen ließe, seine künstlerische Leistung – wie herrlich klingt die Frage in Frühling aus! – von der Schulgrammatik aus bemängeln zu wollen.

Rein grammatisch aber ist zu sagen, wenn doch „si" die totale Frage einleitet, es ausgeschlossen ist, daß es ohne absolute Willkür mit dem Verb speziell in Beziehung gebracht werden kann. Durch Hinzutritt eines passenden antécédent wird zwar, man möchte fast sagen „rein akustisch" die Inversion möglich, aber, fragen wir, ist dann mit dieser Umstellung für die Klarheit des Satzes auch nur das Geringste gewonnen: warum soll hinter „si" nicht, wie es das Wesen dieses Wörtchens verlangt, ein Satz eröffnet werden; und zwar mit aller Deutlichkeit, also mit dem Subjekt? Mit „pendant la nuit" ist nur der äußere Schein gerettet: während das Wesen des Satzes insofern gefälscht ist, als nun die abhängige Frage als Hauptsatz auftritt.

Deplaziert scheint uns die Bemerkung: „s'il est vrai que le pronom personnel sujet ne s'invertit jamais après ‚si' . . ." L. B. weiß doch besser als irgend jemand, daß eine solche Inversion gar nicht in Frage kommt . . . weil es – außerhalb einer schlecht gewählten Bezeichnung – so etwas wie eine „pronominale Inversion" überhaupt nicht gibt.

Wenn vollends L. B. die Inversionsmöglichkeit auch bei vorhandenem Acc.-Objekt nachzuweisen bemüht ist, so mag uns dies doch eher als Symptom einer Art Kampfstimmung, denn als Resultat sachlichen Abwägens vorkommen. Der Leser möge aber selber entscheiden, ob die folgenden Beispiele die bisher gültige Auffassung ins Matt zu setzen imstande sind.

1. Fälle, wo es sich in Wirklichkeit um eine locution handelt, man also kaum von wirklichem, selbständigem, Objekt sprechen kann: (266) La rue où avait lieu l'arrivée délibérée d'Albertine. – Les sources . . . dont tint compte M. Bloch le père. – Là où font défaut les mains . . . (154) A chaque station . . . nous disaient bonjour des gens de connaissance. – Là faisaient halte pour la nuit . . . les caravanes . . . – (295) Je souhaitais que prît fin cette vie à laquelle je reprochais . . . – (368) La vérité à laquelle lui donne accès son sens nouveau . . . – . . . lorsque font défaut les conditions qui . . . etc.

2. Beispiele wo das Objekt mit Artikel ausgezeichnet ist: (30) Est venu couper mon élan un Autrichien qui . . . – . . . Ne partage pas cet avis M. Paul Stapfer qui . . . – (128) Tant y tenaient une place énigmatique ces fleurs . . . – (143) Le 29 mai, jour de l'ascension, a quitté ce monde un savant qui . . . – (166) C'est ici que trouvent leur application les critères que M. Bally . . . – (190) . . . „seules tireront un bénéfice de la lutte les nations, qui . . . – (266) Les plaisirs . . . auxquels dans sa mémoire avaient donné leur forme ces canapés sur lesquels . . . –

... cette intempérance d'eau fraîche, à laquelle donna le branle le Moréas roman. – (267) De petits hôtels contigus, dont tout à coup venait rompre la monotonie quelque sinistre échoppe. – (Wie weit die Sache getrieben wird, läßt sich aus folgendem, von L. B. zurückgewiesenem Beispiel erahnen; 295) Ils sentirent aussi que reprenait dans leur esprit une nouvelle forme, leur propre amour de Tolstoi ... (das Komma ist zwar falsch plaziert, aber doch dringend nötig!). – (303) Tandis que ... fait résonner son tic-tac ce réveille-matin que ... (304) Pendant que m'étreignait horriblement le coeur ce souvenir ... (317) ... afin qu'y expient leurs crimes ces méchants, par qui ... (329) Ce sommeil me ravissait comme ravit une mère, qui lui en fait une qualité, le bon sommeil de son enfant ... (329) Das (Subjekt geht dem Objekt voraus) Quelque chose de sa propre personne le quitta, comme quitte soudain le papillon cette cuirasse détachable qui ... (337) Elle est entrée, et on ne l'en chassera plus ... pas plus que n'en ont chassé la Colonne, les iconoclastes de la Commune (man beachte wiederum das Komma!).

L. B. selber unterscheidet die beiden obigen Kategorien 1 und 2. Nun kann man allerdings, wie bereits behauptet, schwerlich von einem Objekt sprechen, wenn es sich um eine komplexe Redensart handelt. Die Gruppe 1, auch wenn wir alle Beispiele als korrekt beurteilen, ändert nichts an der von L. B. angegriffenen Regel. Was Gruppe 2 anbelangt, so möchte sie Fromaigeat charakterisieren als „beartikelte Wendungen". Wenn auch der mit diesem Vorschlag gegebene Begriff äußerst fruchtbar werden kann für semantische Untersuchungen, so muß man doch feststellen, daß jede unserer Wendungen mehr oder weniger routinemäßig ist, daß es also von der locution zur extrem originellen Wendung eine Reihe ineinander übergleitender Nuancen gibt.

Schon aus diesem Grunde sind nicht alle Inversionen unter 2 in gleichem Maße unerträglich. Außerdem kann aber auch das Subjekt sich durch seine spezielle Form („quelque") vom vorausgehenden Objekt absetzen, oder aber, es kann durch ein Einschiebsel („qui lui en fait une qualité") von ihm getrennt werden. Hier, wo es sich darum handelt, ob eine Ausdrucksweise wirklich sprachgerecht sei, ist uns L. B.' Beteuerung (329) „la phrase est parfaitement claire", „la phrase est moins heureuse, mais n'a cependant rien d'obscur", völlig gegenstandslos.

Trotz der sich ergebenden Stufenleiter der „Bekömmlichkeit" scheint uns das beigebrachte Material eher die Behauptung zu illustrieren und am warnenden Beispiel zu erhärten, daß eine Inversion bei vorhandenem Acc.-Objekt normgemäß nicht in Frage kommen kann. Dieses Urteil wird uns durch die Tatsache erleichtert, daß es dem Französischen nicht an klarem und handlichem Vorgehen fehlt, solche Schwerfälligkeiten überflüssig zu machen ... auch nicht an hervorragenden Schriftstellern noch an Grammatikern (wie etwa Legrand), die uns zehn saubere Wege für einen vorschlagen können; warum dann den elften wählen?

Wir haben also der Meinung Ausdruck gegeben, daß L. B. die Grenzlinie für licite Inversion äußerst weit zieht und daß seine theoretische Exegese so gehalten ist, daß sie diese Weite rechtfertigt. Nun kann man uns entgegenhalten, diese grammatischen Darlegungen tragen eben dem spezifisch modernen Sprachgefühl Rechnung und seien daher richtig. Auch wir würden diese Auffassung gerne teilen, wenn wir nicht auf Schwierigkeiten gestoßen wären, die uns fast als innere Widersprüche erscheinen mußten.

Bereits haben wir anderseits schon darauf hingewiesen, daß L. B. gegenüber den konkreten Fällen – immer nach Maßgabe seiner weiteren Nachsicht, resp. seiner erweiterten Vorliebe – mit unbestechlicher Umsicht und gewissenhaftem Abwägen all der mannigfaltigen Faktoren vorgegangen ist, die er – wohl vollzählig – in seinem letzten Buche zusammengetragen und erläutert hat.

Da es sich aber hier in bestimmtem Grade immer auch um ein – notwendigerweise persönliches – Geschmacks-Urteil handelt, so ist es nicht verwunderlich, daß er seine Auffassung gelegentlich der anderer Forscher gegenüberstellen muß. Es könnte auch nicht überraschen, wenn die seiner Geschmacksrichtung widerstrebenden Autoren (wie etwa Gide) sich noch größere Abstriche hätten gefallen lassen müssen: denn daß eine Einstellung, die an Prousts reflektierender, ja dissociierender Darstellungsweise (die dem Berichterstatter nur in rein wissenschaftlichen Texten erträglich ist) Gefallen findet, sich nur wenig zu der tief-lyrischen Ergriffenheit eines Gide hingezogen fühlt, ist eine Selbstverständlichkeit.

Es wäre demnach in jeder Hinsicht müßig, auf diese konkreten Wertungen – etwa gar noch berichtigend – eintreten zu wollen. Hingegen möchten wir noch auf einiges hinweisen, das die Grundlagen der Inversion beschlagen dürfte.

1. wäre u. E. die sog. „pronominale Inversion“ von der normalen Inversion, die nur mit nominalem Subjekt vor sich gehen kann, zu trennen. Die Art wie L. B.' Werk erstere in das Gesamt-Phänomen einbezieht, kann nur zu Unklarheiten führen. So muß es auffallen, daß die ganze Kategorie der „Adverbes de modalité“ nur die „pronominale Inversion“ zuläßt. Und dies gänzlich gegen die dargelegte Grundauffassung, daß Inversion auf einer Attraktion zwischen Verb und einem auf das Verb bezüglichen antécédent, resp. dessen Repräsentanten beruht. Diese „à peine“, „du moins“, „peut-être“ etc. etc. beziehen sich ja gar nicht auf das Verb, sondern auf das Satzganze. Die (falsche) Bezeichnung „adverbes de modalité“ darf uns nicht zu Fehlschlüssen verleiten, wo es sich doch offensichtlich nicht um die Art und Weise handelt wie etwas geschieht, sondern um die Bewertung der Umstände, unter denen die Handlung stattfindet. Nachdem dann die erwähnte Bezeichnung nutzlos und irreführend vertan ist, reiht L. B. einige wirkliche Adverbien der Art und Weise unter die „adverbes de temps“ ein: „lentement“, „insensiblement“ (137). Hand in Hand mit der theoretischen Bereinigung müßte eine strenge Sichtung der Materien einhergehen.

2. Gleich wie Verf. haben auch wir versucht, die gesamte „freie Inversion“ auf einen Nenner zu bringen. Ist diese Tendenz aber von vorneherein berechtigt? Müßten nicht bei einer Inversion wie „afin que dormît son ami“ – falls sie überhaupt berechtigt sein soll – grundsätzlich neue Gesichtspunkte und Tendenzen in Anschlag gebracht werden?

3. Seite 158 findet L. B. überraschenderweise, daß eine Umstandsangabe auch dann Inversion herbeiführen kann, wenn sie nicht zum Verb gehört, sondern zu einem vorausgehenden Adjektiv oder Partizip, das sich auf das invertierte Subjekt bezieht. Diese Inversion, und man braucht sie durchaus nicht – mit Cressot – zurückzuweisen, mag doch zeigen, daß die von L. B. dargelegte Theorie ev. noch einer vertiefenden Erweiterung bedürftig wäre:

(En effet), assis sur une pile du pont des Glacis
nous attendait
le grand Meaulnes, l'air brisé de fatigue.

L. B. stellt diesen Satz in Parallele mit einem, seiner Meinung nach von Cressot inkonsequenterweise zurückgewiesenen:

Droit devant nous, sur la chaussée,
était planté
un brave homme d'une quarantaine d'années.

Zwar scheint uns die Gleichheit der beiden Konstruktionen nicht so restlos, daß wir mit L. B. sagen könnten: „(159) Mais où est la différence entre „assis sur une pile . . .“ et „droit devant nous, sur la chaussée?“ Denn „droit devant nous“ kann kurzweg als Orts-Adverbiale aufgefaßt werden, während „sur la chaussée“ eindeutig eine zum Verb gehörende Bestimmung ist. Wenn uns trotzdem auch die erste Inversion möglich erscheint, so mag das darauf hinweisen, daß irgendeine satzzugehörige Vollgruppe genügt, um das Subjekt invertieren zu lassen. Damit aber gleitet das Problem vollends ins Sprachästhetische hinüber. (Dieses Beispiel hat nichts zu tun mit den weiter unten gegebenen, wo ein vorausgehendes Prädikativ, von L. B. „attribut“ (171 ss) genannt, die Inversion bewirkt.)

4. Wenn wir auch nicht den auf wohlausgebildetem Sprachgefühl beruhenden Gehalt des folgenden Zitates antasten möchten, so kann uns die Formulierung doch nicht restlos einleuchten: (159) Ce n'est pas par hasard que, dans la plupart des exemples cités jusqu'à présent, le complément était introduit par la préposition „à“. En effet, cette préposition se combine tout naturellement avec un très grand nombre de verbes intransitifs „correspondre à“, „s'ajouter à“, „se mêler à“ etc. Inversement, il nous semble que les compléments introduits par une autre préposition se prêtent moins bien à se placer en tête de la phrase et à entraîner l'inversion. On peut même affirmer que plus la préposition a un sens précis, moins le tour inverti est naturel. Il suffit, pour s'en rendre compte, de comparer ces deux exemples: „Avec la sensibilité des nerveux grandit leur égoisme“ et „Avec une tiédeur

délicieuse palpitait déjà le printemps". Dans la première phrase, „avec" marque la simple simultanéité, et l'inversion n'a rien de choquant; dans la seconde, au contraire, „avec" conserve son sens propre (moyen, instrument), et le tour inverti manque de naturel. Cette différence de valeur tient également à ce que, dans l'exemple de Proust (1. Beispiel), le complément circonstanciel fait partie intégrante de la phrase, tandis que, dans celui de Gide, le complément présente un caractère adventice.

Die „à-peu-près" und die Uneigentlichkeiten obiger Darstellung springen in die Augen: „avec la sensibilité des nerveux" läuft nicht auf bloße Simultaneität hinaus, sondern auf einen causalen Nexus zwischen Empfindlichkeit und Egoismus. „Avec une tiédeur délicieuse" ist keine dahergelaufene Bestimmung, sondern auf eine – positive – Wesensbestimmung der „palpitations". – Gäbe es nicht auch Bestimmungen mit „de", die ebenso natürlich mit dem Verb verbunden sind? Vgl. das von L. B. zitierte „De la nef montait un encens de sanglots" (153)! Vgl. auch die vielen Beispiele mit „sortir de", „naître de" usw. Daß die Präposition „à" zahlenmäßig überlegen ist, bildet jedenfalls keinen Qualitäts-Vorrang. – Verfänglich ist dann auch das Postulat einer gewissen „imprécision": Im konkreten Einzelfall ist doch die Präzision immer restlos; wir können uns die einschlägige Äußerung nur so deuten, daß die Inversion um so berechtigter ist, je formelhafter die Zusammengehörigkeit zwischen Verb und complément erscheint, d. h. je unselbständiger (also in gewissem Sinne „bedeutungsloser", „ungenauer an sich") das complément ist. – Oder soll „imprécis" faktisch darauf hinauslaufen, daß es sich um uneigentliche, übertragene Bedeutung der Gruppe handelt (de ce jugement naquirent), oder um Bildgestaltung einer höheren Sphäre? Denn man wird, in Anlehnung an obiges Beispiel – kaum sagen dürfen: De la nef montaient les plâtriers vers les galeries. Und hier würde sich dann ein Problem stellen, das L. B. nur in zweiter Linie berühren konnte: aber auch diese Sichtung nach Dichtung und Sachprosa wäre wohl niemand berufener durchzuführen als der Autor der „Inversion du sujet".

Zu Proust

Wenn Le Bidois' grammatikalische Ansichten derart sind, daß sie der Inversion ein möglichst weites Feld gewähren, so steht dies in engstem Zusammenhang mit der Wahl Prousts als materieller Grundlage seiner Forschungen.

Nicht genug, daß L. B. entgegen seinem Versprechen in der Préface sich fast ausschließlich an belletr. Dokumente hält, wählt er als Gewährsmann einen Schriftsteller, den er selber als einen der neuesten, als Avant-Gardisten bezeichnet, als Grenzfall (cas limite), der sich kühner und entschlossener vorwagt als irgendeiner seiner Vorgänger. Kurz, alles was L. B. über Proust zu sagen hat, läßt diesen Schriftsteller als Objekt linguistischer Studien ausscheiden.

Sehen wir aber zu, wie L. B. bei der Wahl des Materials vorgegangen ist. Er verwirft die mündliche Rede, „weil er doch nur eine bestimmte Sprachschicht hätte berücksichtigen können . . . und welche hätte es sein sollen?“ Abgesehen davon, daß die Inversionen ein typisches procédé der Schriftsprache sind, wären die Resultate auf diese Schriftsprache gar nicht anwendbar gewesen. (Man beachte aber immerhin die Auffassung Fromaigeats am Ende unserer Besprechung.) Wenn Le Bidois zum vorneherein auch die Vers-Sprache verwirft mit der Begründung: La langue de la poésie, tout ensemble livrée à la fantaisie individuelle et soumise aux innombrables contraintes de la métrique française, so nimmt Le Bidois zu unrecht an, in der Prosa sei keinerlei „fantaisie“ anzutreffen; dies aber widerspricht geradewegs dem, was er uns über Proust zu sagen hat. Schon in diesem Urteil liegt der Beweis dafür, daß Verf. nicht deutlich genug unterscheidet zwischen Stil und Sprache. Grundsätzlich nimmt er als Sprache hin, was sich Schriftsteller in ihren poetischen, oratorischen, musikalischen aber auch reflektierenden Ergüssen an künstlerischer Freiheit leisten dürfen. Umgekehrt treffen wir aber auch den – selteneren – Fall, daß L. B. vom sprachlichen Gesichtspunkt aus eine Wendung ablehnt, die als künstlerische Schöpfung sehr wohl existenzberechtigt ist.

Verf. weist das Zeitungs-Französisch als zu nachlässig und zu prätenziös zurück. Wir sind über ein derart summarisches Urteil erstaunt. Uns scheint im Gegenteil ebenso lächerlich, alle „Zeitungen“ in einen Tiegel zu werfen, wie es unhaltbar wäre, alle buchmäßigen Veröffentlichungen als gleichwertig zu betrachten . . . und wenn irgend möglich das ausgefallenste als „Norm“ zu bezeichnen.

Die Theater-Sprache sei ebenso künstlich (artificielle) wie die Vers-Sprache, während die Sprache der Philosophen, der Historiker und der Kritiker als zu abstrakt und zu intellektuell gewertet wird. Von den Romanschriftstellern aber: quel est celui dont l'œuvre offrirait une matière assez vaste à la fois et caractéristique du français du XXe siècle? der eine ist zu klassisch, der andere zu logizistisch, zu abstrakt, zu wenig erzählerisch, ein dritter zu abnorm, ein vierter zu poetisch . . . so daß schließlich Proust übrig bleibt.

Dieser Begründungsversuch einer selbstverständlich a priori und geschmacksmäßig getroffenen Wahl kann uns nicht einleuchten . . . schon weil alle diese Schattierungen nur zusammen die Sprache des 20. Jahrhunderts ergeben . . . und weil eben Proust wegen seiner Abnormität (délibérément en marge de l'usage normal) nicht gewählt werden durfte, dann aber auch, weil niemand ein Recht hat, einen als Vorläufer bezeichneten gleichzeitig als „charakteristisch“ für die gleiche Epoche zu betrachten. Dies ist ein schreiender Widerspruch.

Wir haben uns aus drei Gründen mit Proustens modischer Dekadenz – ein Teil seiner Verehrer bekennt sich mit Stolz zu diesem Nomen – zu schaffen gemacht: 1. können wir nicht dulden, daß diese „Romane“ im Schatten eines so gewichtigen Werkes zu einer Bedeutung und Anerkennung gelangen, die ihnen niemals gebührt. 2. wollen wir

gerade der großen Zahl derer, welche Proust mit uns ablehnen, begreiflich machen, daß durch die Eigentümlichkeit des Hauptmaterials der gewaltige Wert des Buches nicht beeinträchtigt wird; 3. aber wollten wir eindrücklich illustrieren, daß Le Bidois' letzte theoretische Einstellung nicht auf Sprache, sondern nur auf Stil gerichtet sein kann.

Comme Proust, dans bien des domaines de la langue, a été incontestablement un innovateur . . . son style est représentatif des 50 premières années du XXe siècle . . . Il y a, en effet, dans la prose de Marcel Proust une richesse de tours, une variété de constructions, une luxuriance de phrases, bref un ensemble de qualités qui ne laissent pas de dérouter le lecteur au premier abord . . . Proust, malgré les apparences, est maître de sa langue . . . (Nun folgt, p. VIII, ein Wort des Schriftstellers selber) „Dans mon œuvre, le style n'est nullement un enjolivement, c'est – comme la couleur chez les peintres – une qualité de la vision, la révélation de l'univers particulier que chacun de nous voit et que ne voient pas les autres; le plaisir que nous donne un artiste, c'est de nous faire connaître un univers de plus. . . . Mme de Sévigné est une grande artiste de la même famille qu'un peintre qui eut une influence si profonde sur ma vision des choses, Elstir. Je me rendis compte à Balbec que c'est de la même facon que lui qu'elle (ei ei!) nous présente les choses, dans l'ordre de nos perceptions, au lieu de les expliquer d'abord par leur cause." (Le Bidois fährt weiter) L'aveu est à retenir, car il nous éclaire sur la technique de la phrase proustienne qui ne procède pas logiquement, mais suivant l'ordre dans lequel il perçoit les sensations. . . . Si, de son aveu, Proust vise à nous révéler „un univers particulier que ne voient pas les autres", comment s'étonner que son œuvre frappe par sa nouveauté? (Proust spricht, zustimmend, über Bergotte:) „. . . ces altérations de la syntaxe et de l'accent qui sont en relation nécessaire avec l'originalité intellectuelle . . . ce même ton amorti, ralenti, par réaction contre le langage éloquent et facile d'une génération précédente." De même que Proust s'efforce de „soustraire la sensation aux contingences du temps", il recherche, dans son style, à se libérer des formes conventionnelles du langage. Aussi réclame-t-il pour le romancier le droit à la liberté individuelle et la suppression des règles étroites qui entravent sa personnalité. Quant à l'écrivain, il doit s'efforcer . . . d'exprimer ou de suggérer „cette essence subjective et incommunicable" qui constitue la réalité profonde. – Tous les lecteurs savent que son style est souvent obscur et incorrect. Ses phrases sinueuses, surchargées à l'excès, coupées d'incidentes et de parenthèses interminables, sont encombrées. . . . Plus d'un lecteur se perd dans ce dédale. Qui veut comprendre parfaitement la pensée de l'écrivain doit relire plusieurs fois ses phrases, découvrir les points de repère nécessaires, souligner dans le texte ou dans sa mémoire tel mot qui se trouve séparé de son verbe ou de son complément par plusieurs propositions, telle conjonction dont le point

d'aboutissement est reporté huit ou dix lignes plus loin. ... Ces périodes chargées d'incidentes obéissent à une loi précise: exprimer en une phrase unique un seul et même état de conscience, avec toutes ses ramifications, toutes les associations d'idées qui s'y rattachent.

Dans ce domaine de la construction (die Inversion) Proust s'est avancé plus hardiment et plus délibérément qu'aucun de ses prédécesseurs et de ses contemporains. ... On pourrait dire sans exagération que, du point de vue de la construction de la phrase, Proust représente un cas limite, qui ne sera sans doute jamais atteint ni dépassé. Un bon observateur (Spitzer) a même pu parler de „phrases monstres". En somme, pour le philologue ou le linguiste, Proust joue en quelque sorte le rôle de ces sujets de laboratoire qui présentent certains phénomènes caractéristiques à un degré exceptionnel et qui, de ce fait, fournissent au chercheur une matière d'observation et d'expérience incomparable.

Alles zusammengenommen ein Alphabet der Antikunst, die theoretische Grundlage einer sinn- und zwecklosen Schrifterei und zu einer noch nie dagewesenen Verballhornung der Sprache. Der Leser braucht nur nochmals die von uns gesperrten Ausdrücke zu durchgehen um zu begreifen, daß unter diesen Parolen geschriebene Texte als normale Grundlagen für linguistische Forschung nicht in Betracht kommen können. – Wie gut, daß Verf. seine Arbeit nicht nach diesen Qualitäten gegliedert hat, sondern nach den hergebrachten grammatikalischen Kategorien, so daß sie auch für Andersgläubige ohne weiteres zugänglich sind.

Verf. schildert Proust als einen Führer. Vorderhand ist er ein Neuerer, ein Revolutionär, ein Außenseiter. Möge er eine Gefolgschaft haben, auch die Nürnberger Meistersinger bildeten eine große Schule, und doch ist von ihrem Treiben nichts übriggeblieben, und doch hat sie mit Kunst nichts zu tun.

Die Permanenz einer Schriftsprache beruht doch vorzugsweise auf dem Ewigkeitswert der in ihr verfaßten Kunstwerke. – In den folgenden Zeilen wollen wir nun zeigen, warum u. E. Prousts Drucksachen nicht in diese Kategorie hineingehören und alle Aussicht haben, samt ihren sprachlichen Besonderheiten im breiten Strom der Vergangenheiten zu versinken.

Ein Kunstwerk ist ein autonomer Mikrokosmos. Damit sind nicht nur seine unabsehbaren Möglichkeiten gegeben, sondern auch seine Verpflichtungen, ohne welche diese seine Freiheiten sinnlos wären. Im Gegensatz zur tatsächlichen Welt hat es die Möglichkeit und damit die Verpflichtung zur Vollkommenheit, d. h. zur Klarheit im Einzelnen und im Ganzen, zur unmittelbar überblickbaren Harmonie seiner Teile, zur Deutlichkeit des Aufbaues, zur Vermeidung all des Nebensächlichen und Zufälligen, das unser tägliches Leben erfüllt. Die beste formale Leistung aber wäre gegenstandslos ohne den Gehalt an Gemüt und Gedankentiefe, an Spannung und Erlösung, die wie lebendiges Fleisch

das formale Gerüst umgibt und seine Existenz rechtfertigt. Während Boileau in seiner Ästhetik in allererster Linie zur Klarheit und Vollkommenheit des Ausdrucks auffordert, sehen wir Du Bellay den emotionalen Gehalt in den Vordergrund stellen: Pour conclure ce propos, sache, lecteur, que celui sera véritablement le poète que je cherche en nostre langue, qui me fera indigner, apaiser, éjouir, aimer, haïr, admirer, estonner; bref, qui tiendra la bride de mes affections, me tournant ça et là à son désir.

Man kann nicht sagen, daß Proust auch nur einem dieser Punkte genügt. Statt hiernach zu streben, geht er den Marotten nach, die wir aus seiner von L. B. gebotenen „Ästhetik" zitiert haben.

Von Aufbau keine Spur, keine erkennbaren Teile, der Text eines Bandes (A l'ombre des jeunes filles) schleicht ungegliedert von einem Buchdeckel zum andern. Die Elemente folgen sich nach speziell Proustscher Konzeption, nicht wie sie naturgemäß zusammengehören, sondern nach der – zufälligen! – Reihenordnung, nach der sie ins Bewußtsein getreten sind. Liegt nicht gerade hierin ein wahrer Kunst entgegengesetztes Verhalten? Würde nicht das Wesen der Kunst verlangen, daß alles erst sorgfältig geordnet und erst dann dargestellt wird?

Proust will uns sein „univers" mitteilen und das seiner „personnages": er glaubt wohl, es lohne sich, den unzähligen wirklichen univers, die uns umgeben (und die uns bereits bis an den Hals reichen) noch ein paar auf mühseligste Art hinzuzufügen. Ja, wenn es sich um die „essence subjective et incommunicable" eines großen Denkers, Forschers, Helden oder Erfinders handeln würde oder eines interessanten Originals, oder wenigstens eines der großen Halunken, welche seit 150 Jahren die Welt ins Elend führen, à la bonne heure! Aber Proustens Geisteskinder?

Dabei bleiben uns seine Charaktere trotz aller Kleinzeichnung fremd und unwirklich. Warum? Weil es am Gemüt fehlt und am ethischen Gehalt, an welchem Freud und Leid, Hoffen und Bangen sich realisieren. Es fehlen Glaube und Hoffnung, es fehlt die jauchzende Zustimmung und die herbe Enttäuschung. Kurz, es fehlt, was allein die eigengesetzliche Scheinwelt des Kunstwerkes in seinem Wesen zusammenhält und als „wirklich" erscheinen läßt: eine erkennende, wertende, harrende und hoffende Seele. Prousts Figuren könnten noch so scharf gezeichnet sein: es sind Schatten, von denen wir immer wieder spüren, daß sie nur auf Prousts schäbiger Leinwand existieren: Albertine, die duchesse de Guermantes mit ihrer Cravatte sowie der fürstliche Päderast Baron de Charlus.

Proust sucht seine Personen in einem Splitterwerk kleiner Einzelbeobachtungen und Erwägungen einzufangen. Dies kann schon darum zu nichts führen, weil allzu offensichtlich immer der egozentrische Standpunkt ins Bewußtsein tritt: Wie sehe ich es. Ein anderer Grund aber erscheint uns noch wichtiger: „Real" erscheinen die Figuren, wenn sie in ein Geschehen, aktiv oder passiv, verflochten sind, dessen

Fortschritte wir mit teilnehmender Spannung verfolgen. Dieses „Geschehen" ist die innere Realität des Romans, die sich dann auch den Personen mitteilt. Es läßt sich nun kaum behaupten, in Prousts Schöpfungen finde sich so etwas wie Handlung, oder gar gestufte Entwicklung derselben. Ethisch steht diese Tatsache im Zusammenhang mit der rein psycho-präsentischen Art der Weltschau, die jede Aufgabe, Pflicht oder Forderung, ablehnt. – Wo aber Handlung fehlt, da liegt auch keine Möglichkeit vor, eine solche zu gliedern. Man kann also Prousts „Romanen" nicht mit Recht den Vorwurf machen, sie hätten weder Aufbau noch Gliederung; man muß – genauer – sagen, sie hätten nichts zum Aufbauen oder zum Gliedern . . . Und damit fehlt der wesentliche Gegenstand, an dem sich das grundlegende ästhetische Prinzip von der „Vielheit in der Einheit" auswirken könnte, das Prinzip ästhetischer Realisierung.

Der Naturalismus wurde bekämpft als unwürdige Parole. Man muß aber feststellen, daß er, wenigstens bei Zola, immer von hinreißender Bedeutsamkeit war, daß die gewaltigen tableaux immer mit einer einheitlichen Macht auf uns eindringen und uns überwältigen – auch wenn man Zola den Vorwurf machen konnte, in den Einzelheiten seien Fehler aufzuweisen. Und noch dieses andere, wichtigste: Hinter dem bald ergreifenden, bald packenden, bald niederschmetternden Auftritt aller menschlichen Herrlichkeiten, aller Sehnsüchte, aller Laster, jeden Elends und einiger Tugenden steht immer als allgegenwärtiger Hintergrund in blasser Riesengröße die Welt und die Menschheit, die da sein sollte, von zarter Lieblichkeit wie ein verlorenes Paradies. Verzeichnungen hin oder her, Zolas Werke (um nur einen aus vielen möglichen Namen zu nennen) sind in ihrem Kern immer wahr, weil sie von einem unbestechlichen ethischen Bewußtsein des Seinsollenden geschaffen sind.

Und wofür stehen die „Colloïdaux" ein, wie Benda sie nennt? Wofür kämpfen sie? Oh, für etwas einzustehen, ja, auch nur irgend einen Wertmesser anzulegen, dazu sind sie zu zart, zu fein und viel zu müde (à la „prince persan"). Ja, auch nur einen Gedanken mit der nötigen Entschiedenheit zu äußern, ginge meilenweit über das hinaus, was sie ihrem Psycho-Objektivismus zumuten dürfen. Ob wir uns mit der Annahme täuschen, diese Indifferenz sei letzten Endes mit der Modeströmung des Existenzialismus identisch? Was Tugend, was Laster, was Glück oder Elend! . . . der konsequente „Colloïdal" folgt lediglich den Regungen seines für die Menschheit ach so interessanten Innenlebens wie maître Belhomme dem Floh, der in seinem Ohr ringsum kriecht.

Der unbestreitbare Erfolg des in Frage stehenden Schrifttums dürfte in erster Linie auf der Tatsache beruhen, daß die wirklichen Kunstleistungen auf dem Gebiete des Gedruckten noch viel weniger bekannt sind, als es bescheidenste Schätzungen anzunehmen wagen, sonst wäre gar nicht einzusehen, warum ein Publikum solchen formlosen Sinnlosigkeiten nachlaufen würde, . . . aber auf der Unkenntnis wirklicher Werte beruht ja immer die Verehrung des Wertlosen. Um die

Proustschen Publikationen zum Erfolg zu führen, brauchte es wahrscheinlich den blutig errungenen und jämmerlich verlorenen Sieg des ersten Weltkrieges, es brauchte die ganze Katzenjammer-Stimmung der verlorenen weißen Weltherrschaft, es brauchte den einzig in der Weltgeschichte dastehenden Bluff der Schulbetriebe: damit eine Welt erstand, die in Proust den Ausdruck ihres Geistes finden konnte.

Selbstverständlich hatte nicht jedermann Zeit, sich dieser fin de siècle-Stimmung hinzugeben. Proust aber hat für diese Welt sein besonderes Milieu zugeschnitten: Von seinen Figuren hat kaum irgendeine einer Pflicht zu genügen; Spaziergänge, Besuche, Feste und die Sorge um die kostbare Gesundheit sind das Wesentliche. Beschäftigungen gibt es nur, insoweit sie nicht etwa in Arbeit ausarten . . . abgesehen natürlich von den Köchinnen und Hausburschen. Das bedeutet, daß die naheliegendste Bindung und die ethisch wertvollste fehlt: ein Kreis von Pflichten und Aufgaben. Hiermit im Zusammenhang steht das sozial „erhabene" Milieu von finanziell Unabhängigen, ja mit Adelsprädikaten Gezierten. Hierin hält Proustens „Kunst" einen Vergleich mit den so beliebten Gesellschaftsromanen der Courths-Mahler sehr wohl aus; es wäre also falsch, behaupten zu wollen, ihm fehle alles und jedes, um als Erzähler angesprochen werden zu können.

Daß bei sotaner Sachlage eine große Zahl nur vorgeblicher Bewunderer eine nicht vorhandene Hörigkeit wenigstens affichierten, ist dann eine Erscheinung, die gegenüber allem scheinbaren „non-plus-ultra" zu beobachten ist. Damit stehen doch wohl die Qualitäten in Zusammenhang, die Proust von seinen Verehrern in allererster Linie zugesprochen werden: hier tönt und raschelt es ja nur so von „raffinements", „subtilités", „délicatesses". Wer hätte da den Mut zuzugestehen, daß er mit all diesen raffinierten Feinheiten nichts anzufangen weiß!

Schließlich braucht ja nicht belegt zu werden, daß das Schicksal einer Schöpfung (um den Ausdruck „Kunstwerk" zu vermeiden) nicht von seinem inneren Wert allein abhängt, sondern häufig entscheidend von den Bindungen, die es durch seine Bezugnahmen zu schaffen weiß. So ist es kein Zufall, daß eine der besten Wertungen Prousts von ausgesprochen religiöser Seite (Mouton) stammt. Anderseits aber mögen auch Bindungen ganz anderer, sagen wir einmal lebensanschaulicher Art wirksam geworden sein, wobei wir an die ganz speziellen Erscheinungen in „Sodome et Gomorrhe" denken.

Auch in diesem „Roman" wirkt sich der konsequente ethische Agnosticismus restlos aus. Obschon sich Proust völlig klar ist über die gewaltige und fast immer schmähliche Auswirkung der im Titel angetönten Tendenzen und Gepflogenheiten (wir ersehen dies aus einem von Maurois in „A la recherche de Proust" p. 222 publizierten Brief) entzieht er sich jeder wertenden Stellungnahme. Ja, man kann sagen, hier sei, wie sonst nirgends, die Päderastie als integrierender Bestandteil der modernen Gesellschaft dargetan, als organisches Struktur-Stück. Tatsache ist, daß der Baron de Charlus (Baron? Siehe oben!) die intelligenteste Persönlichkeit in „Sodome et Gomorrhe" ist, er,

der Edel-Päderast; und daß mehrfach (z. B. II. p. 226 und 237) auf die bloße Scheinbarkeit dieses „vice“ hingewiesen wird. Abstoßend aber wirkt, trotzdem Prousts Vergleichen gewöhnlich keinerlei illustrative Kraft zukommt, daß das Blickespiel zwischen dem Baron und seinem Geliebten Jupien (nomen est omen) mit Motiven aus Beethovens Musik verglichen wird. Welche furchtbare Entheiligung! In weiteren Bildern wird der gleiche spezielle Eros als umweltverwurzelte oder gar lyrische Tatsache dargestellt: L'homme-femme s'attache à un homme „comme le volubilis jette ses vrilles là où se trouve une pioche ou un râteau“. Monsieur de Charlus se dirige vers le giletier Jupien „comme le bourdon vers l'orchidée que lui seul peut féconder“. (Zitiert aus „A la recherche . . .“ p. 203 ss.)

Maurois findet (l. c.): Le roman de Proust est, malgré les sujets traités, infiniment plus chaste que, par exemple, „les confessions“ de Rousseau, où il entre tant de complaisance pour une trouble volupté. Parmi les habitants de Sodome, on ne trouve point de Casanova, et rien, chez les Gomorrhéennes, ne rappelle le charme équivoque des „Chansons de Bilitis“. Damit verschiebt Maurois das Problem auf ein gar nicht in Frage stehendes Terrain. Hier geht es gar nicht darum, ob Wollust und splitternackte Sinnlichkeit geziemender Gegenstand von Dichtung sein könne, sondern ob Literatur – auch auf ihren bescheidensten Stufen – auf die öffentliche Normalisierung einer krankhaften Anomalie hinwirken darf. Hier liegt doch offensichtlich das Problem: ob der Bucklige schließlich mit spöttischer Verachtung am Gradgewachsenen vorbeigehen soll.

Es ist zum vornherein klar, daß es eine Stufenleiter gibt nicht nur für die Kunst als Form, sondern auch für den Gehalt. Leider vergißt man gelegentlich diese Zweipoligkeit der Kunst so weit, daß ein Schlagwort „l'art pour l'art“ voraussetzen darf, Kunst sei lediglich eine Frage der Form und die Natur des Gehaltes sei völlig gleichgültig. Wenn aber schon Erotik, dann die aus Bilitis oder Nana oder Mme Bovary. Was hingegen „Confessions“ in einem solchen Vergleiche zu tun haben, entzieht sich unseren Begriffen.

Daß nun Proust in dieser Hinsicht völlig unschuldig ist, erhärten wir gerne durch ein Zitat: (J. F. Ed. Monaco I p. 91) Je tâchais de l'attirer, elle résistait; ses pommettes enflammées par l'effort étaient rouges et rondes comme des cerises; elle riait comme si je l'eusse chatouillée; je la tenais serrée entre mes jambes comme un arbuste après lequel j'aurais voulu grimper; et, au milieu de la gymnastique que je faisais, sans qu'en fût à peine augmenté l'essoufflement que me donnaient l'exercice musculaire et l'ardeur du jeu, je répandis, comme quelques gouttes de sueur arrachées par l'effort, mon plaisir auquel je ne pus pas même m'attarder le temps d'en connaître le goût; aussitôt je pris la lettre . . . Man frägt sich, wen wohl diese kalt-schleimige Psycho-Physiologie irgendwie beeindrucken kann: mit Erotik oder gar Pornographie hat sie jedenfalls nichts zu tun; denn am Grunde lit. Erotik wie der Kunst überhaupt liegen Dinge, über die Proust nicht

verfügt: nicht kleinliche Beobachtung sondern Gestaltungsgabe, nicht Erforschung sondern Schöpferwille, nicht skeptisierende Dissekationen und damit Abtötung aller seelischen Realität, sondern freudige Überzeugung und verbissener Aufopferungswille – all das wäre am Platze. Proust ist kein „Erotiker", weil er kein Dichter ist.

Sehr unangenehm, wenn auch in solchen „cénacles" durchaus nicht überraschend, wirkt die Exklusivität, mit der die Begeisterung auf den Meister allein sich konzentriert, daß er schließlich nicht als letzter und größter Prophet erscheint, sondern als der Eine, Wesensverschiedene von allen andern. Nun, schließlich dürfte er auch der einzige sein, der auf physiologischem Wege zu höheren Erkenntnissen kommt, einmal beim Biscuit-Essen, ein andermal beim Schlürfen von Orangensaft: (S. et G. éd. Gall. p. 178) Je pus goûter ainsi, avec ses baisers, cette fraîcheur qui me paraissait supérieure à eux chez la princesse de Guermantes. Et l'orange pressée dans l'eau semblait me livrer, au fur et à mesure que je buvais, la vie secrète de son mûrissement, son action heureuse contre certains états de ce corps humain qui appartient à un règne si différent, son impuissance à le faire vivre, mais en revanche les jeux d'arrosage par où elle pouvait lui être favorable, cent mystères dévoilés par le fruit à ma sensation, nullement à mon intelligence. (Wie schade, daß sich Proust über die auf physiologischem Wege erreichten Weisheiten nicht weiter ausspricht!)

Ein Chateaubriand, die Goncourt, Théophile Gautier, Flaubert etc. stehen, was sie auch immer etwa zum besten gegeben haben mögen, natürlich tief unter dem Meister. Eine Bemerkung etwa wie: (Mouton 97) „Quelquefois, il est vrai, Proust ne s'élève guère au-dessus d'Anatole France", muß schon als Zugeständnis an die fratres minores gewertet werden. Selbstverständlich ist es für eine so göttliche Begabung schwer, in vorrätiger Literatur irgendwie brauchbare Anregung zu finden (darum mögen seine Reminiszenzen auch vorwiegend aus den bildenden Künsten stammen): M. 52 Une certaine grossièreté native (chez Flaubert) devait tenir à l'écart un être raffiné (comme Proust). Wo aber etwas zu holen war, kam auch gleich ein epochemachender Fortschritt auf intuitiver Grundlage zustande: (M. 96) „‚La mort des Cathédrales' résume en quelques pages toute la poétique du ‚Génie du Christianisme'; et, bien plus que Chateaubriand, dresseur de décors trop pompeux, il sait entrer dans une compréhension plus intime de la liturgie . . . il atteint à une véritable communion avec la vie même du sanctuaire."

So hat es natürlich Proust leicht, bei seinen Anhängern in den Geruch außerordentlicher Bescheidenheit zu kommen: Er braucht nur den geringsten Strahl seiner Huld auf einen der gewöhnlichen Schriftsteller, wie etwa Flaubert oder Zola fallenzulassen, oder gar anzudeuten, dieser oder jener habe ihm einige Anregung gegeben.

Bei dieser Sachlage ist selbstverständlich alles, was der Meister schreibt, gut, vorbildlich und unerreicht. Die „phrases monstres", auch wo sie eine ganze Seite lang werden, finden ungeteilte Begeisterung.

Seine hinkenden und verzerrenden, manchmal schamlosen Vergleiche (Beispiele weiter unten) erregen die delikateste Bewunderung. Offenkundige Mißklänge, falsche Anschlüsse und grammatikalische Ungereimtheiten werden übersehen oder als Delikatesse verschlungen. Hauptsache: Seine Sätze sind dick, kompakt und kaum entwirrbar ... oder man gehöre denn zu den Eingeweihten ... oder man habe jedenfalls Lust, Sprach-Charaden zu lösen.

Eine wichtige Rolle spielen bei Proust die Vergleiche. Wir finden aber selten ein Bild, das – statt die Situation zu illustrieren – nicht einfach davon ablenkt und einem andern Zweck dienen kann, als die Sätze dicker, unentwirrbarer zu machen ... und den reichen Schatz an Studien-Reminiszenzen zu plazieren. Sehen wir aber, was Mouton dazu zu sagen hat:

93 Tel ou tel souvenir biblique affleure naturellement. Une fausse position de sa cuisse, pendant son sommeil, fait surgir une femme au milieu de son rêve ,,comme Eve naquit d'une côte d'Adam". – Für uns eine an den Haaren herbeigerissene Taktlosigkeit – wie auch das folgende Zitat:

97 Le poulet que Françoise fait rôtir a ,,la peau brochée d'or comme une chasuble" et son ,,jus précieux" semble ,,égoutté d'un ciboire".

99 Les oeillades du baron de Charlus à Jupien sont ,,répétées à intervalles égaux ... comme ces phrases interrogatives de Beethoven destinées à amener un nouveau motif, un changement de ton, une ,,rentrée".

106 La technique des oiseaux pour faire leur nid sert à expliquer aussi bien la façon dont on se calfeutre dans son lit, en hiver, que celle dont les feuilles de tilleul sont empilées dans les sacs du pharmacien.

79 Lorsque le narrateur, au plus fort de son désir, fixe le visage rond d'Albertine, celui-ci lui apparaît comme une sphère ardente, ,,telles ces figures de Michel-Ange qu'emporte un immobile et vertigineux tourbillon".

La fille de cuisine de Combray, dont le ventre gonflé par une grossesse a pris la forme d'une mystérieuse corbeille, rappelle l'allure de ces ,,vierges fortes et hommasses" symbolisant les Vertus, que Giotto a peintes sur les murs de ,,l'Arena" de Padoue[1].

Unnötig die Liste dieser ,,Bilder" weiter zu ziehen. Sie sind unzutreffend, häufig taktlos, fast immer vom Gegenstande wegführend und die Aufmerksamkeit irreleitend, und meistens ein bloßer Vorwand um

---

[1] Vergleiche vielleicht noch: une sainte sculptée ,,est debout sur son socle comme sur un tabouret. – Le sein ferme d'une sainte sculptée gonfle la draperie comme une grappe mûre". (Dabei wurden Brüste schon mit ziemlich jeder Frucht verglichen von der Haselnuß bis zur Melone – mit Ausnahme immerhin der Essiggurken. Solches auf eine Heiligenstatue anzuwenden, blieb allerdings Proust vorbehalten.) Nun noch eines aus vielen Beispielen, die beweisen, daß Proust überhaupt nicht sieht, sondern Reminiscenzen plaziert: La Vivonne rappelle les créations de Claude Lorrain.

weitschichtige Reminiszenzen an den Mann zu bringen. Wie kann man Beethoven heranziehen, um das Augenspiel zwischen zwei Homosexuellen zu illustrieren! Wie kann man eine Schwangere „hommasse" nennen! Wie kann man den Nestbau mit dem Hineinstopfen von Lindenblüten in einen Sack vergleichen!

Für Mouton aber ist z. B. die Tatsache, daß bei Proust die Bilder weitere Bilder erzeugen, eine ästhetische Heldentat, während das „im Bilde bleiben" sonst höchstens eine billige Form des Witzes ist. – Merkwürdig mutet uns die Bemerkung an: (99) Les comparaisons ne sont pas seulement un résumé, une table de matière des connaissances de l'auteur. Was heißt hier „non seulement". Schon das würde genügen, um die ganze proustische Bilderei zu verurteilen: in Wirklichkeit aber ist – siehe oben – der Zusammenhang zwischen Bild und vorliegender Realität so schmal, daß man das „non" füglich weglassen kann.

Wie man weiß, hat Claudel die Geister der bewußten Richtung erbarmungslos als „échinodermes", „infusoires", „mollusques" bezeichnet. „Ce reproche" sagt dazu Mouton (150) „vise non seulement le style de Proust, mais aussi sa pensée, tout le sens de son œuvre" ... Wir fragen uns, was wohl Mouton unter „pensée" versteht, wenn er so etwas bei Proust gefunden zu haben glaubt. Wir begreifen aber anderseits sehr wohl, daß der neuen Richtung diejenigen Denker, die wirklich und klar gedacht haben, abgrundtief verhaßt sein müssen, besonders wenn auch ihre Ausdrucksweise den Leser „brutal", eindeutig und unmißverständlich dirigieren. Und daher Moutons Angriff auf Voltaires Candide im Speziellen: (220) En fait, la rapidité avec laquelle toutes ces petites phrases se pressent dans ses écrits ne peut cacher, mais mettrait plutôt en évidence le halètement de l'auteur de „Candide", l'extra-ordinaire étroitesse de sa poitrine . . . En fait, le style de Voltaire se réduit souvent au simple châssis d'une pensée, c'est un squelette, parfaitement agencé, mais qui ne garde même plus le moindre souvenir de chair et de sang. . . . Ce „Candide" vers lequel nous nous laissons aller trop facilement lorsque nous n'avons plus le courage de repousser nos tentations de scepticisme et de découragement. C'est que „Candide" présente un caractère sans lequel il n'y a pas de très grande œuvre, celui d'être inspiré, mais inspiré à coup sûr par l'esprit du mal. Car il y a une inspiration satanique, et le court roman de Voltaire mérite de s'inscrire au premier rang dans cette littérature dictée par le prince des ténèbres . . . Style incisif qui contient tout en lui, sans rien laisser à deviner; style sans ombre et sans mystère, et dont la fausse clarté cache en fait une profonde nuit.

Wir bewundern den speziellen Mut mit dem hier Mouton gegen Voltaire vorgeht, in die Augen springende Unterschiede zwischen verschiedenen genres von „Romanen" übergeht, die Unklarheit der Klarheit voranstellt (das Mysterium über den Darlegungen ist nämlich immer noch dicht genug, wenn letztere auch klar sind), den Satan heraufbeschwört und, last not least, den längst verfaulten Hund von der „fausse clarté" wieder ausgräbt. – Die Verherrlichung Prousts auf

Kosten älterer Werke wäre widerlicher, wenn nicht klar zutage läge, daß ihnen ein weitgehendes Unverständnis dieses Schrifttums zugrunde liegt. Voltaire zurückweisen aber, dem wir alle (auch die Hörigen einer jeden Geistesrichtung) so unendlich viel verdanken, Voltaire, den Vater freien Denkens, den Vater einer wirklichen Geschichtsforschung, das ist der Inbegriff jeglicher Maßlosigkeit. (Im übrigen aber wollen wir von Mouton nicht Abschied nehmen, ohne sein, von größtem ästhetischen Verständnis zeugendes Buch als eine der besten Arbeiten über Proust zu bezeichnen – nur mit den Vorzeichen sind wir nicht einverstanden.)

Bevor wir nun einige Hinweise auf den Satzbau geben, möchten wir dem Leser drei Kostproben vorführen, raumeshalber nicht die längsten Sätze, die wir hätten finden können.

Jeunes filles, Monaco III. p. 181. De sorte que si, avant ces visites chez Elstir, avant d'avoir vu une marine de lui où une jeune femme, en robe de barège ou de linon, dans un yacht arborant le drapeau américain, mit le „double" spirituel d'une robe de linon blanc et d'un drapeau dans mon imagination, qui aussitôt couva un désir insatiable de voir sur-le-champ des robes de linon blanc et des drapeaux près de la mer, comme si cela ne m'était jamais arrivé jusque là, je m'étais toujours efforcé, devant la mer, d'expulser du champ de ma vision, aussi bien que les baigneurs du premier plan, les yachts aux voiles trop blanches comme un costume de plage, tout ce qui m'empêchait de me persuader que je contemplais le flot immémorial qui déroulait déjà sa même vie mystérieuse avant l'apparition de l'espèce humaine, et jus qu'aux jours radieux qui me semblaient revêtir de l'aspect banal de l'universel été cette côte de brumes et de tempêtes, y marquer un simple temps d'arrêt, l'équivalent de ce qu'on appelle en musique une mesure pour rien; maintenant c'était le mauvais temps qui me paraissait devenir quelque accident funeste, ne pouvant plus trouver de place dans le monde de la beauté; je désirais vivement aller retrouver dans la réalité ce qui m'exaltait si fort et j'espérais que le temps serait assez beau pour voir du haut de la falaise les mêmes ombres bleues que dans le tableau d'Elstir.

III 225 Même la pensée qu'elle ne les connaissait que de cette façon, c'est-à-dire ne les connaissait pas (elle appelait cela connaître les gens „de tous temps"), donnait à la mère d'Andrée une pointe de mélancolie tandis qu'elle posait à Albertine des questions sur eux d'un air hautain et distrait, du bout des lèvres, et eût pu la laisser incertaine et inquiète sur l'importance de sa propre situation si elle ne s'était rassurée elle-même et replacée dans la „réalité de la vie" en disant au maître d'hôtel: Vous direz au chef que ses petits pois ne sont pas assez fondants.

II 68 Mais devant la clarté de son regard (sc. de Françoise), devant les lignes délicates de ce nez, de ces lèvres, devant tous ces témoignages absents de tant d'êtres cultivés chez qui ils eussent signifié la distinction suprême, le noble détachement d'un esprit d'élite, on était troublé comme devant le regard intelligent et bon d'un chien, à qui on sait pour-

tant que sont étrangères toutes les conceptions des hommes, et on pouvait se demander s'il n'y a pas parmi ces autres humbles frères, les paysans, des êtres qui sont comme les hommes supérieurs du monde des simples d'esprit, ou plutôt qui, condamnés par une injuste destinée à vivre parmi les simples d'esprit, privés de lumières, mais qui pourtant, plus naturellement, plus essentiellement apparentés aux natures d'élite que ne le sont la plupart des gens instruits, sont comme des membres dispersés, égarées, privés de raison, de la famille sainte, des parents, restés en enfance, des plus hautes intelligences, et auxquels – comme il apparaît dans la lueur impossible à méconnaître de leurs yeux où pourtant elle ne s'applique à rien – il n'a manqué, pour avoir du talent, que du savoir.

Daß diese und andere „phrases monstres" nicht nur durch ihre Unklarheiten, sondern auch durch die aufs rein syntaktische gezwängte Aufmerksamkeit des Lesers dem Wesen der Kunst zuwiderlaufen, als welche ex definitione Klarheit zum vornehmsten Seins-Grunde hat, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Da aber diese Art Sätze einen beachtlichen und integrierenden Teil der Proustschen Produktion ausmachen, und da anderseits gerade diese Stil-Eigentümlichkeit von den Anhängern Prousts als dessen besonderes Charakteristikum angeführt werden, haben wir uns leider des weitern hiermit auseinanderzusetzen.

Wir glauben, die Erscheinung mit dem Worte „Psychologismus" bezeichnen zu können, einem Terminus, der andeuten will, daß hier in ungerechtfertigter Weise Psychologie auf Ästhetik übertragen wird. Zunächst als Material. Gerne geben wir zu, daß psychische Tatbestände ein Objekt lit. Kunst sein können. Daß aber, wie es bei Proust geschieht, Psychologie als der Gegenstand der Kunst auftritt, ist untragbar. Dies schlägt geradezu dem – immer metaphysischen – Symbolwert der Kunst ins Gesicht. Darum muß man sich auch nicht wundern, mit welch blasierter Indifferenz an sozialen und ethischen Belangen vorbeigegangen wird. Ja, bereits haben wir gesehen, daß die Konzentration auf den psychischen Momentanquerschnitt die Entwicklung einer vereinheitlichenden Handlung verunmöglichen und an deren Stelle die hundert kleinen Empfindungen, Beobachtungen und Reminiszenzen setzen muß, welche einen Buch-Band schließlich zum psychologischen Abfallkübel machen können.

Der Psychologismus ist aber nicht nur materiell, sondern auch formal: Nicht nur soll der Bewußtseinsgehalt total, d. h. ohne jede wertende Auswahl und Aussonderung des Un-Bedeutenden wiedergegeben werden, sondern – und jetzt wird das psychologisierende Prinzip ästhetisch formgebend – auch in einem einzigen Satze zur Darstellung gelangen. Hierzu schreibt Le Bidois, anerkennend: (p. VIII ss.) Ces périodes (souvent obscures et incorrectes, sinueuses, surchargées à l'excès, coupées d'incidentes et encombrées de parenthèses interminables où plus d'un lecteur se perdra) obéissent à une loi précise: exprimer en une phrase unique un seul et même état de conscience, avec toutes les ramifications, toutes les associations d'idées qui s'y ratta-

chent. Hier erweist sich der formale Psychologismus als eine sowohl sprach- als auch kunst-widrige Marotte, als trauriger Modefimmel einer Richtung, welche Künstelei für Kunst nimmt. – Was denn konnte Proust hindern, auch wenn er sich auf die Psyche verlegt, einen Bewußtseins-Bestand in ein paar klaren Sätzen darzustellen, die sich ihrerseits wieder zu einem klaren Bilde vereinigen mußten?

Thibaudet schreibt (NRF XX, p. 135) Il faut que chaque phrase conserve la complexité, l'épaisseur, l'intensité émotionnelle, la joie descriptive, qui était au principe des pensées et des images. . . . Ayant pris à tâche de pousser sous les yeux et dans l'âme du lecteur une marée de temps, une progression de vie, ils répugneraient (diese Stilisten nämlich) à diviser en gouttes cette eau massive qui s'avance et avec laquelle s'avance tout leur élan consubstantiel à elle . . . Le mouvement de la phrase est d'accord avec le mouvement de ce flot. – Abgesehen von dem Elle-à-Elle ist ersichtlich, daß die Einteilung in Tropfen bei dieser Darstellungsweise einfach dem Leser zufällt, will er anders den Text wirklich verstehen, statt sich von ihm „überschwemmen" und betäuben zu lassen.

Ein Psychologismus besteht auch darin, die Darstellung nicht kausal, das heißt den Gesetzen des Objektes folgend, sondern nach der Reihenfolge der Bewußtwerdung der einzelnen Elemente zu gestalten. Wird dann vollends auch auf diese Abfolge das Prinzip angewandt, die ganze Episode müsse in einen Satz gepfercht werden, so kann sich erst so recht die Monstre-Bildung erklären, die wir bei Proust finden. Denn es ist ja klar, würde er sich auf den Bewußtseins-Inhalt besinnen, den ihm ein Simultan-Querschnitt bietet, so müßte immerhin annähernd das herauskommen, was auch der Leser zu einem Momentan-Bild zusammenraffen kann. So aber erweist sich dieser theoretische Psychologismus als Schlag gegen die elementarste Forderung einer möglichen Syntax: Nur so viel in einen Satz zu bringen, als der Leser zu einer Bewußtseins-Einheit zusammenfassen, also „er-fassen" kann.

Aber der Psychologismus hat seine allerletzten Konsequenzen noch nicht gezogen: Müßte nicht die offensichtliche Unordnung psychischer Komposition und Abfolge, von keinerlei sichtendem und ordnendem Verstand geregelt und aufgebaut, in ebendemselben wüsten Chaos drucktechnisch reproduziert werden? Ein Blick auf die Dokumente genügt um zu zeigen, wie weit diese Richtung noch von ihrem Ideal entfernt ist. Schade, sie hätte sich dann selbst widerlegt. Aber auch in bezug auf das objektive Substrat wäre noch manches nachzuholen: da es sich doch im wesentlichen um den Bewußtseinsbestand und dessen Vibrationen handelt, war viel deutlicher zum Ausdruck zu bringen, daß für diese Literatur kein Wesensunterschied besteht zwischen einem Kuhfladen und einem Kölner Dom; ist doch nicht der Kuhdreck entscheidendes Objekt, sondern die Emotionen und Reflexionen, die er in uns zum Schwingen bringt.

Bekanntlich hat Croce Kunst und Sprache als organisierte Ausdrucksphänomene auf gleiche Linie gestellt. Prousts beiderseitiges

Gegenbeispiel mag uns allein schon zeigen, wie weitgehend die Ansicht des großen italienischen Philosophen berechtigt ist. Vergleicht man vollends den sprachlichen Aufwand – natürlich nur extensiv gemeint – mit dem Gehalt, so wirken solche Sätze komisch in Pascals klassischer Auffassung: Eine große Erwartung, die sich in Nichts auflöst. Man könnte sie auch vergleichen mit einem Wadi von bedrückender Monumentalität, in welchem, als Gehalt, ein kärgliches Wässerlein trüb und trübselig rinnsalt.

Von der Erwähnung eigentlicher grammatikalischer Fehler, wie sogar Mouton einige wenige aufzählt, sehen wir ab und bringen ein paar Beispiele von (gewollten oder ungewollten) Irreleitungen des Lesers und anderer „läßlicher“ Sünden.

Jedem andern Autoren würde man anstreichen: „remplaçassent“ – bei Proust wird es wohl als kühne délicatesse empfunden. II J. 75 lesen wir: Si un être peut être le produit d'un sol dont on goûte le charme en lui. Kein Monstrum, aber eine Mißgeburt: être-être, dont-on, dont-en lui.

J. II 156 Je sentis que la pêcheuse se souviendrait de moi et se dissiper, avec mon effroi de ne pouvoir la retrouver, une partie de mon désir de la retrouver. Ich sah, daß es neun Uhr war und das Haus brennen. Die beiden „retrouver“ würden sonst unangenehm wirken, aber bei Proust erzielen sie gewollt einen ganz bestimmten Effekt, schon in Ansehung der Gehaltsträchtigkeit des Verbums! – Das Beispiel zeigt auch deutlich, daß bei einem psychologischen Nabelbeschauer jedes wirkliche Gefühl „au fur et à mesure“ zerlegt und vernichtet wird.

J. II. 73 Je me rendis compte à Balbec q u e c'est de la même façon q u e l u i q u'e l l e nous présente les choses, dans l'ordre de nos perceptions, au lieu de les expliquer d'abord par leur cause. lui = Elstir; elle = Mme de Sévigné. Phon. Mißklang: drei „que“. Gramm. Mißklang: jedes der drei „que“ hat wieder andere Bedeutung! Vor allem aber: q u e l u i q u'e l l e . . .

J. II. 143 Mais il savait d'une part qu'une personne qui amène ses gens avec soi se fait servir par eux, et, d'habitude donne peu de pourboires dans un hôtel, q u e les nobles de l'ancien faubourg Saint-Germain agissent de même. Hätte Proust statt „que“ geschrieben „et que“, oder gar „que d'autre part“ oder „et que d'autre part“, so würde nicht der Leser „que“ zuerst als Relativpronomen ansprechen: aber dann wäre der Satz auch viel zu klar und viel zu wenig tiefsinnig.

J. II 143 . . . nous entrions dans une route campagnarde qui me devint bientôt aussi familière que celles de Combray, depuis le coude où elle s'amorçait entre des clos charmants jusqu'au tournant où nous la quittions et qui avait de chaque côté des terres labourées. Der letzte Relativsatz hat die Aufmerksamkeit vom wirklichen sujet entfernt. Und dann: Ein Mann den ich gut kannte und der seine Stellung aufgegeben hatte. (Zwei gleichgeschaltete aber inhaltlich völlig dispa-

rate Nebensätze: wie lange hat wohl Proust sich bemüht, bis es zustande gebracht war?)

Nun noch 3 Beispiele, wie man seinen Leser auf eine falsche Piste führen kann:

J. II. 72. Mais ma grand'mère qui était venue à celle-ci (Mme de Sévigné) par le dedans, par l'amour pour les siens, pour la nature, m'avait appris à en aimer les vraies beautés, qui sont tout autres. Elles devaient bientôt m'apprendre . . . (Der Subjektswechsel sollte durch celles-ci angedeutet werden. Vorgelesen, wäre der Satz noch unverständlicher.)

J. II 85 Il est vrai que, dans ce Palace même, il y avait des gens qui ne payaient pas très cher tout en étant estimés du directeur, à condition que celui-ci fut certain qu'ils regardaient à dépenser non pas par pauvreté mais par avarice. Elle ne saurait en effet rien ôter au prestige . . . („elle" schließt an ein nicht aktualisiertes „Nomen" an, nämlich an „avarice".

J. II. 137 . . . cette Mme de Villeparisis qu'on traitait avec tant d'égards, desquels toutes ces dames brûlaient de savoir qu'elle en était indigne. (Wie oben „par avarice", so ist auch hier „traiter avec égards" eine locution, „égards" also nicht aktualisiert und daher kein möglicher Träger für „desquels".)

Diese Ungereimtheiten, die uns in ca. 70 Seiten der „Jeunes filles . . ." aufgefallen sind, wären wenig der Erwähnung wert, wenn es sich um „Nachlässigkeiten" handeln würde. Die obigen Fehler aber scheinen uns gewollt auf eine Irreführung des Lesers abzuzielen, etwas zu leisten, was allgemein verpönt ist (remplaçassent!), der gemeinen Grammatik entgegenzuarbeiten: „se libérer des formes conventionnelles du langage", „réaction contre le langage éloquent et facile".

Mit solchen procédés, wie mit den phrases monstres, den „phrases sinueuses et surchargées à l'excès", dem um 8–10 Zeilen zurückgeschobenen Zielwort, der absichtlichen Verwirrung des Satzgefüges, muß die Aufmerksamkeit des Lesers auf den sprachlichen Ausdruck als solchen gelenkt werden, der Satz muß mehrmals gelesen und analysiert werden, bis man zum Verständnis kommt. Damit läuft die „Kunst" Proustens dem direkt entgegen, was man von sprachlichem Ausdruck elementar verlangen muß: An sich muß er so klar und übersichtlich sein, daß er in allen seinen Teilen unmittelbar als die dargestellte Realität selbst empfunden wird.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Wahl des Hauptgewährsmannes, Proust, in engstem Zusammenhange steht mit der sehr weiten Ausdehnung, das L. B. dem Phänomen der Inversion zugesteht. Und es lag uns sehr viel daran, dies ausdrücklich zu zeigen. Ebenso viel aber liegt uns daran, dem Leser eindringlichst zu sagen, daß außer dieser Weitung aus dieser Wahl keinerlei irgendwie schädigende Einflüsse resultieren. Ein Forscher wie Le Bidois wird aus jeder Vorlage nur Bestes herausholen. Dies allen den vielen zu sagen, die

mit uns Proust voll und ganz ablehnen, schien uns unmöglich, ohne unser Urteil über Proust im einzelnen darzulegen.

Zur Geschichte der Inversion

Was die Geschichte der Inversion anbelangt, so wäre zuerst eine historische Frage zu klären: wie ist die Inversion in der heute allgemein gültigen Ausdehnung in das mod. Französisch hereingekommen? Wir sehen nämlich, daß bis auf den Temporal-Satz die Inversion in den ältesten Texten gleich gehandhabt wird wie in 99% der heutigen Anwendungspraxis. Diese Tatsache läßt uns vermuten, daß ein sozusagen automatischer Strukturwandel vom Alt- zum Neufranzösischen führt. Die Lösung dieser „Struktur-Aufgabe" wäre ein vornehmes Unterfangen unserer Linguistik.

Äußere Indizien dieses Struktur-Wandels sind u. a. die „Entwertung" der Subjekts-Pronomen (welche konjunkt werden) und die Gleichsetzung des Relativ-Pronomens als Inversions-Antécédent mit einem nicht über den Satz hinausweisenden Satzteil, Adverb oder ind. Objekt. In den gleichen Fragenkomplex herein würde auch die im Neufrz. auftretende Unmöglichkeit gehören, ein Acc.-Objekt an den Satzbeginn zu stellen . . . womit doch eigentlich der Inversion der wichtigste Existenzgrund entzogen war.

Wenn die Linguistik solche und ähnliche Probleme strukturalistisch zu entwirren vermögen wird, kann sie auch wieder die normative Geltung beanspruchen die ihr einst – wenigstens offiziell – zukam. Ein Problem strukturalistisch lösen heißt nämlich, sein inneres Wesen und damit seine Geltung und Gültigkeit aufdecken. Es war für uns schmerzhaft, in der Zuschrift eines bedeutenden Sprachkenners[1] zu lesen: „Nous sommes impuissants à enrayer les plus outrageux pédantismes, nés d'une application fautive de la grammaire". Wenn schon keine ethische Verpflichtung mehr empfunden wird gegenüber einem Kulturgut, das wir unversehrt sollten an kommende Jahrhunderte weitergeben können, wenn schon Akademiker sich nicht entblöden, eine voyouhafte Degradierung des Französischen als „français avancé" zu bezeichnen, dann sollte wenigstens der wissenschaftliche Nachweis des Sprachgemäßen ein wirksames Veto darstellen können.

Die Inversion des Relativ-Satzes war im Altfrz. selten, im Neufrz. aber von allem Anfang an heimisch. Dies ist um so merkwürdiger, als die gleichzeitige Umgangssprache die Inversion sowenig kannte wie die heutige; ein Tatbestand, der sich z. B. aus der Nicht-Inversion des damaligen (wie des heutigen) Briefstils ergibt. Wie man sich leicht an Beispielen überzeugen kann, ist die Inversion nicht nur des Hauptsatzes, sondern auch des Relativ- sowie des Comparativ-Satzes vom Manifest der „Pléiades" an unbestritten vorhanden . . . und das ist die Ausdehnung dieses Phänomens, die ihm auch heute noch zugebilligt

---

[1] Fromaigeat.

werden muß. Wie also ist die Inversion in die Sprache gekommen, wenn doch weder schriftliche noch mündliche Tradition sie in die Wege geleitet hat?

Sehen wir ab von den Unsicherheiten und Schwankungen des Mittelfranzösischen, so läßt sich das Wunder nur erklären als sozusagen physikalisch-automatische Umwertung der altfrz. Satzstruktur. Dieser Schluß wird um so zwingender, wenn man bedenkt, daß die bewußte Parole der Grammatiker von Anfang an gegen die Inversion eingestellt war. Gerade die wachsame Gegnerschaft, vor deren Augen sich die Inversion an- und durchsetzte, beweist z. T. ihre Sprachgemäßheit.

Natürlich, wenn man auf die Inversionen des Alt- oder gar des Mittelfranzösischen hinweist, so mögen die immerhin vorliegenden Beispiele das Wunder zu einem recht alltäglichen machen. Der Linguist darf aber nicht eine Erscheinung als „eingeleitet" betrachten, weil einige analoge Beispiele schon bestehen: wenn Hunderte von Formeln untergehen, hat man kein Recht, die bleibenden als von autonomer Konstanz anzusehen; sie sind nicht wegen ihrer Zahl geblieben, sondern weil sie einer Strukturforderung entsprechen können.

Noch eindringlicher erscheint die immanente Sprachgemäßheit der drei erwähnten Kategorien von Inversion, wenn man beobachtet, daß die gleichen Schriftsteller, welche als Theoretiker gegen die Inversion ankämpfen, in der Praxis sie doch selber zur Anwendung bringen, wie etwa Voltaire. Besonders interessant aber und die Situation beleuchtend ist, daß jener Artikel im „Dictionnaire", der so kategorisch die Möglichkeit der Inversion in Abrede stellt, selber ein Inv.-Beispiel aufweist: une facilité que n'ont guère les autres langues. Wie natürlich muß diese Freiheit dem Französischen sein, wenn der schreiende Widerspruch zwischen Tatsache und Behauptung nicht einmal hier beachtet wurde.

Bekanntlich hat die Reihe derer, die für die Nicht-Inversion eintraten oder die praktische Existenz der Inversion weitgehend ignorierten, nie abgebrochen. Die letzten Vertreter dieser Auffassung gehören der modernsten Linguistik an: Bally, Brunot. Billigerweise muß man aber festhalten, daß das so hartnäckig und gegen alle Evidenz festgehaltene Postulat der Nicht-Inversion mehr ist als ein Kampfruf: es ist ein Ideal, die Losung eines Kulturwillens, die nach Klarheit, Übersichtlichkeit und Gradlinigkeit verlangt. Es ist, nebenbei, die Parole, unter der das Neufranzösische einen glorreichen Siegeszug über die Welt angetreten hat, zusammen mit französischer Literatur und französischer Wissenschaft.

Wir gehen kaum fehl, wenn wir die Nicht-Inversion als Teil der franz. Forderung nach „clarté" betrachten. Diese clarté („welche bekanntlich die Dinge nur beleuchtet, aber nicht durchdringt"!) wurde gerne als ethnologische Tatsache gewertet und zusammen mit der substantivischen „Statik" der deutschen „Dynamik" gegenübergestellt. Die moderne Schaumschlägerei einer gewissen lit. Richtung beweist nun aber, daß die „clarté" kein ethnologisches Phänomen ist, sondern

eine Kulturtatsache, die mit dem verantwortungsbewußten Kulturwillen steht und fällt.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, inwieweit die Brunot und Bally eine klassische Parole verfochten und wie weit ihnen die große Zahl vorhandener Inversionen wohl als stilistische, nicht aber als linguistische Tatsachen erschienen – eine Unterscheidung, die man nicht umgehen kann, wenn nicht gleichzeitig Grammatik und Sprachästhetik unmöglich gemacht werden sollen. Rein materiell gesehen war L. B. verpflichtet, gegen die ungenügende Anerkennung der Inversion vorzugehen. Es ist aber zu bemerken, daß er (p. 3) einen Passus aus „Evolution et structure" abschreibt, der seither schon in zwei Auflagen gemildert worden ist: Aus „rigidité absolue" ist „grande rigidité" geworden. Statt dem Rechnung zu tragen, schreibt L. B. ab, was er 1941 in F. M. geschrieben hatte.

Auch bei Brunot ist es eher der Gesamthabitus, der gegen die Inversion Stellung nimmt, als was expressis verbis zu lesen ist. L. B. findet (p. 5): Les incertitudes, les simplifications arbitraires et, plus encore, les lacunes que présente cette page (sur l'inversion) sont vraiment inexcusables de la part d'un savant comme Brunot . . . Voilà bien la preuve d'un état de choses contre lequel Brunot lui-même fut le premier à s'insurger quand il déclarait: Nos grammaires gardent encore une apparence d'ordre, parce qu'il y manque les trois quarts de ce qui devrait y être.

Was Brunot (p. 247/8) zur Inversion sagt, zitiert L. B. auf Seite 5 seines Buches:

Il ne reste, en dehors de la poésie, que peu de cas où le verbe se présente en tête de la proposition. Cela se produit encore:

a) avec quelques verbes subjectifs, comme „rester, suivre, survenir, entrer, venir . . . Cette inversion n'a lieu qu'au cours d'un récit. On place aussi d'ordinaire le sujet après le verbe quand la phrase commence

b) par certains attributs: tel était le cas

c) par certains adverbes: aussi faut-il accepter, etc.

d) par un complément circonstanciel: A cette raison s'ajoute . . .

. . . L'inversion du sujet n'est de règle que dans une proposition intercalée dans un texte: Je pense, dit le prince, que . . .

Elle est fréquente dans les conjonctives (Relativ-Sätzen): L'histoire que raconte votre frère . . .

On trouve ailleurs l'inversion, par effet de style: Tout à coup s'élança d'une ruelle un grand homme pâle.

Wenn L. B.' Beanstandung einerseits gerechtfertigt ist, so muß berücksichtigt werden, daß ein Buch wie „La pensée et la langue" keiner einzigen Detailfrage jene Gerechtigkeit kann angedeihen lassen, die ein spezieller Kenner walten läßt. Ohne Brunots Aufstellung weitergehend zu analysieren, muß vielleicht bemerkt werden:

Daß er, wie L. B., annimmt, pronominale und substantivische Inversion sei wesensgleich (während – wir wiederholen es – ohne grundsätzliches Auseinanderhalten zweier grundsätzlich verschiedener Erscheinungen dem Problem überhaupt nicht beizukommen ist); daß er, wie wohl auch L. B., der Stilfrage einen viel zu großen Verfügungsbereich einräumt; und daß die nun einmal relativ häufige Inversion des Temporal- und des Comp.-Satzes mit keinem Worte erwähnt wird. Alle weiteren Kategorien der Inversion sind u. E. vom linguistischen Standpunkte aus zu Recht unberücksichtigt geblieben. Die gramm. Haupttatsache aber, daß der Relativsatz die Groß-Zahl der Inversionen im Nebensatze auf sich vereinigt, ist gebührend erwähnt.

Und diese Inversions-Typen, die entgegen aller Losung das Neufranzösische unbestritten aufweist, finden sich schon „von Anfang an" mit Ausnahme der Inversion im Temp.-Satz. Dem Leser ist vielleicht vorläufig mit einigen Beispielen gedient:

Du Bellay, La défense etc. 1549: . . . choses que doit observer le poète français. – . . . un des meilleurs ouvrages que fit oncques Marot. – . . . leur ancienne dignité qu'ont usurpée les farces et moralités. – . . . et ce que vont alléguant ceux qui . . . – A quoi a bien aidé l'envie des Romains . . . – De là sont nées en la langue latine ces fleurs . . . – ainsi que font la plupart de nos poètes français. – Et quant à ce, te fourniront de matières les louanges des dieux et des hommes vertueux. – En ce temps-là florissait Lycophron . . . – de ce que j'ai dit, m'a assuré un gentilhomme mien ami. – . . . comme a fait Tite-Live des annales . . . – . . . comme dit un grand orateur de rhétorique parlant de la félicité qu'ont les Grecs en la composition . . . – . . . comme entendent ceux qui ont essayé le semblable. – Si avecques François n'est du tout ensevelie la langue française. (Die beiden folgenden Beispiele allerdings muten altfrz. an mit ihrem invertierten – weil ehemals betonten „je":) Seulement veux-je admonester . . . – si ne voy-je pourtant . . .

Wir glauben eine erste Neugierde befriedigen zu sollen durch einige weitere Hinweise aus alten Epochen des Neufranzösischen:

Bossuet (aus 7 Seiten der „Instruction"; fast 2 Inv. pro Kleindruckseite) . . . les attributs, parmi lesquels est nommée la toute-puissance. – . . . ce que peut sur certaines gens l'esprit de contradiction . . . – . . . comme le conclut S. Thomas . . . – L'article où est proposée la toute-puissance, est un de ceux . . . – . . . comme parle Malaval . . . – . . . où se trouve encore une autre présence . . . – Par là se voit . . . – . . . de quelque côté que se tourne sa vaine subtilité . . . – . . . ceux dont parle Sainte Thérèse. – . . . ainsi que nous le disait . . . – . . . l'article où est énoncée la résurrection . . . – Là même se doit entendre . . .

Voltaire (aus 9 Seiten seines „Essai sur les moeurs", ca. 1 Inv. pro Seite). . . . ses trois frères que suivent aussi leurs épouses. – Ce que raconte un homme de son caractère . . . – . . . la grande révolution que firent ces tartares . . . – . . . du Thibet où règne le grand Lama . . . – . . . aussi magnifique qu'avait été guerrière celle qui . . . – Les califes

alors étaient ce qu'avaient été les rois fainéants de France . . . – C'est de cette étymologie que vient le nom de Bocara. – C'est ce Kublai que vit Marco Polo. – . . . la médiocrité où sont restés les Chinois.

Voltaire (sämtliche Beispiele aus Candide, die äußerst geringe Zahl weist wiederum darauf hin, daß die Inv. keine besondere bellettr. Lizenz war) Travaillait qui pouvait. – Le capitaine se mit en colère du qeu de respect que lui témoignait ce brutal. – . . . et jamais on n'eut plus d'esprit à souper qu'en eut sa Majesté. – Candide se resouvenait de ce que lui avait dit la vieille . . . – Au milieu de ses transports arrive un exempt suivi de l'abbé . . . – Ira voir qui voudra . . . – . . . se pâmera de plaisir qui voudra. II. Teil: . . . l'endroit où commencèrent mes infortunes. – . . . comme nous le dit si énergiquement la fille du pape Urbain. – Il demande qui était ce gros homme . . .

Pascal (äußerst wenig Beispiele in den Provinciales) On ruine ce que dit saint Jean . . . – . . . leur faire connaître combien est fausse la lumière qui . . . – Enfin ce que dit cet ancien auteur . . . – . . . d'où naît en eux le sentiment . . . – . . . dans le passage qu'a cité l'auteur des lettres . . .

Mit der großen Zahl dieser „alten“ Inversionen scheint uns die Frage entschieden: Die Inversion, so wie sie heute in jedem geschriebenen Text – mit Ausnahme des Briefes? – heimisch ist, besteht seit es überhaupt ein Neufranzösisch gibt; sie ist schon in grundsätzlich gleicher Ausdehnung im ersten Dokument des Neufranzösischen enthalten: Der „Défense . . .“

Es ist etwas Wunderbares, mit welcher fast plötzlichen Reinheit das Neufranzösische entstanden ist: Eine durch logische Überlegung dirigierte Schöpfung. (Diese Tatsache wird von den bedeutendsten Linguisten anerkannt und unterstrichen: „C'est ce besoin de logique qui depuis plus de trois siècles travaille la langue française“, sagt z. B. Foulet.) Das Bild einer Salzlösung, in der schlagartig die Kristalle in reinen und übersichtlichen Formen erstarren, scheint uns keineswegs sachfremd zu sein. Wenn jede Epoche ihre besonderen Freiheiten sich genommen hat, so blieb dessenungeachtet bestehen, was man als „Sprache“ bezeichnen kann: die von gewissen Zeitströmungen vernachlässigten Ausdrucksmöglichkeiten bleiben vorhanden, und die stilistischen Übergriffe gewisser Epochen dürfen nicht als „neues Sprechen“ gewertet werden, sie sind ein neuer und immer wieder wechselnder Zeit-Stil. Mit den Besonderheiten der jeder längeren oder kürzeren Epoche eigenen Ausdrucksweise darf also Sprache nicht identifiziert werden.

Immerhin darf eine Veränderung nicht als vorübergehend angesehen werden: Die Inversion des Temporalsatzes, eigentlich eine „constructio ad sensum“ dürfte auf eine 100jährige Existenz zurückblicken und eine, sinnbedingte, Toleranz darstellen, die wegen ihrer „sachlichen“ Begründung anhalten wird.

Ob eine Erscheinung in der Sprache heimisch ist, erweist sich weitgehend aus ihrem Vorkommen in der Sach-Literatur; Ihre Gefahr

besteht vorwiegend in der zum Teil zweckmäßigen Berufs-Wendung (z. B. Aufzählung in amtlichen Verfügungen, die ohne Inversion unübersichtlich werden). Dann aber dürften zwei einander entgegengesetzte Tendenzen stilistische Aberrationen schaffen, die grammatikalisch gesehen beide zur Inversion führen können: die modernisierende und die archaisierende Absicht. Gegen die erstere tritt Foulet auf in seinem bekannten Beitrag, die letztere tritt uns entgegen in feierlich sein wollenden Reden und Predigten. (Nicht vergebens läßt Myriam Harry ihren Missionar in „La Conquête de Jérusalem" sagen: Tu sais que faible est notre esprit.)

Im ganzen aber gibt die Sach-Literatur einen sehr aufschlußreichen Katalog dessen, was in der „Sprache" rechtens ist. Wir möchten daher einige Beispiele anführen:

Cressey, trad. Mourey: . . . les minerais de fer que possède la Chine . . . minerais de fer dont dispose la Chine. – Peu à peu sont ainsi constitués des usages qui . . . – Le peu d'intérêt dont témoignaient autrefois les Chinois . . . – . . . l'isolement dans lequel vivait la Chine. – Je n'ai nul besoin de ce que fabrique votre pays. – Rares, parmi les nouveaux venus, sont les colons . . .

André Philippe: (fast keine Inv. trotz reichhaltigen Satzbaus) Alors fut enfin promulguée la loi de 1912. En 1815 fut établi en Angleterre . . .

Will Durant, trad. Mourey: Au-dessus des seigneurs étaient les barons. – „Harakiri": c'est un terme qu'emploient rarement les Japonais . . . – . . . leurs tombes d'où ne cessent de s'élever des fumées d'encens (und nun noch eine situationsgemäße Anleihe an die Amts-Sprache:) La police exigeait que fussent clos les volets.

Bergson, L'évolution créatrice 19 . .: Mais de là devrait résulter aussi . . . – . . . la trace de ce que renfermait la tendance originelle . . . – . . . le règne animal que travaille le besoin . . . – . . . variant dans n'importe quel sens quand arrive la période de mutation. – . . . c'est en lui que se concentre la faculté de libérer . . . – . . . la consommation qu'en font les nerfs.

Remy de Gourmont, Chemin de Velours: C'est ce qu'a exprimé naïvement Leibniz. – Qu'à une journée de travail musculaire succède... - . . . ce trouble d'où naît l'ironie. – . . . avant que s'établit dans son esprit une relation fixe entre . . . – . . . aux signes d'émotion vraie sont venus se joindre . . . – C'est que si le but de l'œuvre d'art est de plaire, plus grand sera le grand nombre de ses conquêtes et mieux ce but aura été rempli. – En matière d'art, à l'opinion de la sensibilité s'oppose l'opinion de l'intelligence.

E. F. Gautier, Moeurs et Coutumes des Musulmans. 1949: Dans la langue que parlaient les contemporains de Mahomet . . . – A côté du culte égyptien dont jouit le souverain vivant . . . – . . . à l'exemple du culte que recevaient les Lagides d'Egypte . . . – Là évidemment est le problème. – On voit bien en gros ce qu'ont été ces impondérables. . . . lorsque s'est élevé le Parthénon. – Pendant que réapparaissent . . .

Wir haben uns absichtlich mit diesen Zeugnissen etwas länger aufgehalten, weil sie uns so recht eigentlich das bieten, was man SPRACHE, nämlich Sprache zur Mitteilung, Sprache in ihrer eigensten Funktion, in ihrem wahren Zweck und Wesen zu enthalten scheinen. Dabei haben wir nur Werke gewählt, die man noch als zeitgenössisch bezeichnen kann. – Nun denke man aber ja nicht, diese Beschränkung, die sich eine „zahme“ Sachsprache auferlegt, falle automatisch dahin, wenn es um sprachliche Kunstwerke, Roman und Novelle gehe. Irrtum! Es gibt auch hier eine große Reihe von Autoren, die das Gewicht auf Gestaltung des Stoffes und nicht auf das „raffinement“ und die Emanzipierung des sprachlichen Ausdruckes legen.

Dumur, (Le Boucher de Verdun) weist viele Inversionen auf, aber alle in den genannten Gattungen, Ramuz begnügt sich überhaupt mit kleinster Zahl von Umstellungen wie auch Rod (in: L'ombre s'étend sur la montagne), Colette (in: Le blé en herbe). Bei Daninos (Le sang des hommes) und Carco (Les innocents) wie bei Camus (La Peste) mag die nackte Darstellungsart auf sehr bewußte spezielle ästhetische Tendenzen zurückgehen. Und wie L. B. sagt, zielt der belletr. Ausdruck nicht ex definitione auf Inversion ab, er kann auch, je nach speziellen Intentionen, diese und den Satzbau, der dazu führt, fast grundsätzlich vermeiden.

Jedenfalls aber scheint uns äußerst fraglich, ob man die excessiven Inversionen (in Aussage-Final-Concessiv-Satz usw.) als sprachgerecht betrachten darf oder in der Zukunft einmal so zu werten haben werde. Wir sind im Gegenteil der Meinung, das Französische habe sich grundsätzlich identisch erhalten, und der Hoffnung, die gleichen edlen Kräfte, denen es seine Qualitäten verdankt, werden auch weiterhin so wirksam sein, daß die Pforten wilder Mächte sie nicht stören können.

Wenn wir aber auch in dieser Hinsicht das Urteil namhafter Linguisten über L. B.' Buch abwarten müssen, so gereicht es Verf. doch zum hohen Verdienst, dieses entscheidende Problem energisch vor das der Zukunft verantwortliche Forum gebracht zu haben. Mit der endlichen Aufdeckung der n o r m a l e n Inversions-M ö g l i c h k e i t des Relativ-Satzes hat er jedenfalls ein auf altersgrauer Völker-Mystik aufgebautes Dogma von der „rigidité“ des Neufranzösischen widerlegt.

Und hierauf möchten wir noch einen Augenblick verweilen: Vieles im deutschen Satzbau ist nur komplizierter, nicht aber etwa geschmeidiger als im französischen: Das Deutsche hat drei verschiedene Wortstellungen, zwei im Hauptsatz (wovon die eine mit Inversion) und eine dritte für den Nebensatz (mit Schluß-Stellung des Verbums). Aber jede der drei Ordnungen ist „rigide“, der Wahl des Sprechenden entzogen; während das Französische hier tatsächliche Freiheiten bietet.

Man kann aber für eine Beschränkung der Inversion eingenommen sein, gerade wegen der vielen anderen Freiheiten, welche das Französische – im Gegensatz zum Deutschen – bietet. Letztere können doch wohl nur dann sich entfalten, wenn der Grundriß des Satzes zu keiner-

lei Unsicherheit führen muß, d. h. wenn die Nicht-Inversion optimal respektiert wird.

Wir möchten daher noch einige Stellungs-Freiheiten anführen, über die das Französische im Gegensatz zum Deutschen verfügt[1]. Zu einer lückenlosen Gesamtdarstellung dieser Tatsachen bietet u. a. das letzte Kapitel von Lerchs „Hist. Grammatik" schon sehr viel Material. Und fast möchten wir bedauern, daß L. B. gerade für diejenige Freiheit eintritt, welche alle andern Wahlmöglichkeiten ganz erheblich zu vermindern, wenn nicht sogar teilweise aufzuheben scheint. Uns müssen hier einige wenige Hinweise genügen.

Das Franz. kann eine große Reihe Bestimmungen vor oder hinter das Particip stellen: Il a beaucoup travaillé – il a travaillé beaucoup.

Das Objekt steht vor oder hinter seinem Infinitiv:

Nous entendons crier les enfants – Ns. entendons les enfants crier.
j'entendais s'élever cette prière. (Gide)
Je vis un instant ses lèvres trembler. (Gide)
(Sind das nicht auch Inversionen, resp. Nicht-Inversionen?)

Das Präd.-Adjektiv steht vor oder hinter seinem Substantiv:

La nécessité des conjectures rendront la fermeté des parlements inutile (V.). Oder: . . . rendront inutile la fermeté des parlements.

(Dieses Adj. am Satzende ist analog dem konjug. Verb an gleicher Stelle.) Cela rend chancelantes tant de belles déductions. Oder: Cela rend tant de belles déductions chancelantes.

Weitere Freiheiten mit dem Infinitiv:

Pour les bien distinguer. – Pour les distinguer bien.
. . . de ne le trouver point – . . . de ne point le trouver – . . . de ne le point trouver.
Cela pouvait n'être pas absurde.
Sans pouvoir néanmoins le nettement distinguer. (Flaubert)

Die weitaus meisten Adjektive können auch vor das Substantiv gestellt werden:

ancienne beauté – o douceur ancienne (St. Fr. de Sales)
l'humaine police. Ces ineptes admirateurs.
Une si royale main, la divine bonté (Bossuet)
Le fessé Candide, l'adverse partie, les barbares chefs (V.)
un minable pays, une vaporeuse émeraude
Un siège petit – ce petit toit (Colette Yver)

Disjunktionen, Dislokationen und freie Appositionen:

---

[1] Die Inversion ist im Deutschen kein freies Hilfsmittel des Ausdrucks: der Hauptsatz unterliegt, bei vorangestelltem „mot plein" dem gramm. Inversionszwang. Hingegen gibt es eine Art Prediger-Inversion: Daß all unsere Herrlichkeit sei ein unflätig Kleid . . . – . . . weil gekommen ist der Tag . . . – . . . auf daß erfüllet würde die Verheißung . . . Und sie sollen genannt werden Bäume des Segens . . . – Sie werden neu aufbauen die alten Trümmer . . . – . . . sie stellen wieder her die verwüsteten Städte . . . – . . . denn er hat mir angezogen die Kleider des Heils . . . – Die Heiden sollen schauen dein Heil.

Diese Möglichkeiten dürften eine ganz besonders spezifische und vorteilhafte Qualität des Französischen ausmachen. Stößt man umgekehrt auf einen Text, der so recht langweilig und einschläfernd gleichmäßig-seriös geschrieben ist, so wird man gewöhnlich finden, daß darin von der so glänzenden Möglichkeit des Französischen, den natürlichen Verlauf mündlicher Mitteilung vorzutäuschen, kein Gebrauch gemacht wurde.

(Gautier): D'autre part, à Djedda, les Européens depuis quelques mois ont introduit les voitures et, d'emblée, elles n'ont choqué personne. Dans l'enceinte de Djedda, bien entendu, s'il s'agissait d'aller à la Mecque en voiture, les intérêts menacés s'insurgeraient, les chameliers par exemple. Mais enfin, à Djedda même, la voiture est la bienvenue . . .

Wir können hier, nach einer Leseprobe aus zufällig aufgeschlagener Seite der „Moeurs et Coutumes des Musulmans“ (77) keine weiteren Beispiele anführen. Es wäre auch völlig überflüssig. Hingegen möchten wir noch auf die sehr häufige Voranstellung einer Umstandsbestimmung hinweisen, die gelegentlich – irrig – als „mise en vedette“ bezeichnet wird, während sie gewöhnlich eine dislocation ist ohne auch nur die geringste Absicht einer Hervorhebung: Il eut un sursaut de désappointement et refusa. Alors, pour le convaincre, elle se mit à raisonner . . . (Maupassant). Eine besondere Erwähnung verdient auch die Möglichkeit, zwischen die Präposition „avec“ und ihr Substantiv weitere Bestimmungen einzufügen.

Die angeführten Kategorien, und es dürften noch lange nicht alle sein, auch wenn einige der Beispiele deutlich nach „Literatur“ riechen, dürften zeigen, daß da Wege vorhanden sind, um einerseits der Harmonie des Satzes, anderseits aber auch mehr oder weniger wägbaren Bedeutungsnuancen gerecht zu werden. Was aber die letzte Kategorie im besonderen betrifft, so steht es für uns fest, daß sie untrennbar verbunden ist mit der unverbrüchlichen Nord-Süd-Orientierung des Satzes, d. h. mit dem gerechtfertigten Vertrauen in das Vorhandensein der Abfolge Subjekt-Verb.

Aus der Tatsache, daß man sagen kann

je vois travailler les paysans
les paysans travailler

darf nicht der Schluß gezogen werden, dem Französischen sei die Abfolge Subjekt-Verb überhaupt gleichgültig. Nein, um alle die vielen Freiheiten zu gewährleisten ist der eine grundlegende „Zwang zur Klarheit“ notwendig.

Schluß

Le Bidois hat uns mit seiner „Inversion du sujet“ ein Standard-Werk geboten, das für jede weitere Forschung Grundlage und Ausgangsfeld sein dürfte. Bereits allerdings haben wir gesagt, daß er uns

[1] Eingehend orientiert das letzte Kapitel der Hist. Syntax von Lerch.

nicht die Sprache unserer Zeit vorlegt, sondern fast ausschließlich die Sprache der Belletristik (indem er die Sachliteratur fast völlig ignoriert). Aber auch innerhalb der Belletristik ist er so vorgegangen, daß er einen Schriftsteller, den er ausdrücklich als Neuerer, als Vorläufer, als verwegensten und bedenkenlosesten Vorkämpfer bezeichnet, uns gleichzeitig als Norm vorhält.

Wir können uns des Eindruckes nicht erwehren, daß Verf. hier gleichzeitig sein eigenes persönliches Sprach-Ideal – zusammen mit seiner lit. Einstellung – als Grundlage genommen hat. Und dies letztere ist völlig natürlich, sobald ein Sprachangehöriger über seine aktive Sprache zu befinden hat: er ist seiner eigenen individuellen Variation unausweichlich verfallen und wird sie als Norm betrachten müssen . . . während die Norm über allen diesen persönlichen Variationen zu suchen ist.

Dieser seiner vitalen Einstellung wird er unbewußt auch seine theoretischen Grundlagen anpassen und letztere so wählen, daß sie auch die betontesten Aberrationen seines persönlichen Geschmackes von einem möglichen Mittel als zu recht bestehend, als „Sprache" darstellen. – Daraus mag zu ersehen sein, wie verfänglich es ist, über Gegenwartssprache wissenschaftlich befinden zu wollen. Automatisch wird man, um auf unser Motto zurückzugreifen, diejenige „agitation de surface", die uns persönlich am innigsten anspricht, als Norm, ja, als Ideal ansprechen.

Wenn gewisse Erscheinungen, wie etwa die Inversion der Konjunktional-Sätze, nur als Ausnahmeerscheinungen auftreten, so wird doch wohl nur ein persönlicher Geschmack sie als wirklich sprach-eigen beurteilen und sie als neue Entwicklungs-Richtung betrachten. Für einen andern Geschmack mag es sich bei der gleichen Erscheinung um einen dieser „remous fugitifs" handeln, denen kein lendemain beschieden ist. . . . je heftiger der Strudel, desto kurzlebiger kann er sein und desto entschiedener die Ernüchterung.

Innerhalb aber dieser unserer Abgrenzung ist Le Bidois' Buch von reichhaltigster Vollständigkeit und endlich diejenige Diskussionsbasis, die es überhaupt gestattet, sich wissenschaftlich mit dem besprochenen Phänomen auseinanderzusetzen. Es steht außer Zweifel, daß dieses Buch der Linguistik Frankreichs zu eingehender Debatte Stoff und Veranlassung geben wird. Damit gebührt dem Verfasser der tiefempfundene Dank für die gewaltige Arbeit, die er hier als einziger für uns viele geleistet hat.

Angesichts der Ansprüche Le Bidois' stellt sich dem Linguisten die Frage: Was ist nun SPRACHE? Praktisch steht niemand dieser Frage so nahe, wie der pflichtbewußte Sprachlehrer, besonders der Lehrer für Fremdsprachen, der sich beständig an das zu halten hat, was im eigentlichsten Sinne Sprache – und nicht etwa stilistische Verwertung derselben – zu nennen ist. Wir möchten daher unsere Ausführungen abschließen mit dem Beitrag eines linguistisch gebildeten Französisch-Lehrers, E. Fromaigeats, Winterthur. Wir zitieren aus brieflichen Mit-

teilungen von ihm diejenigen Stellen, welche sich auf den vorliegenden Komplex beziehen, und zwar ohne Kommentar, auch da, wo unsere Auffassungen nicht übereinstimmen.

Je prétends que les linguistes ne se sont jamais donné la peine d'enregistrer la langue parlée et qu'ils ne se sont presque pas occupés de la langue écrite non littéraire (celle de l'usage moyen de la langue: textes scientifiques, commerciaux, techniques, etc.). Tout ce qu'on a fait se base sur des textes littéraires et accorde en outre une valeur presque identique à ce qui est rare qu'à ce qui est généralement considéré comme acceptable.

Ce sont des considérations pédagogiques qui m'ont fait comprendre la lacune qui rend chancelantes tant de belles déductions de Bally. Mes expériences m'ont conduit à me rendre compte que ce qui manque le plus à notre enseignement du français, c'est le temps. On devrait donc pouvoir se concentrer sur l'essentiel. C'est la langue de tous les jours, celle que tout le monde parle, celle qui est la plus usitée, celle aussi qu'il importe de savoir pour ainsi dire automatiquement sans avoir besoin de chercher dans sa mémoire ou de réciter des paradigmes. Ce langage existe. Il y a des phrases, des locutions, des mots qui reviennent à chaque instant et qui constituent les 90% de tout ce qui se dit. Or, ce langage on ne l'a pas enregistré.

M. Le Bidois a parfaitement réalisé ce qu'il s'est proposé de faire et on ne saurait lui reprocher qu'une chose: d'avoir renoncé à tenir compte de la langue parlée en opposition avec le style personnel des littérateurs. Car c'est une affirmation gratuite que de prétendre que la langue parlée se transforme plus rapidement que la langue écrite. Les m o d e s (von uns gesperrt) littéraires passent beaucoup plus vite que ne s'opère n'importe quel changement linguistique. Et personne ne lui demande de tenir compte de la langue de tous les milieux; il eût suffi de s'en tenir à la langue parlée surveillée de ceux qu'il nomme „nous" (p. 411) pour fournir une base l i n g u i s t i q u e solide à tout son admirable travail et montrer pourquoi – selon Bréal – les inversions du s t y l e l i t t é r a i r e font d'autant plus d'effet qu'elles rompent davantage avec les habitudes de tous les jours.

L'instruction obligatoire est la mort de tout beau langage. La langue restait belle quand les imbéciles ne savaient pas écrire, car on parle comme tout le monde, mais chacun veut orner son style écrit de plumes de paon.

Cette étude de M. Le Bidois est-elle un manuel de style littéraire? Un linguiste constate et ne juge que d'après l'usage général et non d'après son goût littéraire. Cela dit, je reconnais que je suis du même avis sur ces procédés littéraires.

Je trouve le livre parfait et-attristant, attristant quand je pense ce qu'il aurait pu être, si au lieu de donner une leçon de style littéraire justifiée et utile aux écrivains de notre époque, l'auteur s'était placé sur le terrain linguistique pur. Soit linguistique diachronique en étudiant les progrès de l'inversion depuis l'époque classique à nos jours,

ou depuis 1900 à 1950 – ou bien linguistique synchronique en étudiant l'inversion de la langue littéraire de ce demi-siècle comparée à l'inversion dans la langue parlée de la même époque. Mais l'auteur a préféré se baser sur la langue artificielle de certains auteurs (gidiens et autres) et sur le style de Proust (un écrivain dont j'admire l'oeuvre depuis 1913, mais dont la langue est parfois d'un caractère aussi exceptionnel que sa „Recherche du temps perdu").

(Unsern Vorsatz brechend bemerken wir, daß wohl die Ausbeute an Inversionen der Umgangssprache irrelevant sein dürfte. Gegenüber Fromaigeat vertreten wir, mit Le Bidois, den Standpunkt, daß das français écrit nur erfaßt werden kann, wenn man es – schon viele äußere Sonderheiten veranlassen dazu – als Sondersprache neben der simultanen Umgangssprache betrachtet . . . dabei nehmen wir auch die gepflegte, überwachte Umgangssprache nicht aus. Zu unserer Vernehmlassung ist aber zweierlei zu bemerken: Für den Leser ist die Meinung eines so verdienten Sprachkenners und Methodikers von wohlberechtigtem Interesse. Zweitens, wäre es auf alle Fälle interessant, einmal grundsätzlich zu untersuchen, ob und wie die Schriftsprache auf dem selbstverständlichen Primat des mündlichen Sprachgehabens rollt.)

„(L. B. 415) Aussi, loin d'être un signe de raffinement, l'abus de l'inversion est-il la marque d'un style médiocre." – Excellent! Mais ce n'est pas de la linguistique.

„(L. B. 415) Il est même permis de penser que l'un des traits qui caractérisent les écrivains du XXe siècle est précisément la recherche de la variété et du pittoresque dans la construction, c'est-à-dire, en somme, un effort constant vers l'expressivité et que, sur ce point comme sur plusieurs autres . . . notre langue manifeste, plus que jamais, une étonnante vitalité." – C'est l'effort constant vers l'originalité par manque d'originalité innée. Ce défaut a toujours existé chez les médiocres. Ce n'est que parce que les médiocres d'autrefois, en quête d'originalité, ont été oubliés qu'on écrit que les défauts de ceux d'aujourd'hui sont caractéristiques pour notre époque.

Tel qu'il est, le livre de M. Le Bidois est riche d'enseignements et cela doit nous suffire.

Dieser letzten Feststellung wird sich kaum ein aufmerksamer Leser entziehen können. Das Buch ist für stilistische Studien von entscheidendem Gebrauchswert und für Linguistik ein neues Ausgangsfeld fruchtbarer Forschung . . . auch wenn es die beiden Disziplinen unzureichend geschieden hat.

K. Rogger

Französisch-Fränkisches[1]

Drei Wörter der Lex Salica

14. *hrann* 'Schweinestall'.

Dieser Artikel des FEW stellt zweierlei fest: 1. daß das Wort der Lex Salica in zwei verschiedenen Epochen ins Romanische übergegangen ist, mit *hr-* zu *fr-* oder mit *r-*, also *frank* neben *ranc*; 2. die *fr*-Form ist ganz vereinzelt belegt, die *r*-Form erscheint beschränkt im wesentlichen auf das Wallonische und Lothringische, den Nordostrand der Champagne und Hennegau, Formen *rang, ran, aran, airan, haran*. Alte Belege, so des Judenfranzösischen, zeigen die Bedeutung 'poulailler', 'cage à volaille', aber die Hauptbedeutung bleibt 'toit à porcs', gelegentlich auch 'remise', 'auge'. Das Geschlecht ist zumeist masc.

Die fränkische Herkunft ist sicher. Aus den Schreibungen der Lex Salica *de chrannae, chranne, rhanne, cranne,* auch *franne* hat van Helten Beitr. 25, 1900, S. 260, ein *hrann* erschlossen. Schon Kern hatte unter Verweis auf die ahd. Übersetzung *fon . . . stigu, in . . . stigu* die Bedeutung 'Schweinestall' festgelegt, ahd. mhd. *swînstîge* noch in Schweizer Mundarten, Grimm 10, 2, 2, S. 1871. van Helten wagt den Ansatz **hran*-Dental-*ni* nach altslovenischen Bildungen der Bedeutung 'flechten, Flechtwerk'. Wir meinen im Germanischen verbleiben zu können und verweisen auf got. *hramjan* 'kreuzigen' bei Feist, dort ags. *hremman* 'einengen', ndl. *remmen,* worüber bei Franck-van Wijk, ahd. *rama,* mhd. *rame* 'Stütze, Gestell, Rahmen', aisl. *hrefni* n. aus **hramnja-* 'die unterste Planke an der Schiffsseite' bei Walde-Pokorny 2, 583; abweichend Kluge unter *Rahmen*. Anzusetzen wäre ein *hramni-*, also eine *n*-Erweiterung, und Assimilation *-mn-* zu *-nn-* wie in *nemnen, nennen*; über *-n*-Erweiterung vgl. Wilmanns, Wortbildung, 2 S. 300 ff., S. 301 z. B. *zaun, spahn, dorn*. Bedeutung: 'Brettergestell', wozu man bei Feist vergleiche slavische Belege der Bedeutung 'Webstuhl', 'mit Brettern umstellen'. Stellt man *rahmen* mit *r-*, nicht *hr*-Anlaut beiseite, so Kluge, so bleiben wir in einem ingwäonisch-nordisch-gotischen Bereich, dem sich das Wort der Lex Salica gut einfügte[2].

---

[1] Vgl. zuletzt 70, 1954, 86.

[2] Zu verweisen wäre noch auf Gamillscheg Rom. Germ. 1, 191, 266, wo die falsche Deutung Grimms angeführt ist, auf J. Warland, Mundart Malmedys, 1940, S. 113. Die Fehlschreibung *chramne* der Lex Salica ist fernzuhalten. – Ehrismann, Beitr. 20, 1895, S. 57 f., behandelt als Glied der Sippe auch *adframire, adharamire,* van Helten 10. 144, afranz. *aramir* 'festmachen, gerichtlich zusichern', Gamillscheg 1, 161.

15. *screun(i)a* 'unterirdischer Raum'.

Die Handschriften der Lex Salica, 8.–10. Jh., überliefern *screunia, screuna, screona,* auch *escreuna, escreona, iscreona*[1], Lex Burgundionum *screunia.* Das Capitulare erläutert *teguriis* dat. pl. durch *screonis*; *tegurium* aber ist eine Hütte, deren Dach von Stroh, Rasen oder Rohr bis auf die Erde reichte, Schutzhütte der Bauern, besonders der Schäfer und Hirten auf dem Felde. In der Lex Salica ist *casa* die lat. Entsprechung; Kern § 78 verdeutlicht mit *textrina,* 'a workshop', 'Webstube'.

Der Artikel *screunia* des FEW bringt reiches und neues Material. An *escraigne, escraine* 'chambre souterraine, hutte' des Judenfranzösischen Nordfrankreichs im Mittelalter, schon um 1100, schließt sich an apik. *escriene* 13. Jh., achamp. *escraingne* Chretien, alothr. *escraingne* 14. Jh. Darauf folgen neuere Belege aus der Picardie, Wallonie, Bourgogne, insbesondere auch aus der Gegend von Dijon, und diese Belege beharren mehr oder weniger bei der oben genannten ältesten Bedeutung. Bourg. *écraigne,* 17. Jh., ist ausführlich erläutert: „hutte faite avec des perches fichées en rond et recourbées par en haut en forme de chapeau, qui était couverte de gazon et de fumier et dans laquelle les vignerons s'assemblent pour les veillées". Pik. *écraignes* betont, daß die Hütten der winterlichen Abendversammlun genfast unterirdisch waren. Bourberain (Côte d'Or) *ekrẽñ* weiß nur noch von 'cave dans laquelle se faisait autrefois la veillée'; nam. *escrènez* sagt allgemein 'lieu de la veillée des paysans'. Man sieht: eine uralte Sache und Bedeutung ist im erblassen.

Der größere Teil der Belege des FEW hat daher nur noch die Bedeutung 'veillée', 'soirée', wenn auch in Abschattungen: 'veillée d'ouvrières', 'de femmes qui passent la veillée en tricotant et en bavardant', 'd'hiver', nur einmal noch der Zusatz 'dans une cave', bourg. Ableitungen und abgeleitete Bedeutungen zeugen für altes, kräftiges Leben. In Metz ist *crégnou, -ouse* 'celui qui prend part à une veillée', in Mons *eskrenie* 'long bâton avec une lampe au bout qui éclaire pendant la veillée'. In der Haute-Marne ist *craigne* 'Hexensabbath'; von Dijon über Verdun (Saône-et-Loire) bis zum Jura hat das Wort auch die Bedeutung 'individu maigre ou chétif', 'avare', was von der primitiven Hütte oder den alten Weilern der Abendversammlungen abzuleiten ist. Die Belege liegen im Norden und Osten, in Flandern, Pikardie, Hennegau, Bourgogne, südöstliche Champagne, Nordhälfte von Lothringen, Südwestrand der Franche-Comté.

Ortsnamen bezeugen das Wort auf größerem Gebiet. Zum Osten tritt der Westen: *Acraignes* (Meurthe-et-Moselle), *Ecrienne* (Marne), *Ecrennes* in der Gegend von Orléans, im Anjou und südlich der Loire in der Saintonge.

Das Gesamt der Belege beweist, daß Wort und Sache im Norden und Osten fest und dicht gesessen hat. Anderseits zeigen die Orts-

[1] Ausgabe Hessels-Kern Sp. 664.

namen, daß Wort und Sache bis zur Loire und darüber hinaus bekannt gewesen ist. Man kann das so verstehen, daß die Mitte, der Westen und die Loirelinie schwächer besetzt waren und Wort und Sache in den Gebieten geringerer Dichte schneller und gar vollständig erloschen ist. Immerhin muß die Art der Hütte oder des Gemaches und der Volksbrauch der abendlichen Zusammenkünfte auch an der Loire ein wesentliches Stück volkstümlichen Lebens gewesen sein, damit die Ortsnamen entstehen und sich halten konnten.

Sach- und Ortsnamenbelege zusammengenommen umsäumen Nordfrankreich im Bereich der Loire, Saône, Mosel, Maas, Schelde. Das deutet auf Hinterlassenschaft aus fränkischer Zeit. Es vergleicht sich etwa die Geographie der verbliebenen Ortsnamen auf fränk. *-ingas*, v. Wartburg, Die Entstehung der romanischen Völker, 2. Aufl., 1951, S. 113 ff. Damit wäre aber zugleich gesagt, daß *escriene, escraigne* in der nordfranzösischen Mitte ebenso vorhanden gewesen und ebenso geschwunden ist wie die Ortsnamen auf *-ingas*. In beiden Fällen aber wird man nicht mit alter gleichmäßiger Dichte, sondern mit allmählicher Lockerung gegen die Loire rechnen. Der Norden und Osten ist Rückzugsgebiet und Gebiet alter Dichte in einem[2].

Lautliche Haupttypen sind *escriene* und *escraigne*. Wartburg führt sie zurück auf *screona* und *screunia*, so wie sie die Lex Salica nebeneinander überliefert. *screona* ist die Grundform des Nordens, der Picardie; die Bourgogne, Lothringen und die Südostteile der Champagne weisen auf *-ia*-Bildung, die aber auch in der Pikardie vorkommt. Damit ist die Frage nach dem Verhältnis von *screona* zu *screunia* gestellt. Ist es altes Nebeneinander von *-ô-* und *-jô*-Bildung oder zeigt *screona* den Verlust des *-i-*, *-j-*, den man ins 9. Jh. setzt?[3] Dann wäre das Wort in der Pikardie in der jüngeren Form übernommen worden. Wir beachten das Nebeneinander von *-ô-* und *-jô-* in Sachbezeichnungen bei Wilmanns §§ 165. 197, die Sachbezeichnungen mit *-jô-* bei Kluge §§ 81. 82, darunter ahd. *sciura, scûr(i)a* 'Scheuer' zu *scûr* 'Wetterdach, und vor allem anord. *dyngja* 'Frauengemach', eigentlich 'Grube', verwandt mit mhd. *dung*, bei Henzen § 86. Die Sippe *dunk* ist weitsichtig behandelt bei H. Teuchert, Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts, 1944, S. 166–171[4]. Teuchert führt auch an die Stellen aus Plinius und Tacitus über die Wohngruben der Germanen und die unterirdischen Räume, in denen die germanischen Frauen ihre Webarbeit verrichteten; vgl. E. Fehrle, Germania, 2. Aufl., 1935, mit ausgezeichnetem Sachkommentar S. 86 ff. Nach Teuchert ist *dung* anfänglich die Strohschicht als Decke der Frucht und Wohngrube, Wurzel **dhengh-* 'bedecken'. Es gibt masc. und fem. *-ô-*, *-jô-* Bildungen. Nach diesen Verhältnissen sehen wir in *skreunia* eine Bil-

---

[2] Einige Belege bei Gamillscheg Rom. Germ. 1, 130. 188.

[3] Braune Ahd. Gr. § 209, Schatz Ahd. Gr. § 335, vgl. auch Nebeneinander von *a* und *ia* bei J. Mansion, Oud-Gentsche Naamkunde, 1924, S. 288.

[4] Ein afränk. **dungjô* als Grundlage von franz. *donjon* 'Burgturm' wird FEW zugunsten von **dominio* 'Hauptturm des Schlosses' aufgegeben.

dung zu einem **skreun-*. Womit ist das zu verknüpfen? Bei Durchmusterung von Walde-Pokorny vielleicht mit *scûr* m. 'Wetterdach, Schutz', 2, 548, dazu das oben angeführte *sciura, scûr(i)a* f. Dann stoßen wir auch hier auf eine Wurzel, die 'bedecken, umhüllen' bedeutet. Will man sehr kühn sein, so denkt man an eine ablautende *n*-Bildung *skeurn-* und Umstellung des *r*[5].

16. *sunor* 'Schweineherde'.

Das FEW belegt ein anglonorm. *sundre* f., später *soundre* und, davon weit getrennt, ein afranz. *soundre* (Tournai ca. 1240), mfranz. *sonre* (1424), awallon. *sonre* (16. Jh.), Bedeutung 'Schweineherde'. Die alten und späteren französischen Belege sind frühe Zeugnisse eines zusammenhängenden Gebietes des französischen Nordostens, in dem die Wortfamilie bis heute lebt: Wallonie, Hennegau, Flandern, Champagne, Lothringen. Neben dem einfachen Wort, altem *sonre* entsprechend, stehen Ableitungen und Zusammensetzungen. Die Nachkommen von *sonre* halten im allgemeinen die alte Bedeutung 'troupeau de porcs', bedeuten aber auch 'portée d'une truie', 'bande', 'association' (en mauvaise part), sogar 'toit à porcs'. Von den nominalen Ableitungen erwähnen wir *sonrée* f. 'troupeau des jeunes porcs', 'portée d'une truie'. Die Zusammensetzungen gehen aus von der Herde und von der Unordnung und dem Schmutz, die an der Schweineherde und dem Schwein haften, also etwa *s'assonrer* 'vivre familièrement avec qn', *rassonrer* 'rassembler', 'réunir en bande', 'mettre en mauvais état', 'remettre tous les cochons ensemble', 'rassembler les bestiaux pour les conduire en pâture', 'rassembler des bêtes effrayées, dispersées par la peur, surtout des volailles', ferner *assonrè* 'salir, gâcher', *assonre* m. 'désordre et saleté, endroit sali et bouleversé', *assonra* adj. 'en mauvaise compagnie'. Das und anderes zeugt von der Lebenskraft der Sippe.

Die anglonorm. Form kommt von ags. *sunor, suner* f. [Holthausen, Aengl. etym. Wb. f. n.] 'Schweineherde', mengl. *sonder,* nengl. *sounder* 'Rudel Wildschweine'.

Über die Sippe hat grundlegend gehandelt E. Sievers, Beitr. 16, 1892, 540 ff. anläßlich des nord. *sonargǫltr* 'Leiteber, Zuchteber, das beste und schönste Tier der Herde, der am Julfest geopfert wurde', Gering, Edda-Wb., Kommentar 2 S. 60. Der nordische *sonargǫltr* ist dasselbe wie der langobardische *sonorpair, pair* gleich deutsch *bêr,* engl. *boar* 'Eber'. Er ist der Führer einer Herde von bestimmter Zahl, *sonor,* die im Edictus Rothari auf 30 Stück berechnet ist. Aus der Lex Angliorum will Sievers die Kurzform *son* belegen: *scrofas sex cum verre, quod dicunt son,* von van Helten Beitr. 25, 1900, S. 282 freilich als Fehlschreibung für *sonest* angesehen.

---

[5] In der Lex Burgundionum, Ausgabe F. Beyerle, Germanenrechte 10, 1936, ist *screunia* gestellt zu ags. *scræf* n. 'Höhle, Grube, Loch; Hütte'; aber dies gehört zur Sippe *schürfen,* Walde-Pokorny 2, 581, s. auch F. Holthausen, Aengl. etym. Wb.

Man sieht in *sunor, sonor* (*sonar*) einen ursprünglich neutralen *-es/-os*-Stamm, abgeleitet von der Wurzel *sū*, lat. *sūs*, deutsch *sau*. Im Anglisch-Angelsächsischen fände man, wenn man van Heltens Bedenken übersieht, noch ein altes Nebeneinander von *son* und *sunor;* sie würden sich zueinander verhalten wie ahd. *wild* n. 'Wild' und ags. *wildor* n. 'Wild', nord. *hljóð* n. 'Laut', ahd. *liodar*, ags. *hléoðor* n., v. Unwerth, *es/os*-Stämme in den altgermanischen Dialekten, Beitr. 36, 1910, S. 1 ff., insbesondere S. 5 f. Überführung in masc. oder fem. Flexionsklassen ist wiederholt zu beobachten, v. Unwerth zusammenfassend S. 26; daher auch ags. *sonor* f. neben n., wobei man Einwirkung von ags. *heord* f. 'Herde' nicht übersehen sollte.

Das fem. Geschlecht von anglonorm. *sundre* ist also alt und gut begründet. Schwierigkeiten macht das *-ar*. Dem ahd. *-ar* in z. B. *liodar* 'Geräusch', *rindaras* gen. 'Rind' ist es fernzuhalten. Sievers denkt an einen erstarrten Nominativ, oder an einen Gen. Sg. zur Kurzform *son* der Lex Angliorum, S. 544. Wir fragen nach Geschlecht und Deklination. v. Unwerth erkennt, neben dem gewöhnlichen Übertritt der *-es/-os*-Stämme in die *a*-Deklination, einen Übergang in die *i*-Deklination und alte Berührung mit der *u*-Deklination. Man wird *son* als neutrum nehmen. Bei einer nord. Deklination *son, sonar* denkt man an ein fem. oder an ein masc. nach der *u*-Deklination, **sonr, sonar* van Helten Beitr. 25, 1900, S. 281, was seine Bedenken gegen *son* abschwächt. Immerhin bleiben das Angelsächsische, Nordische und Langobardische zusammen.

Wir schauen aus nach weiterer Verwandtschaft, nach dem Deutschen und Fränkischen. Bei Sievers ist ausgehoben das altschwäbische *swaner* 'Schweineherde', das neben *stuot* 'Pferdeherde' und *swaige* 'Rinderherde' steht. Zu diesem *swaner* gehört *suanering* = *swanering* Notker Psalmen 79, 14. Es wird mit 'Eber' übersetzt, was nicht stimmt. Der *bêr* 'Eber', *der mit demo suáneringe negât,* sondert sich ab von dem 'Angehörigen der Herde', von dem *andermo sînero genôzscefte,* wie es einige Zeilen weiter heißt. *swanering* ist vom Übersetzer der Psalmen mit *-ing* richtig gebildet, um den Einzelgänger, *sanglier* = *singularis,* von dem Herdentier zu scheiden; mit *sundirebir* verdeutlicht der Glossator den *singularis*. Ein mhd. *swener* 'Eber' scheint bei Haupt zu Minnesangs Frühling 8, 15 gesichert. Hier muß der Typ *Wächter, Köter* irgendwie eingewirkt haben. Alles andere, was die Wörterbücher bieten, so Graff, Schade, das große Mhd. Wb., Schmeller und noch Holthausen, ist ungenau oder falsch und fernzuhalten.

swaner steht in *ya*-Ablaut zu *sunor, sonor*. Es ist alemannisch-süddeutsch; für die Erklärung der französischen Formen scheidet es aus. Aber man darf ein *sunor*, dem Angelsächsischen entsprechend, auch für das Altfränkische ansetzen. Die enge Verwandtschaft zwischen dem Englischen und einer alten Schicht des Fränkischen, namentlich im Bereich der Küste, ist wiederholt nachgewiesen. Dazu überliefern die fränkischen Gesetze ein Wort, das zu ags. *sunor, suner* gehört: *sonista, sunesta, -nista,* auch mit *-nn-*, van Helten a. a. O. nach Hessels Lex

Salica, Kern bei Hessels § 28, eine 'Schweineherde' von wechselndem Umfang, 25–50 Stück. In der Lex Ribuaria begegnet *sonesti, -is, -em, -e* 'grex', in der Lex Angliorum *sonest* neben der – beanstandeten – Lesung *son*. Zu *sonestis* steht Monumenta Germaniae Leges V S. 277 die Glosse *stuat rura. suanus,* Steinmeyer Glossen 2, 353, 32, d. i. 'Pferdeherde', 'Meute' = mhd. *ruore* 'Schweineherde', nach Steinmeyer, der sich aber nicht zu der Form von *suanus* äußert (Verschreibung für *suaner?*). Auf jeden Fall ist eine Bildung aus *sun-*, demnach auch die Basis *sun-*, fränkisch, gleichviel wie man die *-st*-Bildung beurteilt. van Helten weist S. 282 auf ahd. *awist* m. 'ovile', *ewist*, woneben auch *awista,* also fem. neben masc.; das fem. Geschlecht wäre nach van Helten das ursprüngliche. Auch *sonist(a)* wäre dann fem. Über *awist* vgl. auch Feist Vgl. Wb. d. gotischen Sprache, 3. Aufl., S. 70. Wir übersehen nicht got. *aweþi* n. 'Schafherde', ags. *ēowd(e)* n. f., ahd. *ewit, owiti* n., Grundform **awid(i)-*. Demnach könnte man denken an eine Bildung *sunis-* mit Dentalsuffix, also an ein ursprüngliches *sunis-t-,* Kluge Stammbildungslehre § 70, Wilmanns Wortbildung S. 350. Dann wäre in den fränkischen Gesetzen gar ein *sunis-* des *-es/-os*-Wechsels vor Dental bewahrt, die Wechselform von *sunor*.

Das Angelsächsische hat von der Deklination die *-es/-os*-Stämme besonders viel behalten, das Deutsche bis heute *Treber, Trester* und die *er*-Plurale des Typs *Rinder*. Wir verdanken H. Flasdieck den Nachweis von *-r* aus *-es/-os* in Entlehnungen des Nordfranzösischen aus dem Germanischen, Zinn und Zink, 1952, S. 98 ff. 105 ff. 136 ff. Die Entlehnungen entstammen einer ingwäonischen Schicht des Fränkischen. In diese gehört auch franz. *soundre, sonre*.

Bemerkenswert ist die Geographie von Basis *sun-* gegen *su̯an-*. Angelsächsisch, Altnordisch, Altfränkisch stehen mit dem Langobardischen gegen das Alemannische als Vertreter des ehemaligen Elbgermanischen. Das ist eine bemerkenswerte Gruppierung.

Leipzig und Basel

THEODOR FRINGS und WALTHER V. WARTBURG

Nachtrag während der Korrektur: Die knappen Darlegungen zu 14. *hrann* 'Schweinestall', niedergeschrieben 1954 in Basel, berühren sich mit einem Aufsatz von N. Otto Heinertz in Moderna Språk, 48, 1954, S. 229 ff. Auf den Aufsatz von Heinertz machte mich von Wartburg Anfang Januar 1956, während der Korrektur, aufmerksam; Herr Heinertz war so freundlich, mir sein Handexemplar zur Verfügung zu stellen. Im wesentlichen, nämlich im Ansatz **hramni*, stimmen wir zueinander. Der tieferen Begründung und den sonstigen Ausblicken bei Heinertz wird man zustimmen. – FRINGS.

Zu einer neuen Etymologie von fr. *pièce* und span. *pedazo*

Fr. *pièce* 'Stück' ist bis jetzt fast allgemein aus gall. **pettia* erklärt worden. Thurneysen, Keltoromanisches 70–72, setzt ein gall. **pett-* voraus; Gamillscheg, im Etymologischen Wörterbuch der Französischen Sprache, genauer gall. **pettis*. Schon Diez hat an kymr. *peth* m. erinnert, das ursprünglich 'ein Teil', dann allgemein 'ein Ding, etwas' bedeutet, und das nicht von bret. *pez* 'ein Stück' getrennt werden kann. Thurneysen hat diese Etymologie eingehend vom Standpunkt des Keltischen begründet. Er weist darauf, daß dem kymr. *peth* im ältesten Denkmal des Gälischen, im „Book of Beir", *cuit* (Femininum) zur Bezeichnung von Landbezirken entspricht, und daß im selben Text dafür auch das aus dem Britannischen entlehnte *pett* gebraucht wird: *cuit mormoir* 'das Land des Oberverwalters', *cuit riig* 'Land des Königs' neben *pett meic garnait* 'Land(stück) des Mc Garnait', *pett immulen* 'Land der Mühle', *pett malduib* 'Land des Maldub' usw. Im Neuirischen bedeutet *cuid* 'share, part, some; victuals, food; property, effects, means, substance; lodging, quarters; the privy parts; clothes of deceased persons, which became the perquisite of the clergy' (Dwelly). Thurneysen bemerkt, daß air. *cuit* ein *i*-Stamm ist und of **cotti-* zurückgeht. „Das Zahlwort 'fünf', urkeltisch **quenque*, in den Oxforder Glossen *pimp*, bret. *pemp*, kymr. *pymp* lautet air. *cóic*[1], neuir. *cúig*, gäl. *cóig*; letztere Formen weisen auf früheres **conque* . . .; also ist hier ursprüngliches *que-* zu *co-* geworden. Demnach kann auch **cotti-* aus **quetti-* entstanden sein, welchem britt. **pett-* genau entspricht . . . Somit ist der keltische Ursprung für **quett-* britt. gall. **pett-* 'Teil, Stück' soviel wie erwiesen."

Ich habe absichtlich die Ausführungen Thurneysens detailliert wiedergegeben, denn sie sind sehr wichtig. Wir dürfen einen britannischen Stamm **petti-* m. ansetzen, woher kymr. *peth*, bret. *pez*, daneben einen uririschen Stamm **quetti-* f., woher ait. *cuit*. Britann. **petti-* muß auf **quetti-* beruhen. Da im Gallischen, wie im Britannischen, altes *qu* zu *p* wird, entspricht einem britann. **petti-* m. ein gall. **petti-*, das sich leicht den femininen *i*-Stämmen anschließen konnte (vgl. auch urir. **quetti-* f.), und das im Romanischen zu **pettia* umgestaltet worden ist, wie spätlat. *buttis* f. 'Faß' zu **buttia*, woher mlat. *bucia*, adauph.

---

[1] Zur Längung des Vokals *(ó)* vgl. Thurneysen, KZ 59, 11–12; A Grammar of Old Irish (Dublin 1946), 248–247.

boci usw. (Hubschmid, Schläuche und Fässer 47), wie lat. *rasis* f. 'Harz' zu **rasia*, woher engad. *reža*, it. *ragia*, oder gall. **juris* f. 'Bergwald', mlat. *juris* zu mlat. *juria* (Akkusativ *jurias*)[1]. Diese Bildungen auf *-ia* sind also anders entstanden als die romanischen Ableitungen auf *-eus, -ius, -ium, -ia,* die A. Thomas (Essais de philol. française 74–90) bespricht[2].

Die Erklärung von fr. *pièce* und seiner Familie aus dem Gallischen ist nun kürzlich von Charles H. Livingston (NphMitt. 55, 178–188) bestritten worden, und Gunnar Tilander hat sich der Meinung Livingstons angeschlossen, indem er weitere, bisher nicht zu fr. *pièce* gestellte Wörter in seine Untersuchung mit einbezog (StNeoph. 27, 31–42).

Man sollte meinen, es wäre die Pflicht eines Forschers, der eine fast allgemein angenommene Etymologie durch eine andere ersetzt, die lautlichen, formellen oder semasiologischen Schwächen der bisherigen Etymologie aufzudecken und zu zeigen, daß sie unhaltbar ist. Weder Livingston noch Tilander haben dies getan. Livingston stützt seine Ablehnung lediglich auf unbegründete Zweifel von A. Dauzat, A. Thomas und Murray (im NED), nach welchen Forschern die herkömmliche Erklärung, ohne Anführung von konkreten Einwänden, nur „probable" (Dauzat), „incertaine" (Thomas) oder mit „many difficulties" verbunden sei. Die angeblichen Schwierigkeiten liegen offenbar bloß in der Diskrepanz zwischen dem von Thurneysen angesetzten britann. gall. **pett-* und der von andern Forschern schon für das Gallische postulierten Grundform **pettia*. Nur Gamillscheg hat Thurneysens Ausführungen richtig verstanden und verdeutlicht mit dem Hinweis, daß dem kymr. *peth* auch ein gall. **pettis* entsprechen konnte, was von Livingston nicht einmal erwähnt wird; **pettia* ist daraus in romanischer Zeit umgestaltet. So zieht Livingston um jeden Preis eine Erklärung aus lateinischem Sprachgut vor, mag diese noch so kompliziert und konstruiert sein. Die frühere gallische Etymologie sei nur ein Notbehelf gewesen, ein „pis aller".

Es geht nicht an, eine nach allen Seiten gut fundierte keltische Etymologie ohne ernstliche Diskussion auf die Seite zu schieben, schon gar nicht, wenn die Urheber der neuen Erklärung, soweit aus ihren Publikationen ersichtlich ist, sich nie mit den dabei in Frage kommenden Sprachen beschäftigt haben. Es ist übrigens anzunehmen, daß jemand, der selbsterworbenen Einblick ins Keltische hat, nicht so souverän über Gelehrte wie Thurneysen, Meyer-Lübke und Gamillscheg hinweggegangen wäre. Livingston und Tilander bezweifeln, gewissermaßen prinzipiell, wie übrigens auch Harri Meier[3], Deutungen romanischer Wörter aus keltischem oder vorromanischem Sprachgut.

---

[1] Hubschmid, Praeromanica 105–106; Alpenwörter 62; AAA 49, 398; FEW 5, 82–83.

[2] Einige davon sind allerdings bei Thomas nicht richtig beurteilt; s. auch Malkiel in der unten S. 292, Anm. 2 zitierten Arbeit, S. 141, Anm. 188.

[3] Vgl. dazu meine Stellungnahme in RF 64, 43–56; 65, 267–299; Orbis 4, 214–229.

Nach ihnen bewegt man sich nur auf sicherem Boden, wenn man romanische Wörter, wie fr. *pièce*, aus dem Lateinischen herleitet.

In dieser Überzeugung setzen sie fürs Vulgärlateinische Wortbildungen und Bedeutungsentwicklungen voraus[1], die kaum ernstlich begründet werden können.

Zunächst führt Livingston Entsprechungen von fr. *pièce* in andern romanischen Sprachen an, prov. *peço*, it. *pezza, pezzo*, span. *pieza*, port. *peça*. Die auffälligen, im REW zitierten sardischen und rumänischen Formen werden nicht diskutiert[2]. Er stellt fest, daß mlat. *petia* seit dem 8. Jh. belegt ist und sich meist auf Landstücke bezieht, weist aber nicht auf die genau entsprechende Verwendung von air. *cuit, pett*. Er geht vielmehr aus von mlat. *pedare* 'mit den Füßen messen' und erschließt aus mlat. *peditura* 'ein mit Schritten abgemessenes Gebiet' ein mlat. **peditare* 'mit Schritten abmessen'.

Vom Partizipium **peditus* sei dann nach dem Vorbild von lat. *captus*: *captiāre, dīrēctus* : *dīrēctiāre* und den seltenen vulgärlateinischen Bildungen **sanitus* (an Stelle von *sanātus*): **sanitiāre* (> afr. *sancier* 'heilen'), **excavitus* (zu *excavāre*): **excavitiāre* (> it. *scavizzolare* 'genau durchsuchen') ein Verbum **peditiāre* 'mesurer en pieds' geschaffen worden, das früh zu **pettiare* kontrahiert worden sei; daraus habe man **pettia* rückgebildet.

Gegen diese Deutung spricht die Tatsache, daß Verben auf *-itiāre* im Lateinischen nicht bezeugt und im Romanischen nur ganz vereinzelt gebildet worden sind (Livingston kann nur die zwei genannten Beispiele anführen). Und wenn wirklich ein **peditiāre* existiert hätte, warum läßt sich vom Verbum keine Spur erschließen (s. noch unten S. 292), während das davon abgeleitete Substantivum von Italien bis Portugal lebt? Und wie erklärt sich aus **peditiāre* die sicher alte Bedeutung von sard. (Nuoro) *péϑa* 'Fleisch', logud. *petta*, campid. *pezza*, eigentlich 'ein Stück (Fleisch)'? Bisher nahm man an, das gallische Wort sei früh in die römische Soldatensprache gedrungen. So lebt it. *pezzo* 'Stück' auch in Süditalien, wie it. *pezza* 'Stück Stoff' (so schon 1227 mlat. *petia* in Siena). Wenn in Urkunden mlat. *petia* sonst meist ein Stück Land bezeichnet, so ist dies leicht verständlich, da in Urkunden häufig von Landstücken die Rede ist.

Rein lautlich läßt sich gegen einen Wandel von **peditiāre* > **pettiare* nichts einwenden; vgl. lat. *figicāre* > it. *ficcare*, fr. *ficher*, prov. port. *ficar* oder lat. *matūtīnum* > it. *mattino*, fr. *matin*, prov. kat. *matí*. Die neue Etymologie von **pettia* ist aber in allen andern Beziehungen

---

[1] Ähnlich K. Heisig, der fr. *trou* und seine Familie, prov. *trau*, kat. *trau*, aus lat. *terebrum* 'Bohrer' über eine Rückbildung *(forāmen)* **terebricātum* erklärt (ASNS 191, 223–224). Derartige Phantasien blieben besser unveröffentlicht. – Fr. *trou* usw. wird von Meyer-Lübke als „wohl gallischen Ursprungs" betrachtet. Ich stütze die von Alessio (AAA 49, 417) vorgeschlagene Verknüpfung mit astur. *torcu* 'Loch im Boden', sard. *trokku* 'Schlucht' und bask. *troka* (Hubschmid, Sard. Studien 42–43) in einem neuen Buch „Expressive Wörter" (Bern 1956 oder 1957).

[2] Dazu Hubschmid, Rom. Jahrbuch 4, 440.

bedenklich, vor allem weil das Verbum **peditiare* > **pettiare* gar nicht belegt ist. Die bisherige Deutung aus dem Keltischen ist daher bei weitem viel wahrscheinlicher.

Erstaunlicherweise hat nun G. Tilander die Beweisführung Livingstons für „convaincante" gehalten und den Faden weiter gesponnen, und zwar in einer Art, die bei einem sonst so hervorragenden und sorgfältigen Forscher unverständlich ist.

Ich bedaure, damit ein zweites Mal gegen Etymologien Tilanders Stellung nehmen zu müssen. Früher habe ich seine Erklärung von span. *trozo* abgelehnt und darin vorromanisches Sprachgut gesehen[1]. Die mit span. *trozo* zusammenhängenden Probleme sind sehr kompliziert, und Tilander ist nicht der einzige, der einen falschen Weg einschlug. Bei der Familie von fr. *pièce* und den von Tilander damit verknüpften Wörtern liegen die Dinge dagegen ganz klar.

Tilander glaubt, in mlat. *pediare* 'abgrenzen, ein Grundstück ausmessen und die Grenzen ziehen' aus Aragón, dem altarag. *pedear* und altarag. anavarr. aspan. galiz. *apear* 'id.' entsprechen, ein **peditiare* > **petjare* zu erkennen, „sur lequel a réagi le substantif *pes, pedem*". Doch handelt es sich um eine Vermischung von mlat. *pedare* 'mit den Füßen messen' mit einer Ableitung von **pedia* 'Fußschlinge' (gebildet nach **mania*, lat. *manua*). In ähnlicher Weise ist mlat. *pedare* mit einer Ableitung von *pedica* 'Fußschlinge' vermischt worden, daher aspan. *apedgar* 'das Land ausmessen'[2].

Nicht glücklicher ist Tilanders Etymologie von akat. *petja* 'Fußspur', *petjar* 'stampfen', aus **petjare, pediare,* wo doch abruzz. *pèdeca* 'Fußspur', trent. *pèdega* usw. deutlich auf ein **pedica* weisen (REW 6348) und dieses ohne weiteres kat. *petja* erklärt; vgl. lat. **pedicus* > kat. *petge* 'Fußgestell', lat. *medicus* > kat. *metge* 'Arzt' usw., F. de B. Moll, Gramática histórica catalana 149.

Ebenso sonderbar ist der Einfall Tilanders, span. *pedazo* 'Stück' und port. *pedaço* aus **pedatium* zu erklären. Er meint, die beiden Wörter könnten theoretisch auf einer Grundform mit *-d-* oder *-t-* beruhen, zieht aber trotz lat. *pitacium* aus Afrika (drei Belege) eine Basis **pedatium* vor, das nach *pedātus* von *pedāre* aus gebildet worden wäre. Und da in den Urkunden *pedazo, pedaço* stets ein Stück Land bezeichnet,

---

[1] Rev. port. de Filol. 5, 1–25. Die Etymologie Tilanders wird allein schon wiederlegt durch aspan. *destrozar (o destrozando arbol qualquiere)* um 1256 im Fuero von Soria (CD. Osma 3, 89), da **tortiāre* aspan. **torçar*, **troçar* ergeben hätte; aus demselben Grunde kann aspan. *destrozar* nicht (wie Malkiel annahm) auf **dēstructiāre* beruhen, da dieses aspan. *destrozar* mit *z* (statt *ç*, was man aus der Verbindung von Konsonant + *tj* erwartet) unerklärt ließe. Den altspanischen Beleg habe ich erst nach der Publikation des Aufsatzes in der Rev. port. de Fil. gefunden.

[2] Y. Malkiel, Studies in the Reconstruction of Hispano-Latin Word Families, I. The Romance Progeny of Vulgar Latin *(re)pedāre* and Cognates; II. Hispano-Latin **pedia* and **mania* . . . (University of California Publications in Linguistics, vol. 11, Berkeley 1954), S. 87 n. 173, 88 n. 189, 89 n. 193, 116 n. 97.

könne seine Etymologie von niemandem bezweifelt werden. Demgegenüber sei die Erklärung Wartburgs aus gr. *πιττάκιον* bzw. aus der daraus seit dem 3. Jh. v. Chr. (mit der Vereinfachung der Geminaten) entstandenen Form **πιτάκιον* (ZRPh. 68, 39–40) mühsam konstruiert und unwahrscheinlich. Gerade das Gegenteil trifft zu. Tilander erschließt aus aprov. *petas* 'pièce, morceau' (neben *pedas*) und den italienischen Entsprechungen mit *t*, die von Ligurien und Friaul bis in die Campagna und Lukanien reichen (Oneglia *petassu* 'torsolo', Barcis *petaz* 'cuscino di tessuto soffice che mettono dietro le spalle chi porta un peso' usw., s. ZRPh. 68, 39), eine weitere vulgärlateinische Form, **peditatia*. Irreführend schreibt er: „Il ne m'a pas été possible de constater s'il existe des exemples très anciens de it. *petazza*, prov. *pedas* 'pièce de terre', faute de documents", wie wenn zum mindesten in moderner Zeit diese Bedeutung nachzuweisen wäre. Aber aprov. *pedas* bezeichnet eine Windel, *petas* einen Flicken, bedeutet nicht einfach 'pièce, morceau', wie aprov. *trotz, tros* (span. *trozo*). In den Materialien des FEW findet sich für die modernen Mundarten kein Beleg für occit. *pedas* 'pièce de terre'. Lediglich aus einigen jungen Flurnamen läßt sich eine solche sicher sekundäre, übertragene Bedeutung erschließen[1]: *Pédas*, ferme, Aude; *Le Petassat*, écart et montagne à vacherie, Cantal. Ein heute *Petas* genanntes Grundstück im Dep. Haute-Loire heißt vom 14.–18. Jh. *Truchet* u. ä. Der Name *Petas* ist hier also erwiesenermaßen jung. In Urkunden Südfrankreichs und Italiens findet man weder Ortsnamen noch Appellative vom Typus *pedas, petas, *petacium* usw., die eine Bedeutung 'pièce de terre' voraussetzen, nicht weil Dokumente fehlen, sondern weil in diesen Urkunden ein Grundstück eben *petia, pecia* genannt wird. Dafür gibt es Tausende von Belegen[2].

Tilander meint ferner, **peditatium* habe auch auf der Iberischen Halbinsel gelebt, neben den angeblichen Formen **pedatium* (> span. *pedazo*) und **peditia* (> span. *pieza*), wegen mittellateinischen Schreibungen wie *petazo* aus Portugal (1008) und *petaco* (*c* = *ç*) aus León (1063). Er hätte noch hinzufügen können mlat. *petazos* aus weiteren

[1] Zitiert nach den Dictionnaires topographiques.

[2] W. v. Wartburg schreibt zur Etymologie Tilanders (in einer zuerst für das FEW bestimmten Fußnote): „Er lehnt die Erklärung aus dem Griechischen ab, ohne sie auf ihre Haltbarkeit zu prüfen, offenbar einfach weil sie ihm zu kompliziert erscheint. Da sie aber nach allen Seiten mit den übrigen sprachlichen Tatsachen zusammenstimmt, ist diese Ablehnung in Wirklichkeit unbegründet. Er konstruiert zur Erklärung ein **pedatium*, resp. **peditatium*, eine Ableitung von lat. **peditare* 'abschreiten'. Dem steht entgegen, daß ein Verbum mit der Bedeutung 'Abschreiten' höchstens die Grundlage sein könnte für ein Substantivum mit der Bedeutung 'Stück Land' . . . [Hier folgen Ausführungen über die irreführende Bemerkung Tilanders zu prov. *pedas* 'piece de terre']. Es wäre außerdem sehr verwunderlich, wenn **pedatium* genau dort vorkäme, wo *-d-* innerhalb des Occitanischen fällt (dauph.), daß nirgends **pezas* besteht, was das normale Ergebnis von **pedatium* wäre, und der Gegensatz von *pedas* und *petas* müßte durch eine eingehende Überprüfung der geographischen Verteilung der Synkope in dem angenommenen **peditatium* begründet werden."

Urkunden Portugals (1095, 1103), *petacium* aus der Provinz Burgos, 1180 (CD. Oña 1, 314). Wie soll es möglich sein, daß im Iberoromanischen eine scheinbar ehemals von Portugal bis Burgos verbreitete Variante heute spurlos untergegangen ist, während in Südfrankreich noch heute beide Formen vorkommen (occit. *pedas, petas*), sich meist ausschließend? Tilander übersieht, daß die Schreiber bei *petazos, petacium* einfach den ursprünglichen Buchstaben eingesetzt haben (analoge Beispiele sind zahlreich) und daß anderseits lateinisches *-d-* im Portugiesischen regulär geschwunden ist, ein Ansatz **pedatium* im Portugiesischen **peaço* ergeben hätte! Vgl. aport. *pées* 'Füße', *sée* 'Sitz', *confio* 'ich vertraue', sogar *miona* < lat. *mea domina* (Jos. Huber, Altport. Elementarbuch 99–100). Norman P. Sacks gibt in seiner als Materialsammlung nützlichen Dissertation „The Latinity of Dated Documents in the Portuguese Territory" (Philadelphia 1941) über 50 Beispiele für den Schwund von lat. *-d-* in mittellateinischen Urkunden Portugals.

Die neue Etymologie von fr. *pièce* ist also sicher verfehlt, ebenso die Erklärung Tilanders von span. *pedazo* usw. Wenn Tilander die Idee Livingstons aufgenommen und weiter ausgebaut hat, so kann sich das nur dadurch erklären, daß er, mehr Philologe als Linguist, das Problem zu wenig überdacht, die elementarsten Regeln der Lautentwicklung außerhalb des Französischen nicht beachtet hat und kein Interesse für Erklärungen romanischer Wörter aus dem vorromanischen Substrat oder aus dem Griechischen aufbringen kann.

Liebefeld b. Bern JOHANNES HUBSCHMID

Zu M. L. Wagners Aufsatz Pro Domo II

(in Romanische Forschungen 66, 360–373)

In diesem neuen Aufsatz kommt M. L. Wagner auf die Frage der Romanisierung Sardiniens zurück, aus Anlaß meines Aufsatzes hier 70, 59–72. Eine gewisse Annäherung seines Standpunkts an den meinen ist durch den Satz gegeben „wenn ich auch zugebe, daß die Militärkolonien gewiß nicht die einzigen Vermittler derselben (nämlich der Romanisierung) gewesen sind". Eine weitere Diskussion über diese Frage halte ich mit Wagner für sinnlos, soviel ich auch zu sagen hätte über die Art, wie dieser die von mir verwerteten Argumente behandelt. Dazu ist auch unser beider Zeit zu knapp.

Nicht abbrechen kann ich aber die Diskussion des Problems von *ficatum,* dies trotz des hübschen Bildes, mit dem er meine „Zähigkeit", meine ursprüngliche These aufrechtzuerhalten, zu charakterisieren sucht (übrigens hat sich bisher Wagner genau so oft zu der Frage gemeldet, wie ich, so daß wir uns in die Ehre des Bildes teilen). Ich möchte meinen hochverehrten Kollegen bitten, mir wirklich zu glauben, daß es nicht Rechthaberei ist, wenn ich nochmals darauf zurückkomme. Aber ich führe in meinem Handexemplar des FEW mit möglichster Sorgfalt alle Korrekturen nach, die sich für die einzelnen Artikel aus den Arbeiten anderer ergeben, und außerdem arbeite ich an einer Geschichte des französischen Wortschatzes, in der ich Irrtümer in der Darstellung nach Möglichkeit zu vermeiden suche. Je ne demande qu'à m'instruire. Aber in den neuen Ausführungen Wagners habe ich nichts gefunden, was die mit dem Problem verbundene Grundfrage gefördert hätte. Sie gehen an den grundlegenden Schwierigkeiten vorbei. Ich muß feststellen, daß er nur die Hälfte meinerArgumentation, und zwar die für ihn angenehmere Hälfte (angenehmer, weil es schließlich Auffassungssache ist, wie man sich in diesem Punkt einstellt und zwingende Beweise nicht zu führen sind) aufs Korn nimmt, und damit den Anschein erweckt, als habe er meine ganze Argumentation widerlegt. Meine Ausführungen beschäftigten sich notwendigerweise mit den beiden Teilen der Frage, mit dem Problem der Wortbildung, das mit *ficatum* verbunden ist, und mit der Verteilung der verschiedenen Abwandlungen dieses Grundtypus in der gesamten Romania. Die erste Frage berührt Wagner nicht; er argumentiert nur mit der Wortgeographie. Es scheint mir aber unmöglich, an diese heranzutreten, ohne zuerst das erste Problem zu lösen. Meine Meinung

habe ich in meinem oben zitierten Aufsatz (S. 66 ff.) dargelegt, und ich kann mich daher jetzt kurzfassen. Wagner sagt einmal, daß „das griechische Wort den lateinischen Betonungsgewohnheiten angepaßt wurde“. Er zitiert, Meyer-Lübke und dem FEW folgend, selber griech. *ἐπιστολή*, das zu lat. *epistula* wurde, sowie *γωρυτός* (mit langem *υ*) zu lat. *górytus*. Dies ist vollkommen richtig, aber es wurde in diesen Fällen das griech. Wort tel quel entlehnt und nicht in lateinische Sprachmittel umgesetzt. Wenn man das griech. *συκωτόν* in gleicher Weise wie *ἐπιστολή* entlehnt hätte, so wäre man zu einem **sécotum* gelangt (oder meinetwegen zu einem **sicotum*, wenn Wagner nicht an griech. *υ* zu lat. *e* glauben will, trotz der sicheren Beispiele, die dafür vorliegen). Lat. *epistula* ist eben ein Lehnwort im eigentlichen Sinn. Das lat. *ficatum* ist aber ein Übersetzungslehnwort, in dem der Stamm des griech. Wortes durch *fīcus* übersetzt wurde, die Endung durch ein semantisch entsprechendes *-ātum*. Es ist auch wohl möglich, daß das Wort auf beide Weisen latinisiert worden ist, als **sécotum* und als *fīcātum*, und daß das erste das zweite im Ton beeinflußt hat[1]. Aber, damit dieses durch das erste beeinflußt werden konnte, mußte es zuerst einmal da sein. Nun ist der Wandel von *fīcātum* zu dem dem ital. *fégato* und dem frz. *foie* zugrunde liegenden **fécatum* sicher in zwei Etappen vor sich gegangen: erstens der Akzentschub und zweitens der Wandel von *i* zu *e*. Diesen erklärte ich wie den ersten durch erneuten Einfluß des griechischen Wortes. Rohlfs und mit ihm Wagner wollen aber darin eine Kürzung des langen *i* wegen des proparoytonalen Charakters des Wortes sehen. Eine Diskussion dieser Frage wird erst dann fruchtbar und sinnvoll, wenn die Frage nach dem ersten Schritt, dem Akzentschub, beantwortet ist. Wie auch der Wandel des *i* zu *e* zustande gekommen ist (für meinen Teil sehe ich keinen Grund, von der Erklärung durch erneuten Einfluß des griech. Wortes abzugehen), der Akzentschub harrt auch bei Wagner immer noch der Erklärung. Eine direkte Entlehnung ist eine direkte Entlehnung und ein Übersetzungslehnwort ist ein Übersetzungslehnwort, das den Wortbildungsgesetzen der entlehnenden Sprache unterliegt. Aber ein *συκωτόν*, das zu **fícătum* wird, ist weder das eine noch das andere. Es widerspricht sowohl den Wortbildungsgesetzen des Lateinischen (Wagner möge einmal einen Latinisten fragen, ob er die direkte Bildung eines **fícătum* für möglich halte!), als auch allen sprachpsychologischen Beobachtungen, die wir bei Entlehnungen anstellen können. Dies ist der Grund, warum ich die Auffassung von Wagner für unmöglich halte[2]. Jede Interpretation der geographischen Ver-

[1] Ich lasse es in meinem ersten Aufatz ausdrücklich offen, ob der Akzentschub durch ein aus dem Griechischen entlehntes lat. **sécotum* zustande gekommen sei, oder durch Wiederberührung von *fīcātum* mit griech. *συκωτόν*.

[2] Eine Möglichkeit gäbe es, Wagners Auffassung von der Reihenfolge der Typen innerhalb der Romania zu retten. Sie bestünde in folgendem: griech. *συκωτόν* wäre in einer Gegend als **sécotum* entlehnt, in einer andern als

teilung der verschiedenen Typen wird diese Gesichtspunkte berücksichtigen müssen. Bei meinen eigenen Gedankengängen war der Entlehnungsvorgang das primäre; auf das sprachgeographische bin ich deswegen eingetreten, weil es notwendig war, zu zeigen, daß die Verteilung der Typen in der Romania nicht unvereinbar ist mit der von mir vertretenen chronologischen Reihenfolge der Worttypen. Nur, wenn innerhalb des Lateinischen zwei Möglichkeiten der Wortbildung vorliegen sollten, die gleicherweise denkbar sind, kann die Verteilung der Typen in der Romania eventuell als Argument zugunsten der einen oder der andern verwendet werden, und auch dann nur mit größter Vorsicht. Alle sprachgeographischen Überlegungen sind eitel, denen nicht einwandfreie Erklärung der Entstehung des Wortes im Lateinischen vorangeht. Wenn Wagner sich damit begnügt, in seinem neuen Aufsatz die geographische Lagerung der romanischen Typen zu betrachten und wegen des Wandels von *i* zu *e* zu polemisieren, geht er der Kernfrage wiederum aus dem Weg. Eine Diskussion unter sprachgeographischem Aspekt hat erst einen Sinn, wenn diese Grundfrage geprüft ist. Sobald Wagner Fälle nachweisen kann, in denen das Lateinische in gleicher Weise, wie er sie für *συκωτόν* zu *fīcătum* annimmt, andere Wörter aus dem Griechischen übernommen hat, wird man die geographische Lagerung nochmals überdenken müssen. Vorher wäre dies wertlos. Hoffen wir, daß er in seinem sardischen etymologischen Wörterbuch, das wir alle mit so großer Spannung erwarten und für das wir alle so überaus dankbar sein werden, die mit *ficatum* zusammenhängenden lateinischen Wortbildungsfragen nicht zum viertenmal übergehen wird. W.

Übersetzungslehnwort in der Form *fīcātum* aufgenommen worden. Das wäre an sich sehr wohl denkbar, weil ja alle die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hindurch in Rom und in den Städten Italiens südlich von Rom Latein und Griechisch in stetem Kontakt lebten. Warum sollten nicht die kulinarisch interessierten Kreise Roms z. B. *fīcātum* geschaffen haben, der lateinisch sprechende Teil der Bevölkerung z. B. von Puteoli **sécotum*? Diese beiden Formen wären dann zusammengestoßen und *fīcātum* wäre an **sécotum* angeglichen worden; es wäre ein **fécatum* oder mindestens ein *fīcătum* entstanden. Dieses wäre dann in die Provinzen gewandert; *fīcătum* selber wäre aber untergegangen. Erst viel später hätte man dann *fīcătum* gewissermaßen relatinisiert, weil man darin *fīcus* wieder erkannt hätte und vielleicht ein semantischer Druck von dem immer noch daneben existierenden *συκωτόν* ausgeübt worden wäre. Man müßte dann also ein *fīcātum* I (Übersetzungslehnwort, dann untergegangen) unterscheiden von einem *fīcătum* II (später neu gebildet). Wie sich die Geographie der verschiedenen Typen des Wortes dazu verhalten würde, das zu erörtern ist nicht meine Sache. Denn diese Hypothese, wenn wir sie auch mangels alter Belege nicht ganz ausschließen können, bleibt höchst unwahrscheinlich.

H. Sten, *Les temps du verbe fini (indicatif) en français moderne.* (Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser, bind 33, nr. 3), Kopenhagen 1952, 264 S.

Dieses Werk des Schülers und Nachfolgers Sandfelds – der Einfluß der Sandfeldschen positivistisch-deskriptiven Methode ist das ganze Buch hindurch spürbar – führt gewissermaßen die drei Bände der *Syntaxe du français contemporain* des dänischen Meisters weiter. Wie bei ihm, ist die Dokumentierung sehr breit und fußt auf Exzerpten aus der französischen Prosa von Alphonse Daudet bis zur jüngsten Gegenwart.

In einer knappen Einleitung umreißt der Verfasser seinen Plan, sich auf die Zeiten des Indikativs zu beschränken. Er stellt dabei einige Begriffe klar: *tense* und *time* (eine Unterscheidung, die der franz. Terminus *temps* nicht gestattet), Aspekt und Aktionsart. Er weist auf die Gefahr allzu starrer Kategorien hin und akzeptiert für die Zeiten der Vergangenheit Hanckels Formulierung von den „Verben mit imperfektivischer und perfektivischer Tendenz".

Da es wohl ausgeschlossen ist, im Rahmen einer Rezension auf die außerordentliche Fülle von Beobachtungen zu den untersuchten Zeiten im einzelnen einzugehen, sei mir gestattet, mich auf einige Fragen, die sich im Laufe der Lektüre stellten, zu beschränken; im übrigen soll ein Hinweis auf das Wesentliche jeweils genügen.

I. Kapitel: Le présent (S. 11–52). – In der Frage der „concordance des temps" im Ergänzungssatz nach Hauptsatz in der Vergangenheit (S. 13 ff.) wären unbedingt Ferdinand Brunot's Äußerungen – auf die Sten im Zusammenhang mit dem passé simple im Nebensatz (S. 116) kurz hinweist – zu diskutieren gewesen (*La Pensée et la langue,* S. 780 ff. und *Observations sur la Grammaire de l'Académie française,* S. 104 ff.; cf. auch A. Dauzat, *Grammaire raisonnée de la langue française,* Lyon 1947, S. 233–235). Während im Relativsatz, der von einem in der Vergangenheit stehenden Hauptsatz abhängt, häufig das Präsens statt des Imperfekts steht, halten sich die meisten Autoren im Ergänzungssatz doch ziemlich strikte an die „Regel" und setzen das Imperfekt, es sei denn, der Nebensatz drücke eine ewige Wahrheit oder eine Tatsache permanenten oder aktuellen Charakters aus. Sten macht einige Vorbehalte gegenüber der von Damourette/Pichon (*Essai de grammaire,* V, S. 180 ff.) aufgestellten Behauptung, das Imperfekt sei in praxi auch dann die Regel. Diesen an sich begründeten Vorbehalten ist immerhin zu entgegnen, daß die „mechanische" concordance etwas durchaus Volkstümliches darstellt, wie Henri Frei (*Grammaire des fautes,* S. 57–58) an Hand von Beispielen gezeigt hat[1].

[1] Frei zitiert u. a. einen Satz von Dauzat: *Je voulais savoir s'il existait des rapports entre les groupes de langues et de dialectes et les anciens types d'habitation,* was beweist, daß die mechanische concordance auch dem gebildeten

Anläßlich der Besprechung des Imperfekts (S. 132–133 und 167 ff.) kommt der Verfasser übrigens selbst auf diese Mechanisierung zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit dürfte sich die methodische Frage stellen, ob es nicht geschickter gewesen wäre, ein Übersichtskapitel „concordance des temps" zu schreiben und darin alle auftauchenden Probleme – dieser ganze Fragenkomplex ist bekanntlich im Falle der concordance mit dem Indikativ alles andere als restlos abgeklärt – darzustellen, als bei Behandlung der jeweiligen Zeit immer wieder darauf zurückzukommen. Der Nachteil der vom Verfasser befolgten „etikettierenden", d. h. die Zeiten unter ihrem grammatischen Namen gesamthaft behandelnden Darstellungsweise tritt hier besonders klar zu Tage. Es ist auch schade, daß Sten nicht auf den Gedanken gekommen ist, auf Grund seines bedeutenden Materials statistisch zu ermitteln, wie es um das concordance-Problem heute tatsächlich steht, etwa mit folgender Fragestellung: Steht ein Objektsatz, der eine ewige Wahrheit ausdrückt, häufiger im Präsens oder im Imperfekt? Soviel ich beurteilen kann, dürfte hier das Präsens überwiegen. Ferner: Steht ein Objektsatz, der eine im Augenblick des Sprechens noch andauernde Handlung ausdrückt, häufiger im Präsens oder im Imperfekt? Wahrscheinlich würde sich hier erweisen, daß Damourette/Pichon recht haben. – Sten bespricht S. 20 ff. die Verwendung von *aller* + Infinitiv als Präsens in perfektivischer und imperfektivischer Funktion bei szenischen Angaben in Theaterstükken[1] und demonstriert sehr anschaulich den chamäleonhaften Charakter des Präsens an Hand dieses „présent scénique". Hier hätte der Unterschied zwischen *aller* als Bewegungsverb und als ulteriorisches Hilfsverb schärfer herausgearbeitet werden können: das Beispiel *le meurtre va s'accomplir* (Courteline) hat doch wohl eindeutig den Sinn eines „futur imminent". – Generell ist zu sagen, daß dieses Kapitel über das Präsens besonders reich an guten Beobachtungen und Interpretationen ist, so z. B. die Analyse der Aktionsarten des Präsens, die sich aus einer Erweiterung (dilatation) der Bedeutung der Verben ergeben, beispielsweise im Satz: *je sors de l'ambassade de Serbie* (Martin du Gard): „Ici le sens de *sortir* est ‚dilaté'. Quand a-t-on fini de sortir? Quand on passe par la porte de son hôte? Oui, c'est ce que dit le bon sens. La langue dit autre chose: Peut-être n'aura-t-on fini de sortir qu'au moment où on rentre chez soi." (S. 31). – Wertvoll sind auch die Bemerkungen zur Wendung *c'est que* + Zeit der Vergangenheit oder Zukunft (S. 46 ff.).

II. Kapitel: Le futur (S. 53–67): Bei der Besprechung des Futurums gelangt der Verfasser nicht zu wesentlich neuen Erkenntnissen. – Wäh-

---

Stil eignet. Ebenso im Satze: *Madame de Turgis m'a chargé de te dire qu'elle t'aimait toujours* (P. Mérimée, *Chronique du règne de Charles IX* (ersch. 1829), Calmann-Lévy, Paris 1931, S. 253). Dieses Beispiel zeigt auch, daß Brunot (*op. cit.*, S. 787) sich täuscht, wenn er glaubt, die concordance sei in diesen Fällen einer „attraction de formes" zuzuschreiben. Vgl. auch Sten, S. 168.

[1] Hervorgehoben sei ganz allgemein das Verdienst Stens, die „indications scéniques" der Theaterstücke für alle Tempora ausgewertet zu haben. Die Beziehungen der Zeiten unter- und zueinander erfahren dadurch in mancher Hinsicht interessante Klarstellungen; man vergleiche z. B., was über das plus-que-parfait im Verhältnis zum présent scénique S. 219–220 ausgesagt wird.

rend er die futurische Periphrase *vouloir* + Infinitiv in diesem Kapitel kurz erwähnt, handelt er von *aller* + Infinitiv in einem eigenen Abschnitt (S. 231–241) und trennt auch hier wieder, was sinngemäß zusammengehören sollte[1]. Im Abwägen des Flexionsfuturums gegen das periphrastisch mit *aller* gebildete zeigt Sten noch schärfer als vor ihm Gougenheim und Damourette/Pichon, daß die beiden Zeiten in der Regel nicht gleichwertig sind und daß es vor allem nicht immer die „proximité de l'action"[2] zu sein braucht, die zur Anwendung der periphrastischen Form führt. Die beiden Futura stellen jedes ein schillerndes, schwer eindeutig abzugrenzendes Gebilde dar. Statt aber, wie dies normalerweise und auch hier geschieht, Beispiele für die verschiedenen Funktionen aus den verschiedensten Autoren beizubringen, wäre es sicher von Interesse, die Verwendung der beiden Zukunftsformen bei ein und demselben Autor, in ein und demselben Text zu verfolgen. In einer Besprechung kann dies höchstens stichprobenweise geschehen. Nehmen wir als Beispiel den ersten Akt des Dramas „Siegfried" von Jean Giraudoux (1928)[3]: a) Mit einem Zeitadverbiale verwendet: 5mal das futur *(demain, à demain, le jour où . . ., au bout de cinq minutes)*, 4mal das ultérieur *(dans une minute, dans un moment, tout à l'heure)*. Das ultérieur besitzt ganz klar den Sinn eines „futur prochain". Wie nahe sich beide Futura stilistisch stehen, zeigt die Tatsache, daß *tout à l'heure* als Zeitbestimmung sicher unbestimmter, gewissermaßen stärker futurisch als *au bout de cinq minutes* ist, das ein futur ergänzt. – b) Das Futurum drückt eine sich aus der gegenwärtigen Situation ergebende Entwicklung aus: 9mal das futur, 8mal das ultérieur (wovon 7mal die „imminence" ausgedrückt wird, einmal affektische Verwendung vorliegt). Dies scheint demnach eine der eigentlichen Domänen des ultérieur zu sein (cf. Sten, S. 238). In vier Fällen, in denen Giraudoux das futur setzt, wäre theoretisch ein ultérieur möglich, würde aber eine andere stilistische Nuance erzeugen. – c) Das Futurum hat imperativischen Sinn: einmal das futur, einmal das ultérieur. – d) Das Futurum drückt etwas im Geiste Erwartetes aus, ohne eigentliche Bindung zur erlebten Gegenwart: 5mal das futur.– e) Das Futurum drückt etwas in unbestimmter Ferne Liegendes, teilweise nur Hypothetisches aus: 3mal das futur. – Rein zahlenmäßig stehen also 23 futurs 13 ultérieurs gegenüber. Die meisten ultérieurs könnten ohne wesentliche Veränderung des Sinnes, wohl aber der stilistischen Nuance, durch das futur ersetzt werden. Umgekehrt würde das ultérieur aber in den allermeisten Fällen des futur stilistisch *und* semantisch unmöglich wirken, woraus sich ergibt, daß das ultérieur noch weit davon entfernt ist, im Bewußtsein des gebildeten Fran-

---

[1] Über die Verwendung der ulteriorischen Formen mit *vouloir* und *aller*, ihre geographische Verbreitung und ihren semantischen Wert cf. nun auch meinen Artikel *Beobachtungen zur französischen Syntax und Dialektologie*, Orbis 1, 453–455 (1952).

[2] Ursprünglich geht es allerdings zweifellos um ein Zwischenglied zwischen Gegenwart und Zukunft. Es ist festgestellt worden, daß die Periphrase beim Kinde, das ja in der Gegenwart lebt, früher auftritt als das Flexionsfuturum. Cf. hierüber F. Rostand, *Grammaire et affectivité*, Paris 1951, S. 95–96 und 203–204.

[3] Der Einfachheit halber benenne ich das Flexionsfuturum mit futur, das periphrastische nach Damourette/Pichon mit ultérieur.

zosen das futur zu ersetzen. Daß hie und da beide Formen ineinandergreifen können, läßt sich allerdings kaum bestreiten.

III. Kapitel: Le conditionnel (S. 68–94). – Wie vor ihm schon andere Grammatiker[1], lehnt Sten die Unterscheidung zwischen conditionnel-mode und conditionnel-temps (futur dans le passé) ab, allerdings in der zu Recht vorsichtigen Formulierung: „le conditionnel est un temps qui très souvent a une valeur nettement modale."

IV. Kapitel: Le passé simple (S. 95–124). – Ein ziemlich unoriginelles, aber mit Beispielen reich befrachtetes Kapitel, das kaum über bereits Bekanntes und sogar Schulmäßiges hinausgeht. So wird die von Sten verwendete Figur ├─┤ zur Aspektbezeichnung des passé simple vom Schreibenden schon seit Jahren im Gymnasialunterricht verwendet. Da der Beginn der Handlung meist wichtiger ist als deren Ende, könnte man auch die Figur ┣━┤ vorschlagen. Beide sind zweifellos sachgemäßer als der vielfach gebrauchte Punkt (action point).

V. Kapitel: L'imparfait (S. 125–183). – Dieses dornenreiche Problem der französischen Verbalsyntax wird vom Verfasser in breiter und umsichtiger Weise dargestellt und man wird ihm dafür dankbar sein, auch wenn man mit ihm nicht immer ganz einiggeht. Es wird gut sein, wenn sich, innerhalb des deutschen Sprachgebietes, künftige Autoren französischer Schulgrammatiken, in denen das imparfait meist „terriblement simplifié" erscheint, dieses Kapitel zu Gemüte führen. – Die Vorstellung der Dauer, die im Imperfekt steckt, die aber nur eine Zwischenphase im Ablauf des vergangenen Geschehens bildet[2], das einen Anfang und ein Ende besitzt, führt Sten zur anschaulichen Figur (├─)——(─┤) für dieses Tempus. Mit R.-L. Wagner, gegen Damourette/Pichon, sieht er im Imperfekt eine tatsächliche Zeit der Vergangenheit; cf. besonders die Diskussion der Beispiele vom Typus: *Vous aviez dit que vous aimiez ça*, S. 132–133. Da das Imperfekt weitgehend ein „présent du passé" ist, hat es naturgemäß einen ähnlich chamäleonhaften Charakter wie das Präsens, besonders in futurischem Sinn. In den Nebensätzen handelt es sich aber wohl häufig um die weiter oben erwähnte „mechanische" concordance. Zum S. 136 zitierten *Et puis, un jour, elle annonça qu'elle arrivait* und den auf S. 168 angeführten Sätzen, drei Beispiele, in denen die Zukunft expressis verbis angedeutet ist und dennoch das Imperfekt steht: *Le portier lui annonça que toute la famille* partait *le lendemain au petit jour pour Lariccia* . . . (E. About, *Tolla*, Hachette, Paris 1855, S. 78); *Il revint seul le 25 avril, et la première nouvelle qu'il apprit, c'est que Manuel* partait *dans quatre jours* (ibidem, S. 191); *Vous m'avez dit que vous* partiez *demain* (G. Ferry, *Vie sauvage au Mexique*, Charpentier, Paris 1860, S. 25). Sten geht aber etwas weit, wenn er S. 136 behauptet: „le ‚vrai' sens futural de l'imparfait sert à indiquer des choses déjà décidées." Selbst wenn eine Sache schon beschlossen

---

[1] Cf. nun auch H. Yvon, *Faut-il distinguer deux conditionnels dans le verbe français*, Le Français Moderne 20, 249–265 (1952).

[2] Cf. S. 127: „Pour qu'il y ait la phase médiane, il faut bien que l'action dure quelque temps. Mais c'est la langue qui décide si un verbe, dans une circonstance donnée, doit être considéré comme momentané (mieux: limité) ou „duratif". On peut dilater les soi-disant perfectifs et raccourcir (mieux: synthétiser) les prétendus imperfectifs." Man vergleiche dazu die Beispiele der Detailuntersuchung S. 146–167.

ist, bedeutet das nicht, daß der Ergänzungssatz im „imparfait au sens futural" stehen muß, cf. *En rentrant chez lui, Marat prévint Simonne Evrard qu'il* irait *le lendemain à la Convention* (Victor Hugo, *Quatre-vingt-treize*, t. I[er], Paris 1874, S. 307).[1]

VI. Kapitel: Le passé composé (S. 184–200). – Der Verfasser zeigt den im allgemeinen vorzeitig-gleichzeitigen Charakter dieses Tempus in bezug auf die Gegenwart, wobei der Begriff der Vorzeitigkeit ziemlich elastisch gefaßt werden muß: unmittelbare Vergangenheit bis zu einem Abstand von etwa einem Jahr, abgesehen von den Fällen, in denen die gegenwärtige Situation gewissermaßen das Ergebnis der vergangenen Handlung ist, wie in *César a latinisé la Gaule,* d. h. was Damourette/Pichon „acquêt" nennen[2]. Dank seiner Verwandtschaft mit dem présent kann auch das passé composé dessen mannigfache Funktionen ausüben. Der Versuch, das passé composé gegen das passé simple innerhalb der geschriebenen Sprache abzugrenzen – auch hier ist die Behandlung dieses heiklen Problems infolge der Anordnung der Kapitel auseinandergerissen –, fördert gegenüber Damourette/Pichon nur wenig Neues zutage. In der Kombination passé simple + passé composé geht es oft um schwer zu fassende Nuancen oder manchmal auch nur um das Bedürfnis nach Abwechslung. Einer der französischen Autoren, der diese Möglichkeit am meisten ausgeschöpft hat, ist der von Sten nicht berücksichtigte C. F. Ramuz. Einige Beispiele: *Elle* pinça *le nez, elle* a creusé *les joues* (*La Guérison des maladies,* Rencontre, Lausanne 1951, S. 10); *Elle* fit *deux pas,* s'est arrêtée, *puis* eut *un mouvement comme si elle allait ressortir* (ibid. S. 16); *Et la réponse fut qu'elle* continua *d'abord de regarder ainsi, au loin, cette chose*; *ensuite un petit sourire lui* est venu (ibid. S. 43). Das passé composé hat bei Ramuz eine aktualisierende, konkretisierende Wirkung; es rückt die Handlung ganz nahe an die Gegenwart – und damit an den Leser – heran, das passé simple entrückt sie wieder, wie dies besonders im zweiten Beispielsatz deutlich wird. Logischerweise muß diese zeitliche Progression bis zum Präsens fortschreiten, so in: *„Père! . . ." elle* voulut *appeler, elle n'*a *pas* pu; *elle* cherche *encore à se soulever, elle ne* peut *soulever que sa tête . . .* (ibid. S. 74), wobei dieses Präsens eine echte und nicht eine historische Gegenwart ist.

VII. Kapitel: Le futur antérieur (S. 201–205).

VIII. Kapitel: Le conditionnel passé (S. 206–212). – Wie beim conditionnel, sind auch hier modale Verwendungen zu konstatieren. Wesentlich scheint mir Stens Feststellung über das Verhalten des conditionnel passé zu dem es in der Literatursprache oft ersetzenden plus-que-parfait du subjonctif: „Donc, le plus-que-parfait du subjonctif peut remplacer le conditionnel passé, on peut le considérer comme un substitut de cette forme (mais seulement dans certaines valeurs modales), on peut même aller jusqu'à dire qu'il est légitime de regarder le plus-que-parfait du subjonctif comme une seconde forme du conditionnel passé (dans certains cas). Mais c'est là la limite. Ce qui est inadmissible c'est de dire que c'est le conditionnel deuxième forme,

[1] In diesem Zusammenhang muß auf G. de Poerck, *Essai sur la morphologie du verbe français,* Bruxelles 1946, S. 23 ff. (Imparfait substitut du futur du passé), hingewiesen werden, eine Arbeit, die Sten nicht zu kennen scheint.

[2] Cf. S. 187: „des actions passées peuvent constituer un acquêt pour l'actualité présente".

que ce n'est pas le plus-que-parfait du subjonctif. Et on le dit trop souvent. On dit qu'il ne faut pas confondre les ‚deux formes'. Mais si, il faut les confondre puisqu'il s'agit justement d'une seule et même forme. Ce qu'il ne faut pas confondre c'est deux fonctions de cette forme" (S. 207).

IX. Kapitel: Le passé antérieur (S. 213–217).

X. Kapitel: Le plus-que-parfait (S. 218–227). – Erklären nicht gewisse perfektivische und limitative Tendenzen dieses Tempus, zum Teil wenigstens, auch seinen Vormarsch auf Kosten des passé antérieur? – Eine schärfer definierte Abgrenzung dieser beiden Zeiten gegeneinander wäre in diesen zwei letzteren Kapiteln wünschenswert gewesen.

XI. Kapitel: Les temps surcomposés (S. 228–230). – Diese werden sehr summarisch behandelt. Man lese jetzt darüber die ausgezeichnet fundierte und tiefschürfende Arbeit von Maurice Cornu, *Les formes surcomposées en français,* Berne 1953 (Romanica Helvetica, vol. 42); vgl. auch A. Dauzat in *Le Français Moderne* 22, 259–262 (1954).

XII. Kapitel: Les périphrases (S. 231–243). – Über die Periphrase *aller* + Infinitiv (S. 231–241) habe ich mich bereits anläßlich des Futurums geäußert. Bei der Besprechung derjenigen mit *venir de* + Infinitiv (S. 241–243) zeigt Sten, wie vor ihm Damourette/Pichon, daß diese Zeit chronologisch durchaus nicht vor dem passé composé liegen muß (cf. *Ce que je viens de voir a déchiré mon coeur*). Auch dies ist eine von vielen Schulgrammatiken verbreitete „simplification" (man spricht von „passé immédiat"), die zu korrigieren wäre.

Die Bibliographie (S. 244–248) ist reichlich merkwürdig: Quellentexte und wissenschaftliche Werke in buntem Durcheinander, wenn auch alphabetisch geordnet; Angaben über Erscheinungsort- und Jahr oft unvollständig. Ein Blick auf R.-L. Wagner, *Introduction à la linguistique française,* Paris 1947, S. 129–130, zeigt auch, daß der Verfasser eine ganze Reihe wichtiger Spezialuntersuchungen zur Syntax der Tempora einfach übergangen hat.

Ein präzis und geschickt aufgebauter Index beschließt und erschließt dieses Buch, das vielleicht doch etwas allzu deskriptiv konzipiert ist. Wenn man sich durchgelesen hat, weiß man nicht, was empfehlenswert ist, was nur Kuriositätswert hat. Höchst selten wird der Versuch gemacht, etwas Ordnung in die Sache zu bringen, etwa in diesem Sinne: Dies darf infolge seiner Häufigkeit als Regel gelten, jenes ist selten. Richtige, manchmal neue Beobachtungen gehen oft inmitten von Schulweisheiten verloren. Dennoch wird das Werk Stens dank dem reichen darin publizierten Material jedem, der sich mit der modern-französischen Verbalsyntax zu befassen hat, gute Dienste leisten können.

Zürich/Basel — Carl Theodor Gossen

Warnant, Léon, *Etudes phonétiques sur le parler wallon d'Oreye,* Imprimerie George Michiels, S. A., Liège, 1953, p. 180.

Im vorliegenden Buch finden wir vier experimentalphonetisch-phonologische Untersuchungen vereinigt, die früher getrennt im Bulletin de la Commission royale de Toponymie et de Dialectologie (t. 23–26) erschienen sind. Methodisch wollen sie nichts Neues bieten; sie schließen

sich an die maßgebende Arbeit von Marguerite Durand über Vokallänge an. So wird es möglich, die Werte von Oreye (Prov. de Liège) mit denen von Paris zu vergleichen. Der zugleich als Gewährsmann dienende Verfasser benutzte die traditionelle kymographische Methode.

Was das Wallonische von Oreye besonders vom Pariser Französischen unterscheidet, ist die ausgedehnte Verwertung der Quantität der Tonvokale für grammatikalische und lexikalische Unterscheidung; z. B. pisi (pincé) / pisi: (pincer), mi (moi) / mi: (mieux). Zum Teil sind allerdings Qualitätsunterschiede mit solchen der Quantität gekoppelt; z. B. pòs (poste) / pó:s (pouce). Die Messungen zeigen, daß die Längen phonetisch immer beträchtlich länger sind als entsprechende Kürzen, durchschnittlich zwei- bis dreimal so lang. Wir sehen somit, daß die Vokalquantität sowohl phonetisch als auch phonologisch bedeutsamer ist als im Pariser Französischen.

Eine Untersuchung der Intonation der Vokale ergibt, daß sie im gedeckten Auslaut fallend, im ungedeckten variabel verläuft. Stark steigende Vokalintonation ist selten.

Die phonologisch irrelevante Konsonantenlänge hängt von Faktoren der lautlichen Umgebung sowie von der Entfernung von der Worttonstelle ab. Nach den festgestellten Werten zu schließen sind in Oreye die Konsonanten in allen Stellungen länger als in Paris.

Während in den drei ersten Abschnitten nur Einwortsätze untersucht werden, wird im letzten Abschnitt versucht, Quantität und Intonation innerhalb längerer Wortgruppen zu erfassen. Hier tritt bei Lauten, die sich um eine bis vier Silben von der Satztonstelle entfernt befinden, zunehmende Kürzung ein.

Die vorliegenden Untersuchungen sind vor allem zu begrüßen, weil ein Vergleich zwischen wallonischen und Pariser Sprecheigentümlichkeiten angestellt wird, wobei unter Wallonisch nicht nur die Mundart, sondern zu einem großen Teil auch das français régional der Wallonen zu verstehen ist. Ein entsprechender Vergleich mit anderen französischen Mundarten (cf. A. Martinet, La prononciation du français contemporain, Paris 1945, p. 87–139, 206–217) und sogar mit benachbarten germanischen Mundarten könnte die Bedeutung solcher Untersuchungen noch steigern.

Max Mangold

Hammarström, Göran. Etude de phonétique auditive sur les parlers de l'Algarve. Uppsala et Stockholm. 1953. p. 187.

Die Technik gibt dem Sprachforscher ein ausgezeichnetes Mittel in die Hand: das Magnetophon. Hammarström, der damit mit Unterstützung von Herrn und Frau Lacerda arbeitete, weist die Überlegenheit dieses Mittels gegenüber der hergebrachten Abfragemethode nach, besonders wenn sich das Interesse des Forschers auf Phonetik, Syntax und Folklore konzentriert. Neben verschiedenen Vorzügen bedeutet die Möglichkeit des wiederholten Abhörens vielleicht den entscheidenden Vorteil. Es sei hier ergänzend beigefügt, daß Hammarström in einem in Studia Neophilologica XXVII, 1955, 43–52 veröffentlichten Aufsatz auf überzeugende Weise gewissermaßen Richtlinien zu diesem Verfahren begründet hat. So bilden seine methodologischen Ausführungen eine willkommene Ergänzung zu Pops Dialectologie und sollten von jedem phonetisch interessierten Dialektforscher beherzigt werden.

Der Verfasser beschränkt sich aber nicht auf bloßes Abhören. Er berücksichtigt auch die Phonologie (im Sinne Trubetzkoys). Einleitend gibt er eine Übersicht über den nationalportugiesischen Phonembestand, so wie er ihn auffaßt, ohne sich auf Diskussion strittiger Fragen an Hand von Beispielen einzulassen. Bei der Beschreibung der einzelnen Laute der ungefähr zwanzig Ortschaften wird man mit Genugtuung eine äußerst differenzierte Methode des Abhörens feststellen können. Wie zu erwarten war, treten die an sich weniger problematischen Konsonanten in den Hintergrund. Es werden die Vertretungen der nationalportugiesischen Phoneme in den Mundarten gesucht, d. h. es wird vom Phonembestand der Nationalsprache ausgegangen, den man gleichsam phonetisch abgeändert in den Ortschaften wiederzufinden scheint. So gewinnt man leicht den Eindruck, als ob das Phonemsystem der Ortschaften genau dem der Nationalsprache entspräche, was auch größtenteils der Fall sein mag. Ob es wirklich so ist, dies zu entscheiden genügt nach unserer Auffassung das hier gedruckte Material nicht immer. So wird für die Ortschaft Foia (p. 70) unter dem Laut ɑ gesagt, daß betontes nationalsprachliches ɑ vor m in 'chamam' in Foia wie a gesprochen wird, während es in 'anos' eher wie in der Nationalsprache tönt. Unter a werden keine Belege mit nachfolgenden m und n gegeben, d. h. es ist uns nicht möglich zu sagen, ob in betonter Silbe eine Opposition am/ɑm bzw. an/ɑn existiert. Oder wenn das in Sagres (p. 48) offen gesprochene e von 'tenho' unter dem Phonem e und nicht unter dem Phonem ę aufgeführt wird, so fehlt hier doch das Material, mit dem sich zeigen ließe, daß in dieser Mundart das e von 'tenho' zum Phonem e und nicht zum Phonem ę gehört. Es ist ja möglich, daß der Verfasser das nötige Material besitzt, mit dem sich das Phoneminventar der einzelnen Orte aufstellen läßt. Sollte er um Platz zu sparen auf seine Wiedergabe verzichtet haben, so wird besonders der Phonologe dies bedauern. Nach unserem Dafürhalten wäre es vielleicht günstiger gewesen, das Lautsystem jeder einzelnen Ortschaft zuerst aus sich selbst heraus und ganz unabhängig von dem anderer Ortschaften und dem der Nationalsprache herauszuschälen, dann die Systeme der Ortschaften unter sich und allfällig erst zuletzt mit dem der Nationalsprache zu vergleichen. So wird nirgends der Phonembestand einer einzelnen Mundart vollständig und übersichtlich dargestellt. Wir sind uns allerdings darüber im klaren, daß bei Berücksichtigung unserer Auffassung der Umfang der Arbeit beträchtlich zugenommen hätte, oder eine Beschränkung auf weniger Ortschaften unvermeidlich geworden wäre. Erst bei dem nachfolgenden Vergleich der „Vertretungen" der nationalsprachlichen Phoneme (p. 122 ff.) in den Ortschaften läßt sich ihr Phonembestand in groben Umrissen erahnen. Es scheint, daß die meisten oralen und nasalen Monophthonge ähnliche Verteilung zeigen wie im Nationalportugiesischen, während beim Verhältnis von a zu ɑ die Dinge sich zum Teil anders verhalten mögen. Aufschlußreiche Angaben und Anregungen werden über die schwierige Interpretation von ə gemacht. Wenn auch der Hauptteil der Arbeit deskriptiv ist, so wird der Historiker bei der Lektüre doch nicht völlig leer ausgehen. Besonders interessant wirkt die Darstellung der Kettenverschiebung im Vokalsystem: ei > e, e > ę, ę > æ, a > ǫ, ǫ > o, o > u, u > ɯ (ungefähr wie norw. u). Dazu gehört auch die Beschreibung der Diphthongierungs- und Monophthongierungstendenzen. So entspricht

z. B. in einigen Orten der Diphthong ou dem nationalsprachlichen o, ob der letztere nun o oder ou orthographiert wird. Der Verfasser kommt u. a. zu dem bemerkenswerten Schluß, daß die von ihm untersuchten Ortschaften weniger konservativ sind als die Nationalsprache. Trotz den von uns geäußerten und vielleicht vom Verfasser selbst erwarteten Bedenken (p. 180), die überdies nicht sein Hauptanliegen betreffen mögen, darf zum Abschluß mit Befriedigung festgestellt werden, daß die Arbeit hält, was der Titel verspricht: eine sorgfältige ohrenphonetische Studie, die zudem wesentliche methodologische Neuerungen bietet.

Basel MAX MANGOLD

A. Griera, *Bibliografía lingüística catalana.* Barcelona 1947. 84 S. – Ders., *Dialectología catalana.* Barcelona 1949. 151 S.

Als erstes Heft der von ihm selbst geleiteten Sammlung „Filología románica" innerhalb der „Publicaciones de la Escuela de Filología de Barcelona" veröffentlicht Mgr. Griera seine Bibliografía lingüística catalana. Sie stellt eine Fortsetzung der unter dem Titel „Le Domaine catalan" im Eröffnungsband der RLiR 1925 erschienenen Übersicht dar und faßt in einem ersten Teil die Versuche einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Katalanischen seit der Renaissance bis zur letzten Jahrhundertwende zusammen, allerdings in alphabetischer, nicht chronologischer Abfolge. Neben manchem, was neu ans Licht gezogen wird, stehen wichtige bewährte Veröffentlichungen, so unter der Rubrik der grammatikalischen Abhandlungen die Übersetzungsproben Jer Amiguets vom Italienischen ins Valenzianische und vom „Lemosín" ins Lateinische von 1502, aus dem 17. Jahrhundert die Grammatiken von Ll. Cenrós und P. Torra, unter den Wörterbüchern des zuletzt Genannten Thesaurus catalano-latinus, die wichtige Reihe von A. Lacavalleria um die Jahrhundertmitte, Capmany aus dem 18. Jahrhundert. Der zweite Teil, wissenschaftliche Veröffentlichungen seit 1900 umfassend, ist naturgemäß reichhaltiger, dementsprechend in seinen grammatikalischen Teilen stärker gegliedert. Durch Hinweise auf schwieriger zugängliche Zeitschriftenartikel erhält die Zusammenstellung einen speziellen Wert, wenn auch die Angaben in bezug auf Verlag, Umfang usw. oft recht knapp gehalten sind. Im modernen Teil sollten M. L. Wagner, Notes linguistiques sur l'argot barcelonais (1924), ferner ein Hinweis auf den katalanischen Teil in W. J. Entwistle, The Spanish language together with Portuguese, Catalan and Basque (1936, Neudruck 1948), besonders aber auf die überaus reichhaltigen Bände der „Hochpyrenäen" von F. Krüger (1935 ff.) nicht fehlen. Für die anschließende Zeit vgl. jetzt Supplementhefte der ZrP, Bibliographie 1940–1950.

In Bd. 2 der gleichen Sammlung gibt A. Griera unter dem Titel „Dialectología catalana" nach je einer kurzen historischen Einleitung eine in Lautlehre, Artikel- und Pronominalflexion und Konjugation gegliederte historische Grammatik des Ost- und des Westkatalanischen, des Valenzianischen sowie der Dialekte des Rosselló und der Balearen. Jedem Abschnitt ist eine Bibliographie vorangestellt, und die phonetische Umschrift eines oder mehrerer Mundarttexte beschließt ihn und gibt eine Vorstellung des behandelten Dialektes.

Innsbruck A. KUHN

Hojas dispersas, Miscelánea de homenaje dedicado a Monseñor Antonio Griera. San Cugat del Vallés 1950. 140 S.

Er vereinigt nach einer ausführlichen und warmherzigen Würdigung der wissenschaftlichen Arbeit des Jubilars durch Manuel de Montoliu als eine schöne Festgabe eine Reihe von früher publizierten und bisher meist in Festschriften verstreut gewesenen Aufsätzen Grieras. In der Hauptsache handelt es sich um Studien zum katalanischen Wortschatz auf Grund des reichen Materials, das der Verfasser des katalanischen Sprachatlasses selbst aufgenommen hat, wobei nun dieses sprachgeographische Material nach dem Gesichtspunkt „Wörter und Sachen" behandelt wird (Spinne und Frosch; Huhn; *solum* u. *sole;* Fischereigeräte; Mähen und Dreschen; Kaulquappe; Schmetterling; Öllampe und Lichtspan). Besonderes Interesse weckt der wissenschaftliche Bericht „L'Alguer, Record d'una missió lingüística". „Les Cabanelles" bringt die Benennung der ersten drei Augusttage, an denen in Menorca Erntedank gefeiert wird, mit den fürs Mittelalter im Katalanischen bezeugten jüdischen Laubhüttenfesten zu Anfang September in sprachlich und sachlichen Zusammenhang, und die Namen der Weinlese veranlassen zu einem Exkurs in die Gefilde des Folklore. Ein ausführliche Bibliographie des linguistischen Arbeiten des Jubilars, die auch die Schaffung des ALCat, der 14 Bde. des „Tresor" sowie seine Herausgebertätigkeit (Butlletí de Dialectología Catalana 1913 ff. und Boletín de Dialectología española 1941 ff.) umfaßt, sowie seiner zahlreichen Rezensionen beschließen den dankbar entgegengenommenen Band.

Innsbruck A. Kuhn

Alberto del Monte: *Tristano. Introduzione. Testi. Traduzioni.* – Biblioteca di Lingue e Letterature Straniere, diretta da Sergio Lupi. Sezione Filologica II.-Libreria Scientifica Editrice Napoli. 1952. 245 S.

Montes Buch ist als eine Anthologie der verschiedenen über Tristan und Isolde handelnden Gedichte des franz. Mittelalters angelegt. Der Herausgeber bringt fünf Abschnitte aus Thomas (ed. Wind), einen aus Béroul (ed. Muret), aus dem Gedicht *Donnei des Amanz* ist der Lai von *Tristan rossignol* (ed. G. Paris) abgedruckt, der Fortsetzung zum *Perceval* des Gerbert de Montrueil ist *Tristan Menestrel* (ed. Williams) entnommen. Die beiden Versionen der *Folie Tristan* (ed. E. Hoepffner) und Mariens Lai *Chievrefoil* (ed. Neri) sind ungekürzt übernommen. Der franz. Text wird auf jeder Seite von der italienischen Übersetzung begleitet, ein Glossar (2 Seiten) erklärt seltene Wörter.

Die Einleitung gibt in zwei Abschnitten (Introduzione, pp. 5–30; – Notizia Storico-Bibliografica, pp. 36–42) einen Überblick über die Fachliteratur und erörtert die Probleme der Tristanforschung, was die Entstehung und die literarische Entwicklung der Tristanlegende betrifft. Monte vertritt scheinbar den Standpunkt, den der Unterzeichnete ungleich schärfer in seiner Abhandlung über die Komposition des Tristanromans, ZRPh 65 (1949) S. 283 ff. eingenommen hat, daß es eine eigentliche Tristansage nicht gibt: „Non esiste una saga, una leggenda di Tristano, ma tanti Tristani quanti sono i poeti che l'hanno cantato"(p. 11), doch bleibt er die Antwort schuldig, wo der erste

Tristanroman entstanden ist bzw. in welcher Atmosphäre er entstehen konnte. Er betont zwar, daß die *cultura*, der *gusto*, die *letteratura del tempo*, auch der Einfluß der lat. Literatur in Betracht kommen, doch wagt er es nicht, das einzige für diese Prämissen in Betracht kommende Zentrum, den Hof der Königin Eleonore, den Einfluß der Herrscherin auf die Verbreitung der südfranzösischen Minnedoktrin, deren epische Gestaltung eben der Tristanroman ist, in Betracht zu ziehen, er weist lieber auf „differenti climi storici" hin, ohne sie zu präzisieren, obwohl die Zusammenstellung dieser Fragen in der Notizia Storico-Bibliografica mit gründlicher Fachkenntnis vorgenommen wird. Die gleiche Zurückhaltung zeigt sich in der Beurteilung des Einflusses, der dem keltischen Element zukommt. Monte verzeichnet zwar die einschlägigen Untersuchungen und ihre Ergebnisse, ohne sich aber für eine bestimmte These auszusprechen, mit Ausnahme der Ablehnung der sogenannten persischen Theorie. Er umgeht die Diskussion durch den Hinweis, daß die offenkundig keltischen Themen (aitheda: das Waldleben; imrama: Die Fahrt um Heilung) schon „una profonda elaborazione" durchgemacht hätten und nicht mehr als keltisches Gut erkennbar seien. In der Bemerkung, daß der Name Tristan „secondo il costume letterario contemporaneo simboleggiava il destino dell'eroe" (p. 10) dürfte wohl eine Absage an die Theorie vorliterarischer Gedichte über einen Drestan, Drostan usw. zu sehen sein. Um diese eine Frage kreist ja die Tristanforschung der letzten siebenzig Jahre, ohne sie einer Lösung nahegebracht zu haben, weil man eben von der Ansicht ausging, daß im Mittelalter eine epische Dichtung nur auf Tradition beruhen könne und die geniale Inspiration *eines* Dichters unmöglich sei. So gibt es keinen Tristandichter, sondern nur einen Tristanbearbeiter, einen Kompilator, ebenso hat Chrétien de Troyes nicht gedichtet, sondern nur aus dem Kymrischen übersetzt oder zusammengesetzt.

Von diesen Einwänden abgesehen, die weniger dem Buche Monte's als dem Kernproblem, dem es dienen soll, gelten, kann diese Sammlung altfranzösischer Tristantexte als willkommenes Handbuch für jeden Romanisten bezeichnet werden, der sich mit dem Tristanproblem und seinem Niederschlag in der Literatur des Mittelalters beschäftigen will. Auch der Seminarbetrieb wird das Buch mit Vorteil für seine Zwecke verwenden.

Wien STEFAN HOFER

Romanische Volkslieder für gemischten Chor oder Gesang mit Klavierbegleitung. Bearbeitet von Heinrich Lausberg, Halle (Saale), M. Niemeyer 1952. 113 S. (Sammlung romanischer Übungstexte 32. Band).

Angesichts der mannigfaltigen Wechselbeziehungen, die im Bereich des Volksliedes zwischen den einzelnen romanischen Literaturen bestehen, war es ein glücklicher Gedanke, eine Auswahl von Volksliedern aus dem gesamten Gebiet der Romania (mit Ausnahme von Sardinien) für die Zwecke des akademischen Unterrichts zusammenzustellen. Wenn dabei neben den Texten auch die Melodien gegeben werden, ist dies nicht nur dadurch gerechtfertigt, daß der Band der Pflege des Chorgesangs dienen soll, sondern auch durch die Tatsache, daß Wort und Weise beim Volkslied fast untrennbar miteinander verbunden sind.

Da sich der Herausgeber nicht auf eine genaue Definition des Begriffs des Volksliedes festlegt, wahrt er sich eine weitgehende Freiheit in der Auswahl und hat so z. B. im Anhang zwei moderne Kunstlieder, ein rätoromanisches Lied und eine von ihm selbst vertonte Chanson Maeterlincks abgedruckt. Die Einteilung der übrigen 46 Lieder erfolgt nach Themen (Heimat; Liebe; Arbeit, Tanz, Spiel, Scherz; episch-dramatische Lieder; Weihnachten). Den Hauptanteil stellen Frankreich (nebst der Provence) und Italien. Wenn bei Italien der Süden relativ stark vertreten ist, erklärt sich dies daraus, daß der Herausgeber hier mit sechs eigenen Aufnahmen lukanischer Volkslieder aufwarten kann (die wahrscheinlich im Zusammenhang mit seinen Studien zu den Mundarten Südlukaniens entstanden sein dürften). Die Textgestaltung ist einwandfrei; Übersetzungshilfen werden, dem Charakter der Sammlung entsprechend, nur dort geboten, wo es unbedingt erforderlich erscheint. Für eine Neuauflage sei zur Erwägung gestellt, ob nicht der Herausgeber seine „kleine Materialsammlung für eine Einführung in die Volksliedkunde" (Vorwort) durch eine Bibliographie des wichtigsten kritischen Schrifttums erweitern sollte.

Kiel AUGUST BUCK

Les neuf joies Nostre Dame. A poem attributed to Rutebeuf edited by Tauno F. Mustanoja. Helsinki 1952 (= Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B., Tom. 73, 4). 90 S.

Das von M. nach allen bekannten (zwanzig) Handschriften herausgegebene altfranzösische Gedicht trägt seinen (nur in fünf Hss. bezeugten) Titel insofern nicht ganz mit Recht, als von den *neuf joies N. D.* nur in den letzten vier der 26 Strophen des Ganzen die Rede ist, während die ersten 22 nur in symbolische Formen gekleidete Lobpreisungen der Jungfrau enthalten. Bei der Wiedergabe des Textes ist M. so verfahren, daß er eine der ältesten und verhältnismäßig zuverlässige Hs. (C) als Grundlage genommen und nur die offensichtlich verderbten Stellen nach der sonstigen Überlieferung verbessert hat. (In V. 95 brauchte der Wortlaut von C nicht aufgegeben zu werden). Sein Versuch, die Verwandtschaftsverhältnisse der Hss. klarzustellen, ist, wie er selbst fühlt, nicht voll gelungen (es mangelt an beweiskräftigen Stellen), und man wird in manchen Versen, wo die Hss. sich anders gruppieren und wo kaum überall Zufall im Spiel sein kann (z. B. V. 50, 51, 53, 128, 179), eine abweichende Filiation bzw. Nebenbeziehungen annehmen müssen. Überhaupt ist die Überlieferung im ganzen nicht besonders gut, bereits der Archetypus scheint stellenweise verderbt gewesen zu sein, vor allem am Schluß, wo keine einzige Hs. einen nach jeder Hinsicht befriedigenden Wortlaut bietet.

Über Zeit und Ort der Entstehung ist nicht viel Sicheres zu ermitteln, M.s Ansetzung um 1250–70 erscheint zu spät, da die Hs. H nach L. Delisle schon um 1262 geschrieben ist. Die ältere Annahme, daß Rutebeuf der Verfasser wäre, wird von M. m. E. mit Recht abgelehnt. – Die dem Text beigegebenen Anmerkungen behandeln weniger sprachliche, als inhaltliche bzw. stilistische Dinge, indem M. neben vielen Verweisungen auf verwertete Bibelstellen reichhaltige Parallelen zu den auftretenden Mariensymbolen aus der mittelalterlichen Literatur, besonders aus Hymnen, beibringt.

Göttingen WALTHER SUCHIER

Diego Zorzi, *Valori Religiosi nella Letteratura Provenzale — La Spiritualità Trinitaria* (Pubblicazioni dell'Università Cattolica del S. Cuore N.S., vol. XLIV), Milano, Soc. Ed. « Vita e Pensiero », 1954, 8°., pp. 7–380.

Tra gli studi, fioriti particolarmente nell'ultimo ventennio, sulle « misteriose » origini della lirica trovadorica e sui problemi ad esse legati, ha assunto uno speciale interesse l'indagine della spiritualità religiosa della poesia provenzale.

Nata dalla viva esigenza di approfondire problemi storico-culturali del tutto trascurati o travisati dalla « forma mentis » degli studiosi positivistici, questa ricerca ha dato frutti notevoli nelle note opere della Axhausen, dello Hatzfeld, dello Scheludko, dello Spanke, del Viscardi, dell'Errante, del Roché e di altri specialisti, che non è possibile qui ricordare [1].

Se si confrontano le affermazioni decisamente negative di provenzalisti eminenti, quali l'Anglade e lo Jeanroy [2], con le conclusioni degli studi recenti, i quali sempre più approfondiscono la conoscenza dell'« humus » religioso della poesia provenzale, non si potrà negare che il progresso fatto sia molto notevole.

Tra questi studi si colloca in una posizione di rilievo il volume dello Zorzi, che rivela un'ottima preparazione teologica e storica del Cristianesimo, una diretta conoscenza dei testi provenzali, oltreché intelligenza e originalità nella trattazione del difficile tema.

Lo Zorzi ha coraggiosamente affrontato il problema della religiosità trovadorica nella sua completezza, proponendosi di studiare in profondità il rapporto tra trovadorismo e Cristianesimo, differenziandosi in ciò dagli studi precedenti, più che altro volti ad una indagine « ab extra » di forme metriche e stilistiche, immagini e simboli, ricerche di fonti, raffronti di testi sacri e profani latini e provenzali, con, nei casi migliori, parziali e marginali impostazioni del problema della spiritualità dei trovatori. L'autore, invece, – come egli stesso dice nella prefazione del volume – intende « rifarsi al Cristianesimo, non come ad un elenco di dogmi e di formule, da riscontrarsi in campo letterario quali motivi ereditati, bensì cogliendone l'anima, che la Rivelazione e la Teologia fanno consistere nell'offerta fatta da Dio all'uomo d'una vitale partecipazione alla sua vita trinitaria ».

Colpito, come studioso della storia e civiltà del Cristianesimo, dalla impronta trinitaria ben visibile, a partire dal sec. XII, nel pensiero, nell'arte, nella iconografia, specialmente in Provenza, dove è sbocciata la ricca fioritura della poesia occitanica, l'autore si è chiesto se questo fenomeno possa essere una « semplice casuale coincidenza » o non, piuttosto, sia legittimo il sospetto che i due avvenimenti simultanei, « che hanno un analogo stile di apparente generazione spontanea » per il modo stesso del loro rapido e intenso sviluppo, non abbiano un « fondo spirituale potentemente alimentatore, comune alle menti e ai caratteri più diversi ». Queste sono le ragioni dello studio esposte chiaramente nel cap. II, dove, alla fine, è dato il dovuto rilievo al-

[1] Per questi studi rimando alla Nota Bibliografica del volume, sotto le singole voci.

[2] I. Anglade, *Les trobadours* ecc. Paris, 1908, p. 197.

A. Jeanroy, *La poésie lyrique des troubadours*, Toulouse – Paris, 1934, II, p. 305.

l'influsso esercitato dalla letteratura provenzale nella letteratura europea, nella convinzione che « cercare il fondo alimentatore del fenomeno letterario provenzale, scrutandone gli eventuali rapporti col fondo alimentatore della spiritualità trinitaria medievale, significa toccare l'elemento generatore dell'intera lirica volgare europea » (p. 18).

Tutta la prima parte del volume (pp. 3–50), comprendente quattro capitoli, studia i rapporti tra « La spiritualità trinitaria e il mondo provenzale ». Il terzo capitolo traccia un rapido panorama della Provenza medievale nei suoi confini e nella sua fisionomia storico-culturale (centri propulsori di vita spirituale, liturgia, coincidenze artistiche e linguistiche); il quarto studia l'« humus » trinitario provenzale nelle sue varie caratteristiche: echi di scuola, liturgia gallicana, fondazione dell'ordine dei Trinitari, di Chiese ed altre istituzioni, brevi notizie sull'arte.

Lo studio della « atmosfera » trinitaria è approfondito nella seconda parte del volume, formata di quattro capitoli (pp. 53–133), dedicata alla ricerca della «Spiritualità trinitaria esplicita della letteratura provenzale extra-trovadorica ». Il primo capitolo studia la Trinità nei secoli XII, XIII, XIV, attraverso le composizioni letterarie minori: trattatelli devoti e leggende, sermoni e misteri, versioni e rimaneggiamenti. La ricca documentazione inizia con le prime testimonianze trinitarie del Boecis, della Canzone di Santa Fede, della Vida di Sant Alexi, dei sermoni limosini e seguita poi con l'analisi delle omelie, dei ternari analogici, dei ricordi trinitari del poema epico Ronsasvals, delle poesie religiose anonime, delle Leggende dei santi del sec. XIII (S. Maria Maddalena, S. Douceline) e, finalmente, delle testimonianze minori del sec. XIV (Vita provenzale di Elzear e Delfina, versione provenzale dell' « Elucidarium » di Onorio di Autun, mistero di S. Agnese, leggenda del Prete Giovanni).

Le testimonianze trinitarie esplicite dateci dai testi extra-trovadorici provano in modo convincente le precedenti conclusioni parziali dell'autore: la «presenza », molto notevole, del dogma trinitario e l'ortodossia della dottrina, raramente scalfita, e soltanto alla superficie, da poche imprecisioni dovute ad inesperienza nell'uso del linguaggio tecnico teologico e alla familiarità acquisita con l'argomento trattato. Le prove documentarie rivelano ancora una buona «ricettività » ed una reale attiva «sensibilità » del mondo provenzale nei riguardi del dogma trinitario. L'interessante tema è ulteriormente approfondito ed illustrato dalle ricerche particolari sullo Spirito Santo (cap. II). Esse delineano l'ambiente laico e determinano il clima schiettamente popolare, in cui sorsero i due ordini di Trinitari e dello Spirito Santo, particolarmente del secondo, che ebbe in Montpellier non solo la sua origine, ma anche una florida vita.

Sarebbe stata molto utile, non solo ai fini dello studio, ma anche della conoscenza del mondo religioso medievale, una più approfondita indagine dello Spirito-Carità nell'ambiente popolare provenzale (tessitori, tappezzieri e cotonieri marsigliesi), anziché nei testi delle Laudi delle confraternite religiose, per documentare meglio la viva fermentazione del dogma trinitario, uscito dalla sfera speculativa e teoretica, nella vita sociale del tempo.

Ai Valdesi è dedicato l'ultimo capitolo della seconda parte, allo scopo di trovare, anche in una letteratura ascetica e polemica ereticale,

testimonianze utili a rafforzare quelle più esaurienti, che provengono dall'ambiente religioso cattolico. Dopo utili chiarificazioni sui poemi valdesi (datazione, lingua) e sulla sostanza del Valdismo, sorto non «con un programma dogmatico, ma con intendimenti etico-sociali, inquadrati perfettamente in quel vivace risveglio evangelico, da cui nacquero anche gli ordini mendicanti» (p. 119) e divenuto poi una rivolta di tipo disciplinare (per spirito antipapale e antiromano), lo Zorzi acutamente mette in rilievo il sorprendente attaccamento dei Valdesi alla sostanza e alle forme del dogma trinitario.

La «Professio fidei» di Pietro Valdo, la «Nobla Leyczon» (sec. XIV) e, particolarmente, il poemetto «Payre Eternal», riportato per intero nel testo, testimoniano una robusta e limpida ortodossia della primitiva fede trinitaria valdese espressa in una nudità essenziale di forma, che disdegna gli orpelli frequenti, invece, nei testi cattolici. Ed anche questo è un segno rivelatore dell'ansioso desiderio, insito nel Valdismo, di ritornare alla pura sorgente del Cristianesimo.

Ma l'importanza del poemetto valdese e del testo catechistico della «Nobla Leyczon» non si esaurisce, a nostro giudizio, in un ambito strettamente concettuale e dogmatico: essi sono, insieme con le traduzioni valdesi della Bibbia, ricordate dal Viscardi[1], «indice di un interessamento vivo e diretto dell'indotto mondo laicale alle cose di fede».

S'inizia, a questo punto, la parte terza del volume: «La spiritualità trinitaria esplicita dei trovatori» (pp. 137–227). Essa, per l'importanza e la delicatezza degli argomenti svolti, oltreché per l'impegno dimostrato dall'autore nel trattarli, è certamente quella di maggior rilievo.

Il primo capitolo, «Cultura e religiosità dei Trovatori», vuole sinteticamente esporre le vecchie e recenti posizioni della critica intorno a un complesso e vasto problema, che avrebbe richiesto, sia pure in brevi termini, una esposizione ordinata e sistematica delle varie tesi sostenute dai provenzalisti. Lo Zorzi si limita, invece, a cenni sommari e ricordi disordinati della letteratura critica che egli giudica piuttosto affrettatamente e, in generale, senza documentare bene le varie posizioni di pensiero raggiunte dagli studiosi.

Nella breve ed affrettata esposizione del capitolo, forse il più debole del volume, avrebbe dovuto, ad esempio, essere dato un rilievo più spiccato agli studi del Viscardi sulla tradizione aulica e scolastica e la poesia trovadorica e sulla letteratura religiosa del Medio Evo romanzo, ricordati dall'autore solo per un riferimento al «trobar clus» e alle Bibbie provenzali (p. 140 e 147). Spiace pure vedere dimenticati i saggi pregevoli di Mario Casella[2], neppure ricordati nell'ampia Nota Bibliografica, posta alla fine del volume, in cui trovano posto, invece, più volte, lavori secondari o di scarso valore.

Non mancano, però, buoni giudizi e valide osservazioni, come quelle sulla critica di reazione agli studiosi post-romantici, «volta, per vero, forse più alla rivalutazione dei testi religiosi, che alla penetrazione della religiosità dell'anima trovadorica» (p. 146).

---

[1] A. Viscardi, *Saggio sulla letteratura religiosa del Medio Evo romanzo* Padova, 1932, p. 2.

[2] M. Casella, *Poesia e Storia,* I. *Il più antico trovatore;* II. *Jaufre Rudel,* in «Archivio storico italiano», XCVI (1938), vol. II.

Coi capitoli seguenti (II: La Trinità nella letteratura trovadorica; III: Testi trovadorici sullo Spirito Santo; IV: Maria e la Trinità nella poesia trovadorica; V: Due testimonianze della decadenza: «Las Leys d'Amors» e il «Breviari d'Amor»), lo Zorzi riprende con sicurezza la fila del suo tema, passando all'analisi dei singoli testi trovadorici per raccoglierví quelle testimonianze esplicite che, unite a quelle dei testi extratrovadorici, già precedentemente studiati, dovrebbero, a suo giudizio, provare «che, in fondo, codesta produzione provenzale nasce da un medesimo ceppo e si sviluppa in una medesima atmosfera».

Partendo dalle rapide espressioni trinitarie conservateci da alcuni poeti di varia importanza, il nostro esamina poi testi trinitari più ricchi, quali la Chanson de la Croisade Albigeoise e la Chanson sulla guerra di Navarra (1276) di Guilhem Anelier di Tolosa, poi l'«estribot» di Peire Cardenal, il «Thezaur» di Peire de Corbian e brani di poesie di Peire d'Alvergne. Una parte di molto interesse è quella dedicata ai «ternari analogici», diffusissimi nella teologia del sec. XIII e ben noti a quella del sec. XII (Ugo di S. Vittore, Giovanni di Salisbury, Abelardo).

La testimonianza dell'uso dei ternari nei testi trovadorici è esplicita, ma, in complesso, non molto esauriente. Per il sec. XII l'autore non dà prove importanti; più solide e convincenti sono quelle tolte dai trovatori del sec. XIII: Guiraut Riquier (ternari: poder – savieza – bontat; poder – savieza – amor), Pons de Capdoill, Peire de Corbian etc. (pp. 159, 161, 169).

La scarsità di prove nei testi più antichi non sembra, dunque, possa consentire l'affermazione, anche se fatta con circospezione, che «par di dover conchiudere che esso (il ternario) fu la prima fonte, da cui i trovatori trassero gli attributi con cui abitualmente si rivolgono alla Divinità» (p. 161).

Le conclusioni dell'indagine svolta sui documenti trinitari trovadorici confermano quelle dei testi extratrovadorici (cap. II, parte II, p. 86) e si completano con le ricerche del capitolo seguente: «Testi trovadorici sullo Spirito Santo». Esse sono, in complesso, obiettive e convincenti, ma risentono di un eccessivo impegno di chiarificazione degli elementi dogmatici e teologici. I testi non danno prova soltanto di una «sensibilità» trinitaria «catechistica», ma ci fanno sentire, nelle forme e negli schemi teologici, anche accenti di umano dolore, di accorata responsabilità del peccato, aneliti di redenzione, voci ben percettibili, insomma, di quella sensibilità umana, che è pure tanta parte della spiritualità medievale (cfr. ad es. i testi citati a pp. 151, 159, 170 ecc.). Queste reazioni psicologiche e sentimentali al dogma dovevano essere ulteriormente esplorate.

Il capitolo quarto, dedicato a Maria e alla Trinità nella poesia trovadorica, analizza alcuni temi mariani frequenti nelle canzoni dei trovatori, già studiati dallo Hatzfeld: l'«intarsio trinitario» (Maria figlia, madre e sposa di Dio) e l'immagine del raggio, che vuole delicatamente significare la misteriosa «obumbratio» di Maria da parte dello Spirito Santo.

Lo studio delle poesie mariane consente allo Zorzi di prendere decisa posizione, alla fine del capitolo, nella nota questione relativa ai rapporti tra le canzoni mariane e le origini dell'amor cortese: se l'amor cortese è sorto dalla devozione a Maria, o ha portato, alla fine, al culto della

Vergine. Validamente il nostro si oppone alla tesi della nascita dell'amor cortese dal culto mariano, non solo perché di questa suggestiva origine non esiste la più piccola prova, ma ancora perché «non si può affermare che la devozione mariana sia all'origine del grande risveglio della spiritualità medievale». La teologia mariana è adolescente nel sec. XII e solo nel XIII ha il suo rigoglioso sviluppo. Anche i testi ne danno conferma: la più antica canzone mariana conosciuta è di Peire de Corbian (1230 circa). L'ardente devozione a Maria non nasce, dunque, a giudizio dell'autore, da un movimento devoto a carattere popolare, ma «dalla speculazione e dalla vivace pietà cristologico-trinitaria».

L'esame dei testi trinitari è completato da quelli della decadenza. Le testimonianze sono modeste nelle «Leys d'Amors» e abbondanti nel lungo poema didattico di Matfre Ermengau, il «Breviari d'Amor». L'esposizione prevalentemente catechistica di molte parti di esso non sembra meritare l'importanza, forse eccessiva, attribuitagli dallo Zorzi.

Un'altra parte di vivo interesse del lavoro è quella dedicata ai «Rapporti tra i Trovatori, la Crociata albigese, l'Inquisizione e i Catari» bene informata sulle delicate questioni trattate con conoscenza precisa e vasta della critica relativa. I giudizi intorno alle opere, anche più recenti, sull'argomento sono equilibrati e accettabili le conclusioni; la decadenza trovadorica non è determinata dalla Crociata e dall'Inquisizione; non ci sono prove sicure del catarismo trovadorico, mentre, al contrario, ce ne sono per l'ortodossia di trovatori simpatizzanti, se pur militanti, nel campo tolosano; i testi provenzali non consentono di stabilire rapporti di diretta dipendenza fra il trovadorismo e l'eresia catara, pur rimanendo la possibilità che la lirica provenzale «si alimenti, e magari inconsapevolmente, dei motivi ispiratori più intimi di essa».

Da questo problema ancora aperto l'autore vede sorgere la necessità di un confronto dei motivi ispiratori della lirica trovadorica, non più solo coi motivi essenziali di una «Weltanschauung» trinitaria, ma anche con quelli più intimi del catarismo antitrinitario (p. 248), confronto che sarà attuato all'inizio della quarta e ultima parte del volume: «La spiritualità trinitaria implicita» (pp. 251–340).

A questo punto la ricerca, che aveva avuto sino ad ora carattere «di esame di un concetto teologico semplice e preciso», ampliando i limiti dell'argomento studiato, si propone di cogliere «qualcosa di più implicito e diffuso», cioè una spiritualità trinitaria implicita nei testi, al fine di giungere ad una nuova e integrale interpretazione della lirica trovadorica.

Lo Zorzi fissa tre elementi fondamentali del dogma trinitario medievale, in antitesi con le affermazioni catare: («un senso vivo di Dio creatore, visto nella sua esuberanza e bontà; una conseguente gioiosa adesione alle cose risalenti, a Dio; il senso dell'amore universale») e si propone di ricercare, per prima cosa, se l'attività creatrice di Dio sia sentita nella letteratura provenzale e con quale fisionomia.

Dei 17 testi citati a prova del concetto di Dio creatore, 10 sono del XIII sec., 2 del XIV, 3 extratrovadorici, 3 soli del XII e di scarso rilievo. Nel complesso, la documentazione è assolutamente insufficiente per la prima generazione dei trovatori, né si può dire sia di molto significato, perché si riferisce a poeti minori o a personalità

poco rilevanti, né che vi sia «grande» insistenza sull'attività creatrice di Dio (p. 268).

Più ricche e concettualmente importanti e convincenti non possono neppure dirsi le testimonianze del concetto della paternità di Dio. I pochi testi non trovadorici, che si riducono a un ben esiguo numero di versi, talora a poche parole isolate, e quelli trovadorici (una citazione di un testo del sec. XII, 2 del XII–XIII, 4 del XIV) ci danno degli appellativi di Dio molto comuni e generici (bello, umile, caro, buono, cortese).

Egualmente modeste sono le citazioni di passi poetici relativi alla «doussor» di Dio (7 da testi del XIII sec., 2 del XII–XIII). Mancano sempre le testimonianze dei poeti più antichi. Di Marcabru, ad esempio, è ricordato solo un giudizio dell'Errante (*Marcabru* ecc., p. 219), ma non sono riferite citazioni precise relative al tema trattato.

L'ipotesi, in sè plausibile, che l'attributo di «doussor», riferito a Dio, indichi, oltrechè «una soavità di modi, una dolcezza intrinseca e saporosa», dovrebbe essere meglio provata.

Col capitolo seguente («Il Vincolo fra Dio e il Creato»), s'inizia la ricerca della «fontalitas» di Dio (concetto di Dio – fonte, «fontalis plenitudo» di S. Bonaventura), che si esaurisce quasi esclusivamente nella analisi di passi delle «Leys d'Amors» e del «Breviari». Le allusioni contenute in questi testi tardivi sembrano mere reminiscenze liturgiche entrate nella poesia dell'età della decadenza trovadorica, non sembrano esprimere concetti teologici precisi e di particolare interesse.

Lo Zorzi non giunge ad una conclusione su questo punto, ma si pone soltanto la domanda, alla quale, però, non risponde, se sia possibile trovare riscontro della «fontalitas» anche nella poesia più antica.

L'analisi, poi, dei riferimenti dei poeti alla bellezza femminile, che potrebbero essere arricchiti anche con altre citazioni[1], non sembrano esprimere un sentimento religioso dell'amore, che provi la conservazione del senso della «fontalitas» divina, nè evidenti rapporti con la teologia francescana, legata alla tradizione dionisiana, come lo Zorzi pensa nella sua inconcludente conclusione, perchè fondata su premesse solo ipotetiche (pp. 277–78, 285).

E', però, degna di rilievo la lunga nota nella quale lo studioso fa utili chiarificazioni sulla troppo creduta sensualità della poesia provenzale[2].

Non convince certamente l'interpretazione della bellezza femminile intesa quale «esaltazione erotica maschile» (Nelli), ma neppure quella alla quale vorrebbe giungere lo Zorzi, che parla di «un'entusiastica contemplazione compiuta in un'atmosfera spirituale, in cui il distacco

---

[1] Per es. di passi di Bernart de Ventadorn e di Peire Vidal, ricordati anche dallo Scheludko nel suo Saggio: *Religiöse Elemente im weltlichen Liebeslied der Trobadors,* in Zts. f. franz. Spr. und Lit., LX (1935–37), p. 30.

[2] Alle ragioni addotte dallo Zorzi (espressioni e immagini divenute di uso corrente; minore sensibilità dei tempi al linguaggio immorale) andrebbe aggiunta anche la considerazione che alcune composizioni trovadoriche, di apparente significato osceno, si risolvono in scherzi, in veri e propri *gap.* Tale è, ad esempio, il caso dei serventesi di Arnaldo Daniel, Raimon di Durfort e Truc Malec, per i quali si veda il pregevole articolo di G. Contini, *Per la conoscenza di un serventese di Arnaut Daniel,* in «Studi Medievali», N. S., IX (1936), pp. 223–31.

dal 'fons de totz bes», d'una delle sue opere più belle (la donna) non era nemmeno pensabile» (p. 278).

Il motivo della luce, studiato nelle ultime pagine del capitolo, è illustrato da brevi riferimenti di passi di poesie del sec. XIII e da uno solo del XII, tolto da Guiraut de Borneill. Essi ci offrono immagini analogiche riferite a Dio, alla donna o alla natura, che sono molto probabilmente riecheggiamenti di testi scritturali, ricordi liturgici o teologici assai comuni, ma non possono indurre a pensare che «anche quando godono della luce scaturente dalle cose, dalla primavera o dal volto della donna (ed avviene con frequenza significativa), i trovatori risentono forse di un altro fondamentale aspetto del 'Bonum, che nella tradizionale concezione teologica del tempo, si diffonde appunto in bellezza e in luce» (p. 285).

Conclusione della cui debolezza è consapevole lo stesso studioso, riconoscendo „che si tratta, è vero, di due indizi: comunque seri e interessanti". Interessanti sì, ma non diremmo seri.

Le pagine seguenti (capitolo terzo: «Il riflesso divino nelle cose») mirano a porre in risalto l'entusiastica sensibilità dei trovatori per la natura e «in particolare per il suo rinnovarsi a primavera», in parallelismo con la spiritualità religiosa contemporanea mistico-francescana.

La rassegna degli esordi delle canzoni trovadoriche, non molto ricca e fondata su testi non sempre importanti, né molto antichi, rivela, è vero, nei poeti, un vivo sentimento di natura, che si traduce in immagini ricche di colore e di delicati accenti melodici: verdi prati, alberi in fiore, gemme verzicanti, dolci canti di uccelli, che «in lor latino» salutano con gioia l'apparire della primavera. E bene fa lo Zorzi a rivendicare, specialmente nella poesia antica, l'originalità di questi brani lirici.

Si può consentire che gli esordi delle canzoni dei trovatori riecheggino motivi della poesia mediolatina sacra e profana e immagini dei tropi liturgici, ma non si può determinare, con prove convincenti, quella speciale fisionomia religiosa che lo Zorzi vorrebbe ravvisare in essi.

Diremo subito che, pur tralasciando, per ora, le conclusioni late e del tutto personali alle quali egli vuol giungere, non convince il suo metodo d'indagine, che vuol stabilire rapporti fondati su somiglianze esteriori e imprudenti accostamenti di idee.

Un confronto formale, per esempio, di un passo della «Scala Divini Amoris», trattato mistico provenzale del sec. XIV, con i noti versi della «lauzeta» (Can vei la lauzeta mover – De joi, sas alas ecc.), di Bernart de Ventadorn, induce l'autore ad accostamenti «più larghi e fecondi», cioè alla considerazione che, poiché il trattato è di chiara ispirazione francescana, e tenendo conto della simpatia della letteratura francescana «per le sirocchie uccelli», simpatia che si rivela anche negli antichi testi trovadorici, questa «sembra un elemento emergente, indicatore d'un riflesso della parallela sensibilità all'efflusso della dolce bontà di Dio» di cui gli uccelli sono testimonianza (p. 299). Con eguale impressionismo l'autore ha trovato nell'amore dei trovatori per i luminosi colori della natura «un indizio d'un riflesso della sensibilità alla effluente luce divina».

Gli esordi delle canzoni dei migliori poeti sono essenzialmente brani lirici e le immagini di natura preferite sono analogie di stati d'animo,

lieti o malinconici, dei trovatori. Alcuni esordi, come quelli di Marcabru, acquistano un intenso valore etico, in quanto simbolicamente contrappongono alla vita della natura quella morale e spirituale dell'uomo.

Marcabru esalta, per esempio, l'amore puro degli esseri del creato (l'usignolo, la rana, il gufo) e canta la gioia che nasce da questo amore naturale innocente, in contrapposizione a quella insincera che nasce dalla frode (Canz. XXI, 3; XXIV, 1, 115 ed. Dejanne). Vive immagini tolte dal mondo della natura traducono simbolicamente questo sentimento, che è più un bisogno, un desiderio di gioia, e di purezza, talora espresso in un tono profetico e biblico, un lamento sulla gioia perduta, che non il canto pieno del possesso e della conquista di essa. Marcabru non conosce la serena ebbrezza del mistico, ma appare molto spesso come un solitario e crucciato profeta che piange, inascoltato, sulle rovine morali dell'umanità.

Lo Zorzi ha sopravalutato gli accenti gioiosi degli esordi trovadorici (doussor, sabor), in confronto delle note di umana tristezza, tanto frequenti nelle liriche provenzali da creare quell'atteggiamento, potremmo dire elegiaco, che è il più consueto nella poesia dei trovatori.

Nei poeti più antichi (e più artificiosamente in quelli della decadenza), vi sono certamente voci di viva spiritualità religiosa e di intensa vita morale (soprattutto in Marcabru), ma i versi che le esprimono debbono essere studiati in relazione a tutta la composizione poetica, non isolati nei soli esordi. Un'analisi completa delle poesie rivelerà anche i sentimenti e gli interessi umani che le ispirano.

Quell'«adesione» all'intimo della natura, di cui parla lo Zorzi, a proposito di Marcabru e di altri trovatori, nasce da una capacità di osservazione delle cose, da un sano realismo medievale, che si traduce poi in immagini di puro valore lirico. Spunti e riecheggiamenti mistici, intuizioni e immagini religiose si possono trovare frequentemente, specialmente nei poeti della decadenza, ma essi non consentono un'interpretazione mistica della poesia provenzale.

«L'arbitrio del critico incomincia – come ben scrive il Battaglia – quando vuol dare a questi frammenti lirici, legati solo da una coerenza sentimentale, una sistematicità che non hanno e non aspirano ad avere. Basta violare l'accento lirico e fraintenderlo come allusiva traduzione di una realtà concettuale, per snaturare, oltrechè il purissimo carattere fantastico di questa produzione, le stesse sembianze logiche del suo contenuto»[1].

Una vera forzatura del significato dei brani lirici trovadorici sembra a noi abbia fatto lo Zorzi quando, accostandoli a testi mistici provenzali in prosa, e richiamandosi alla spiritualità mistica cisterciense e francescana, vuol trovare una corrispondenza tra queste e la poesia trovadorica. Afferma «che si può parlare di un'unica universale» doussor, «assaporata, per così dire, in profondità diverse, dai mistici e dai trovadori» e che «l'essenza dell'intuizione trovadorica del cosmo» sta nella genuina ispirazione dei versi provenzali «i quali colgono l'intima voce delle cose» parallelamente alla spiritualità religiosa contemporanea, che conosce il gusto delle cose prout sunt» (p. 313). Molto

---

[1] S. Battaglia, Introduzione alla lirica dei Trovatori, in *I. Rudel e B. de Ventadorn – Canzoni* – Napoli, Morano, 1949, p. 19.

strano sembra anche l'accostamento tra il «saber», la «scienza jauzionda» – che non è di tutti i trovatori più ispirati, ma di Marcabru – e la «sapida scientia» della teologia mistica contemporanea.

La tesi dello Zorzi è portata alle sue estreme conclusioni nell'ultimo capitolo del volume: «L'anima Mundi e l'intuizione trovadorica». Partendo da alcune premesse riguardanti i rapporti tra estetica e mistica medievale (l'intuizione inconscia del mistico e del poeta) e dalla constatazione della concomitanza, nel secolo XII, del gusto mistico e di quello poetico per la «dolcezza saporosa» (cfr. doussor e sabor nel cap. precedente), vuole giungere per mezzo di essa ad affacciarsi almeno indirettamente sulla «metafisica latente» della poesia trovadorica.

Le pagine dedicate alla mistica medievale (alla scuola vittorina e chartrense e a S. Bonaventura) sono pregevoli per la buona conoscenza dell'argomento e la limpida esposizione, che illumina e precisa gli orientamenti e le correnti del pensiero medievale.

Da Chartres a S. Bonaventura si andò facendo sempre più chiaro e costante «il concetto del Verbo di Dio, mondo archetipo, sapienza e bellezza rifulgente nelle creature» e il concetto dell'«anima mundi, idest divinus amor», che circolarmente lega il creato, in cui le cose tutte «sentono» di inerire. E lo Zorzi dimostra l'influsso di queste idee su alcuni testi mistici provenzali, quali la «Scala» e la Vida di S. Douceline, Las Leys d'Amors e Le Breviari.

Nella convinzione che il platonismo dei maestri di Chartres, di S. Vittore e dei pensatori francescani del sec. XIII, che li porta istintivamente e insistentemente alla scoperta realistica del fondo segreto di ogni fenomeno e di ogni sostanza, per la coincidenza del tempo, per la diffusione della dottrina e ancor più per il fervore lirico-affettivo che lo pervade sia l'«humus comune» del tempo, lo studioso ritiene che esso abbia alimentato anche la particolare sensibilità dei migliori trovatori delle origini a «gustare» la natura e che questa penetrazione nelle cose debba essere intesa come una vera e propria «inesione» e non solo un'aderenza ad esse.

L'ipotesi suggestiva dello Zorzi si fonda su due presupposti:

a) il senso vivo della coralità universale;

b) l'esigenza di un accordo dell'amore umano con l'amore delle cose e degli animali.

La «coralità» degli esseri, circolarmente uniti nell'amore divino, è discretamente testimoniata dai trattati mistici provenzali e dai testi poetici del sec. XIV, ma non risulta in misura convincente da quelli delle origini.

Lo Zorzi ritorna ancora sulla «sintonia» del sentimento dei trovatori «con la gioia primaverile o con la tristezza invernale» e cita un passo di Rudel e di un anonimo, che esprime il coincidente «rinverdire» dell'albero e del cuore del poeta. A questo riguardo egli avrebbe potuto ricordare anche i versi del bell'esordio di B. de Ventadorn: Lancan folhon bosc e jarric: E florisc e reverdei – E folh segon ma natura. (Cfr. n. 10 ed. Battaglia, p. 190). Ma questi spunti di «inserimento» gioioso non sono certamente di ispirazione platonico-francescana.

Dei sei passi citati dagli esordi di Marcabru, uno solo, quello noto della canz. XL, 36 sgg. (ed. Dejanne, p. 198):

Ah! fin' Amors, fons de bontat
C'as tot lo mon illuminat ecc.

può essere sicuramente interpretato in senso religioso, forse meglio come amore universale, «anima mundi», anzi l'amore in persona, lo Spirito Santo (Zorzi), che non come Charitas (Errante).

Gli altri passi di Marcabru riportati, anche se vanno intesi in un senso più profondo di quanto non abbia fatto lo Scheludko, che li sentì in una sfera logica e astratta [1], esprimono, sopratutto, un profondo sentimento morale, che può talora assurgere anche a un valore universale, negli accenti lirici in cui è espresso, nel calore delle immagini di natura, nell'ansiosa aspirazione ad un amore puro, fonte di gioia piena dell'anima, nell'accorato e pensoso ricordo di coloro che non seguono la «via plana» dell'amor naturalis.

Questo doloroso sgomento per tutto ciò che può distruggere l'amore puro esprimono anche i versi, non citati, dallo Zorzi, di B. de Ventadorn (Canz.: Ara no vei luzir solelh, 17 sgg. n. 2 ed. Battaglia, p. 167).

I versi di Daude de Pradas, che afferma che Dio è «fin'Amors», quelli di B. de Ventadorn e gli altri, di dubbia paternità, citati dallo Zorzi (pp. 332 e 333), non provano convincentemente le sue ipotesi sull'amore cosmico e l'accordo dell'amore umano con quello delle creature, sì da poter affermare che «la miglior lirica trovadorica se ne alimenti alle sue origini» (p. 339).

Fondandosi su queste incerte premesse, ben debole appare, perciò, la nuova ipotesi, affacciata nelle ultime pagine del volume, sulla contrastata opinione della natura dell'amore cortese, che lo Zorzi vorrebbe riportare all'amore cosmico di ispirazione neoplatonica e trinitaria, in cui ravviserebbe l'intuizione originaria della poesia dei trovatori. Questa teoria sanerebbe certamente molte disarmonie e contraddizioni delle disparate interpretazioni dell'amore cortese, ma la sua esistenza deve essere provata sui testi. E non ci sembra che lo Zorzi vi sia riuscito.

Concludiamo la nostra nota riconoscendo i notevoli contributi portati da questo studio nella indagine del dogma trinitario e dei valori religiosi nella letteratura provenzale, contributi molto utili per una sempre più approfondita conoscenza della cultura e della spiritualità religiosa medievale.

La complessità e vastità dei problemi trattati con specifica competenza dallo Zorzi risalta bene all'occhio anche dai ricchi Indici posti in fondo al volume (Indice e date dei trovatori e delle Opere provenzali – Indice delle cose e dei nomi geografici notevoli – Indice dei nomi di persona), oltrechè dalla vasta Nota bibliografica.

Non altrettanto importante sembra a noi il valore dell'ultima parte del lavoro nel campo specifico degli studi trovadorici, perché la costruzione metafisica della tesi proposta, come ogni classificazione astratta e schematica, non è certamente la più utile per riconoscere la natura di quel mondo religioso romanzo, in cui si fondono e confondono le varie tendenze e i multiformi atteggiamenti di cui esso risulta.

---

[1] D. Scheludko, *Zur Geschichte des Natureinganges bei den Trobadors*, in Zts. f. franz. Spr. und Lit. LX (1938), pp. 278, 302 etc.

La spiritualità religiosa trovadorica non può essere espressa in ordinate sistemazioni metafisiche, ma rappresentata soltanto nella sua grande complessità di valori e di tendenze.

Comunque, anche questa parte dello studio, come ogni ricerca seria e di vivo interesse, desterà il desiderio di nuove indagini e approfondimenti della questione e avrà, perciò, la sua parte di merito in un ulteriore sviluppo del difficile problema.

Firenze GIANLUIGI TOJA

Antonio Altamura, *Testi napoletani del Quattrocento, con introduzione, note e glossario, a cura di Antonio Altamura.* Napoli, Casa editrice Dr. Silvio Viti, 1953. (= Collezione novantiqua, 4.) 162 Seiten, Preis Lir. 1700.–.

Auf seine Textsammlung *Testi napoletani dei secoli XIII e XIV* (Napoli, 1949) läßt Altamura einen zweiten Band ausgewählter Texte aus dem 15. Jahrhundert folgen. Die sorgfältig getroffene Auswahl bietet gutes Anschauungsmaterial für die allmähliche Verbreitung der toskanischen Schriftsprache im neapolitanischen Gebiet bis zu ihrem Sieg mit der zweiten Fassung von Sannazaros *Arcadia*. Die Texte sind so ausgewählt, daß die verschiedenen Grade der Verfeinerung der Schriftsprache vorgeführt werden, je nach der literarischen Gattung: nahezu reine Mundart in der Volksdichtung, einschließlich der *glommeri* Sannazzaros, und in den volkstümlichen Chroniken und den Narrenspielen; einen durch die Anlehnung an das Lateinische (nicht das Toskanische) verfeinerte Form der Mundart in Denkschriften und Übersetzungen aus dem Lateinischen; dann ein zunehmendes Toskanisieren in literarischen Erzeugnissen, die in Nachahmung Dantes, Boccaccios und Petrarcas entstehen. Am stärksten ist der Einfluß Petrarcas, d. h. in der Lyrik setzt sich das Toskanische am frühesten und gründlichsten durch. Einen vorzüglichen knappen Abriß der Entwicklung gibt der Verfasser in einer kurzen Einleitung. Der Umfang der ausgewählten Stücke schwankt zwischen 20–25 Zeilen und 12 Seiten und ist für die Beurteilung des Sprachcharakters des betreffenden Textes völlig ausreichend.

Der Text ist nach Möglichkeit (aber leider nicht durchweg) nach den Handschriften erstellt, unter Beibehaltung der graphischen Eigentümlichkeiten, sonst nach der besten Edition. Der Druck ist sorgfältig überwacht und sauber. Bibliographische Angaben zu jedem Stück beschränken sich auf die letzten einschlägigen Veröffentlichungen. Für grammatische Erläuterungen wird auf den vorausgehenden Band verwiesen. Das knappe Glossar enthält manches, das keiner Erklärung bedarf, manchmal mit seltsam überflüssigen Etymologien (z. B. consolaciune < consolatio!), während viele Vokabeln, insbesondere zur Erklärung der *gliommeri*, fehlen. Darüber kann man selbst angesichts der vortrefflichen Auswahl der vielfach nur sehr schwer zugänglichen Texte kaum hinwegsehen. Immerhin: eine brauchbare Materialsammlung, die die Auswertung dem Benützer überläßt.

Mainz W. THEODOR ELWERT

Fr. *ménage*. Neues zu einer alten Etymologie

Die Etymologie fr. *ménage* < mlt. **mansionaticum** gehört zu den bisher als gesichert geltenden etymologischen Schulbeispielen (ML 5314 ***mansionaticus** „zum Hause gehörig")[1]. Der von ML gesetzte Asterisk ist unnötig, da *mansionaticum (-us, -a)* seit der merovingischen Zeit häufig belegt ist. Eine Überprüfung des gesamten Fragenkomplexes im Rahmen der Redaktion des FEW-Artikels **mansio** führte jedoch zu dem Ergebnis, daß fr. *ménage* von diesem mlt. *mansionaticum* zu trennen ist. Eine Neuorientierung innerhalb der gleichen Wortfamilie wurde notwendig. Es erweist sich somit, daß selbst heute noch „gesicherte" Etymologien bei genauerem Zusehen neue überraschende Aspekte gewinnen können, in unserem Falle deshalb, weil sich bisher noch niemand der Mühe unterzogen hatte, das mlt. *mansionaticum* und die ersten 50 Jahre der Geschichte von fr. *ménage* semantisch, phonetisch und morphologisch genauer zu prüfen.

I. Mlt. mansionaticum

Die Belege für mlt. *mansionaticum, mansionaticus, mansionatica* sind außerordentlich zahlreich: zu den 16 Du Cange-Belegen (DC) kommen gegen 100 Belege aus andern mlt. Quellen[2]. Abgesehen von einem vereinzelten und in einen andern Zusammenhang gehörenden *mansionaticus* „celui qui habite le domaine d'un monastère" (ca. 650, Blaise) gehören alle Belege in eine ganz spezifische semantische und stilistische Sphäre: *mansionaticum* ist ein Ausdruck der merowingisch-karolingischen Kanzleisprache, oder, genauer gesagt, ein Ausdruck der karolingischen Steuerterminologie, der zuerst um 721 auftritt, im 9. Jh. besonders beliebt ist und bis ins 11. Jh., ja sogar bis ins 12. Jh., meist formelhaft erstarrt, weitergeschleppt wird. Das Suffix **-aticu** ist

[1] Z. B. W. v. Wartburg, Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft, 1943, S. 175: '*mansionem* wurde zu *maison*, seine spätlateinische Ableitung *mansionaticum* aber zu *ménage*'; S. 173: '*maison* und *ménage* haben einzig den Anlaut gemeinsam, und niemand sieht [heute] in dem zweiten Wort eine Ableitung des ersten' [soll das Auseinanderwachsen einer Wortfamilie demonstrieren]; S. 174: 'in einer ersten, vorliterarischen Periode sind *maison* und *ménage* . . . auseinandergefallen'.

[2] Ich verdanke sie in erster Linie Herrn Dr. Schneider, dem Leiter des Mittellateinischen Wörterbuchs an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Für seine wertvolle Hilfe, ebenso wie für die seiner Mitarbeiter, sei hier bestens gedankt.

geradezu *das* Steuersuffix der merowingischen und karolingischen Epoche (vgl. *telonaticum, cespitaticum, rotaticum,* etc.); da es ursprünglich adjektivisch zu *census,* etc., gebildet wurde, konnten leicht alle drei Geschlechter eintreten, so auch *mansionaticum, mansionaticus, mansionatica* (diese letzte Form kann auch vom N. Pl. herkommen). Typisch für den Lebensbereich dieser Steuerbezeichnung ist, daß sich die Belege mit äußerst seltenen Ausnahmen nur in den Diplomata und speziell in den Immunitätsprivilegien finden und in den Privaturkunden (die allerdings später einsetzen) fast völlig fehlen. Mit Recht zählt deshalb E. E. Stengel[1] *mansionaticum* zu den in den Privilegien formelhaft mitgeführten Elementen. Diese Formelhaftigkeit geht auch aus den im folgenden angeführten Belegen eindeutig hervor. Sie wird noch dadurch unterstrichen, daß *mansionaticum* in Fälschungen nach 950 gerne verwendet wird, um den Eindruck karolingischen Kanzleistils zu erwecken.

Belegauswahl in chronologischer Ordnung:

721: ut nullus episcopus . . . aut archidiaconus, vel quilibet ex clero, aut actores Ecclesiae, ullo modo de praedicto monasterio Sancti Praejecti nullum praesumant exercere dominatum, non *ad mansionaticos aut repastus exigendo,* non ad ministeria describendo . . . (Testament des Abts Wideradus, Abt des Klosters Flavigny-sur-Ozerain, Côte d'Or, publ. in Diplomata, Chartae, Epistolae, Leges aliaque instrumenta ad res Gallo-Francicas spectantia . . . edidit J. M. Pardessus, Band 2 [ab anno 628 ad annum 751], Paris 1849, S. 326; die Ausg., abgedruckt aus Mabillon oder Plancher, enthält keinen Hinweis, ob es sich um ein Original oder um eine spätere Kopie handelt);

775: nullus . . . *mansionaticus preparandum nec faciendum* se presumant (Monumenta Germaniae Historica [MG], Diplomatum Karolinorum I, Hannover 1906, 129, 15);

775: *exigendo* . . . nec scaras vel *mansionaticos* seu coniectos tam de carrigio quamque de parafredos (ib. 153, 20);

792: ut . . . *mansionaticos* vel foderum nullus audeat *prendere aut exactare* (ib. 234, 20);

ca. 800: in curtes dominicas *mansionaticas prendant,* nisi specialiter iussio nostra aut regine fuerit (Capitulare de Villis, WS 6, 127; s. auch DC und A. Dopsch, Die wirtschaftliche Entwicklung der Karolingerzeit, 1. Teil, 2. Aufl., Weimar 1921, S. 189);

819—840: neque teloneum aut paravereda aut *mansionaticum* aut pulveraticum aut cespitaticum aut portaticum aut salutaticum aut trabaticum *exactare* (Formulae Merowingici et Karolini Aevi, ed. Zeumer, 325, 15; s. außerdem ib. 309, 10; 310, 15; 480, 35; 482, 10);

843: neque comes neque quislibet iudiciaria potestas . . . aliquid exactare . . . praesumant neque *mansionaticum* neque aliud ullum inpedimentum . . . *facere* temptent (MG, Diplomata regum Germaniae ex stirpe Karolinorum, T. 1, Berlin 1934, p. 41, 15);

870: nach einer Vorurkunde (ib. 134, p. 187, 1 und 187, 21);

[1] E. E. Stengel, Diplomatik der deutschen Immunitäts-Privilegien vom 9. bis zum Ende des 11. Jhs., Innsbruck 1910, S. 351.

875: Tournus [Diözese Chalon-s-Saône], nos autem praecipimus, ut nullus nostrorum vel successorum nostrorum, comes, aut vicecomes, seu vicarius, aut missus discurrens in praedicta immunitate a nobis, aut antecessoribus nostris Ludovico, Carolo atque Pipino . . . concessa exquirere, aut *mansionaticum,* aut paratam, aut parafredum, aut eulogias *praesumant* (Gallia Christiana 4 II 225; ib. 223 *mansiones* id.);
879: nach einer Vorurkunde (Dipl. von Karlmann, ib. p. 317, 16 und 317, 27);
879: interdicimus, ut . . . nullus *mansionaticum* teloneaticum ripaticum aut aliquas publicas functiones *exquirere* audeat (ib. 21, p. 315, 23);
882: ut nullus . . . census aut donaria aut *mansionatica* vel aliqua publica servitia ab eis *exigat* (MG, ib. T. 2, Berlin 1937, p. 78, 30 Dipl. Karoli III.; außerdem ib. 5 weitere Stellen zwischen 876 und 887 in den Verbindungen *mansionatica accipere, m. exigere, m. exquirere, mansionaticos tollere*; die Stelle 120 iudex publicus aut exactionarius aut *mansionaticus . . . exigere* ist nach Kehr verschrieben für *mansiones* oder *mansionatica*);
888: nach einer Vorurkunde von 826 *mansionaticos . . . exigere* (MG, ib. T. 3, Berlin 1940, p. 43, 13 Dipl. Arnulfi);
936: ut in rebus ad . . . coenobium pertinentibus nullus episcopus missusve suus . . . *mansionaticum exigant* aut aliquid vi abstrahere praesumant (MG, Diplomatum regum et imperatorum Germaniae [= Dipl Imp], T. 1, Hannover 1879 bis 1884, Dipl. Conrad. I., Henric. I., Otton. I., 4; außerdem 31 Belege für *mansiones* oder *mansionaticum* vel paratas *facere,* 9 Belege für mansiones aut *mansionaticum exigere, facere, recipere, tollere,* einmal tributa aut *mansionaticum facere*);
996: ut nullus nostrorum fidelium . . . in ipso episcopio aut in eius pertinenciis potestative *mansionaticum faciant* (MG, Dipl Imp, T. 2, 1888—1893, Dipl. Otton. II., Otton. III., p. 641, 12; 2. Beleg in gleicher Verbindung; zudem
997: *mansionaticum habere* presumat, ib. 674, 15);
985–91: familiam ab . . . collectis donativis operibus *mansionaticis* et ceteris servitiis liberam et absolutam asserebant (Traditiones Patavienses, Beleg aus den Materialien des Mittellateinischen Wörterbuchs in München);
1002: episcopie vero, quibus servitium et *mansionatica debent,* tempore circuitus sui secundum scripta sua singulis annis persolvant (MG, Dipl Imp, T. 3, 1900—1903, Dipl. Henrici II. et Arduini 14, 40);
1003: nullus *mansionaticum habere* presumat (ib. 56, 25);
1013: nullus fodrum . . . tollere . . nec *mansionaticum* illic *facere* . . . nec nobis . . . vel imperatoribus ospicia preparare umquam presumat (ib. 326, 20);
1014: neque in domibus eorum aliquod *mansionaticum facere* (ib. 331, 25; s. außerdem ib. 632, 5; 361, 15; 384, 10);
1025: ad eorum *mansionatica daretur* (den Bischöfen) (MG, Dipl Imp, T. 4, Die Urkunden Konrads II., hg. von H. Bresslau, Hannover und Leipzig 1909, 12, 20);
1025: essetque in potestate episcoporum, utrum hec per singulas ecclesias ad unum *mansionaticum* an ad duo vellent *habere* (ib. 12, 10; s. außerdem 1025, *m-a debent* 20, 15; 1026, *m-um exigere* 65, 1; 1027 nach einer Vorurkunde freda exigere vel *m-um* vel . . . *exquirere* 122, 30; 1037 nach italien. Vorlage *m-um* potestative *tollere* 322, 15; 1030 nach Vorlage nullus

m-um faciat 197, 40; 1031 id. 214, 25; 1038, *m-um facere* . . . vel imperatoribus hospitium prepare 355, 25);

1038: sive . . . abbatem per *mansionaticum* seu per placita . . . audeat *fatigare* (ib. 363, 25);

1039: nach einer Vorurkunde: ad eorum *mansionatica daretur* ad unum *mansionaticum* an ad duo velit *habere* (MG, Dipl Imp, T. 5, Die Urkunden Heinrichs III, hg. v. H. Bresslau und P. Kehr, Berlin 1931, 7, 5, 15);

1039: nach Vorurkunde *mansionatica debent* (ib. 86, 30, 35; ebenso 1040 nach Vorurkunde *m-a daretur* ib. 86, 30, 35);

1055: in eorum domibus *mansionaticum accipere* presumptive audeat nec aliquam paratam exigat (ib. 471, 25; weitere Belege [nach Vorurkunden] von 1040, 1045, 1055 ib. 81, 30; 167, 15; 483, 5; oft synonym *mansiones exigere*);

1116: et nullus Comes eorum (civium Benoniensium) Colonos seu Inquilinos *pro allogariis, quod Mansionaticum dicitur*, molestare audeat (Dipl. Heinr. V, col. 602 E, aus Muratori);

1136(?): hospitale sancti Benedicti . . . firmamus, ut nullus comes . . . nec eius quilibet missus . . . nec paratas nec *mansionaticum* nec fodrum *exigere* . . . ulterius audeat (MG, Dipl Imp, T. 8, Dipl. Loth. III., 99 b, p. 159, 14)[1].

S. außerdem die Belege bei Du Cange, Arnaldi und Hariulf.

Beigefügt seien einige Fälschungen:

Fälschung vom Ende des 10. Jh. datiert auf 794: *ut nullus . . . aut mansionaticum faciant aut aliquam dacionem exigant* (MG, Dipl. Karol. 1, 1906, 355, 20; ib. 413, 10 weitere Fälschung datiert auf 809). Weitere Fälschungen um das Jahr 1000 in Dipl. regum Germ. T. 1, p. 256 und p. 249, 33; außerdem MG, ib. T. 3 (Dipl. Arnulfi) und eine Ende des 12. Jh. in Italien ausgestellte Fälschung auf das Jahr 883: *hostalitium praesumat mansionaticum peragere* (MG, ib. T. 3, Karl III).

Aus den Belegen gehen zwei Nuancen hervor: *mansionaticum* ist zunächst die konkrete Verpflichtung, für die Unterkunft hoher Beamter oder Bischöfe und ihres Gefolges zu sorgen und aufzukommen („Die im Auftrag des Königs Reisenden haben in der Merowingerzeit Anspruch auf Einquartierung, *mansiones*" G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte II. Band, 3. Aufl., Kiel 1882, 2. Abt. 297)[2], s. oben

---

[1] Einige Belege aus Italien:

892 Pavia, nullus *mansionaticum*, teloneaticum, ripaticum . . . *exquirere* audeat (Fonti per la Storia d'Italia . . . Diplomi Secolo IX. I Diplomi di Guido e di Lamberto a cura di Luigi Schiaparelli. Roma 1906, S. 40);

900 Piacenza, *mansionaticum* potestative *tollere* (ib. Secoli IX – X. I Diplomi italiani di Lodovico III e di Rodolfo II a cura di L. Schiaparelli. Roma 1910); ib. Beleg von 1901, Vercelli;

926 Pavia, freda exigere aut *mansionaticum* . . . *exquirere* (ib. Secolo X. I Diplomi di Ugo e di Lotario di Berengario II e di Adalberto a cura di Luigi Schiaparelli); ib. weitere Belege von 928 bis 958.

[2] Schon in der Lex Ripuaria, LXV, 3, hier bezeichnet als *hospitio suscipere* (Chénon 1, 1926, S. 301 Fn. 4; 'c'était le droit pour le roi, pour ses officiers, et pour ses *missi*, d'être, avec leur suite, „logés chez l'habitant", soit dans les villes, soit dans les abbayes qu'ils traversaient, et en même temps d'exiger, sous le nom de *paratae*, un certain nombre de fournitures . . . Il y avait là une source d'abus . . .' ib. – 'C'était un droit extrêmement onéreux

mansionaticum preparare, facere, habere, prendere. Sodann bezeichnet *mansionaticum* dieselbe Verpflichtung als direkte Steuer, die erhoben werden kann (s. oben *mansionaticum exigere, exquirere, tollere,* etc.). In diesem Sinne sind auch die beiden von Du Cange gegebenen Definitionen zu verstehen. Eine scharfe Grenze zwischen den beiden Nuancen, die nur zwei Aspekte derselben Bedeutung darstellen, kann kaum gezogen werden und ist in unserm Zusammenhang auch nicht von Belang. Sicher ist, daß es sich stets um das Unterkunftsrecht bzw. die Unterkunftsverpflichtung handelt, um das *droit de gîte (jus gisti)*, das seit der späten Merowingerzeit sowohl durch einfaches *mansio* als auch durch *mansionaticum* ausgedrückt werden konnte. Daß diese Beherbergungspflicht als unbequeme und drückende Last empfunden, daß mit dem Recht auf Beherbergung nur zu oft Mißbrauch getrieben wurde, ist schon aus den ältesten Belegen ersichtlich. Fast alle Belege zeigen die Form des Verbots, des Spiegelbilds der Klage[1].

Ein einziger Beleg aus dem Jahre 893 aus dem «Urkundenbuch zur Geschichte der mittelrheinischen Territorien» (hg. v. H. Beyer, 1, Koblenz 1860, S. 197) geht über diese fiskalische Bedeutung hinaus:

debet *ad proximum mansionaticum* senioris aut cum carro vel cum caballo quicquid ei precipitur *portare.*

Es handelt sich um eine Aufzählung der Pflichten der einzelnen Hüfner von *Geinheym* im Goldenen Buch von Prüm: der Hüfner muß das, was ihm befohlen wird, zur nächstgelegenen Ablieferungsstelle[2] befördern. Die hier vereinzelt vorliegende Bedeutung ist möglicherweise aus der Bed. „Steuer" konkretisiert (eig. „dort, wo der Bischof das Beherbergungsrecht in Anspruch nehmen kann"), wobei das Nebeneinander von *mansio* „Haus": *mansio* „Steuer" — *mansionaticum* „Steuer" beigetragen haben mag, oder aber es setzt spätlt. *mansio* „Station, Herberge" in formalem Anschluß an den Steuerbegriff *mansionaticum* fort (da *mansio* „Herberge" nur in der Iberoromania weiterlebt, ist dies jedoch wenig wahrscheinlich). In der gleichen Quelle (anno 860, 95, S. 99, 30) findet sich auch die Steuerformel *mansionaticos exquirere*[3]. Jedenfalls kann dieser Beleg in seiner Vereinzelung

---

pour les villes et les abbayes, qui demandèrent souvent à en être affranchies; mais le roi et les grands seigneurs y tenaient fort' Chénon 1, 768). – S. auch A. Dopsch, Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, Bd. 2, Weimar 1913, S. 215ff.

[1] Von *mansio* „Steuer" abgeleitet ist selten belegtes *mansionare* „mansionaticum exigere" DC.

[2] Es handelt sich um eine der Angarienstationen des Klosters Prüm, die von Karl Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, Bd. 2, Leipzig 1886, S. 137ff. zusammengestellt sind. Geinheym = Rheingönheim in der Nähe der Angarienstation Altripp, s. S. 134 und 138f.

[3] DC zitiert einen Beleg *mansaticus* „mansio, domus" aus den Annales Bertiniani; die kritische Ausg. von G. Waitz, Hannover 1883, S. 125, gibt jedoch *mansionaticos* und als Variante *mansiaticos*: Indeque per Attiniacum et consuetos *mansionaticos* Compendium addit (aus dem Jahre 874). „Von hier begab er sich nach Compiègne, über Attigny und die gewöhnlichen

keine Grundlage für die erst nach 1150 aufblühende Familie von fr. *ménage* bieten.

Der große Strom der *mansionaticum*-Belege, der um 721 bzw. um 775 einsetzt, im 10 Jh. formelhaft erstarrt, allmählich versiegt und in Fälschungen endet, ließ die Volkssprache unberührt: er führte durch die karolingischen Kanzleien. *Mansionaticum* verschwand [1] zusammen mit *cespitaticum* und mit vielen anderen Steuerbezeichnungen, welche durch neue, meist aus der Volkssprache hervorgegangene Bezeichnungen abgelöst wurden [2]. Sie sollte erst später neu erstehen, aber in dem aus der Volkssprache hervorgegangenen neuen Gewand *managium, manaticum* und nicht mehr als *droit de gîte,* sondern als Haus- oder Grundsteuer. Dazwischen aber liegt eine lange Entwicklung, deren Wurzeln in einem ganz andern Bereich liegen.

II. Fr. *ménage*

1. Afr. *manage.* Der Anfang einer neuen Entwicklung

Im Fr. tritt der Typus *ménage* erst seit ca. 1150 auf (zu einem mlt. Beleg von 1059, s. 2), d. h. verhältnismäßig spät (vgl. dagegen *maisniee, maisnie*), und zwar gleichzeitig in zwei Bedeutungen, die mit dem karolingischen Steuerterminus nichts gemein haben:

Herbergsstationen". Die Bed. knüpft hier an die schon im spätern Latein bezeugte Bedeutung „Station" (daher dann Tagereise und Herberge, noch sp. *meson*) an. Sowohl Form als auch Bedeutung der DC-Stelle sind somit zu berichtigen. Die Variante *mansiaticos* schließt an *mansio* direkt an. Vielleicht knüpft auch die Stelle aus dem Goldenen Buch von Prüm an diese aus dem spätlt. hervorgegangene Bed. an (s. Flach a. a. O.). – Der einzige von DC zitierte Beleg *mansionaticum* „mansio, domus, aedes" aus dem Tabular. Abb. Brivatense kann hier weder datiert noch überprüft werden.

[1] 'Au commencement de l'époque capétienne on désignait encore le droit de gîte sous le nom de mansionaticum *qu'il avait porté à l'époque précédente. Mais au XIIe siècle les termes carolingiens ont disparu* et des mots mansuetudo jacendi on fit sortir le terme gistum, droit de gîte' (E. Glasson, Histoire du droit et des institutions de la France, t. 6, Paris 1895, S. 44).

[2] Zum *droit de gîte* s. Chénon 1, 1926, p. 768 mit Literaturangaben; Glasson 6, 1895, p. 43 ff.; Olivier-Martin p. 59 n 4; Flach, Origines de l'Ancienne France 1, 345 ff. (vor allem zum Herauswachsen aus dem alten *cursus publicus,* in Verbindung mit germanischen Bräuchen); zum droit de gîte der päpstlichen Gesandten s. W. E. Lunt, Studies in anglo-papal relations during the middle ages. I. Financial relations of the Papacy with England to 1327, Cambridge, Mediaeval Academy of America 1939, chap. XI. – Mit gleicher oder nahverwandter Bedeutung: mlt. *mansura* (1094 und 1159 „jus gisti seu procurationis" DC), *gistum* und *gista* im Zentrum und im Norden (s. Flach 1, 352), *hospitium, procuratio, pasturagio, albergum* (fr. *hébergement* „droit de gîte" s. Marion Dict. Inst. 1923; *albergue* „droit de gîte, dans le Midi de la France" Luchaire Instit. 1892; Kiener, Verf. Gesch. der Provence, p. 156), *receptum* (fr. *recept, s.* Dupin-Laboulaye 1846; Kiener, Verfassungsgesch. der Provence p. 158), etc. – Speziell das Recht auf Verpflegung (die semantischen Grenzen sind jedoch unscharf) bezeichnen mlt. *pastum, pastus,* (fr. *past*); *prandium, cibus, cibaticum*; *coenaticum; manducarium, mangerium,* droit de *prise* (>le *prix du roi*) Glasson 6, 1895, p. 46 ff.; etc., s. noch Flach 1, 352.

a) Afr. *faire manage* „séjourner, habiter" (agn. ca. 1150, ne voil qu'e[n] isses, ici *feras manage*) im Jeu d'Adam [1]; ebenso 1219, jou ne mes hoirs ne poons *faire* en le vile *manage* ne en tout le tieroir de toute le vile (Tailliar, Recueil d'Actes des XIIe et XIIIe siècles en langue romane wallonne . . . Douai 1849, S. 65). Zur gleichen Zeit ebenfalls mit verbalem Charakter norm. ca. 1150 *manage* „endroit où se tenir" (Eneas 894) [2], fast gleichzeitig *manage* „lieu de séjour, habitation, résidence permanente" (ca. 1160— ca. 1290, Wace [3]; Aiol; Roisin), so noch im 14. Jh. (*menage* Aalma 3149; LittréS) und im 15. Jh. (*maignage* Cath Lille). Formen mit *s* und mit *i* finden sich — mit Ausnahme eines unsicheren Wace-Belegs (s. unten) — erst seit dem 13. Jh.: *masnage* „séjour, demeure" (1246, Runk), *mainage* (hap. 13. Jh., Gdf), *mainnage* (ca. 1250 und im 14. Jh. bei GuillMach) [4]. Die verbale Bed. ist noch eindeutig bezeugt in einem Text von 1415 aus Boulogne: *prendre mainnage a terre*.

b) Afr. mfr. *manage* „logis, maison, manoir, palais" (ca. 1150— ca. 1300, Eneas 463 [5]; Tailliar 61 [6], 96; Gdf; CPont 566 [7]; Eust 6) [8], *managhe* (pik. 14. Jh.) [9]; infolge der nasalierten Aussprache auch mit *e* geschrieben: *menage* (13.—15. Jh., Gdf; Beaum Cout 702; MirND), *mennage* (1316, Maillart; 1343); Formen mit *s* und *i* finden sich erst gegen Ende des 13. Jh.: *mainnaige* Ad Hale, *masnage* (1302—1327), *maisnage* (1303—1501, Gdf; Desch; Cohen Rég), *mainage* (14. Jh., Gdf; Fland 2, 3, 77), *maignage* (1283—1492, Beaum Cout 702; Gdf); daher *mesnage* (1288—1559, Gdf; DC; TChartr; Mir ND; Cout Gén 3, 1251; Goub; Fland 4, 1, 2, 557). Dazu spezieller anorm. *mesnage* „manoir, masure à la campagne" (1583, als veraltet in den neuen Coutumes der Normandie, Cout Gén 4, 73 [10]; früher mlt. *maisnagium* „chef manoir"

---

[1] Das Adamsspiel, anglonorm. Mysterium des XII. Jahrhunderts, hg. von Karl Grass, Halle 1928, S. 6; entstanden zwischen 1146 und 1174, „etwa in der Mitte des 12. Jahrhunderts", ib. S. LXXV.

[2] Un cheval fist de fust grant faire / desor roes .l. paire / por ce qu'on le peüst mener. / Dedenz le fist molt bien trouer / dedenz fist faire granz estages; / entor i ot tels .V. *manages*, / n'i aveit cel, tant petiz fust / .V. .C.chevalier n'i peüst. Es handelt sich um das trojanische Pferd, in welchem 5 *manages*, d. h. Aufenthaltsräume für die Ritter, eingebaut wurden. Der Hg. übersetzt mit „construction".

[3] A Peitiers s'en ala, sun naturel *manage*. . . Wace. Außerdem im Münchner Brut: aleiz aillurs *manage* querre (Gdf).

[4] Daneben noch die alte Form *manage* (13. Jh.), *managhe* (aart. 1290).

[5] Bels *manages* a grant plenté / ot la dedenz en la cité.

[6] 1219, aveuc ses sars et ses eves et le *manage* Foucart, Tailliar 61; 1238, les meules [meubles] des *manages*, Tailliar 96.

[7] Dedens la cité, ou il ot maint *manage* (Chev. au cygne); a Damas ou il a fort *manage* (ib.); que li dus Bus ocist la sus en son *manage* (RenMont); repairier en son dous *manage* (Perrin d'Angecourt).

[8] Einmal mit Geschlechtswechsel apik. *manage* f. „maison, habitation" Baud Seb.

[9] In der Bed. „château" Abbeville 1270 *manage* Boca 93.

[10] Les soeurs ne peuvent riens demander aux manoirs et masures logées aux champs, que la Coûtume apelloit anciennement *mesnages*, Art. 271.

in den Leges Norman., DC); apik. *manoir chief mesnaige* „manoir principal“ (14. Jh.), *maistre manage* (Baud Seb; Ren Mont)[1]; mfr. *mesnage* „constructions, bâtiments en gén.“ (1376—1467, Gdf; Dex), alothr. *menaige* Dex, *mannaige*; afr. *maingnage* „appartement, habitation“ (1316, Maillart)[2], mfr. *petit menage* „cellule de recluse“ MirND. Im nfr. lebt die Grundbed. „Haus“ nur weiter in *ménage de campagne* „Geräteschuppen“ (1668— Trév 1771, zuerst bei La Fontaine, Fables II, 20, s. Huguet); sie ist jedoch in den heutigen Mundarten noch weit verbreitet im Norden, Westen und im Zentrum: Verv. Sprimont, ard. *manèdje* „maison“, Guern. *mênage* „clos attenant au manoir“, Jers. „maison, office et terres comprises dans une ferme“, ang. centr. *manage* „logis“; aus dem fr. entlehnt sind pr. *meinagi* „métairie, grande ferme, maison de champ“, Muy *měnădyẹ̆* „ferme“ (davon abgeleitet apr. *meinagier* „cultivateur, métayer“ 1584, Pans, pr. *meinagier* id., seit 17. Jh., woraus seinerseits entlehnt nfr. *ménager* id., Nîmes 1789, Br 10; 1869 bei Daudet).

Der auf Grund der Belege festgestellten Tatsache, daß *i*- und *s*-Formen erst seit dem 13. Jh. vorkommen, scheint — wie oben angedeutet — ein einziger Beleg aus Wace zu widersprechen:

Ne prenz cunrei de t'alme plus que beste salvage: Tu iras en enfer, en dolerus *maisnage* (Roman de Rou II, 1127, zitiert aus Keller, Etude descriptive sur le Vocabulaire de Wace, 1953, S. 317).

Aber der Roman de Rou, „ce grand ouvrage, nous est parvenu dans un singulier état. Sur les quatre parties qui le composent, trois n'existent qu'en des copies modernes faites par l'historiographe André du Chesne (1584—1640) d'après un mansucrit ancien, qui a disparu“ (Keller 16). Diese Sachlage hat zu dem bekannten Streit um die Authentizität der drei Teile des Rou geführt, zu denen auch der 2. Teil, aus welchem der obige Beleg entnommen ist, gehört. Obschon Keller davon überzeugt ist, daß Wace der Autor ist, stellte er die Belege aus diesen umstrittenen Teilen an den Schluß der einzelnen Artikel (s. S. 27 Fn. 1). Selbst wenn Wace wirklich der Autor sein sollte (begonnen um 1160 und noch nach 1170 überarbeitet), ändert dies nichts an der Tatsache, daß es sich um eine nach 1600 geschriebene Kopie eines „manuscrit ancien“ handelt, von dem wir nicht wissen, aus welcher Zeit es stammt. Der einzige Teil (Rou III), für den wir drei alte Manuskripte zum Vergleich heranziehen können, bietet nach Ph. A. Becker viele Varianten („ces trois manuscrits diffèrent sur bien des points de la version donnée par du Chesne“, Keller 17). Wenn man berücksichtigt, daß für die Orthographie keinerlei Regel bestand und jedes Manuskript die Orthographie erneuerte, kommt diesem eventuellen Wace-Beleg *maisnage* keinerlei Bedeutung mehr zu. Der Vergleich mit den andern

---

[1] Noch im 16. Jh. *en menage* „à l'interieur de l'enclos d'un manoir“ (1571, Cout Gén 2, 886), *menage* „jardin potager“ (1571, Cout Gén 2, 887; mit Anschluß an die Bed. „Haushalt“ 1570, *jardin du mesnage,* EstL 1 v°).

[2] Que leur chambre et leur *maingnage* tout droit suz le vergier seoient, Maillart 586.

Belegen zeigt, daß es sich um eine spätere orthographische Variante handelt (wahrscheinlich aus dem 13. oder 14. Jh.)[1].

Die Belege unter a zeigen stets die Grundbed. „Aufenthalt", also eindeutigen Verbalcharakter, die Belege unter b die Grundbedeutung „Haus". Beide Bedeutungen dominieren im afr. und noch im mfr. und sind im schriftfr. untergegangen; sie wichen vor den neuen Bedeutungen von *ménage,* die vereinzelt im 13. Jh. sichtbar werden, seit dem 14. Jh. stärker hervortreten und im 17. Jh. einen gewaltigen Aufschwung nahmen (s. unten).

Bei beiden Gruppen setzen die Belege um 1150 ein (die ersten 4 Belege 1150—1160 in agn. und norm. Texten); bei beiden findet sich formal bis ins 13. Jh. hinein weder ein *i,* welches aus *mansionaticum* zu erwarten wäre, noch ein *s* (Belege *manage* und *menage*). Diese Tatsache gewinnt an Bedeutung, wenn man die Entwicklung mlt. **mansionata** > afr. *maisniee, maisnie* zum Vergleich heranzieht. Die zahlreichen Belege ergeben zeitlich und formal ein völlig anderes, diametral entgegengesetztes Bild: die Belege setzen schon mit den ältesten Texten (Alexius) ein; die Formen mit *i* und mit *s* dominieren von Anfang an (erst 1188 ist *manie* belegt; weitere Belege *ohne i, s* erst seit dem 13. Jh. und selten):

Afr. *maisnede* f. „ensemble des membres de la famille; ensemble des serviteurs, ensemble des deux (= lt. *familia* im urspr. Sinne)" Alexis[2], agn. *maignede* (ca. 1120), *maignee* QLivre, afr. *maisniee* (Wace; Chrestien; BenSMaure), *mainiee* VengRag, *mainsniee* (hap. 13. Jh.), afr. mfr. *maisnee* (ca. 1210— ca. 1390, Joufr; GLeu; Gdf), afr. *maihnee* (ca. 1250), *masnee, masniee* (1328), mfr. *mesgniee* (ChPis; Desch; ca. 1393), *maigniee* (Metz 1398), *maisgnee* Desch, *mesgnée* Gringore, *maignee* Belleau. — Formen ohne *i* und *s*: afr. *meniee* (1226), *maniee* (1240; 1299), *menee* (ca. 1320), mfr. *megnee* MirND.

Mit Zurückziehung des Akzentes[3]: afr. mfr. *mesgnie* (Wace — 17. Jh., Gdf; Desch; Ch d'Orl; Pass Sem; Guill Alexis; Cent Nouv; Mist; Marot; BPériers; Gringore; Salel; Oliv; MartyL; Anc Théât)[4], *mesnie* (ca. 1200 — Cotgr 1611, Bedel; Aiol; Cte Poit; Runk; Esp Art 3, 47; Brun Lat; Rutebeuf Théoph; Huon S. Quentin; Fland 4, 1, 2, 34; Beaum Cout; Ac Artois 144; Desch; Aalma 3853; Froiss; Haust Rég; Fland 2, 3, 229; Marquant; Haust Port; Cohen Rég; Molin; Gringore; Marot; Oliv; Salel; Fland 1, 11, 396; Mass Br; Chol), abourg. id. MF, alill. id. Roisin, ahain. id. ZFSL 22, 112,

---

[1] Vgl. afr. *herlir* „frapper violemment", dazu Wartburg, FEW 16, 151 Anm. 5: ʻDer einzige Beleg bei Gdf steht in einer pik. Handschrift aus dem 13. Jh., kann also nicht für Wace selber in Anspruch genommen werdenʼ.

[2] *li serf sum pedre ki la maisnede servent . . .; e grant maisnede doüses guverner,* Stengel 84.

[3] Diese Form vom pik. norm. aus verbreitet; zur Akzentrückziehung RF 16, 739. Daraus entlehnt e. *meinie, meiny* Brüll 165.

[4] Inklusive die Schreibungen *meignie* und *maisgnie.* – In den Wtb. bis Mon 1636, sonst nfr. nur noch bei Tallemant des Réaux (1657) und bewußt archaisierend bei Scarron (*maignie,* Br 3, 77) und bei La Fontaine.

alothr. id. Dex, *mainie* (ca. 1210—1530, Eust; Haust Rég; Palsgr 233), *masnie* Joufr, awallon. *mahnie* PMor, alothr. *maihnie* (ca. 1210), etc. — Formen ohne *i* und *s*: afr. mfr. *manie* (1188; 1272), *manyez* pl. (Haust Rég 3), alothr. *magnie* (1288—1295, Mém Bar 1882), abourg. id. Cotr 1611, mfr. *menie* MirND.

Formal zeigen die *maisniee-maisnie*-Belege somit eindeutig die Herkunft aus **mansionata**; in der Bed. geht das fr. mit den mlt. Belegen konform. Die *ménage*-Belege hingegen setzen spät ein und sind formal und semantisch von mlt. *mansionaticum* zu trennen.

2. *Die mlt. Reflexe*

Die für das Afr. festgestellte Sachlage spiegelt sich mit einer zeitlichen Verschiebung in den mlt. Reflexen. Das aus *manage* latinisierte mlt. *managium* „manoir" ist schon 1059 in einem Testament aus dem Vermandois bezeugt:

. . . hiobam .I. in foresto . . . mansiones quatuor cum mancipiis Ecc. Cameracensi C. s. Ecc. S. Petri ibidem absus qque apud Goiacum Ecc. S. Vedasti Atreb. tria *managia* apud Hanecortem (Jean le Carpentier, Histoire généalogique des Païs-Bas ou histoire de Cambray et du Cambresis, Leide 1664, 4 Tle, 4. Teil Preuves a. 640—1655)[1].

Dies deutet darauf hin (falls die Überlieferung dieses einzigen *managium*-Belegs aus dem 11. Jh. zuverlässig ist), daß fr. *manage* schon im 11. Jh. bestanden hat. Die Spärlichkeit der Dokumentation vor 1180 und die norm.-agn. Lokalisierung der um 1150 einsetzenden fr. Belege berechtigen weiter zur Annahme, daß *manage* ursprünglich regional gebräuchlich war, im Nordwesten und im norm.-agn. Raum. Damit stimmt die ursprüngliche Verbreitung von *manoir* überein, und daß auch *maisniee* in diesem Gebiet besonders stark verwurzelt war, zeigt die Verallgemeinerung der pik. norm. *mesnie*-Form. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß in demselben Gebiet (d. h. in diesem Falle genauer in England) und zudem in einem mlt. Reflex auch das *ị* und die Palatalisierung aus dem Typus **mansionata** (vgl. *mesgnie* bei Wace) zuerst in Erscheinung tritt:

Zwischen 1114—1130, dedit praedictus abbas praedicto Hugoni pro tota terra quam tunc temporis a sancto Benedicto idem Hugo tenebat unam cotsethelandam cum libero servitio in villa quod dicitur Slepe et unum *maignagium* in foro ejusdem villae (Historia Ramesiensis sive liber benefactorum ecclesiae Ramesiensis, in Chronicon abbatiae Rameseiensis a saec. X usque ad an. circiter 1200, in quatuor partibus, ed. Dunn Macray, London 1886, S. 246, Abschnitt 265)[2].

---

[1] Die von DC zitierte Stelle wurde von Dr. Blochwitz, Leipzig, überprüft (das Datum ist in der Quelle selbst am Anfang enthalten).

[2] Von Dr. Blochwitz überprüft. DC zitierte die Stelle auf Grund von Henry Spelman [gest. 1641], Glossarium archaeologicum continens Latino-Barbara, Peregrina, Obsoleta, et Novatae Significationis Vocabula, London 1687; Spelman hatte *maignagium* definiert mit „officina fabri aerarii" (im

Weitere mlt. Reflexe finden sich erst von ca. 1200 an, d. h. zu einer Zeit, in der die volkssprachliche Entwicklung schon ausreichend dokumentiert ist: *managium* „mansio, domus" häufig von 1205 an, *mannagium* 1238, s. DC; sekundäre *s*-Formen seit 1199: *masnagium* „manoir rural" Reims 1199, *mesnagium* seit ca. 1200, s. DC.

Im 13. Jh. erst zeigen sich auch mlt. Reflexe eines juristischen Seitenzweiges der volkssprachlichen Entwicklung:

Afr. *mesnage* „cens, redevance qui se lève sur une maison" (1246, Runk), mfr. *manage* (1355), *masnages* pl. (1357—1361, Gdf; DC).

Von der Bed. „maison, ferme, manoir rural" herkommend schloß sich hier *ménage* den zahlreichen Steuerbezeichnungen auf *-age* wieder an. Diese aus der fr. Entwicklung hervorgehende Steuerbezeichnung wurde ihrerseits zu *managium* (1296, DC) und zu *manaticum* latinisiert (Meilhan 1274, item, habet sic *manaticum* pro eorum domibus burgi jurati, sicut consuetum est)[1]. *Ménage* rückt damit als Steuerbezeichnung wieder in die Nähe des karolingischen *mansionaticum,* doch mit völlig neuem Inhalt, als Haus-, Grund- oder Herdsteuer (vgl. Bruxelles 1469, à venir avec le *droit de huus ghelt* qui est quatre gros pour chacune maison ou feu qui y sont, Bibl Ec Ch 98, 1937, S. 333; vgl. auch fr. *fouage,* mlt. *focagium*); das alte *mansionaticum* „droit de gîte" ist längst von neuen Bezeichnungen abgelöst worden.

3. *Die neue Etymologie von fr. ménage*

Aus der Geschichte von mlt. *mansionaticum* (I), der ältesten Entwicklungsstufe von fr. *ménage* (II 1) und den Reflexen dieser Entwicklung im mlt. (2) ergibt sich, daß afr. *manage* eine vielleicht schon im 11. Jh., spätestens aber um die Mitte des 12. Jh. im pik. norm.-agn. Raum gebildete innerfranzösische Ablt. ist und in Verbindung gebracht werden muß mit dem im afr. sehr lebenskräftigen Verbum und substantivierten Infinitiv *maneir, manoir.* Die Grundbed. „Aufenthalt" (Gruppe a) findet sich sowohl bei *maneir* v. und s. Die Grundbed. „Haus" (Gruppe b) findet sich beim substantivierten Infinitiv *maneir, manoir,* so daß der Gedanke an einen Suffixwechsel *manoir* s. m. > *manage* nahe liegt; um so mehr als *manoir* m. beide Aspekte aufweist:

Hinblick auf afr. *maignan* „chaudronnier ambulant"); DC korrigiert: 'malim maignagium hoc loco interpretari pro mansionagio, vel mesnagio seu domo'; die Ausgabe von Dunn Macray (im Glossar des Chronicon S. 425) gibt DC recht. – Das Datum ist im Text selbst nicht enthalten, seine Zuverlässigkeit somit auch nicht verbürgt (zudem handelt es sich sicher um eine spätere Kopie). *Ramesiensis* bezieht sich auf die nordenglische Benediktinerabtei *Ramsay.* – Die gleiche Urkunde aus dem Liber Ramesiensis findet sich, mit geringfügigen orthographischen Abweichungen auch im Cartularium monasterii de Rameseia ed. by W. H. Hart and Ponsonby A. Lyons, Bd. 1, London 1884, S. 137.

[1] Recueil d'actes relatifs à l'administration des rois d'Angleterre en Guyenne au XIIIe siècle, Recogniciones feodorum in Aquitania, transcr. et p. p. Charles Bémont, Paris 1914, S. 106 b; außerdem ein undatierter Beleg bei DC.

Verbalbedeutung und Konkretisierung. Diese Möglichkeit wird zudem vom Standpunkt der Wortbildung aus gestützt: *-age* ist im afr. vorwiegend ein denominales Suffix. Die deverbale Verwendung setzt vereinzelt im 12. Jh. ein und beginnt erst in mfr. Zeit zu überwiegen. Der Übergang von der denominalen zur deverbalen Verwendung bahnt sich an in denominalen Ablt., die gleichzeitig auf das Verbum bezogen werden konnten (*aune* > *aunage* „Ellenzahl" > „Messen mit der Elle", s. ML, HGrFr Sprache 2, 62). Das Charakteristikum dieser Übergangsbeispiele ist gerade die Tatsache, daß es in vielen Fällen unmöglich ist zu entscheiden, ob die Ablt. vom Subst. oder vom Verbum aus erfolgt ist. *Manage* selbst nun mag diese Entwicklung zur deverbalen Verwendung gefördert haben. Es bestehen somit zwei Interpretationsmöglichkeiten, die beide ihre Berechtigung haben: 1. Ablt. vom Verbum *maneir* > *manage* „Aufenthalt" (vgl. *marier* > *mariage,* 12. Jh., das aber auch auf *mari* bezogen „Ehestand" bedeuten kann), sekundär konkretisiert zu „Haus" (gefördert durch die danebenstehende entsprechende Doppelbedeutung des substantivierten Infinitivs *maneir*); 2. Suffixwechsel *maneir s.* m. > *manage* (zur Häufigkeit der Suffixwechsel im afr. s. Bald 241), womit *manage* den verbalen und den konkretisierten Aspekt von *maneir* (m.) zugleich übernahm[1]; dieses *manage* aber mußte, besonders auch infolge des verbalen Aspekts (Gruppe a) als Ablt. von *maneir* (v.) empfunden werden. Es ist durchaus möglich, daß beide Deutungen richtig sind, d. h. daß es auch im 12. Jh. individuell verschieden empfunden wurde. Sicher ist jedenfalls, daß *manage* von mlt. *mansionaticum* gelöst und mit afr. *maneir* (v. und s.) verbunden werden muß.

Erst sekundär, d. h. seit dem 13. Jh. (im mlt. vereinzelt im 12. Jh.) werden da und dort *i* und *s* eingefügt, die zu diesem Zeitpunkt nur noch rein orthographische Varianten darstellen. Die Einführung dieser Varianten erklärt sich durch die danebenstehenden *i*- und *s*-Bildungen < **mansio** und **mansionata**.

Dieser Einfluß zeigte sich zuerst in den latinisierten mlt. Formen (s. oben). Gegen 1200 nämlich rückte *manage* sekundär auch semantisch in das *maisniee*-Feld: latinisiert *masnagium* „famille et serviteurs" (1198, DC), *mesnagium* (seit 1225, DC), *managium* (1376, DC); im fr. *manage* (13. Jh.), *ménage* (1316 — Pom 1671, Maillart; Gdf; Lac; DC; BeautB 1, 246; QJoyes; Arch Poit 2, 262[2]; Cout Gén 1, 91; 2, 21; 1, 396; 2, 1096; Fland 4, 1, 2, 502; 557; Bast 15)[3], *maignage* (ca. 1350), *maisgnage* (1377), *mainage* (1405, Flamm 227), *meisnage* (1430, Fland 4, 1, 2, 310), nfr. *ménage* „toutes les personnes dont se compose une famille" (seit Oud C 1640).

---

[1] Das Hinaufrücken ins 11. Jh. (s. mlt.) mit der konkreten Bed. „Haus" spricht ebenfalls für diese 2. Möglichkeit.

[2] Poitiers ca. 1451, pouvres gens de labeur et de art mecanique et qui communement ont *grant mesnage de femme, d'enffans et autrement.*

[3] Inklusive *mesnage, mesnaige, maesnage.*

Semantisch schließen sich hier an: afr. *estre en mesnage* „être marié" (13. Jh., Littré), *tenir manage* „être marié, diriger une maison, une famille" (ca. 1280, auch Fland 4, 1, 2, S. 34), mfr. *mesnage* „vie conjugale" QJoyes, eine Entwicklungslinie, die bis zum *ménage à trois* (seit Zola) weiterverfolgt werden kann.

4. Fr. *ménage* „Haushalt". Die spätere Entwicklung

Damit berühren wir bereits die sich im 13. Jh. anbahnenden modernen Bedeutungen von *ménage*, die unter dem Stichwort „Haushalt" zusammengefaßt werden können und im einzelnen 4 Gruppen umfassen:

a) Fr. *ménage* (mit orthogr. Varianten) „gouvernement domestique et tout ce qui concerne la dépense et l'entretien d'une famille" (seit ca. 1210), etc. (in den Mundarten weit verbreitet, gestützt durch die Schriftsprache).

b) Fr. *ménage* (mit orthogr. Varianten) „meubles et ustensiles nécessaires à la vie domestique" (seit 13. Jh.), etc. (in den Mundarten in der Bed. „mobilier" und vor allem „vaisselle" noch weit verbreitet).

c) Mfr. nfr. *ménage* (mit orthographischen Varianten) „soins, travaux de la maison qui incombent à la femme" (seit ca. 1430, selten bis Fur 1690), *faire le ménage* „faire le nettoyage et les menus travaux de la maison" (seit Duez 1659), *femme de ménage* „Putzfrau" (seit Ac 1835), etc. (in den Mundarten kaum bezeugt, bekannt durch die Schriftsprache).

d) Mfr. nfr. *ménage* „économie, épargne" (Montaigne — DG, auch Brantôme; Du Vair; Malherbe; D'Aub; Liv; Br 6)[1], etc. (in den Mundarten wenig bezeugt).

Von den z. T. sehr lebenskräftigen Ablt. ging *ménagerie* seit dem 17. Jh. seinen eigenen Weg, vor allem dank der berühmten *Ménagerie* von Versailles, während die Abhängigkeit der übrigen Ablt.[2] von

---

[1] Mlt. *mesnagium* „épargne" schon 1398, DC.

[2] Um einen Begriff von der Entfaltung und Vitalität der ganzen Wortfamilie zu geben, seien einige Hinweise auf die Entwicklung der Ablt. hier beigefügt. Eine umfassende Darstellung der Geschichte dieser Ablt., die an verschiedenen Entwicklungsphasen des Grundwortes anknüpfen, würde selbst in der gedrängten FEW-Fassung den 20-fachen Raum beanspruchen.

Mfr. nfr. *ménagerie* f. „colombier" (1552, Rab, Lac), „lieu qui renferme tout ce qui appartient à la vie champêtre (des bestiaux, une laiterie, une volière, etc.)" (Brantôme, Hug; Ac 1694–1798), „maison des champs, ferme" D'Aub, sodann die oben erwähnte Sonderentwicklung zur „Tierschau" (seit 1674, s. Rommel, Die Entstehung des klassischen französischen Gartens im Spiegel der Sprache, Berlin 1954, S. 84, 98). Abgeleitet von *ménage* im Anschluß an die Gruppe „bien rural", s. Bald 198 n 1. – Daneben im Anschluß an verschiedene Bed. des Verbums und des Adj. *ménager*: mfr. nfr. *mesnagerie* „administration d'une maison, et surtout d'une ferme" (Palsgr 1530 – Miege 1677), etc.

Afr. mfr. *ménager* (Typus) s. m. „personne de petit état, journalier; habitant" (1281–16. Jh.), „celui qui tient une maison" (1404–1483), „chef de ménage, père de famille" (14. Jh. bis 1625), in den Mundarten als „fermier, petit cultivateur" noch weit verbreitet; etc.

ménage immer spürbar blieb [1]. Unter ihnen wurde vor allem das Verbum *ménager*, nach einer langen Entwicklung von „wohnen“, „haushalten“ bis zu „sparen“ und „schonen“ zu einem eigentlichen *mot-clef* der Klassik, welche *ménager*, wie es André de Boisregard 1689 ausdrückte, „en je ne sçay combien de significations“, d. h. mit einer Vielfalt von Nuancen, verwendete, die zum großen Teil später wieder verloren gingen. Der Grundton ist dabei stets die maßvolle und zugleich geschickte Zurückhaltung, womit das Verbum eine der Grundhaltungen des klassischen gesellschaftlichen Benehmens auszudrücken vermochte: „*Ménager* est un des mots que nous avons le plus fait valoir. On ne dit pas seulement *ménager* les esprits du peuple, *ménager* les bonnes grâces du Prince, *ménager* les intérêts de ses amis; *ménager* une affaire; *ménager* une entrevue; *ménager* son feu dans la poésie; *ménager* sa santé, sa fortune, son crédit; mais on dit encore *se ménager* pour dire user avec réserve de son crédit; *se ménager* avec quelqu'un; *ménager* ses amis, pour dire ne leur estre pas importun; *ménager* la foiblesse d'une personne; ne *ménager* personne, pour dire n'avoir de la complaisance pour personne, traiter tout le monde rudement; il n'y a plus rien à *ménager* avec luy . . .“ (1671, Bouhours, s. Livet).

III. *Die occitanischen Formen*

Wie verhalten sich nun aber die occit. *i*-Formen (Typus *mainage, meinage*) zu dieser neuen Etymologie von fr. *ménage*? Ronjat nimmt

Mfr. *ménagière* f. „celle qui tient une maison“ (Palsgr 1530 – Cotgr 1611), „femme soucieuse de son ménage“ QJoyes, „celle qui a soin du ménage“ (1501; 1570; seit Mon 1636), *ménagère* „épouse“ (‘pop.’, seit LaFont), in den Mundarten auch „binet de chandelle; tablier“ etc.

Mfr. nfr. *ménager* adj. seit Comm in verschiedenen an *ménage* „Haushalt“ anschließenden Bed., vor allem „économe“ (seit Pom 1671).

Fr. *ménager* mit den Grundbedeutungen „wohnen“ (1309, etc., nur afr. mfr.), „haushalten“ (1450 – Wid 1675), „verwalten“ (16.–17. Jh.), „nutzbringend verwenden“ (seit 16. Jh.), „sparen“ (seit Cotgr 1611; s. schon Ol de Serres), „schonen, vor Schaden bewahren, Sorge tragen zu“ (seit ca. 1600), „verschaffen, etwas geschickt zustande bringen“ (vereinzelt 15.–16. Jh., vor allem seit D'Aub). S. noch oben im Text.

Mfr. nfr. *ménagement* (seit 1555) spiegelt verschiedene Bed. des Verbums; Modewort im 17. Jh. Außerdem Ablt. auf *-able, -eur*.

Afr. *desmanagier* „porter hors de la maison“ Rutebeuf, nfr. *déménager* „umziehen“ (als v. a. seit Cotgr 1611, als v. n. seit 1668; dazu *déménagement* seit 1611; *déménageur* seit 1863).

Zuss. – Mfr. nfr. *emménager* seit 1424 in verschiedenen Bed. (dazu *emménagement* ebenso seit 1493).

Afr. mfr. *amanagier* v. a. „loger, établir, recevoir à demeure“ (vor allem apik. aflandr. 13. Jh. – Froiss), weitere Bed. seit dem 14. Jh. (dazu *aménagement* ebenso seit 1327).

Außerdem mfr. *watemainage* m. „droit payé au seigneur pour l'indemniser du préjudice que lui cause la non-résidence“ (+ ?) (Amiens 1507); seit dem 16. Jh. zahlreiche weitere Zuss. wie *remue-ménage, triboule-ménage, trouble-ménage, quatre-ménage, gâte-ménage*, in den Mundarten Zuss. mit **captiare, malus, bellus, virare**, etc.

[1] Viell. mit Ausnahme des fachsprachlich gewordenen *aménager, aménagement*.

wie alle übrigen Forscher auch für die occit. Formen autochthone lautgesetzliche Entwicklung < **mansionaticum** an. Nicht beachtet wurden dabei jedoch erstens die Lautung des ältesten Belegs: agask. *menage,* für den die lautgesetzliche Entwicklung ohnehin nicht zutreffen kann, zweitens — und dies fällt noch schwerer ins Gewicht — chronologische, sprachgeographische und lexikalische Momente.

Eine erste wichtige Tatsache: bis ins 14. Jh. findet sich im occit. keine Spur der uns interessierenden Ablt., während sich im Norden die Belege seit 1150 häufen, und andererseits im Gegensatz zu **mansionata**, welches im Norden *und* im Süden sehr früh auftritt (mlt. *mesnada* „Truppe, Heer" schon 1085 in der Spanischen Mark, DC 5, 188 b; dazu *mesnadarius, maisnadarius* „quod Regia in domo educati essent" 1118, DC ib.; apr. *mainada* „Gefolge, Begleiter" häufig seit ca. 1180, „Kinder" seit ca. 1290).

Die beiden ältesten Belege stammen aus dem Südwesten:

agask. *estar de menage* „être marié, tenir un menage" (ca. 1300)[1];
apr. *tener maynage* id. (Gironde 1365)[2].

Der erste Beleg, der sich in einer agask. Übersetzung der 'Ordonnance de Philippe-le-Bel (!) sur les superfluités' findet und deren fr. Originaltext von 1294 uns glücklicherweise erhalten ist[3], zeigt eindeutigen Lehnwortcharakter (*e*) aus dem fr. (im afr. sind *estre en mesnage* „être marié" und *tenir manage* „être marié, diriger une maison, une famille" schon seit dem 13. Jh. belegt); der zweite Beleg ist lautlich an das einheimische *mainada* (daneben auch *maiso*) angeglichen (die im Norden seit dem 13. Jh. geläufigen *i*-Orthographien mögen diese Adaptierung gefördert haben). Im 15. Jh. zeigen sich im Süden weitere Reflexe nordfranzösischer Bedeutungen: anknüpfend an fr. *ménage* „mobilier, vaisselle" (seit 13. Jh.):

mlt. *mainagio* „meubles, etc." (auv. 1408, DC); apr. *arrestar lo meinage* „faire saisir les meubles" (1459, Pans), *meinage* „meubles et ustensiles nécessaires à la vie domestique" (Arles 1482), *meinagy, meynage* (HAlp. 1539, Meyer Doc), *meinage* „vaisselle" (1452, Pans), *mainage* (1458, Pans); dazu auch *maynage* „effets personnels" (1496).

---

[1] 'los autres escudiers qui *no sont de menage* e se biscant de llor propri, no poiran far raubas per lor cors de plus de x. sols tornes, l'auna de Paris' (Ordonnance de Philippe-le-Bel; Arch Gir 8, 305; auch bei Lv, mit *lor* statt *llor, filhs* für *fihls*).

[2] 'que cascun fes et tenguos fuc biu et *maynage* per sin medis et a sos despenxs' (Reconnaissance féodale des Padouens de Saint-Médard en Jalles, à Bernard de Castillon, . . . et à Marie de Bordeaux, femme de Bernard de la Roque, seigneur du Gua, par les habitants de Martignas, 30 mai 1365; geschrieben von Guaucem Miqueu, notari public deu principat de Guiayna, Arch Gir 7, 244).

[3] Die fr. Fassung von 1294 publiziert von De Laurière, Ordonnances des rois . . . t. I, p. 541 ff. ('Les autres Escuiers qui ne *sont de mesnage,* et se vestent de leur propre, ne pourront faire robe de plus de dix sols tournois l'aune' Ord 1, 542). Die agask. Übersetzung wird wohl fast gleichzeitig oder wenig später ausgefertigt worden sein; publiziert Arch Gir 8, 305 (s. oben) nach einer 'Originalurkunde aus dem 14. Jh.'

Am folgenschwersten aber wurde die Übernahme von fr. *ménage* „famille et serviteurs", da hier das adaptierte *mainage* auch semantisch durch einheimisches und sehr volkstümliches *mainada* [1] gestützt wurde:

apr. *meinage* „famille et serviteurs" (1452—1458, Pans), *maynatye* (Gers 1482), *meynacge* (Limoges 1490), abearn. *maynatye* (o. Datum) [2], *maynadge* (1583).

Mansionata machte nämlich im occit. und im frpr. Gebiet eine volkstümliche semantische Sonderentwicklung durch. Die Ausgangsbedeutung war „Einheit dessen, was zum Haus gehört", daher „Familie (im patriarchalischen Sinne, d. h. inklusive Dienerschaft)" [3], „Gefolge eines Fürsten, Ritterheer". Je nach dem Zusammenhang konnte die Komponente „Familie" (dazu spezieller „Kinderschar") oder die Komponente „Dienerschaft" [4] stärker hervortreten. Der kollektive Gedanke wurde durch den Plural häufig verstärkt, was zur Folge hatte, daß dieser die Kollektivbedeutung an sich zog und der Sg. die Kollektivbed. verlor; dies führte von „Familie, Kinder" aus zu „Kind" im Südwesten und im frpr. Gebiet, von „Dienerschaft" aus zu „Knecht, Magd" im lothr. frcomt. Diese semantische Entwicklung hatte formale Konsequenzen: der ursprünglich fem. entkollektivierte Sg. „enfant" wurde z. T. mask. unter Beibehaltung der **-ata**-Form [5] oder mit formaler Rückbildung des mask., begleitet von der Aufteilung in die natürlichen Geschlechter „fille" und „garçon" (vereinzelt findet sich sogar noch die Bed. „garçon" mit fem. Geschlecht, meist jedoch mit Geschlechtswechsel **-ata** m. oder mit formaler Rückbildung des mask. **-ata** > **-atu**). Der auffallend häufige Suffixwechsel (**-ata** ersetzt durch **-ald**, **-one**, etc.) erklärt sich ebenfalls aus dieser Entwicklung: der entkollektivierte formal feminine, semantisch maskuline Singular war einem Suffixwechsel ebenso stark ausgesetzt wie der formalen

---

[1] Die occit. Zone wird fortgesetzt durch kat. *maynada* „Gesinde", *meynada* „Kinderschar" (*meinade* BCat 1920, 20); aus dem occit. entlehnt bask. *mainada* „famille, domestiques". – Die Entwicklung *mainada* < **mansionata** ist im Pyrenäengebiet, inklusive kat. und bask., eine durch Parallelfälle bestätigte Entwicklung (vgl. die Ortsnamen *Aineto* in Katalonien und *Aneto* in Aragon < **asinellu**), s. García de Diego, El catalán, habla hispánica pirenaica, Boletim de Filologia 11, 1950, S. 59.

[2] Zitiert von Lespy-Raymond, Dict. béarnais, aus den Archives de la commune de Montaut.

[3] Die *mesnie* eines Herrn nach einem Beschluß von 1282 (s. Laur 1704) 'est entendue de tous ceux qui font sa propre besogne et sont à ses dépens'.

[4] Z. B. Ypres 1545: gaigner leurs despens pour eulx et leur povre *mesnaige* (Fland 4, 1, 2, 502).

[5] Vgl. IlleV. *garçaille* m. und f. „enfant" ALF 461; vereinzelt Entkollektivierung auch bei **familia**: lim. *douas familhas* „deux enfants" (s. Puitspelu). Aus dem frpr. drang entkollektiviertes **mansionata** auch in das angrenzende piem. Gebiet, s. AIS 40, 42, etc. Daß die Entkollektivierung volkstümlich schon früh stattgefunden hat, zeigt die im 13. Jh. ausgewanderte Waldenserkolonie Guardia Piem., die heute *mənà* f. „enfant" kennt, AIS 42 (falls man nicht unabhängige Bedeutungsentwicklung annehmen will).

Rückbildung des Maskulinums (s. dazu Pauli 125—134; Walser 60—62; ML 5313). Die Geschichte von **mansionata** im occit. und frpr. bietet somit alle Begleiterscheinungen eines durch die Entkollektivierung, d. h. durch seine semantische Entwicklung formal aus der Bahn geworfenen Wortes. Die ALF-Karten vermitteln uns ein eindrückliches Bild von dem aus **mansionata** entstandenen Trümmerfeld.

In diese Entwicklung hinein geriet nun das aus dem Norden übernommene *ménage* „famille et serviteurs". Es wurde nicht nur formal an das gleichbedeutende *mainada* angepaßt *(menage > mainage)*, sondern auch semantisch in die gleiche Entwicklung hineingedrängt. In kollektiver Bed. „Kinderschar" findet sich *mainatge* 1610 bei Guillaume Ader aus Gimont (Départ. Gers)[1]. Durch sein mask. Geschlecht war es für **mansionata** *eine* Ausweichmöglichkeit, eine *zusätzliche* Möglichkeit, den formalen Schwierigkeiten zu entrinnen. So erklärt es sich, daß wir etwa im bearn. nebeneinander die Typen *mainada* „jeune fille", daraus zurückgebildetes *mainat* „garçon" und *mainage* „enfant; nourrisson; jeune fils, jeune garçon" finden[2]. Die Parallelität

---

[1] Aus dem lang. übernommen bei Ol de Serres mfr. *mesnage* m. „ensemble des petits enfants"; noch heute kollektiv in Ferrère *maynadje*. Die Bedeutungsverschiebung von „Familie" zu „Kinderschar" vollzieht sich infolge des zahlenmäßigen Überwiegens der Kinder leicht, in Beispielen wie *voyant trop griefuement chargee sa maison de trop de maignee* (Remi Belleau, Marty L). – Apr. *maynada* „Kinder" schon Fréjus ca. 1290, s. Lv.

[2] Der folgende Passus aus dem FEW-Manuskript soll einen Überblick über diese südfr. Entwicklung des Typus *mainage* vermitteln und eine Überprüfung unserer Thesen erleichtern:

Kind. – Mfr. *mesnage* m. „ensemble des petits enfants" Ol de Serres (< lang.), gask. *mainatge* „enfants (terme coll.)" Ad 190, Ferrère *maynadje*.

Civray, DSèvres *meinage* „enfant", *moinage*, Vienne *mẹnāž* (p 509), lang. *mainatgé* Borel 1655, Aude *mainātšẹ*, narb. *mainage* RLR 27, 184, Lézignan *maĭnatche* RLR 40, 292, Ariège *mainatje* Am, *maynātšẹ* (p 783), *mãynādžẹ* (p 772), HGar. *maynādžẹ*, Toulouse *mainatge* D, Tarn *maynātsẹ* (p 743, 753), castr. *maynaxe*, TarnG. *maynātsẹ*, Loze *mainage* P 34, Cahors *moĭnatse*, Rieupeyroux *maĭnatsẹ*, Chav. *meĭnaje* (ʻpeu employé sauf dans la locution *qu'eĭ be meĭnaje!* „que c'est enfant!"ʼ), HVienne *mẹnę̆dzẹ* (p 607), hlim. *meinaje* F 2, Limoges *meinage* Rb 26, *mę̄ynadźẹ*, périg. *meitnatge*, Dord. *mẹnadzẹ*, LotG. *meinādzẹ*, Gav. *ménage*, *meinnage*, gask. *mainatge* RevGasc 5, 30–33, Agen *maĭ̆natjé*, Gers *maynadyẹ*, *maynadʿhẹ* RPGR 1, 143, HGar. *maynādžẹ* (p 699, 780), Bagnères id. Schmitt, Aran *maynažẹ* ALCa 583, HPyr. BPyr. *maynadyẹ*, Ferrère *maynadje*, bearn. *maynadge*, Bayonne *manatye*, land. *meynādyẹ*, *maynādyẹ* (p 675, 684), Gir. *mę̆ynadyẹ*. ALF 461. – Saint. *ménage* „petit enfant, nourrisson", Hér. *mainatšyẹ* (p 777, 778), Clerm. *maynaje*, Puiss. Béz. *mainache*, Péz. *mainage*, Ariège *maynādžẹ* (p 791), *maynatšẹ* (p 792), Prades *mäynatšẹ* (2 à 3 ans), Quercy *maĭnaxe*, Caussade *maynatché*, rouerg. *moinache* PrC, St-André *mainage*, Tulle *meinadze*, périg. *meinage*, Dord. *mẹnādzẹ* (p 615), Périgueux *meinaje* BenoitS 20, Excid. *meinageis* (pl.) Lal 22, gask. *ménage* Mén 1694, Gers *maĭnadyẹ* (p 667, 676), HPyr. id. (p 687, 688). ALF 1708. – Civray, DSèvres *meinage* „fils", *moinage*, Carc. *mainaché* MAnt 6, 508, Gir. *ménage* MAnt 6, 489; Hér. *maĭnatšyẹ* „mon tout jeune fils", Aude, Lézignan, Ariège *maynātšẹ*, HGar. *maynādžẹ*, TarnG. *maynātšẹ* (p 731, 741), *maynādžyə* (p 659), Lot *mainatsẹ* (p 713), BelmontA.

der Entwicklung und die gegenseitige Beeinflussung geht sogar so weit, daß entsprechend dem doppelgeschlechtig werdenden -**ata** und der Rückbildung *mainada* > *mainat* zum Typus *mainage* ein analogisches Femininum gebildet wird:

Bélesta *mainage* f. „jeune fille" RLR 54, 30, St-André id.; HGar. *maynādžo* „fillette" (p 781), LotG. *maynādyo* (p 648), land. *maynādyə* (p 665), *mẹinādyə* (p 674). ALF 570.

Die südfranzösischen *mainage*-Belege sind somit Reflexe der nordfranzösischen Entwicklung. Sie wuchsen in die einheimische Entwicklung des älteren *mainada* hinein und machten dort, wo sich semantisch *mainage* mit *mainada* traf, in der Bed. „famille" die volkstümliche Entwicklung zu „enfant" mit[1].

Die Ausstrahlung von fr. *ménage* traf durchaus nicht nur Südfrankreich. Sie erfolgte nach allen Seiten, auch in Gebiete, die nicht in so enger Fühlung mit Paris standen: els. *menasch* „schlechte Haushaltung", e. *ménage, menage* „Haushalt" (heute veraltet, NED), ndl. *menage* (vor allem in der Soldatensprache), piem. *menage* Levi Piem, *meinage, minage* (mit Ablt.); über das occit. hinaus kat. *maynatge* „Haushalt; Kinder".

---

id., Dord. *mọinādzẹ* (p 628), LotG. Gers *maynādyẹ*, Ariège *maynādžẹ* (p 782), HPyr. *maynadyẹ* (p 687, 689), BPyr. id. (p 685). ALF 572. – Gask. *mainatye* „jeune garçon" LF, Teste *mainatge*; HGar. *maynādžẹ* „garçon" (p 760, 780), HPyr. id. (p 688), *maynadyẹ* (p 687, 689), Gers *maynādžə* (p 676), BPyr *meynadyẹ, maynadyẹ* (p 685, 686), Bayonne *mainatye* L, land. *meynadyẹ* (p 682); Aude *maynatšes* pl. „garçons" (auch RDR 5, 65), *maynādžẹs*, Ariège *maynatšəs* RDR 5, 65, HGar. *maynadyẹs* (p 762), BPyr. *maynādyəs* (p 690, 685). ALF 622; 623; 624; Sal 112, 174. Aran *maynátšẹ* „aide du berger" Schmitt, *maynádže* „compteur du bétail" Heyns 110. – Übertragen: Côte d'Or *mnāž* „joyeux" ALF 732 p 16, castr. *maynaxe* „étourdi, léger", Agen *maÿnatjé*; bearn. *maynadge* „temps de l'enfance".

Mit Bildung eines analogischen Femininums: Bélesta *mainage* f. „jeune fille" RLR 54, 30, St-André id.; HGar. *maynādžo* „fillette" (p 781), LotG. *maynādyo* (p 648), land. *maynādye* (p 665), *mẹinādyə* (p 674). ALF 570.

Ablt. – Isle-Jourdain *meinagé* m. „fils". – Hdauph. *menajon* „petit enfant, garçonnet", daupha. *meinajou*, lang. *mainatjou* „enfant" M, Prades *mäynatšú* „petit enfant (2 à 3 ans)", Bélesta *mainajou* „enfant" RLR 42, 125, gask. *mainatjoun* „petit enfant" (17. jh.), *mainatyoun* „jeune garçon" LF, bearn. *maynadjoû*, Agen *maynatjous* pl. „petits enfants"; hdauph. *menajona* f. „fillette", daupha. *meinajouno*. – Saurat *maynadźot* m. „enfant qui tette" RLiR 7, 159, bearn. *maynadjòt, maynadjote* f. – Puiss. Béz. *mainachun* „troupe d'enfants", gask. *mainatjun* M. – Bigorre, Gers *maynadjèro* f. „les enfants", *maynadjè* m., *maynadjuè*. – Lang. *mainatjalho* f. M. – Lang. *mainagiso* f. „puérilité, enfantillage", Tarn, castr. *maynaxizo*, Agen *maynatjizo*. – Lang. gask. *mainatjado* f. M. – Bord. *mainatjau* f. M, Teste *mainatjaou*. – Lang. *mainatgenc* adj. „enfantin" M. – Bigorre, Gers *maynadjoè* adj. „qui aime les enfants". – Pauli 134; Tapp 44.

[1] Auch Pauli 134 vertritt die Auffassung, *mainat* „enfant" sei älter als *mainadge* „enfant".

Schlußwort

Aus unseren Untersuchungen ergibt sich, daß fr. *ménage* nicht auf mlt. **mansionaticum** zurückgeht, weil 1. dieses mlt. *mansionaticum* ein spezifischer Ausdruck der merowingisch-karolingischen Verwaltungs- und Steuerterminologie ist („droit de gîte"), weil 2. die fr. Belege (erst seit ca. 1150; einmal mlt. *managium* 1059) semantisch und formal deutlich an afr. *maneir* (v. und s.) anknüpfen: bis um 1200 finden sich ausschließlich *manage*-Formen. Erst sekundär macht sich seit dieser Zeit in der Orthographie (parallel zu der sich anbahnenden semantischen Berührung) der Einfluß von *maisniee* < **mansionata** geltend. Die ursprünglichen Grundbedeutungen „Aufenthalt" und „Haus" weichen in mfr. Zeit allmählich und parallel zum Aufblühen des Bürgertums den sich um den Begriff „Haushalt" herum kristallisierenden Bedeutungen, womit sich die ganze Wortfamilie weit von ihrem Ausgangspunkt entfernt und in einer neuen, bürgerlichen Richtung fruchtbar wird; die Ablt. *ménager* und *ménagement* werden in übertragenen Bedeutungen zu nuancierten Schlüsselwörtern der französischen klassischen Gesellschaft. — Die südfranzösischen *mainage*-Formen sind aus dem Norden entlehnt und an einheimisches *mainada* < **mansionata** angepaßt. Semantisch folgte dieses *mainage* dem ältern *mainada* auf dem Wege der Entkollektivierung von „Familie" zu „Kind".

Wir sind somit der Auffassung, daß der Artikel 5314 des REW zu streichen und in den Artikel 5296 **manēre** einzuarbeiten ist.

Berlin — Basel KURT BALDINGER

Pour une histoire du vocabulaire français des idées

Les quelques problèmes, pratiques plus que théoriques, auxquels je voudrais consacrer ces pages, se sont posés à moi dans des conditions particulières qu'il importe de définir. Je m'excuse de devoir, pour cette raison, abuser du pronom personnel! Mon désir d'éviter le plus possible les généralités m'oblige à recourir presque exclusivement à l'expérience.

Ayant été amené, depuis plusieurs années, à apporter à W. von Wartburg une collaboration du reste épisodique, j'ai assumé la tâche de rédiger un certain nombre d'articles pour le FEW. Le choix de ces articles, laissé à mon jugement, n'a pu être parfaitement libre, en raison même de l'état actuel du dictionnaire (volumes parus, parties considérables déjà rédigées en manuscrit par l'auteur, impossibilité pratique de rompre l'ordre alphabétique des etyma, etc.). De la sorte, il m'a été impossible de réaliser, dans le cadre du FEW, ce qui eût été un projet idéal: une étude de l'ensemble du vocabulaire galloroman désignant les facultés intellectuelles et leur exercice (ce que j'appelle ici, faute de mieux, le «vocabulaire des idées»). Mon intention première était de partir en cela du beau travail de Bechtold, *Der frz. Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes,* Romanische Forschungen, XLIX, 1935, p. 23–180, et de le prolonger chronologiquement. Au reste, ce projet ne se heurtait pas seulement aux obstacles matériels dus à la structure du FEW, mais aussi à l'obstacle majeur que constitue l'immensité de ce domaine lexical. La préparation, puis la rédaction, d'articles comme *generalis, genius* (pour lequel la thèse manuscrite de Sommer, dont j'ai publié ici même des extraits, a contribué à élargir beaucoup mon horizon), *idea* et son groupe morphologique, enfin *spiritus,* me permirent de préciser plus concrètement les données du problème. Il m'apparut qu'une première étude, dans ce champ immense, pouvait avec profit être centrée sur le vocabulaire issu de la terminologie latine des écoles médiévales, spécialement celle qui était relative à l'enseignement des *artes liberales.* Sur ce point encore, j'ai dû m'adapter aux conditions du FEW; celles-ci, en particulier, interdisaient d'embrasser le septenaire complet des arts; en revanche, elles permettaient, dans le cadre alphabétique, d'étendre l'enquête à des termes voisins, au gré des corrélations sémantiques. D'autre part, au prix d'un certain sacrifice de temps que la nature de cette matière exigeait, j'ai pu me charger à la fois de la préparation

et de la rédaction des articles[1], d'où une expérience double, sur le plan philologique et linguistique. Les principaux de mes articles, en dehors des quatre cités ci-dessus, sont les suivants: *philosophia, poesis-poeta, rhetoricus, scientia, prosa, rythmus, stylus, theologia* et *versus*, et leurs familles morphologiques, soit un ensemble qui, pour n'être pas complet, recouvre néanmoins une zône lexicale étendue et relativement homogène; de plus, la valeur de cet échantillonnage ressort du fait que les mots en question possèdent des degrés divers de généralité: termes absolument généraux, désignant l'agent *(spiritus)* ou l'activité *(scientia)*; termes relatifs à des groupes particuliers de disciplines intellectuelles *(philosophia)*, à des « arts » *(rhetoricus)*, à certaines techniques dépendant de ceux-ci *(prosa, rythmus)*, ou, d'une manière non spécifique, aux modalités expressives des formes *(stylus*, et d'une autre manière *versus)*: tout cela interférant et s'interchangeant plus ou moins, de façon souvent obscure, selon les temps, les lieux et les personnes. Telle est la base sur laquelle sont fondées les remarques qui suivent. Afin de faciliter mes propres références, je divise cet article en paragraphes numérotés.

1. Les traits spécifiques du vocabulaire des idées ne sont pas, pour l'essentiel, différents des traits généraux que l'on retrouve dans l'ensemble du vocabulaire, mais ils comportent des nuances particulières, et leur importance relative établit entre eux des rapports qui, çà et là, apparaissent comme très originaux[2].

2. Les problèmes morphologiques posés par le vocabulaire des idées sont extrêmement simples; la plupart du temps ils n'exigent aucune considération particulière. C'est surtout les procédés de dérivation qui méritent parfois quelque attention, et encore les données sémantiques importent-elles alors autant que les données proprement morphologiques à l'énoncé du problème soulevé. Ainsi, lt. *scientia* a produit un certain nombre (environ 35, selon mon fichier) de dérivés adjectivaux dans les dialectes gallo-romans de l'est et du sud. Or, la signification de plusieurs d'entre eux témoigne, à l'égard du mot simple, d'une autonomie sémantique assez grande pour justifier l'hypothèse d'une association avec fr. *sense* ou même avec *consciencieux* (ex.: Liège *sincieûs* «intelligent, habile et consciencieux» Haust[3], gasc. *assencià* «rendre sensé» Palay, *assenciat, senciat* «sensé, qui réfléchit» Palay; – à comparer, de divers points de vue, avec Vosges *sciancioux* »industrieux«, bress. *siociou*, Toulouse *assenciat* «savant» G, Nice *asciençat*, gasc. *assencià* «donner de la science» Palay). Dans quelle mesure l'association sémantique, qui semble très probable, a-t-elle un fondement

[1] Sur ces deux phases du travail au FEW, et leur différence méthodologique, voir mon article *Evolution et structure du FEW*, Orbis, 1955.
[2] Un certain nombre de mes remarques recoupent celles que contiennent les pages substantielles de Bechtold, *op. cit.*, p. 22–38 et 137 sq. Mon point de vue est toutefois un peu différent.
[3] J'adopte dans cet article le système d'abréviations du FEW.

morphologique ? Les critères font défaut, et la question est en somme oiseuse.

3. Un cas différent, mais statistiquement plus représentatif: fr. *philosophique* remonte à un adj. lt.; néanmoins (son sens et son emploi syntaxique le prouvent), il est senti comme un dérivé: mais de quoi? L'éventail de ses diverses acceptions est assez large; le rapport sémantique s'établit parfois nettement avec *philosophe,* parfois avec *philosophie,* le plus souvent il est ambivalent. Le mot apparaît à la fin du 14e s., et désigne alors ce qui se rapporte aux spéculations de la *philosophie*; vers 1400 on le trouve par contre dans des locutions du type *la philosophique gent,* le contexte indiquant ici un rapport clair et quasi-exclusif avec *philosophe*; Montaigne (*Essais,* éd. de la Pléiade, Paris 1939, p. 499) emploie encore le mot dans un sens analogue; de même, *secte philosophique* (ibid. p. 94) se rattache encore chez cet auteur à *philosophe(s)* (au sens où ce mot, dans la tradition médiévale, désigne les *Auctores* sources du savoir théorique); par la suite, l'évolution sémantique de cette famille rattachera *(secte) école philosophique* plutôt à *philosophie.* En revanche, une formation française comme *philosophal* me paraît (pour des raisons en partie chronologiques) relative d'une part à *philosophie* (dans mfr. *sentences philosophales*), d'autre part à *philosophe* (dans *la pierre philosophale*; et, d'une façon générale, dès 1512 chez Guillaume Alexis, éd. Piaget, SATF 1896, I, p. 339), sans zône intermédiaire commune. Ici encore, nous avons sans doute moins un problème morphologique à proprement parler que d'autonomie sémantique plus ou moins grande (celle-ci pouvant dépendre du degré de diffusion du mot).

4. Un autre cas encore: *rhétorique* apparaît souvent en mfr. sous la forme *rectorique*: celle-ci implique un rapprochement avec lt. *recte, regere*; mais est-ce là une simple étymologie figurative, ou bien une confusion morpho-sémantique réelle ?

5. A l'opposé des problèmes morphologiques, ceux qui sont de nature proprement sémantique apparaissent d'une extrême complexité. D'une manière générale, et sauf exceptions à certaines époques de l'évolution, on peut dire que les mots du vocabulaire des idées comportent un noyau sémantique assez ténu, souvent fragile, et en revanche un champ associatif très (je voudrais écrire anormalement) vaste: ce champ associatif est par excellence le domaine d'application de l'initiative individuelle. Or celle-ci est d'une importance particulière ici, importance dont ne rendent exactement compte ni l'opposition linguistique langue-parole, ni la notion de style: il s'agit en effet de mots dont l'usage écrit et scientifique détermine dans une forte mesure l'usage parlé; l'autorité personnelle de l'usager-écrivant peut être d'un grand poids (soit aussitôt, soit parfois après de longs délais) sur l'évolution du mot durant une période donnée. Mais, en fait, un assez grand nombre d'usagers possèdent une telle autorité; il en résulte (au gré des affinités intellectuelles, des découvertes, des antinomies, des réactions de toute espèce) jusque dans les résidus recueillis par le langage

familier et populaire, un flottement sémantique incessant, des faits, souvent éphémères, de polysémie caractérisée qui, dans les cas extrêmes, aboutissent à la création d'homonymes virtuels: souvent même au milieu de cette prolifération, le noyau sémantique du mot finit lui-même par éclater. Je donnerai ci-dessous plusieurs exemples. Qu'il me suffise de renvoyer aux sens de fr. *rhétorique* dans les usages actuels.

6. Une difficulté de fait rend ces problèmes plus aigus et accroît artificiellement leur complexité: l'absence de dépouillements bien faits, et même de dictionnaires philosophiques dignes de ce nom. Celui de Lalande est un ouvrage honnête, mais à peu près inutilisable pour le linguiste, car il propose, sans références suffisantes, un matériel d'âges très différents, le résultat de confrontations sans grande clarté, et des jugements personnels: un tel livre est, pour l'historien de la langue, moins une synthèse qu'un «pot-pourri». L'absence de documentation sérieuse et complète dans ce domaine peut entraîner diverses conséquences, menues il est vrai, mais assez nombreuses, en ce qui concerne notre connaissance du langage courant lui-même. Quelques exemples très simples: Br 6,20 atteste en 1783 pop. *les philosophes* «ceux qui n'assistent pas aux offices de la paroisse», Sainéan Sourc en 1828 argot *philosophes* «mauvais souliers portés par les anciens bagnards» et *philosophe* «tricheur au jeu»; quels qu'aient été, pour les deux derniers, les intermédiaires morphologiques (probablement *filou, filouter, filer une carte*), ces termes procèdent d'une métaphore ironique qui eut nécessairement un point de départ dans l'évolution sémantique savante de *philosophe*: dans le premier cas, ce point de départ est facile à déceler; dans les deux autres, il l'est beaucoup moins. Il en va de même des divers représentants dialectaux modernes de fr. *science*.

7. Cette épineuse question des dépouillements mérite d'être considérée un instant. Sur un plan pratique, et par rapport à ma collaboration au FEW, je dois noter ceci: le matériel de documentation que signale, dans sa dernière édition, le Beiheft du FEW (et de nouveaux documents ont été ajoutés depuis lors aux sources du dictionnaire)[1] permet une enquête très complète, sinon statistiquement exhaustive, de l'ensemble du vocabulaire gallo-roman. Les limites de cette documentation sont, en pratique, d'ordre qualitatif plutôt que quantitatif: la qualité des sources est en effet très inégale; le travail de critique philologique qui forme l'essentiel de la préparation d'un article du FEW a pour but de discerner ces différences et de corriger certaines imperfections, voire des fautes. L'expérience a prouvé que, dans l'état actuel des travaux, pour la plus grande partie du vocabulaire, les chances moyennes d'erreur qui subsistent à la fin de la préparation sont très faibles: en me fondant sur ma collaboration aux volumes IV, V et suiv., et sur une utilisation critique presque quotidienne de l'ouvrage, je les évalue, sans prétendre donner là un chiffre absolu, à environ 5% pour le vocabulaire non savant. Elles sont sensiblement

[1] Par la suite je désigne l'ensemble de cette documentation par «matériel-FEW», auquel j'oppose mes «dépouillements complémentaires».

plus élevées pour le vocabulaire des idées. En ce qui concerne en effet le français commun (je laisse ici de côté les patois), le matériel-FEW est de deux sortes: lexicographique (dictionnaires généraux ou spéciaux) et littéraire (lexiques d'auteurs, dépouillements d'œuvres diverses, en général narratives ou dramatiques); il permet ainsi de saisir: a) sur le vif, le langage littéraire, au sens le plus large de ce mot; b) à travers une certaine réfraction due à la fixation dans l'écrit (mais corrigée depuis quelques années par des témoignages oraux), le langage parlé courant; c) dans leurs parties stables, les principales terminologies techniques. Quant au vocabulaire des idées, on n'en obtient, dans le matériel-FEW, qu'une image par la force des choses très incomplète et souvent chronologiquement fautive: en effet, l'élément créateur-individuel qui, nous l'avons vu, est ici capital, échappe presque entièrement à l'observation.

8. Quelques exemples, empruntés aux articles *philosophia* et *scientia*. Le matériel-FEW m'a permis de dresser un tableau de l'évolution sémantique des mots français correspondants, tableau qui ultérieurement s'est révélé valable dans sa structure générale. Instruit par des expériences antérieures, j'ai opéré un certain nombre de dépouillements complémentaires: ceux-ci ne pouvaient avoir valeur que de sondages; le choix des textes à dépouiller m'a été suggéré toutefois, dans une grande mesure, par le matériel-FEW lui-même: trous chronologiques que j'y constatai, lacunes évidentes, allusions impliquées par certains exemples des dictionnaires, etc. etc. Une enquête exhaustive étant pratiquement exclue, il fallait: a) reprendre les principales sources lexicographiques dans une perspective associative: p. ex. dépouiller dans les grands dictionnaires des 17e–18e s., dans Li, Gdf, TL, DC, les articles *art, doctrine* ou, selon les besoins, *morale, nature,* etc.; 6) opérer des coupes, étagées dans le temps, au niveau de la création individuelle. Je fus amené à choisir: une série de chapitres de l'*Image du monde* en prose de Gossouin (mil. 13e s.), du *Tresor* de Brun Lat (le lexique de l'éd. Carmody s'étant révélé inutilisable), des *Ethiques de Aristote* d'Oresme; de Montaigne, *Essais,* de d'Aubigné *Mémoires,* de Descartes, *Méthode,* de Pascal, *Pensées,* de Voltaire, *Lettres anglaises* et *Dictionnaire philosophique,* de Helvétius, *De l'esprit,* et de Cl. Bernard, *Introduction à la médecine expérimentale,* plus un petit nombre de textes mineurs, selon des souvenirs de lecture. Le résultat de ces dépouillements fut moins un bouleversement de ce qui avait été acquis sur la base du matériel-FEW, qu'une lumière assez vive jetée sur lui, y dessinant des perspectives et des reliefs. Pratiquement cela se traduisit de la manière suivante.

9. – a) le plus souvent les indications chronologiques du matériel-FEW sont: *α. corrigées*; soit un exemple, typique en ceci que le souvenir fortuit de lectures déjà anciennes (donc un élément personnel et subjectif) a joué un rôle déterminant: le matériel-FEW me fournissait un mot *philosophie* «art des alchimistes» chez Trév 1721–1771. Il paraissait improbable à premier examen que ce fût là un sens né au

18e s. L'antinomie était trop forte avec l'ensemble des autres acceptions du mot à cette époque: a priori, on pouvait présumer que c'était chez Trév plus ou moins un archaïsme. Aucune indication ne pouvant orienter les recherches, je me reportai à tout hasard à A. M. Schmidt, *La poésie scientifique au 16e s.*, Paris 1938: p. 340 et suiv., j'y trouvai une série de titres de poèmes d'argument alchimique, comportant dans cette acception soit le mot de *philosophie* (le plus ancien exemple, p. 343, datant de 1624), soit l'adj. *philosophique* (de 1610, p. 338, à 1636, p. 345), soit *philosophe* (en 1624, p. 343). Je m'en tins d'abord là; mais quelques semaines plus tard, je m'avisai que Gdf cite à plusieurs reprises un texte mfr. qu'il appelle «Nature à l'alchimiste», et que, il y a des années, j'avais vu, publié en appendice du *Roman de la Rose,* éd. Méon, Paris 1814, tome IV. Je m'y reportai, et constatai que plus de la moitié du volume (p. 123 à 290) contient six textes alchimiques, dont un seul, le cinquième, est daté (de 1413), localisé (écrit à Montpellier par un auteur hennuyer) et signé (Jehan de La Fontaine). Les cinq autres, dépourvus de toute mention de ce genre, exigèrent un examen, dont les résultats sont les suivants: le texte 1, p. 123–202, *Remonstrances de Nature à l'alchimiste errant* et *Réponse de l'alchimiste,* cite, parmi ses sources, Ramon Lull et Arnaut de Villeneuve, d'autre part la langue ne peut guère être antérieure à la fin du 14e s.; je le datai donc, approximativement, de env. 1400; – le texte 2, p. 203–4, est une courte définition de la pierre philosophale, attribuée à Arnaut de Villeneuve, mais dont la langue semble plus jeune que celle du précédent (donc «15e s.», la brièveté du texte interdisant de préciser); – le texte 3, p. 203–241, est un traité d'alchimie dont la langue, comportant des traits sensiblement plus archaïques, remonte sans doute au 14e s.; mais l'appendice joint à ce texte est sûrement assez postérieur, apparemment du 15e s., p. 241–2; – les textes 4 et 6, courts poèmes anonymes, ne présentaient pour moi aucun intérêt. Pour les seuls articles auxquels je travaillais, je relevai les données suivantes:

philosophie pour désigner l'alchimie sous son aspect de connaissance et de sagesse suprêmes (donc une acception proche des autres significations médiévales du mot, quoique nettement distincte d'elles): 14e s. (3, p. 207), env. 1400 (1, p. 126 et passim), 1413 (5, p. 257); 3, p. 207 donne aussi *secrette philosophie,* ce qui implique une référence à l'usage non-ésotérique du mot; spéc. *feu de philosophie* »le foyer ou le creuset où s'opère la transmutation« vers 1400 (1, p. 168); – *philosophe* «alchimiste», 14e s. (3, p. 211 et passim), 1413 (5, p. 253); spéc. *la pierre des philosophes* «la pierre philosophale» vers 1400 (1, p. 133) et 15e s. (2, p. 203); de plus, une appellation qui revient à plusieurs reprises, 14e s. (3, p. 235, etc.), *mercure des philosophes* pour désigner, par opposition au *mercure vulgal* ou *vulgaire,* le métal préparé pour la transmutation; 3, p. 215 apparaît le synonyme *mercure philosophal*; en revanche, *pierre philosophale* ne figure nulle part. *Philosophal,* dér. de *philosophie,* au sens général non ésotérique, apparaît 15e s. (3, appen-

dice, p. 242); *philosophiqu* : «relatif à l'alchimie», 14e s. (3, p. 205); spéc. *l'euvre philosophique* «le grand œuvre», vers 1400 (1, p. 129). Le texte 5 emploie dans son titre *(Fontaine des amoureux de science)*, *science* dans un sens que le contexte permet d'entendre très précisément comme synonyme d'*alchimie*; toutefois, dans les deux passages où le mot réapparaît dans le texte même, il est accompagné d'un déterminatif: *la science des philosophes* (p. 256) et *la science très admirable* (p. 285): seule cette dernière expression mérite évidemment d'être relevée; – p. 257 enfin, je trouvai, dans le même texte de 1413, *science* suivi d'une définition très explicite, lui donnant exactement le sens du *scientia acquisita* des scholastiques (v. ci-dessous, par. 16). Le fruit tiré de ce dépouillement m'aurait poussé à recourir à des textes alchimiques plus anciens. De banales considérations pratiques (impossibilité de me procurer sans très long délais les textes nécessaires) m'y ont fait seules renoncer.

10. Un autre exemple, d'un ordre analogue. Le matériel-FEW et mes propres relevés, pratiqués dans divers textes du 16e s., me présentaient, dans l'évolution de *rhétorique*, une période confuse, que je pouvais situer chronologiquement entre 1400 et 1550 environ, et où le mot semblait s'être sémantiquement effrité: seuls des résidus de cette période troublée m'étaient perceptibles, le processus même demeurait inconnu. Je me reportai à E. Langlois, *Recueil d'Arts de seconde rhétorique*, Paris 1902, et pris connaissance des sept traités publiés dans cet ouvrage. Les données fournies par ces textes embrassaient l'ensemble du champ sémantique relatif à l'art d'écrire en vers. Voici, en résumé, ce que j'y trouvai, et qui suffisait à résoudre le problème posé par le matériel-FEW: *rhétorique première* «rhétorique en tant qu'elle est appliquée à la prose» (vers 1430; 1432), p. I, III; *rhétorique prosayque*, même sens (vers 1430–1539), ibid.; *seconde rhétorique* «rhétorique en tant qu'elle est appliquée au vers» (vers 1400–1500), p. LIX; *rhétorique rimée* (vers 1430; 1432), p. I, et *rhétorique metrifiée* (1539), p. III, même sens; *retorique laie* «rhétorique en tant qu'elle est appliquée à la langue vulgaire» (vers 1430), p. 202; *rhétorique vulgaire*, même sens (vers 1480–1525), p. 216. De cette façon l'unique donnée du matériel-FEW, *rhétorique* «art d'écrire en vers» (que du reste je pus «remonter» chronologiquement, l'ayant trouvée chez Guillaume de Machaut, dans Gröber-Hofer, *Grundriß*, III, 1, p. 5; puis, chez Langlois même, p. 225 et 283, soit en 1480 et 1525, avec le sens plus précis de «science de la versification») était expliquée. Langlois, p. VIII–IX, cite divers textes fr. et lt. attestant l'opposition, vers 1400, dans l'usage des lettrés, entre *poetrie*, désignant la poésie sous son aspect de fiction, et *(seconde) rhétorique*, qui la désigne sous son aspect de style: on a donc là une distinction technique opérée au sein du langage scolaire, soit:

A. *Rhétorique* en général → *B. rhétorique prosaïque*

→ *C. rhétorique rimée* → *D. rhétorique*

d'où, à l'étape D, l'ambiguïté acquise par le mot et l'anarchie sémantique attestée au 15e s. dans le matériel-FEW. (v. Beiheft, *Fabri* 1521; Verdier 1586, Lac, proteste contre cette confusion).

11. De plus, les textes publiés par Langlois fournirent les éléments suivants, inconnus du matériel-FEW: *mettres rhetoriqués*, p. 72 (p. 80 *mettres rhetoriquiés*) «mots rimant entre eux» (vers 1430); – *poète* «homme qui cultive la poésie avec un génie tout particulier» (vers 1400), p. 13, témoignage qui permet de faire remonter à l'origine même du mot (lequel prend son sens commun seulement à la fin du 14e s.) sa connotation emphatique; – *un rhétorique* «un homme qui connaît tous les secrets de la composition littéraire» (vers 1430), p. 11, qui était attesté une seule fois dans le matériel-FEW et faisait figure d'hapax; – *philosophe en* qc «très savant en qc» (vers 1430), p. 13.

12. *β. précisées*; ainsi, l'apparition de mfr. *scientifique* adj. «savant, qui sait beaucoup de choses» m'était assuré de manière relativement vague, difficile à symboliser par un chiffre; de simples présomptions me poussaient à le faire remonter jusqu'au milieu du 15e s.; or, je le trouvai, à la date de 1466, dans un poème publié Romania, 22, p. 234.

13. – b) Souvent encore, mes dépouillements complémentaires m'ont permis d'interpréter plus exactement les données du matériel-FEW. Ce point est sans doute le plus important. Quelques exemples, de nature diverse: *philosophie spéculative*, non attesté dans le matériel-FEW avant mil. 18e s., fut trouvé chez Descartes en 1637 (Œuvres, éd. NRF, Paris 1932, p. 55); la date pouvait paraître suspecte, l'expression étant beaucoup plus ancienne en lt.; mais, antérieurement, je ne rencontrai que *la spéculative*; – une phrase du long article *philosophie* dans Enc 1765 propose la définition suivante: «recherche des raisons qui font que les choses sont, et sont d'une certaine manière»; alerté par la précision de cette formule, je fis des sondages, un peu au hasard, dans Voltaire, *Lettres anglaises*, éd. Lanson, Paris 1932, où, I, p. 153, je pus trouver le mot employé dans cette acception même; à cette lumière, il fut possible d'interpréter deux données fragmentaires et à première vue obscures du matériel-FEW: de 1756 (Gohin) et 1789 (Br 6, 27): il s'agissait donc là, non d'une interprétation personnelle de l'auteur de l'article de Enc 1765, mais bien d'un usage collectif et traditionnel du mot, usage déterminé par l'idéalisme du 18e s., et impliquant certaines considérations mathématiques; l'importance de cette petite mise au point dépassait ainsi le cadre de l'histoire des idées comme telles; elle révélait, dès 1734, dans l'évolution sémantique du mot, l'altération profonde d'une terminologie qui jusqu'alors prolongeait encore assez directement la tradition scolaire médiévale.

14. Fér 1788, repris par certains dictionnaires du 19e s., signale que *philosophie* s'emploie parfois pour désigner la morale. En soi, cette indication présentait un intérêt médiocre, vu l'éclatement sémantique qui caractérise le mot après 1750. Prévenu par un collègue philosophe à qui je signalai ce fait, je me reportai à Montaigne, *op. cit.*, et constatai, p. 206, en effet chez cet auteur l'émergence d'une conception

post-médiévale de la philosophie comme éthique: dès lors, une ligne générale se dessinait, qu'il n'y avait plus qu'à suivre. – Une recherche amorcée de la même façon me fit rencontrer chez Descartes, *op. cit.*, p. 40, *philosophie* au sens particulier de «physique», usage qui semble propre au 17e s., mais n'était signalé dans le matériel-FEW qu'une seule fois, en 1666 (Chap). – L'une des acceptions les plus stables de *philosophie* est relative aux programmes scolaires, dont la terminologie (souvent en assez forte opposition avec les significations «créatrices» du mot) n'a guère varié du 16e s. à nos jours. Le matériel-FEW fournissait à cet égard deux indications, valables sémantiquement, mais suspectes chronologiquement: «programme d'étude comportant, etc. . . .» (dp. Fur 1690) et »classe d'un collège où l'on enseigne . . .« (dp. Mozin 1812!). Des sondages opérés presque au hasard, en désespoir de cause, me firent relever le premier chez d'Aubigné, *Oeuvres,* I, p. 11 (il s'agit de l'éd. mentionnée au Beiheft du FEW, mais d'un passage non signalé au lexique de celle-ci), le second dans un document de Bayonne 1591 (chez J. M. Drevon, *Histoire d'un collège municipal aux 16e, 17e et 18e s.,* Agen, 1889, p. 351): il s'agissait donc là de significations scolaires-techniques remontant à l'Ancien régime, et que la création des lycées en 1802 n'abolit pas dans l'usage. Le matériel-FEW atteste abondamment *la philosophie de* qn «la sagesse pratique et terre-à-terre, etc. . . .»; une forme particulière, iron., bien vivante aujourd'hui, *la petite philosophie de* qn faisait en revanche défaut. Par hasard, je la trouvai chez Molière, *Scapin,* Acte II, scène 8, ce qui témoigne d'une vulgarisation relativement ancienne de ce sens.

15. – c) Assez rarement, et sur des points accessoires, mes dépouillements ont ajouté au matériel-FEW des données positives qu'il ne fournissait pas. Ainsi, mes fiches présentaient un certain nombre d'expressions, courantes en afr. et mfr., où *science* s'est vidé de toute signification intellectuelle précise: *par science* «sciemment», *en science, à science, de science*: toutes expressions à valeur positive. En feuilletant Oresme, *Ethiques,* éd. Menut, New-York, 1940 (dont le lexique est, lui aussi, de peu d'utilité) j'y trouvai, p. 372, dans le même sens général *faire contre sa science* «en dépit de ce qu'on sait», expression négative, symétrique aux précédentes. – L'un des signes lexicaux de l'épuisement des traditions médiévales est l'apparition d'emplois spécifiques (et non plus génériques) de *philosophie*; dans le matériel-FEW je relevai en grand nombre les tournures du type *la philosophie de Platon, l'ancienne philosophie, la philosophie de Monsieur X*; dans le but de vérifier les datations, je m'appliquai à relever ces tournures chez Montaigne, Descartes et Pascal: je pus constater qu'il fallait distinguer nettement *la philosophie de Platon* et *l'ancienne philosophie* (expressions qui se réfèrent aux *Auctores* scolaires, et représentent un simple développement métonymique du sens médiéval) de *la philosophie de Monsieur X* (employée à propos de modernes, et sans rapport perceptible avec la terminologie médiévale): l'une et l'autre du reste apparaissant chez Montaigne, *op. cit.*, la première p. 565, la se-

conde p. 815, dans leur pleine opposition; celle-ci d'ailleurs s'estompera rapidement.

16. – d) Plus rarement encore, il arrive que l'on décèle une erreur de fait commise par l'une des sources du FEW. Ainsi, GaceB fournit l'expression de *science acquise,* que son éditeur Blomquist glose, dans son lexique, «science empirique». Cette indication me parut si suspecte, du point de vue historique, vu la date du texte, que j'écartai simplement la fiche, jusqu'au jour où, opérant divers contrôles dans le volumineux et fort complet *Index rerum* publié en appendice de l'édition Billuart de Thomas d'Aquin, *Summa theologica,* tome VIII, j'y trouvai, à son ordre alphabétique, avec plusieurs références au texte, l'expression de *scientia acquisita* désignant l'intellect humain en tant qu'il possède une faculté propre qui le rend susceptible de science (*acquisita* étant expliqué «quia inest unicuique homini quoddam principium scientiae»). C'était donc là une locution technique du langage scholastique.

17. Je me suis borné jusqu'ici à présenter quelques exemples. Néanmoins, il est utile d'en tirer certaines conclusions pratiques. Dans l'état actuel de notre documentation, l'étude historique du vocabulaire des idées se heurte à de grosses difficultés: les conditions particulières qui régissent l'élaboration du FEW font d'autant mieux ressortir, et de façon d'autant plus exemplaire, la nature de ces difficultés, que depuis une quinzaine d'années les méthodes du dictionnaire ont atteint un degré exceptionnel de précision.

18. La masse considérable des dépouillements lexicologiques aujourd'hui publiés ne fournit, sur le vocabulaire des idées, que des notions générales, valables certes, mais si dépourvues de netteté et de «perspective» qu'elles rendent notre connaissance de ce vocabulaire beaucoup plus incertaine que celle du vocabulaire courant, littéraire ou même technique. Un champ immense reste ouvert, et, même pour un premier travail provisoire de mise au point (c'est ainsi que je considère mes articles du FEW), des dépouillements complémentaires sont rigoureusement indispensables. En particulier, on doit constater la totale insuffisance des soi-disant lexiques compilés par les éditeurs de certains textes philosophiques: j'ai fait allusion à ceux de BrunLat par Carmody, de GaceB par Blomquist: il serait inutile de dresser une liste, car elle contiendrait la quasi-totalité des lexiques existants. Une mesure élémentaire de prudence est de ne tenir aucun compte de ces relevés, sinon comme de simples index permettant un recours plus aisé au contexte original . . . et encore, même de cette façon induisent-ils souvent en erreur. L'insuffisance de ces lexiques provient en général de deux causes: ils ne sont pas complets, en ce sens qu'ils partent de l'usage moderne et ne relèvent que ce qui semble en différer; ils sont faits d'un point de vue uniquement philologique, et excluent en pratique toute préoccupation d'ordre philosophique proprement dite, quoique de telles considérations soient indispensables pour fixer le registre lexical dans lequel se situe ce matériel.

19. Sous peine de remettre indéfiniment la rédaction de mises au point provisoires, mais urgentes, le rédacteur en est réduit à opérer par sondages. Ceux-ci fournissent un matériel complémentaire fort précieux; mais d'une part ils ne peuvent, sauf effet de hasard, conduire à des résultats tout à fait exacts et universellement valables; d'autre part ils impliquent un élément de jugement subjectif à mon avis trop considérable, dépassant de beaucoup la marge normalement laissée dans nos travaux à l'intuition et au flair. J'ai discuté de ces problèmes avec mon collègue et ami P. Dibon[1], l'un des rares spécialistes de l'histoire de l'enseignement philosophique. Il est clairement ressorti de nos échanges qu'une histoire valable du vocabulaire des idées, actuellement inexistante, importerait autant aux philosophes qu'aux linguistes. Un obstacle pratique à son éclosion réside dans une spécialisation difficilement évitable: il semble toutefois que le linguiste est mieux outillé pour ce travail, et pourrait plus aisément que le pur philosophe élargir son horizon, corriger sur certains points ses conceptions, adapter ses méthodes à l'objet. Reste qu'une telle entreprise exigerait un minimum de formation philosophique, et l'acquisition d'habitudes de pensée dont les individus sont inégalement capables. D'autre part, l'étendue du domaine à défricher est telle que seul un travail d'équipe pourrait conduire dans des délais normaux à des résultats satisfaisants.

20. La première étape de ce travail serait un dépouillement systématique des textes. Au reste, le nombre de ceux-ci n'est pas aussi grand qu'il le paraît à première vue, et l'entreprise n'aurait en soi rien de présomptueux. Or, ces dépouillements peuvent, sans risques majeurs, être pratiqués par des chercheurs géographiquement isolés, à la seule condition qu'ils observent une certaine communauté de vues – communauté qui est presque postulée par la nature même du sujet, et ne nécessite guère de collaboration proprement dite. Il serait hautement souhaitable que, au sein de diverses universités, on poussât des étudiants, intellectuellement qualifiés, à choisir dans ce domaine des sujets de mémoires ou de thèses: les possibilités sont innombrables et laissent, au moins au départ, une marge importante au goût et aux préoccupations de chacun.

21. Les conditions générales auxquelles il paraît désirable que soient soumis de tels dépouillements, surtout s'ils sont pratiqués en ordre dispersé, sont de deux sortes, relatives aux modes d'existence diachronique et synchronique du lexique. Dans l'ordre historique, une exigence – postulée par le développement même de la pensée (création-imitation; Maîtres-épigones) et par l'élement fondamental de toute culture qu'est la tradition – est que l'on procède, au moins de façon suffisamment approximative, selon la succession chronologique des documents. Sommairement, et comme première hypothèse de travail,

[1] Privat-docent à l'université de Leyde, et auteur, en particulier, de *L'enseignement philosophique dans les universités néerlandaises à l'époque précartésienne*, Amsterdam 1954, X–272 p. in 8°.

on pourrait isoler d'abord la période pré-scholastique et scholastique. Au sein de cette période (en gros, du début du 12e s. à Oresme, celui-ci constituant une fin et un commencement d'étape, et demandant à être étudié séparément), il serait nécessaire de partir d'une définition formelle de la matière, afin d'éviter les confusions entre registres lexicaux par trop différents. Or, la structure de la tradition médiévale permet d'opérer a priori un choix parmi les disciplines intellectuelles: au sein des *artes liberales*, la rhétorique et la dialectique, auxquelles il faut joindre la topique, forment une unité mal dissociable, elle-même liée depuis le 13e s. à la logique; avec ces arts, les trois branches de la philosophie proprement dite (métaphysique, physique et éthique) embrassent l'horizon entier des idées. C'est donc sur les ouvrages consacrés à ces disciplines que devrait porter l'effort principal. Les sciences particulières de la nature, et les mathématiques, constituent un champ limitrophe, d'importance moins capitale puisque leur vocabulaire est fait d'éléments moins cohérents: d'une part une terminologie technique spéciale (botanique, zoologique, arithmétique, algébrique, computiste, etc.), d'autre part un lexique d'emprunt philosophique qui ne saurait être étudié avec fruit avant qu'ait été opéré le dépouillement du premier champ.

22. En revanche, il serait dangereux d'éliminer par principe la théologie. Le vocabulaire de celle-ci est, dans son ensemble, d'emprunt philosophique. Mais il arrive que l'emprunt soit purement morphologique, et que la signification dérive de sources bibliques. C'est un fait auquel on ne saurait trop prendre garde: aux 12e–13e s., il y a en somme deux latins savants, partiellement confondus dans leurs origines lointaines, mais qui, dans l'usage des clercs, tendent à se séparer, sinon même à s'opposer sur divers points: le latin scholastique – et le latin biblique. Un exemple[1]: fr. *science* possède, dès l'origine, deux groupes de significations, héritées du lt. classique, l'un relatif à la connaissance théorique, l'autre, de façon très générale et sans nuance épistémologique spéciale, au fait de savoir qc; dans les deux cas, l'idée dominante est celle d'acquisition, d'étude, le fait d'avoir passé progressivement de l'ignorance à la connaissance; cette idée est particulièrement nette dans les emplois savants du mot, elle en constitue le noyau sémantique. Or, on voit apparaître, dès le 12e s., un mot *science* non moins précis, mais désignant au contraire de façon expresse une connaissance immédiatement possédée, non acquise, voire infuse. Aucun intermédiaire sémantique n'est perceptible. Je constatai qu'avant 1250 ce dernier emploi du mot n'est attesté que dans des traductions ou commentaires bibliques: les textes correspondants de la Vulgate donnent souvent *scientia*, parfois *doctrina*, plus rarement *sapientia*; les traductions modernes (19e–20e s.) de la Bible, faites sur les originaux hébreux ou grecs, remplacent fréquemment, mais non

[1] Bechtold, *op. cit.*, p. 151–3, effleure ce problème; mais il ne me semble pas qu'il l'ait posé dans les perspectives qui conviennent ici. Au reste, ses remarques conservent toute leur valeur.

toujours, dans ces passages, *science* par *intelligence, connaissance, sagesse.* Il est évident que, des diverses expressions possibles, *science,* plus vivant dans l'usage scolaire, l'a emporté chez les anciens traducteurs. Mais la comparaison d'une série de passages de la Vulgate révéla que St. Jérôme avait utilisé *scientia* pour rendre divers hébraïsmes ou hellénismes désignant l'aspect intellectuel de la grâce divine; et cela de deux façons: soit par rapport à sa source, Dieu (ainsi I Rois II, 3; Rom. XI, 33), soit par rapport à son sujet, l'homme (ainsi, Prov. XXIX, 4); au milieu du 13e s., ces deux acceptions du mot biblique se retrouvent, constituées en notions théologiques, chez Thomas d'Aquin, *Summa Theologica* I a, q. 14, a. 1 et I a II a e, q. 68, a. 4 (d'ou *don de science,* attesté dp. 1456, *Petit Jehan de Saintré,* éd. Renaissance du Livre, p. 40). Toutes deux passèrent en français, comme termes du langage biblique et pastoral au 12e s., et reçurent au 13e une connotation théologique. Du point de vue sémantique, elles n'ont donc historiquement rien à voir avec *science* au sens général. Le nombre de mots à propos desquels de telles distinctions sont nécessaires n'est peut-être pas très élevé; néanmoins, un contrôle incessant s'impose.

23. Une dernière considération, en ce qui concerne le choix des textes à dépouiller. Bien des documents intéressants sont inédits, d'autres mal publiés. L'urgence de la tâche m'incline à penser qu'il serait préférable, plutôt que d'attendre des publications définitivement valables, de faire opérer des dépouillements-modèles sur les meilleures éditions critiques dont nous disposons actuellement, quitte à grouper autour de ceux-ci d'autres dépouillements, plus sommaires et affectés d'un certain coefficient d'incertitude, sur les éditions moins bonnes et sur quelques manuscrits assez anciens. La partie philologique du travail est d'une importance évidente. Mais la science se fait par étapes, et mieux vaudrait, au point où nous en sommes, posséder des relevés exhaustifs de 20 ou 30 ouvrages seulement, que de commencer par un labeur d'édition dont on ne peut prévoir la fin.

24. Ceci dit, ma propre expérience, quoique très fragmentaire, et dont je ne surestime aucunement la valeur, me donne à penser que les ouvrages en question devraient être choisis d'abord parmi les encyclopédies (à l'exception de leurs parties historiques et géographiques) en langue vulgaire (disons, pour fixer les idées, les nos. 2906–45, 3582–3606, 3561–65, 5319–21, 5515–21 de la bibliographie de Bossuat; plus le *Breviaire* de Matfre Ermengau et les traités de Peire de Paternas), l'ensemble des traductions de Boèce (Bossuat 2656–75, 5308–10), celle de l'*Historia Calamitatum* par Jean de Meung, la *Rhétorique* de Jean d'Antioche et les *Leys d'Amors* dans leurs chapitres théoriques. C'est là le noyau sans lequel aucune documentation sur le vocabulaire des idées en afr. et apr. ne constituera une base scientifique solide. Mais un certain nombre de textes d'une nature un peu différente peut apporter des lumières précieuses, tant sur ce vocabulaire comme tel que sur sa diffusion: je pense aux prologues des œuvres didactiques, spécialement celles du type «estats du monde», ou bien Bestiaires, Lapidaires, Her-

biers, voire les parties introductives de traités comme ceux de Drouart la Vache, Robert de Ho, enfin certaines pages des traductions des *Distiques de Caton*, de Martin de Braga, du *Moralium dogma philosophorum*; d'autre part, les sermons reposant sur des textes d'intérêt théologique ou philosophique (Bossuat, 3521–33, 5000–02), spécialement ceux de St. Bernard. Au total, une cinquantaine d'ouvrages ou fragments d'ouvrages, dont la moitié représente le fondement principal de cette étude. Quant à l'ordre dans lequel pourraient être opérés ces dépouillements, plusieurs classements sont imaginables: soit selon la chronologie (mais celle-ci, à l'intérieur d'un siècle donné, reste souvent bien incertaine: je ne pense pas du reste que, sous le règne quasi-exclusif de l'aristotélisme au 13e s. ce fait présente un inconvénient majeur); soit par milieux d'origine (mais pour plusieurs textes un doute subsiste); soit selon le public auquel s'adresse l'ouvrage (prince, école, communauté monastique, grand public laïc: mais les données font parfois défaut sur ce point); soit selon la nature des sources (ce qui impliquerait une connaissance approfondie des instruments de travail de l'époque); soit enfin (mais l'application de ce critère exige la plus grande prudence) selon le genre: traductions, compilations, ouvrages de vulgarisation ou d'édification, etc. etc. Tous ces modes de classement interfèrent plus ou moins. En pratique, les cinquante textes auxquels je pense devraient pouvoir être entièrement dépouillés, quant à leur matériel lexical idéologique, au moyen d'un nombre limité de thèses ou de mémoires (de cinq à dix ou quinze?). Nous avons, mes collaborateurs et moi, à Amsterdam, quelques projets précis à cet égard. Je me réserve de les signaler dans cette revue quand ils auront reçu un début de réalisation.

25. L'ensemble de ce matériel ressortit à la scholastique de nuance aristotélicienne, à l'exception des rares documents antérieurs à 1225–30: c'est ainsi que le très intéressant prologue des *Fables* de Marie de France me semble, sous toute réserve, plus proche de l'humanisme chartrain, philosophiquement archaïque par rapport à la scholastique. Le matériel lexical des grands documents philosophiques du 13e s. me semble, par là même, présenter une cohérence assez remarquable. Celle-ci est sans doute un fruit des échanges existant avec le latin des écoles: sur cette question particulière, voir ci-dessous, par. 30 suiv.

26. Revenons aux exemples concrets. L'expérience de mes articles du FEW et des quelques travaux par lesquels je dus les illustrer fournit un petit nombre d'indications pratiques, qui peut-être éclairent certains points des problèmes spéciaux posés par les dépouillements dont je souhaite la mise en train. Je n'entends bien ne pas proposer une méthode comme telle, mais simplement donner, à propos d'un secteur limité du vocabulaire, quelques avertissements d'ordre divers.

27. La première difficulté, tant en théorie qu'en pratique, consiste à démêler ce qui ressortit à l'histoire des idées et à celle des mots. Sur ce point capital, je me permets de renvoyer à mon article *Note sur les champs sémantiques dans le vocabulaire des idées*, Neophilologus juillet

1955. Qu'il suffise d'ajouter ici un exemple. Le mot *philosophème,* emprunté du gr. dans le sens aristotélicien de «thèse ou adage philosophique», est attesté en fr. dp. la première moitié du 19e s. (il est sensiblement plus ancien en angl., du moins il le semble dans l'état de notre documentation; l'emprunt à l'angl. me semble toutefois improbable, lt. *philosophema (ta)* étant d'usage constant aux 17e–18e s.). Or, ce mot apparaît plusieurs fois dans *L'instauration philosophique* de E. Souriau (Paris 1939), auteur dont le vocabulaire est à la fois très original et d'une grande précision: *philosophème* y est pris, d'une part dans son sens traditionnel, d'autre part dans un sens nouveau, créé par Souriau et qui, désignant une réalité pour la première fois mise en relief par celui-ci, pourrait en principe s'imposer dans l'usage savant. Cette réalité, c'est »la création philosophique, en tant qu'elle engendre une image topique et cruciale du cosmos«; cette signification, définie par l'auteur p. 51, apparaît dès p. 41 dans une phrase où figure aussi, de façon antithétique, le mot de *poème*; le mode de création est donc clair: Souria a refait, par une sorte de jeu de mots sur *philosophie* (ou plutôt *philosophe*) + *poème,* et en donnant à ce dernier mot son sens moderne le plus fort, le sémantisme de *philosophème.* Au reste, l'opposition entre le sens traditionnel et le sens nouveau se traduit syntaxiquement: *un philosophème* (sens traditionnel), *le philosophème* (sens nouveau).

28. D'une manière générale, le vocabulaire des idées a, au moyen âge, un caractère plus technique (et par là plus précis, excluant davantage l'ambiguïté) qu'ultérieurement. Au cours des 15e, 16e, 17e s. selon les zônes sémantiques, se produit une sorte d'éclatement qui souvent a pour conséquence d'enlever toute consistance au mot. En d'autres termes, l'autonomie sémantique du mot décroît avec le temps et la libéralisation de l'esprit. Dans certains domaines, le mot peut, à une époque plus récente (19e–20e s. surtout), sous diverses influences, avoir retrouvé une partie de cette autonomie; mais l'unité et la densité du mot médiéval ne réapparaissent jamais. Cela s'explique, à mon avis, par le fait suivant: l'utilisation du vocabulaire des idées est propre, dans la civilisation occidentale, à deux milieux humains différents, ceux que déterminent, d'une part la pratique de l'enseignement, d'autre part la recherche[1]. Ces milieux sont plus ou moins bien distincts selon les époques: aux 12e–13e s., le second n'a qu'une existence virtuelle, l'Ecole absorbe tout (d'où l'extension du terme de *scholastique*); dès le 14e s., une différenciation commence à s'opérer, l'Ecole gardant sa suprématie, laquelle, dans l'ensemble, s'efface au cours de la seconde moitié du 16e, ou de la première du 17e. Dès lors, l'enseignement fait figure de milieu plus ou moins fermé: il conserve une grande partie

---

[1] Les types d'homme correspondants sont donc (pour m'exprimer de façon sommaire) le professeur comme tel, et le chercheur comme tel; il est clair que ces deux types peuvent coexister dans le même individu.

de la terminologie médiévale[1] et, sans échapper à l'influence intellectuelle de la recherche proprement dite, tend à l'exprimer à l'aide de cette terminologie. De son côté, la recherche, entièrement affranchie (malgré des retours individuels) de la tradition scolaire, devient le champ propre de l'expérimentation personnelle et de la création conceptuelle, ce qui se traduit par une grande instabilité de son vocabulaire.

29. Il résulte de ces faits une conséquence curieuse: on constate souvent l'existence d'un rapport inverse entre le degré plus ou moins grand d'implantation d'un mot dans le langage scolaire-technique médiéval, et sa fécondité ultérieure. Ainsi, *rhétorique,* l'un des termes les plus anciennement et profondément enracinés dans le vocabulaire scolaire, a pâti au point de n'être plus guère utilisable, dp. le 18e s., que par ironie . . . ou pour désigner une classe de collège! En revanche, *science,* qui n'appartint qu'occasionellement au langage des écoles médiévales et n'y posséda jamais un sens nettement identifiable, a pris dans le langage de la recherche moderne une extension considérable et des contours sémantiques relativement précis, a débordé dp. le 13e s. dans l'usage courant, et a même pénétré dans certains patois. *Philosophie* qui, de ce point de vue, occupe une position moyenne, présente aujourd'hui une bi-polarité sémantique assez nette: on constate un point d'attraction (de plus en plus faible, mais encore perceptible) dans la technique de l'enseignement, et un autre (très puissant, mais beaucoup plus difficile à localiser) dans les sciences de l'esprit[2]. Il est évident qu'en tout cela on ne peut dissocier entièrement l'histoire de l'idée de celle du mot: en effet, l'opposition sémantique enseignement-recherche est valable aussi, d'une manière un peu différente, dans le domaine de la recherche. Si *rhétorique* a reculé, c'est en vertu d'une évolution d'ordre esthétique et littéraire; mais cette évolution eût pu simplement modifier le sémantisme du mot, sans en abandonner la forme: c'est justement la précision du sens médiéval qui rendit impossible cette modification.

30. Autre fait fondamental[3]: jusqu'à la fin du 17e s. au moins, les usagers du vocabulaire des idées furent bilingues. Ce bilinguisme (lt.-fr.) a changé de nature au cours du temps. Il est peu douteux qu'un écolâtre du 13e ou du 14e s. pensait en son latin; la langue vulgaire ne devient guère un instrument original de création idéologique qu'au 16e s. C'est-à-dire que durant la période même où se constitua

---

[1] Jusqu'à la loi de 1902, l'enseignement français fut caractérisé par la survivance d'appellations remontant au 13e s.; ces appellations sont encore vivantes dans beaucoup de collèges non officiels et dans certaines institutions de Suisse romande, surtout les écoles administrées par le clergé catholique.

[2] Pour le détail de ces faits, voir mes articles *rhetoricus, scientia* et *philosophia* du FEW.

[3] A propos duquel Bechtold, *op. cit.,* p. 137–170, fournit un matériel abondant.

le fonds stable de ce vocabulaire, toute idée nouvelle s'exprima par un mot ou une expression latine; le passage à la langue vulgaire, même s'il comporte (ce qui est relativement fréquent) une certaine ré-animation sémantique, voire un gauchissement voulu de l'idée, reste postérieur à la phase créatrice, et plus ou moins étranger à celle-ci. Il convient du reste de distinguer le vocabulaire relatif aux arts libéraux, constitué dans ses grandes lignes dès le haut moyen âge, partiellement même dans la basse Antiquité[1], et le vocabulaire proprement philosophique, de formation plus tardive (12e–13e s.): cette différence chronologique importe grandement, car seul le second de ces vocabulaires s'est formé à une époque où la langue vulgaire, déjà très évoluée, était susceptible d'assimiler sans délai les innovations du latin. Aux 15e–16e s., la situation se complique en ceci que la langue vulgaire est presque totalement émancipée et que simultanément le latin reprend un contact linguistique avec ses sources classiques antiques: en ce sens, les emprunts faits par le fr. au lt. à la fin du moyen âge et à la Renaissance posent souvent des problèmes délicats.

31. Ainsi, lt. médiéval *poetria*, attesté dans les scholies dès le 7e s., au sens de «art de la fiction poétique» est largement répandu chez les théoriciens des 12e–13e s.; fr. *poetrie*, même sens, l'est continûment du 13e s. à la fin du 16e (fin 14e s., il pénètre en angl., où il vit encore, Oxf. Dict.); Aalma 1380 et Garb 1487 suivent cet usage: mais Est 1538 et 1552 donne exclusivement *poetria* «celle qui écrit des poèmes»; pourtant Cotgr 1611 ne connaît que *poetrie* «art poetique». Ultérieurement, les sources lexicographiques ne relèvent plus le mot. En revanche, il arrive souvent qu'un mot latin, ayant pris dans l'usage médiéval une valeur sémantique différente de celle qu'il avait dans l'Antiquité, soit, aux 15e–16e s., emprunté par le fr. dans son sens antique, et non médiéval: Aalma 1380 glose, de façon du reste assez étrange, lt. *poetissa* par «femme de poete», attestant ainsi que ce féminin avait perdu en lt. médiéval sa signification originelle, sans apparemment en retrouver une autre quelque peu précise. Mais fr. *poetisse* est employé comme désignatif de Sapho, au 15e s., puis à la fin du 16e s. (Gdf), et réapparaît au sens de «femme poète» chez les lexicographes du 17e s.

32. C'est dans ces perspectives générales qu'il faut situer les faits suivants: a) Certains mots apparaissent, dans les sources, très curieusement répartis en lt. et en fr. Ainsi, fr. *poésie* est attesté dp. env. 1350, *poème* dp. 1370 (je fais abstraction d'une apparition isolée du mot, 1213 Fet R, pur latinisme occasionnel); mais Aalma 1380 donne, nos. 9383 à 89, les équivalents suivants, où la pauvreté lexicale des gloses françaises surprend dans un ouvrage de caractère scolaire: «*poema* – œuvre de poete; *poesis* – poetrie ou fiction; *poeta* – poetez; *poeticus* – de poete; *poetissa* – femme de poete; *poetor, aris* – faire œuvre de poete; *poetria* –

[1] Voir à titre d'exemple la discussion d'un cas particulier dans mon article *Euphémisme et rhétorique au moyen âge*, dans les Cahiers de l'Association internationale des Etudes françaises, Paris 1953.

ars de poete, poetrie». Garb 1487 reproduit cette double liste, en omettant *poetor,* mais sans ajouter d'élément fr. nouveau. *Poème* n'est même donné par aucun des Est; Est 1538 et 1552 glose lt. *poema* par «ce que le poete a composé» ; fr. *poème* apparaît seulement dans la réédition de Th 1564; pourtant le mot apparaît déjà très vivant avant 1550 (ainsi Sebillet, *Art poétique,* éd. Gaiffe, Paris 1932, p. 23, etc, au sens vague d'«ouvrage en vers», et Du Bellay, *Deffence,* éd. Chamard, Paris 1948, p. 114, au sens d'«ouvrage en vers d'une certaine étendue et de quelque solennité»). Il semble que certains mots, empruntés du lt. classique dans les derniers siècles du moyen âge, aient fait figure de néologismes et se soient comme tels mieux enracinés dans la langue vulgaire, celle-ci étant plus libre à l'égard de la tradition latine médiévale.

33. – b) L'équivalence d'expressions syntagmatiques est souvent, d'un point de vue morphologique, approximative. A lt. *philosophia speculativa* correspond afr. *la speculative,* tandis que *philosophia naturalis* n'a jamais été rendu que par *philosophie naturelle,* etc. Lt. *licencia poetarum* qui, chez Isidore *Etymol.* I, 35, 1, glose *metaplasmus,* s'imposa par la suite, mais n'eut, à ma connaissance, jamais pour équivalent fr. que *licence poétique* (v. Rom. Forsch. 60, 11). Lt. *colores rhetorici* apparaît déb. 13e s. sous la forme afr. *colours rhetorïenes,* Cotgr 1611 donne *couleurs rhétoriques,* tandis que dès env. 1400 (Langlois, *op. cit.,* p. 1) est attesté *couleurs de rhétorique*; en revanche *fleurs de rhétorique* (lt. *flores rhetorici*) n'a pas varié dp. son apparition, Molin 856.

34. – c) Le problème des dérivés savants est, à l'égard des sources latines, singulièrement embrouillé. La question se pose différemment selon que le dér. est attesté avant ou après les 11e–13e s. Ainsi, lt. *scientiatus* est du 14e s. selon DC; fr. *scientié* est attesté déb. 15e s. Y a-t-il emprunt du fr. au lt., du lt. au fr., ou dérivation indépendante dans chacune des deux langues? Le bilinguisme médiéval rendrait la dernière hypothèse peu vraisemblable. Mais la réponse aux deux premières questions ne pourrait être apportée que par des dépouillements pratiquement exhaustifs, et encore ne serions-nous pas renseignés sur le jargon parlé dans l'enseignement! Il est pratiquement impossible de trancher. Lt. *poetizare* est attesté chez un auteur qui vécut aux environs de l'an 1000, DC. Il est donc impossible d'y voir un emprunt à fr. *poetiser,* attesté dp. 1375. Mais le mot fr. est-il emprunté, ou dérive-t-il directement de *poète*? La nature particulière de ce vocabulaire interdit d'exclure l'hypothèse de l'emprunt, mais elle ne prouve pas nécessairement en sa faveur. Il serait sans doute plus juste, d'un point de vue synchronique, de dire que, dans l'état de langue de telle ou telle époque, mettons ici le 14e s., en milieu savant, existait un instrument de suffixation à thème *-iz-*, qui comme tel n'était spécialement ni latin ni français, et dont les réalisations dans le discours comportaient, selon les cas (définis par registres ou contextes), un index morphologique *-are* ou *-er*. Ce thème suffixal serait, dans cette perspective, littéralement bilingue, c'est-à-dire qu'il figurait dans la mé-

moire et la conscience des sujets parlants, comme une image mémorielle liée à une certaine notion, mais dont l'existence linguistique était pour ainsi dire antérieure à son actualisation dans l'une des deux langues du discours. Il me semble que l'on pourrait, du reste, étendre cette manière de voir à beaucoup de mots du vocabulaire des idées, et non seulement à de simples affixes. C'est une question de lexicalisation: plus un mot est lexicalisé, plus l'idée qu'il supporte est d'importance fondamentale, plus fréquemment l'exercice intellectuel y a recours, et plus il a de chances d'être clairement identifié dans chacune des deux langues. Lt. *scientia* et fr. *science* sont sûrement bien distincts dans la conscience des locuteurs savants, au temps de la scholastique du 13ᵉ s. (p. ex. chez Thomas d'Aquin d'une part, Brun Lat de l'autre, auteurs dont la terminologie est à la fois très précise, bien élaborée et organisée en système universel): ils correspondent alors à un ensemble de concepts épistémologiques de base; mais les mêmes mots, dans la conscience d'un Philippe de Thaon, p. ex., ou du traducteur du Psautier, au début du 12ᵉ s., pourraient, à mon avis, avec avantage être considérés comme confondus: il est possible que la comparaison des graphies dans les manuscrits les plus anciens puisse donner quelque indication à cet égard.

35. A propos de *poetizare,* on peut noter que lt. *poetare,* attesté à l'époque archaïque, puis dans le bas Empire, n'est pas représenté en fr., alorsque l'it. possède dès le 13ᵉ s. un *poetare* dont il existe même des traces dialectales (Arcevia *buetà*). A mfr. *rhetoriquer* et *rhétoriser*, attestés l'un et l'autre aux 15ᵉ–16ᵉ s. (comp. it. *retoricare,* Salamanca *retolicar*), correspondent sémantiquement lt. impérial *rhetoricari,* gr. tardif *ῥητορίζειν,* DC, sans qu'aucun rapport morphologique direct puisse être établi; en plein 18ᵉ s. encore, Trév 1771 signale «en mauvais latin» (sans doute: dans le jargon scolaire) *rhetoricare* et *rhetorissare.* Ces faits nous ramènent aux remarques du par. 34: l'«emprunt» (si l'on veut conserver ce mot) se produit apparemment au niveau des images mémorielles, du moins lorsqu'il s'agit de termes d'importance sémantique mineure; il est perpétuellement remis en question, refait indifféremment dans un sens ou dans l'autre et ne possède jamais, avant l'époque moderne, de caractère définitif.

36. – d) Lorsqu'il s'agit au contraire de termes sémantiquement forts, il semble que l'on soit parfois en présence d'un phénomène d'une autre nature: pluralité d'emprunts proprement dits, simultanés ou successifs, pratiqués indépendamment par des personnes différentes ou pour répondre à plusieurs besoins sémantiques bien distincts. Ainsi, mfr. *scientifique* est employé par Oresme, pour rendre lt. *scientificus* de sa source (v. J. Knops, *Etudes sur la traduction française de la Morale à Nicomaque par Nicolas Oresme,* La Haye 1952, p. 131), dans le sens actif donné au mot par son suffixe (il s'agit d'une proposition telle qu'elle engendre une connaissance certaine) (emploi A); un texte mfr. indatable cité par Gdf («Apol. mul. ms Barberini fº 36 vº») l'emploie, dans un sens proche, à propos d'un art. Or, en 1466 (v. ci-dessus,

par. 12) apparaît *scientifique* «savant» (emploi B), qui reste en usage jusqu'au 17ᵉ s. et correspond sémantiquement à lt. *scientificus,* même sens, attesté env. 1400 et dans le cours du 15ᵉ s., DC. Le sens moderne, qui se dégage vers mil. 17ᵉ s., est dans la dépendance apparente de *scientifique A*; mais l'écart chronologique qui l'en sépare, la différence de sens qui l'oppose à *scientifique B,* par ailleurs la stabilité sémantique qui caractérise ce mot à l'encontre de beaucoup d'autres, et enfin le registre lexical auquel il appartient, inclinent à penser qu'il y eut un troisième emprunt au 17ᵉ s. Mais ici encore, le bilinguisme fondamental du milieu humain interdit d'isoler complètement ces trois emprunts les uns des autres.

37. – e) Il peut arriver, dans un nombre très limité de cas, que le titre d'un ouvrage latin faisant autorité dans les études devienne la source d'une expression française. Ainsi le terme d'*art poétique* pour désigner un traité d'esthétique littéraire appliqué aux genres versifiés, apparut en fr. comme titre du livre de Sebillet, en 1548; Sebillet empruntait ainsi un titre latin bien représenté au 16ᵉ s. (ainsi *De arte poetica* de Vida, 1527) afin de rompre avec la titulature traditionnelle *(art de dictier, art de [seconde] rhetorique)*; mais aussitôt l'expression se lexicalisa: *un art poétique, l'art poétique de X.* De même lt. *Poetice, Poetica* a servi de titre au 16ᵉ s. à une série d'ouvrages plus ou moins imités du traité d'Aristote (liste chez Rich 1680); dans les *Observations sur le Cid* (Corneille, *Oeuvres* éd. des Grands Ecrivains, XII, p. 447) le mot est pris dans un sens commun «traité sur . . . etc»; de là, dès la fin du 17ᵉ s., puis au 18ᵉ, les diverses extensions sémantiques modernes. Le titre lt. courant d'*ars rhetorica* est repris en fr. *art de rhétorique,* mais au sens d'»art poétique«, par Molinet en 1493 (v. Champion, *Histoire poétique du XVᵉ s.,* II, p. 310) et par Fabri en 1521.

38. Les mots désignant la connaissance ont, en règle générale, en afr. une double polarité sémantique: ils se rapportent simultanément à une idée de savoir intellectuel et à une idée de sagesse. Il ne s'agit pas là précisément d'une nuance éthique qui s'ajouterait au sens intellectuel; mais plutôt d'une conception de la connaissance comportant une forte mise en relief de l'efficacité spirituelle et de la saveur propre de celle-ci. Cette double polarité est très sensible dans les termes généraux tels que *science* et *philosophie*: ils possèdent par là en afr. mfr. une universalité qui tend à disparaître ultérieurement, et dont un souvenir survit parfois à l'époque moderne dans divers sens complètement dissociés: ainsi, dans l'usage contemporain, *philosophie* respectivement dans les phrases: «faire des études de philosophie» et «montrer de la philosophie dans son malheur». En revanche, *science* a assez tôt perdu toute nuance sapientiale proprement dite, celle-ci se confondant avec d'autres significations anciennes pour aboutir à «habileté pratique, savoir-faire», attesté en divers patois. Au reste, souvent, les dérivés de ces mots, d'usage plus limité que le simple, n'en recueillent pas la nuance sapientiale et gardent un pur sens intellectuel. Aucune tendance universelle n'est toutefois perceptible: *philo-*

sophique est purement intellectuel; en revanche *philosophiquement* présente une nuance nettement sapientiale; mfr. *philosophier* se rapporte aux spéculations abstraites, mais Des Periers 1544 le glose par «aimer sapience» (Gdf).

39. Tout mot affecté d'une certaine charge intellectuelle traverse, au cours de son histoire, des époques de vogue, et d'autres d'obscurité plus ou moins grande. Ainsi, *poésie, poète* au 16e s. et plus encore au 19e, *philosophe* et *philosophie* au 18e, *science* aux 19e–20e, furent atteints durant plusieurs décades d'une sorte d'exubérance qui entraîna une véritable hypertrophie sémantique. Celle-ci peut se résorber, ou au contraire provoquer un affaiblissement durable du mot. Pendant le temps que dure la période de grande intensité vitale, le système des corrélations sémantiques où entre le mot peut être profondément affecté, parfois entièrement bouleversé (v. des exemples dans mon article cité ci-dessus par. 27).

40. Les remarques faites au par. 37 s'appliquent parfois à des titres français. Ainsi, l'expression de *fureur poétique,* qui vécut assez longuement dans la langue, parfois alternant avec *feu* (plus tard *enthousiasme*) *poétique,* semble bien sortie du titre d'un essai de Pontus de Thyard, 1552 (publié dans *Oeuvres,* éd. Baridon, Genève 1950, II, p. XXVIII sq). L'expression, aujourd'hui courante dans le langage littéraire, de *poète maudit* provient d'un titre de Verlaine, 1884.

Appendice I

41. J'ajoute quelques renseignements obtenus par des dépouillements complémentaires, et qui modifient ou précisent d'une manière ou d'une autre les données du matériel-FEW relatif aux articles *philosophia, poeta, rhetoricus* et *scientia*:

philosophie expérimentale se trouve en 1734 chez Voltaire, *op. cit.,* I, p. 155; *sciences expérimentales* en revanche ne semble pas antérieur à 1865, Claude Bernard, *Introduction à la médecine expérimentale,* éd. Delagrave, Paris 1931, p. 30.

42. Un passage de la traduction de la *Civitas dei* d'Augustin par Raoul de Presles, cité Gdf, donne *theologie poetique,* opposée à *theologie physique* et *civile*: le texte est chez Gdf totalement incompréhensible. Il faut recourir à l'original. C'est un passage, VI, 1, où Augustin analyse l'encyclopédie de Varron; il en résume avec ironie les parties mythologiques: «. . . tria genera theologiae dicit esse . . . eorumque unum mythicon appellari, alterum physicon, tertium civile»; il ajoute que le «genus mythicon» serait mieux nommé en bon latin *fabulosum.* Le traducteur du 14e s. a donc utilisé *poétique* dans le sens assez particulier de «propre aux fictions cosmogoniques des poètes». Pour cet ensemble de raisons, il faut considérer ici *poétique* comme un hapax.

43. *Rhétorique* «classe où l'on enseigne la rhétorique» apparaît en 1591 à Bayonne (Drevon, *op. cit.,* p. 351); cette appellation fut officiellement abolie dans les lycées français par la loi de 1902, laquelle institua en revanche une section dites *sciences* par opposition à *lettres.*

44. *Les Journaux intimes* de Baudelaire, éd. Crépet-Blin, Paris 1949, donnent: en 1859, p. 71, *anti-poète* désignant un esprit exagérément rationaliste; env. 1860, p. 25, *poète* désignant celui que sa sensibilité et son génie offrent en victime à la haine des bourgeois (sens perceptible dès 1834, chez Vigny, *Théâtre*, éd. Baldensperger, Paris 1927, II, p. 237): illustrations de l'élargissement sémantique du mot à l'époque romantique. – Le diminutif péj. plaisant *poetriau*, archaïsme morphologique, attesté en 1780, et d'autre part chez Vill 1888, se trouve chez Balzac, *Oeuvres*, éd. Connard, X, 46, en 1834.

Appendice II

45. Les sources, dépouillées ou à dépouiller, du vocabulaire des idées, sont nombreuses pour le fr.; dans la mesure où elles ont passé dans les patois, on trouve un matériel assez considérable, sinon bien élaboré, dans les lexiques spéciaux (v. Beiheft du FEW); l'apr. est moins bien exploré, mais le nombre des textes est suffisant pour qu'on obtienne une image valable de ce vocabulaire. Il en va tout autrement des dialectes occitans postérieurs au 16e s., dans leur forme écrite. La principale source est, en pratique, le *Tresor* de Mistral. L'article de W. von Wartburg paru dans cette revue, LXIV, p. 569 sq, a prouvé combien cette œuvre, en dépit (ou peut-être même à cause) de son intérêt littéraire, est peu digne de confiance de la part des linguistes. Il faut tenir compte du fait que von Wartburg, dans sa critique, part d'un point de vue dialectologique, qui n'est pas entièrement valable pour le vocabulaire des idées. Il reste que l'utilisation du dictionnaire de Mistral exige les plus grandes précautions. Ce que l'on est en droit d'y chercher, dans le domaine où je travaille, ce sont des renseignements, sinon sur l'usage commun (il n'en peut guère être question, vu l'état actuel des parlers occitans), du moins sur les instruments lexicaux réellement employés, dans des conditions de lieu et de temps déterminées, par des écrivains d'expression occitane. On pourra donc relever dans le *Tresor*, à l'exclusion de tous autres, les mots et sens illustrés de citations signées. Il est vrai que les références de Mistral sont dépourvues de tout caractère systématique et critique. Il importe d'opérer un tri parmi elles. Le linguiste se bornera à relever les citations données sous des noms d'auteurs localisables et datables au moins avec une approximation suffisante.

46. Pour ma part, ayant opéré de cette manière pour les familles *philosophia, poeta, rhetoricus* et *scientia*, je n'ai pu finalement conserver que les quelques faits suivants (je donne successivement: la forme, la catégorie grammaticale, le nom de l'auteur, la ville où il a principalement vécu, la date de l'ouvrage ou celles de la vie de cet auteur; pour les sens, ils correspondent, sauf exception, au sens le plus général du mot français équivalent dans l'usage moderne: il est clair que ces termes ne sont le plus souvent que du fr. occitanisé):

filousofe, m, A. Tavan, Avignon, 1833–1905,
filousoufa, v. n., J. Azaïs, Béziers, 1778–1856,

filousoufa, v. n., P. Bellot, (Provence), 1783–1855,
filousoufic, adj., (ni nom ni lieu), 1650,
filousoufié, f., D. Gros, Marseille, 1734,
filousoufio, f., H. Morel, Avignon, 1746–1829.

47. *Poesié*, f., J. Roize, Aix, 1655,
pouesio, f., G. d'Astros, (Gascogne), 1642,
pouesios, f. pl. »poèmes«, Daveau, Carcassonne, 1841,
poeto, m., J. Roize, Aix, 1655,
pouetastre, m., C. Brueys, Aix, 1628,
poueti, adj., L. Roumieux, (Provence), 1829–94,
poueti, adj., J. Roumanille, (Provence), 1818–91,
poueticamen, adv., J. Mayer, Marseille, 1775,
la Pouetico, A. Tavan, Avignon, 1833–1905.

48. *Retourico*, f., C. Brueys, Aix, 1628,
sciencious, adj. «scientifique», J. Roumanille (Provence), 1818–91,
enfin, *scienci*, f., dans deux proverbes non datés ni localisés [1].

Amsterdam PAUL ZUMTHOR

[1] La nature même de cet article m'interdit d'y donner une conclusion. Je me réserve toutefois d'y ajouter par la suite, dans cette revue, certains compléments.

Ei da *ẹ́[* nell'antico aretino

Il problema è stato trattato ultimamente da T. Reinhard su questa rivista, vol. 71, pp. 203–204 (*Umbrische Studien*, I: *Zum Vokalismus der Tonsilben*).

Prima di riprendere la discussione mi sembra opportuno citare tutti gli esempi che conosco.

Nella *Composizione del mondo* di Ristoro d'Arezzo (anno 1282, cod. Riccardiano 2164) è pressoché costante *meise, -i* (*-e*: 5 (3).41, (4).3.5, 14 (1).8, e passim; *-i*: 6 (4).35, 7 (1).6.17, 9 (2).20, e passim; solo due esempi di *mese,* 52 (2).4 e 53 (1).28)[1]. Si trovano inoltre *apreise* part. 43 (4).1, *peiso* 38 (4).30, 40 (1).40–41 (ma *peso* 43 (4).19, *-i* 41 (2).3), *prẽiso* 48 (4).14; *feice* 27 (3).21 (ma *fece* 11 (3).19, *fecese* 5 (4).35–36, *feciaro* 3 (1).42, (2).2, (4).31, e passim), *seite* sost. 39 (1).4. Per il resto s'hanno forme con *e*[2].

In una pergamena in volgare dell'Archivio Capitolare d'Arezzo (fondo di Santa Fiora, n. 813), che reca come data di cartellino «circa 1240»[3], si legge *Neiro* rigo 5 (ma nel resto compaiono forme con *e*: *Bonavere* 37, 82, *Nero* 65). Una pergamena in latino dello stesso fondo (n. 816), anch'essa datata «circa 1240», offre «Ventura et *Bonaveire* olim Bonsignoris» e «*Borkeise* olim Dominici Menci»[4].

I *Cinque Sonetti antichi* pubblicati da A. Mussafia nei *Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien,* Phil.-Hist. Classe, vol. 76, 1874, pp. 379–388 (molto probabilmente d'origine aretina) hanno quasi sempre *ei* < *ẹ́[* : *corteise* (in rima con *speise*) 5.13, *intendeite* 5.3, *kereire* (in rima con *plascere*) 2.13, *peine* 1.1, 3.9, 4.6,

---

[1] Nella tesi di A. Michel, *Die Sprache der Composizione del mondo des Ristoro d'Arezzo nach Cod. Ricc. 2164,* Halle a. S., 1905, è citato un *mese* per la seconda colonna di carta 10 r. Il Michel aggiunge che nell'edizione del primo libro della *Composizione* dovuta a G. Amalfi, Napoli, 1888, si legge anche in quel punto *meisi.* Il manoscritto ha in realtà *meise* (*sei meise,* 10(2).39: nella stessa colonna si hanno vari esempi di *meisi,* ai righi 15, 17, 23, 26 e 34).

[2] Va notato il caso di *deisaitato* «disaiutato» 42(3).42, per cui vedi oltre.

[3] Tale datazione risale al secolo scorso; io non ho elementi per confermarla, ma da quel che ho visto della pergamena mi par probabile che vada bene. La pergamena era stata segnalata da E. Monaci in *Rendiconti dell' Accamedia dei Lincei,* cl. di sc. mor., stor. e filol., s. 5ª, vol. 14 (1905), p. 274.

[4] Tutt'e due le pergamene (come altre raccolte nello stesso mazzo) contengono liste di fittavoli del monastero di Santa Fiora. *Bonaveire* si trova anche in uno dei *Documenti per la storia della città d'Arezzo nel Medioevo* pubblicati da U. Pasqui, Firenze, 1899–1937 (n. 523, anno 1236).

preisi 1ª sing. perf. 2.12, *preise* 3ª sing. perf. 1.4, 3.3, *seite* «siete» 5.4, *speise* sost. (in rima con *corteise*) 5.10, *veiro* 4.7. Forme con *e*: *aver* 5.14, *plascere* (in rima con *kereire*) 2.10, *terrena* 2.5.

Il Reinhard osserva che non v'è traccia di *ei* in Guittone. Ma, com'è noto, prose e poesie di Guittone ci son giunte solo in codici non aretini, i più importanti dei quali sono il Laurenziano-Rediano 9, dovuto a copisti pisano-lucchesi, ed il Vaticano 3793, scritto a Firenze. Le forme di questi codici nella maggior parte dei casi non corrispondono a quelle usate in realtà da Guittone: sicché il fatto che non vi si trovi *ei* significa assai poco[1].

Vari casi di *ei* < *ẹ*[s'incontrano anche nelle *Laudi della Città di Borgo S. Sepolcro,* pubblicate da E. Bettazzi nel *Giornale storico della letteratura italiana,* vol. 18, 1891, pp. 242–276 (il testo inizia a p. 252). Ecco lo spoglio delle prime 11 laudi, da assegnarsi al sec. XIII (le altre tre riportate dal Bettazzi sono dei sec. XIV e XV). *Ei*: *defeisa* sost. (in rima con *entesa* e *offesa*) 6.151, *enteise* 3ª sing. perf. (in rima con *mise*) 2.221, *'nteise* (in rima con *prese*) 6.108, 11.61, *meisi* 8.13, *preis'inchina* 9.33, *preiso* 2.220; *sapeimo* 1.7, *sapeim(o)* 3.64, *seimo* 3.48, 6.148; *seite* «siete» 8.7.9.15.16.22, *temeite* imp. 3.69, *voleite* ind. 3.71 (le due ultime forme rimano tra di loro); *feicerlo* 3.68, *peina* sost. 4.29 (in rima con *plena* e *mena*); inoltre *potein(o)* 2.168, che sembra significare «poterono»[2]. Va citata anche la forma *vedareite* (in rima con *duciete* e *ponete*), che si trova al verso 19 della quattordicesima laude del codice (sec. XIV). *E*: *atese* 3ª sing. perf. (in rima con *paese*) 2.179, *cortese* (in rima con *palese* e *prese*) 6.86, (in rima con *'ntese*) 11.85, *descese* 3ª sing. perf. 7.8, *enteso* (in rima con *paradiso*) 2.272, *entesa* part. (in rima con *defeisa* e *offesa*) 6.149, *'ntese* (in rima con *cortese*) 11.87, *offeso* (in rima con *circonciso*) 6.42, *offesa* sost. (in rima con *entesa* e *defeisa*) 6.152, *paese* (in rima con *atese*) 2.178, *palese* (in rima con *cortese* e *prese*) 6.87, *prese* 3ª sing. perf. 1.47, 2.169, (in rima con *cortese* e *palese*) 6.88, (in rima con *'nteise*) 6.110, 11.63, *preso* 5.40; *aven* 3.51, *devemo* (in rima con *semo* e *sapemo*) 16.14, *devem(o)* 6.25, *devemola* 6.7, *sapemo* (in rima con *devemo* e *semo*) 6.17, *sapem(o)* 1.86, 2.7, *semo* (in rima con *devemo* e *sapemo*) 6.16, *sirem* 1.110, *volem(o)* 9.44, *volen* 6.143; *avete* 2.145.272, *dicete* 2.171, *retornarete* 2.146, *sete* «siete» 1.18.25; *avere* (in rima con *temere*) 1.51, (in rima con *sapere*) 1.56, (in rima con *servire*) 2.33, *giacere* (in rima con *tenere*) 2.106, *provedere* (in rima con *volere*) 2.51, *sapere* (in rima con *avere*) 1.57, (in rima con *venire, gire*) 2.41, *saper* 2.80, *sostener(e)* 1.44, *temere* (in rima con *avere*) 1.48, *tenere* (in rima con *giacere*) 2.107, *veder* 1.115, 2.188.275, *volere* (in rima con *revenire*) 11.66, (in rima con *provedere*) 2.50, *volerte* 9.40; *aveva* 2.77, *candela* 6.128, *crede* 3ª ind. 5.42, *fecer(o)* 2.110, 3.87,

[1] La trattazione di L. Röhrsheim, *Die Sprache des Fra Guittone von Arezzo (Lautlehre)*, Z. Bh. 15, a cui si richiama il Reinhard, dev'essere usata con estrema cautela (appunto perché si basa su materiale non genuino).

[2] Conservo le parentesi tonde con cui il Bettazzi indica le lettere che vanno espunte a causa del ritmo.

feciarli 2.112, *fe(ce)ro* 2.120, *fede* 5.42.43.46, *Madalena* (in rima con *piena*) 3.37, *mena* 3ª ind. (in rima con *plena, peina*) 4.28, imp. 2.210, *neve* 3.56, *recevéro* (errore per *recevìo*) 2.153, *recever(e)* 11.16, *ricevar(e)* 11.58.

Nelle *Laudi cortonesi del secolo XIII,* pubblicate da G. Mazzoni in *Propugnatore,* n. s., vol. 2, II, pp. 204–270 (il testo inizia a p. 221), vol. 3, pp. 5–47, 1889–1890 (ed anche a parte, Bologna, 1890), si trova una volta *feice* 14.4 ed una volta *meisi* 44.16 (nel resto sempre *e*, cfr. la mia introduzione al *Registro di crediti e pagamenti del maestro Passara di Martino da Cortona, 1315–1327,* Firenze, 1949, n. 6).

Il *Bestiario moralizzato tratto da un manoscritto eugubino* [dell'inizio] *del secolo XIV*[1] *a cura del dott. G. Mazzatinti* e presentato all'Accademia dei Lincei il 19 maggio 1889 (*Atti dell'Accademia,* s. 4ª, vol. 5, I, testo alle pp. 718–729, note al testo ed osservazioni linguistiche del Monaci alle pp. 827–836) offre *enveice* 9.10, *feice* 28.11 (ma *fece* 27.5), *proveide* (in rima con *mercede*) 32.13, *preiso* (in rima con *ofeso*) 48.14, *seimo* 49.12 (ma *semo* 16.9, e *potemo* 23.2, 37.1, *potemone* 46.2). La preposizione *en* «in» è spesso scritta *ein* quando precede una parola iniziante per vocale, mentre davanti a parola iniziante per consonante è *en* (*em*), oppure, in qualche caso, *in* (*im*). Esempi di *ein* + voc.: 4.11, 16.1.7, 47.9, 48.3, 49.3, 54.13. Si hanno inoltre *einançe* 32.13, 56.4, *einudo* 61.2.10. Va segnalato anche un caso di *ein* + cons.: *eilla* «nella» 28.3. Esempi di *en* (*em*) + cons.: 2.7, 6.7, 7.7.13, 8.4, 10.10, 20.11, 30.6, 33.10, 41.3, 42.4, 43.5, 46.8.12, 48.14, 49.2, 53.10, 55.9^{2}.12, 59.3, 61.7, 63.15; di *in* (*im*) + cons.: 6.2.6, 24.12; *el* «nel» 25.10, 30.3, *ella* «nella» 7.2, *e· llui* 40.14 (non riporto le numerose forme che iniziano con *en* + cons., né quelle abbastanza rare che iniziano con *in* + cons.)[2]. Esempi di *en* e *enn* + voc.: *en ello, en ella* 26.2, *en estante* 2.5, 49.7; *enn alto* 47.12, *enn altra* 56.14, *en nella* (*enn ella*) 5.6, 8.3; di *in* + voc.: *in imferno* 43.10, *in altrui* 45.14. È probabilmente dovuta ad un errore del copista la forma *reteine* (pres.) 26.7.

Il *Contrasto tra la Croce e la Vergine,* contenuto nel medesimo codice e risalente anch'esso, probabilmente, al sec. XIII, reca *corteise* str. 26, *queita* 42, *seimo* 43, 44 (ma *dovemo* 43). Il *Contrasto* si può leggere nella dispensa 179 della *Scelta di curiosità letterarie* (*Poesie religiose del secolo XIV pubblicate secondo un codice eugubino,* a cura del Mazzatinti, Bologna, 1881). Nel volumetto citato il Mazzatinti dà alla luce anche una lunga *Passione* (1800 versi), ove però non appaion tracce di *ei* tonico (né, come del resto nel *Contrasto*[3], di *ein* «in»).

Non conosco esempi di *ei* < *ẹ[* in testi toscani orientali o umbri settentrionali (editi) che sian posteriori al secolo XIII – se si prescinde

---

[1] Il manoscritto è «dei primi anni del secolo XIV» (p. 718), ma l'originale del *Bestiario* «va riferito secondo ogni verosimiglianza al secolo XIII» (p. 836).

[2] Si trova una volta *en* «inde» + cons., 51.6.

[3] Non credo che si debba tener conto dei vv. 7–8 della str. 21 (*Doliosa non fai mai in tal discordia / Ke per nullo pacto se einconcordia*), forse da interpretarsi «Doliosa non foi mai e in tal discordia, Ké per nullo pacto se' in concordia».

dal *vedareite* della laude borghese trecentesca che abbiamo già citato.

Secondo il Reinhard, che si ricollega al Michel (p. 5) ed al Meyer-Lübke (*Italienische Grammatik,* Lipsia, 1890, p. 21)[1], *ei* sarebbe solo una grafia per rappresentare «einen besonders geschlossenen *e*-Laut». Non è un caso, aggiunge il Reinhard, «dass *ei* in weitaus den meisten Fällen vor *s* oder *tš* erscheint, denen palatisierende Wirkung (besonders starke Schliessung des *e*) eignet».

La spiegazione accennata dal Meyer-Lübke e ripresa dal Michel non m'è mai sembrata convincente perché *ei* appare solo in sillaba libera: se si sentiva il bisogno di distinguere (mediante *ei*) *e* chiusa da *e* aperta in sillaba libera, la stessa differenza doveva farsi in sillaba implicata. Il Reinhard parla d'una maggior chiusura di *e* in vicinanza di certe consonanti, ma sembra non rendersi conto che questa maggior chiusura è indifferente dal punto di vista fonematico (ossia dal punto di vista della notazione grafica). Ammettiamo pure, tuttavia, che gli antichi aretini avessero una sensibilità particolare per le *ẹ* un po' più chiuse del normale dinanzi a *s* e *tš*, ed esprimessero tal suono con *ei*: perché non si sarebbero serviti dello stesso digramma per *ẹ* dinanzi a *s* + cons., o dinanzi a *ttš* o *šš* (cioè in casi dove la *e* è altrettanto chiusa, ma si trova in sillaba implicata)? Che dire poi delle forme come *Bonaveire, kereire, neiro, veiro* (per limitarci al caso in cui la consonante seguente tende ad aprire il timbro della *ẹ* anziché a chiuderlo)?

In appoggio alla teoria da lui accolta, il Reinhard cita la forma *deisaitato* di Ristoro, con *ei* protonico, e l'*ein* del *Bestiario* eugubino (di cui gli son noti due esempi dai sette sonetti riportati nella *Crestomazia italiana dei primi secoli* del Monaci). Il valore di *deisaitato* mi sembra molto scarso: si dovrà pensare ad un'anticipazione dell'*i* asillabica di *aitato*. Più importanti gli *ein* del *Bestiario*: si tratta però d'una serie particolarissima (*ei* non appare in posizione atona in nessun altro caso). Debbo dire che, nonostante la fiducia che ispira il Mazzatinti, preferirei assicurarmi sul manoscritto[2] dell'autenticità di quegli *ein*: ci s'aspetterebbe *enn* + voc. (cfr. *enn alto, enn altra, enn ella*), e così *ennançe, ennudo*. Se nel codice si trova veramente *ein*, rimane pur sempre la possibilità che il copista abbia interpretato male un'abbreviazione dell'originale indicante il raddoppiamento dell'*n*.

Nota ancora il Reinhard che «gerade in *mese, fece* und *seimo* häufig in unserm Gebiet [Toscana orientale-Umbria] auch dort *i*-Formen auftreten, wo der Umlaut sicher nicht gewirkt hat». Ma nella zona aretina non si hanno, in epoca antica, esempi di *mise, fice,* o *simo*[3]. Anche il *ficie* citato per Cortona (Reinhard, p. 208) è piuttosto malsicuro: la

---

[1] Scriveva M.-L.: «... zudem könnte auch das *ei* nur ein Nothbehelf sein, um den geschlossenen *ẹ*-Laut in der Schrift vom offenen zu unterscheiden».

[2] Alla fine del secolo scorso il codice si trovava nell'archivio degli avvocati Pietro e Oderisi Lucarelli di Gubbio (cfr. G. Mazzatinti, *Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia,* I, pp. 151–152).

[3] Oggi *simo* è attestato dall' A. I. S. per Chiavaretto (carta 1646).

forma si trova (insieme a *ficierono*)[1] nel *Tristano Riccardiano*, testo fiorentino derivante da un archetipo che si può definire genericamente cortonese-umbro, ma non senz'altro cortonese[2]. Quanto a *mise* «mese», sembra che la documentazione manchi del tutto, sia nell'Umbria che fuori dell'Umbria. Il Reinhard trova *misi* plur. nelle *Quattordici scritture italiane* [perugine] edite dal Rossi, «die religiöse Themen behandeln und als eine Art Prosaversion der Lauden angesehen werden können» (p. 210); inoltre nella *Cronaca* di ser Guerriero da Gubbio (sec. XV). Per la forma perugina s'accenna alla spiegazione giusta (plurale metafonetico penetrato colla letteratura religiosa d'origine più meridionale); ma il *misi* di Gubbio dev'esser giustificato altrimenti, poiché il testo in cui si trova non può essere stato influenzato dalla tradizione laudistica. Secondo il Reinhard Gubbio non sarebbe stata toccata dalla metafonesi: egli immagina quindi un *mise* (con *i* tonica dovuta alla *s*), risalente al latino volgare[3], e da confrontarsi col bergamasco *mis* (carta 315 dell'A. I. S.)[4]. A mio avviso questa conclusione del Reinhard non è ammissibile. Il *misi* plur. di ser Guerriero è una forma metafonetica e niente più: anche se Gubbio non ha partecipato alla metafonesi (cosa che dev'essere ancora stabilita in modo sicuro), può sempre aver accolto qualche forma con *i* o con *u* dal vicino territorio metafonetico[5].

Non mi pare, infine, che il nostro *ei* sia da confrontarsi coll'*ei* per *ē* di talune iscrizioni latine (Reinhard: «Schon das lt. verwendete *ei*, um geschlossene Aussprache des *e* zu bezeugen, Sommer 61 . . .»). Il dittongo indeuropeo *ei* ha dato in latino classico *ī*. La fase intermedia, dice il Sommer, è stata probabilmente *ẹ̄*; e poiché in qualche (raro) caso si trova scritto *ei* per *ē* etimologica, l'*e* lunga latina doveva pronunciarsi in modo simile al dittongo in via di trasformazione, ossia con timbro chiuso. Tutto ciò non ha relazione col problema che c'interessa. In latino v'è una grafia *ei* che rimane e può esser variamente usata durante e dopo i mutamenti subiti dal dittongo originario: niente di simile in italiano.

---

[1] Tali forme son dovute all'influsso della prima persona metafonetica *fici* (cfr. in ant. franc. *fist* e *fistrent*, su *fis*).

[2] Il testo è stato pubblicato e illustrato da E. G. Parodi, Bologna, 1896.

[3] Il Reinhard cita i casi di *minsis* riportati nel *Vokalismus des Vulgärlateins* dello Schuchardt (casi che, com'è ovvio, non dimostrano affatto l'esistenza d'una pronuncia lat. volg. *mise*).

[4] Ma il risultato *i* < *ẹ́*[è normale a Bergamo ed in altre località della Lombardia orientale: cfr. G. Rohlfs, *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten*, Berna, 1949–1954, § 56; W. von Wartburg, *Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume*, 2ª ed., Berna, 1950, p. 128; e le carte dell'A. I. S., per esempio 92 (*il pelo*), 210 (*la pece*), 378 (*la neve*), 714 (*è vero*), ecc.

[5] Nelle *Laudi dei Disciplinati di Gubbio* pubblicate da G. Mazzatinti in *Propugnatore*, n. s., vol. 2, I (1889), pp. 145–196 (il testo inizia a p. 156) si trova per esempio *cride* 2ª ind. 3.15, *di* «devi» 4.35.48, *conuschi*(*-sci*) 2ª ind e imp. 4.54.65, *pum* «poni» imp. 3.53, senza contare *empromicti* 5.42, *vide* o *vidi* 2ª ind. 1.32.45, 4.27, *decisti* 1.44, *piacisti* 5.69 (spoglio limitato alle prime 5 laudi; cito solo le forme non in rima).

Qual è dunque il valore dell'*ei* dei testi dugenteschi d'Arezzo, Sansepolcro e Gubbio? Come abbiamo già detto, è da escludersi che il digramma serva a distinguere l'*e* chiusa dall'*e* aperta o ad indicare una particolare chiusura di *e*, in quanto si trova solo in sillaba libera e non anche in sillaba implicata. Un'*e* in sillaba libera si oppone ad un'*e* in sillaba implicata unicamente per una maggior lunghezza. La lunghezza in sé (intendo la lunghezza condizionata) non ha rilievo fonematico: ma può acquistarlo se oltrepassa certi limiti e dà luogo ad una differenziazione percepibile tra il timbro della seconda parte e quello della prima parte della vocale; in altre parole, se trasforma la vocale in dittongo. E questo mi sembra proprio il caso nostro: si scrive *ei* perché si pronuncia *ẹi* (o *ẹ*^{i}, *ẹ*^{j}, comunque un dittongo con un primo elemento *ẹ* ed un secondo elemento più alto).

Penso che il dittongamento di *ẹ́*[a *ei* sia stato più particolarmente proprio d'Arezzo e del suo territorio. Gl'isolati *feice* e *meisi* delle *Laudi cortonesi* potranno esser considerati come forme d'importazione (irradiamento linguistico aretino in un'epoca di prestigio). Più incerti si rimane per gli spècimi eugubini. È da notare, però, che non offrono nessun caso di *ei* né la *Passione* (appartenente allo stesso codice del *Bestiario* e del *Contrasto*) né le *Laudi dei Disciplinati* di Gubbio[1].

* * *

Dopo avere scritto (e inviato in tipografia) quel che precede, ho potuto far lo spoglio dei testi della prima metà del sec. XIV che si trovano nell'Archivio della Fraternita dei Laici e nell'Archivio di Stato d'Arezzo. Tali testi, per quanto mi consta, erano finora ignoti agli studiosi.

Riporto qui sotto il nuovo materiale, che mi sembra offrire una conferma piena e definitiva delle conclusioni già esposte.

Libro di Iacopo (di Braccio?) coiaio, anni 1332–1335. Archivio della Fraternita dei Laici, Benefattori, n. 2. L'intero registro comprende 118 carte bambagine 29,8 × 22,7 (circa), numerate anticamente da *xv* a *lxxj* (due carte successive recano l'indicazione *lxiiij*) e da *72* a *131*. Nella parte con numerazione romana, a cui si limita il mio spoglio, si notano due mani: quella di Iacopo (α) e quella di Lando di Feo di Braccio (β). La seconda parte del registro, ove non si tratta più di coieria, è scritta da Lando di Feo di Braccio, da Giovanni di Feo di Braccio, da Accorso di Giovanni di Feo e da Matteo d'Accorso di Giovanni. L'ultima data che vi compaia è il 1376.

Due soli esempi di *ei*, entrambi della mano α: *feicie* 54 v. 3, *Neiro* 70 v. 2.

---

[1] Ricordo che dal Parodi il *Bestiario* era considerato d'origine probabilmente castellana: «è estratto da un manoscritto eugubino, ma il dialetto si direbbe piuttosto aretino-castellano, più castellano certo che aretino» (*Tristano Riccardiano* cit., p. ccv, n. 1). Aggiungo ancora che in un testo frattigiano della metà del sec. XIII, i *Conti dei fratelli Cambio e Giovanni di Detaccomando* (pubblicato da me, Firenze, 1948), non si trova traccia di *ei*.

Esempi di *e*: (mano α) *avere* 33 v. 8, 35 r. 15, 39 r. 5, 60 r. 21, 64ª v. 11, *Borghese* 26 r. 2, 65 v. 2, *Borgese* 21 r. 2, *espese* sost. 40 v. 8, *feci* 40 r. 13, *fece* 64ª v. 5.12, *meno* 16 v. 9, *mesi* 16 v. 7, 33 v. 9.16, 35 r. 15, *o vero* 64ª v. 9; (mano β) *avereli* 63 r. 29, *fece* 54 r. 5, *fecie* 58 r. 6.10, *mesi* 58 r. 9, 58 v. 4 [1].

Quaderno della biada di messer Bico Orlandi degli Albergotti, anni 1335–1347. Archivio della Fraternita dei Laici, Benefattori, n. 4. Consta di 52 carte bambagine 21 × 14,5 (circa), con numerazione antica da *2* (illeggibile) a *93*.

Mano α (che probabilmente è quella di messer Bico). Esempi di *ei*: *aveimo* 46 v. 11, *aveire* 46 r. 24², *enteira mente* 46 r. 27, 92 r. 4, *meise* 46 r. 4, 69 v. 4.10, 92 r. 3.6, *podeire* «fondo» 72 r. 7, *rendeilime* 45 v. 16, *rendeimene* 77 v. 3, 78 v. 4, *seigale* 48 r. 14, *speise* sost. 51 r. 2, *vendeise* 70 r. 2.

Esempi di *e*: nessuno.

Mani β (familiari o segretari di messer Bico). Esempi di *ei*: *aveimo* 4 v. 15, 36 v. 11, *aveire* 35 v. 10, 36 v. 8, *feice* 37 r. 2, *feicie* 68 v. 2.10. 13.20, 69 r. 8.21.28, 69 v. 18.23.25, 70 r. 14, 72 v. 17.21, 74 r. 5.14.16. 18.22, 75 r. 4.6.8.10.12.14, 76 v. 12.16, 77 r. 6, 77 v. 15, 78 r. 15, *meino* 37 r. 6, 67 v. 14, 84 v. 17, 85 r. 17.19, 85 v. 13, 87 r. 20, *meise* 46 r. 19, 91 r. 25, 92 r. 9.13, *meisi* (errore per *meise*) 91 v. 8, *moneita* 34 r. 12, *Neiro* 33 r. 8, *Neise* 86 v. 8, *Peilo* 4 v. 17, 55 v. 15, *podeire* «fondo» 4 v. 15, *Querceito* 8 v. 1, 9 r. 1, 9 v. 1.9, 10 r. 1, 54 r. 21, *seimo* 38 r. 3, *speise* sost. 35 r. 25.

Esempi di *e*: *avemo* 55 r. 25, *avere* 59 v. 10, 74 r. 8, 91 r. 4, *enteramente* 91 r. 9, *emtera mente* 12 v. 4, 91 r. 16.19.26, *feci* 59 r. 17, *fece* 35 r. 6, 46 r. 6, 47 r. 7.11.14, 47 v. 4.14, 48 r. 6, 48 v. 8.15.17.19, 51 v. 2.4, 55 r. 12, 60 r. 10, 60 v. 8.12, *feceme* 45 r. 7, *fecemene* 46 r. 17, *fecesene* 90 r. 5.7, *fecero* 46 r. 2, 47 r. 3, 48 v. 13, *fecere* (errore per *fecero*) 47 v. 12, *interamente* 3 r. 8, 4 v. 11, 5 r. 27, 6 v. 23, 7 r. 18, 9 r. 19, 9 v. 18, 10 v. 29, 12 r. 6, 15 r. 9, 37 r. 25, *meno* 12 r. 20, 54 v. 15, *mese* 53 r. 15, 53 v. 8, 54 r. 3.22, 54 v. 7.25, 55 r. 6, 60 r. 12.15, 60 v. 10, 62 r. 11, *Nero* 4 r. 2, *Nese* 90 r. 3.10, *o vero* 2 v. 21, *pistolese(-i)* 87 r. 14.17, *podere* «fondo» 5 v. 3, 11 r. 4, 12 r. 11.13, 13 v. 27, 14 v. 15.24, 15 v. 4, 48 r. 9, 54 r. 13.27, 54 v. 20, *potere* «fondo» 53 v. 17, *Querceto* 43 r. 2.4, 53 v. 21, *sapere* 45 r. 9, *Scopeto* 46 r. 2, 84 r. 24, *segale* 48 r. 10.13, *-a* 74 v. 11.25, *spese* sost. 59 r. 7, 59 v. 8, *tenere* 48 r. 5, *tereno* 55 r. 21, *vendéro* 87 r. 19 (incerta la grafia di *mese* 46 r. 7, che potrebbe anche leggersi *meise*).

Ricordi di Francesco di messer Pagano di Cione di Detaviva, anni 1337–1340. Archivio della Fraternita dei Laici, Benefattori, n. 3 (n. 4 secondo l'inventario manoscritto dovuto al Pasqui). Il registro completo consta di 122 carte bambagine 28 × 21 (circa), con numerazione antica in cifre arabe, più 6 carte alla fine non numerate. L'ultima

[1] Sia la mano α che la mano β scrivono sempre *domenecha*, *Domenecho*. Ma, nonostante la grafia con una sola *n*, è probabile che si pronunciasse o si tendesse a pronunciare *domenneca* (cfr. A.I.S., carta 335).

data che vi compaia ad intestatura è il 1405. I ricordi di Francesco occupano le carte 2–11.

Esempi di *ei*: *feici* 2 v. 10, *feice* 6 r. 13.15–16, *feiceme* 9 r. 8–9, *meico* 6 r. 11, *meise* 6 r. 2, 6 v. 8.9, 10 v. 9, *peiro* 3 r. 5, *peiri* 4 r. 7, *podeire* «fondo» 2 v. 14, *queito* 6 r. 13, *speisa* 2 v. 16, *speise* sost. 6 v. 16.

Esempi di *e*: *déveto* 6 r. 16.18, *dovere* 2 r. 17–18, *fecero* 2 r. 16–17, *Madalena* 2 r. 16, *mantenere* 5 r. 6–7, *monete* 2 r. 12–13, *o vero* 4 v. 9, 6 v. 2, 10 r. 5, *pena* 11 r. 5, *podere* «fondo» 2 r. 18, 2 v. 6.17.19, 4 v. 10, 5 r. 2.5, *possedere* 5 r. 6, *tenere* 5 r. 6, *Uliveto* 9 r. 5.

Libro di Niccolò di Cione (ove son raccolte «le rasgioni . . . unde n'apaia carta de notaio»), anni 1341–1366. Archivio della Fraternita dei Laici, Benefattori, n. 1. Vacchetta di 57 carte bambagine 42,5 × 15 (circa), con numerazione antica da *1* (seconda carta) a *56* (illeggibile). Il mio spoglio si limita al primo fascicolo (carte 1–15), scritto nel 1341.

Esempi di *ei*: *aveimo* 3 r. 22, *doveimo* 13 r. 31, *feici* 1 v. 18, 2 r. 28, 13 r. 45–46, *feicine* 1 v. 12, *feiceme* 6 v. 33, *meino* 9 v. 7, 13 r. 30, *speisi* 1ª sing. perf. 5 v. 38.

Esempi di *e*: *aseto* 5 v. 15–16, *avemo* 1 r. 3 (aggiungi *avelli* «avemli» 5 v. 7), *avere* 1 r. 45.47, 2 r. 20, 3 r. 14, 6 r. 20, 8 v. 14, 9 r. 12.27, 9 v. 4.11.24.30.36, 10 r. 4.9.15.22.28.34.39–40, 10 v. 3–4.10.16.22.27.34, 11 r. 15.21.28.36, 11 v. 4.11.17.24–25.31.37.43, 12 r. 3.11.18.25, 14 v. 11.21.26.30.35.39.48, 15 r. 10.15.20.25.31.36.40, 15 v. 9.14.19.23.28. 33.39.44 (aggiungi *averli* 12 r. 44), *déveto* 1 r. 15.37.43, 2 r. 27, 3 r. 26, *dovemo* 2 r. 20, *entera mente* 3 r. 12, *feci* 1 r. 42.48, 2 r. 26, 2 v. 20, 5 v. 41, *fece* 1 r. 11, 3 r. 25, 3 v. 17, 5 v. 9, 6 v. 2, 9 v. 37, 13 v. 17, *feceli* 2 v. 48, *fecene* 3 v. 39, *fecese* 6 r. 8–9, *fecero* 7 r. 31, 14 v. 12, 15 r. 4, 15 v. 4, *Manfredi* 3 r. 20, *mese* 2 v. 30, 3 r. 29–30, 5 r. 15, 8 v. 6–7. 15, 13 r. 16, *mesi* 2 v. 11, 3 v. 12, *Nero* 13 r. 11.35, *Querceto* 7 r. 20, *queto* 1 r. 42, 2 r. 29, 2 v. 48, 3 r. 25, 5 v. 41, 13 v. 17, *ravere* 11 r. 3, 15 r. 46, *spesa* 12 r. 44, *spesi* 1ª sing. perf. 5 v. 15, *tenere* 13 r. 30, 14 v. 7, *vero* 1 r. 14, 1 v. 5, 2 r. 30, 3 r. 18.

Libro di Gerozzo di Nepuccio degli Odomeri, e di Odomero e Domenico suoi figli, anni 1341–1400. Archivio di Stato, Manoscritti diversi, stanza I, armadio A, n. 4. Registro di 56 carte bambagine 29,5–29,2 × 21,2–20,8, con numerazione originale da *31* a *70* (non sono numerate le ultime 15 carte). Il mio spoglio è limitato alle prime 20 carte (anni 1349–1359, con quattro brevi aggiunte fino al 1366) ed alle ultime 5 (anni 1341–1347). Questa sezione è tutta scritta da Gerozzo (salvo la metà inferiore di carta 42 r., che citeremo a parte).

Esempi di *ei*: *aveire* 34 r. 6, *feici* 50 v. 2, *feice* 37 r. 9, *feicie* 39 r. 3.10.12.16, *Ficareito* 36 v. 12, *Leicha* 80 r. 28, 80 v. 7.12, 81 v. 5, *Leigha* 84 v. 20, *meino* 31 v. 16, 84 r. 4.7, 84 v. 33, 85 r. 2, *neira* 35 r. 14, 35 v. 3, *poleidra* 51 v. 3, *Querceito* 39 r. 16, *scrivareimo* 44 v. 1, *seita* 37 v. 9.13.16.

Esempi di *e*: *avere* 31 v. 17, 32 r. 31, 33 v. 26–27, 34 r. 2.8.11.13.19. 20, 43 v. 4, 46 v. 7, *bottega* 51 r. 10, *cortonesi* 32 v. 9.10.11, *dovemo* 41 v. 8–9, *entera mente* 34 v. 9, 41 r. 29, 44 v. 10, 80 v. 21, *feci* 37 r. 7,

50 v. 11.14, *fece* 31 r. 14, 31 v. 4, 32 r. 27, 33 r. 2.4.6.19, 35 v. 16, 39 r. 4.14, 83 r. 5, *fecie* 39 r. 8, *fecese* 51 r. 10, *mecho* 31 v. 6, *meno* 32 v. 9.11, 44 r. 12.18, 84 v. 10, *mese* 31 v. 15, 32 r. 25.30, 32 v. 3, 34 r. 23, 34 v. 13.14, 35 r. 16, 35 v. 22.31, 36 r. 15, 39 r. 2.6.7.9.13.15, 39 v. 10.23, 40 r. 15, 41 r. 18, 43 v. 4.16, 46 v. 19, 51 r. 7, *moneta* 32 r. 23, 32 v. 11, *Neri* (*de' Neri*) 80 v. 2, *Oliveto* 85 v. 4, *o vero* 46 v. 13, *Pelavaccha* 80 r. 22, 80 v. 5–6, 81 v. 6, *pepe* 43 v. 13, *podere* «fondo» 31 v. 2.4, 33 r. 6–7.8.13.17.21, 34 v. 8.11.15–16.17, 36 v. 2, 41 v. 3, *possedere* 39 r. 5, *presi* perf. 50 v. 4, *Querceto* 39 r. 3, *Quercieto* 39 r. 10, *refe* 43 v. 12.19, *remanere* 33 r. 14, *saremo* 35 v. 12, *segale* 84 v. 6.10, *seme* 41 r. 7, *sera* 40 r. 13, *seta* 37 v. 15, 43 v. 19, *spesa* 32 r. 17, *spese* sost. 37 r. 6.17, *tenere* 31 v. 14, 35 v. 10, 83 r. 4 (aggiungi *tenerli* 83 r. 5), *uliveto* 34 r. 7.14, *Uliveto* 31 r. 3, 35 v. 8, 36 v. 11, 41 v. 6, 44 r. 7.14.17.27.28, 46 r. 3.8–9, 51 r. 2.11, 51 v. 14, 85 v. 1.5.6.7, *vera* 43 r. 7.

Nell'annotazione di carta 42 r. (dovuta a Domenico di Gerozzo) troviamo *feice* rigo 27, allato ad *avere* 26, *mesi* 15, 33, *pena* 33. Noteremo ancora che in una cedola del 1386, scritta da Cristofano di Finuccio (stesso registro, tra carta 73 e carta 74), s'incontra quattro volte la forma *Uliveito*[1].

Libro dei beni della Fraternita di S. Maria della Misericordia d'Arezzo (Fraternita dei Laici), anni 1348–1350. È contenuto in un registro dell'Archivio della Fraternita che reca sulla costola il titolo erroneo *Allogagioni del 1317*. Consta di 46 carte bambagine 42 × 31 (circa), numerate anticamente da *xxvij* (9ª carta) a *lxiiij* (nelle prime otto carte la numerazione è abrasa; mancano le carte xxxvj–xliiij). È stato inserito da un legatore del sec. XVIII in mezzo ad un altro registro di possessioni della Fraternita, anteriore di alcuni anni e scritto in latino. La composizione del volume attuale è la seguente: carte j–xij del testo in latino; Libro dei beni in volgare; carte xiij–cxvij del testo in latino.

Mano α (ser Mino di Feo, notaio della Fraternita – prime 7 carte e annotazioni sporadiche nelle carte successive). Esempi di *ei*: *aveimo* 3 r. 4, *feice* 4 v. 30, *meise* 3 r. 25, 4 v. 30, *meisi* 1 r. 13, *vendeilo* 3ª sing. 33 r. 7, *Vitareito* 5 v. 2.

Esempi di *e*: *avere* 3 r. 21, 3 v. 4, *bottega* 6 v. 1, *Eschieto* 2 r. 24, *fece* 6 r. 11, *meno* 1 v. 22, *mese* 1 v. 6.21, 2 v. 18, 3 r. 3, 3 v. 8, *podere* «fondo» 4 v. 20.23, 5 v. 9, 53 v. 13, *ravere* 4 r. 14, *Scopeto* 6 v. 9, *scrivaremo* 1 r. 7, *Uliveto* 5 r. 20.

Mano β (da carta 8 r. alla fine). Esempi di *ei*: *aveimo* 20 v. 4, *aveire* 55 r. 3, *Bonaveire* 58 v. 4, *caneito* 55 v. 9, *feice* 29 r. 10, 56 r. 10, *feiciaro*

[1] Riporto il testo di quest'ultima scritta: «Al nome de Dio, amen. A dì xviij de settenbre M°ccc°lxxxvj. Io Fiorenço de Vanni da Uliveito | me cho(n)ffesso de dare e pagare a la soro de Geroçço de' Lodomeri d'Areçço st. ij de grano, | el quale grano li ca(n)pai a dare de ressto de fitto per questo anno, el quale grano se stimò | s. xxvij st. Monta en tuto li. ij s. xiiij^{m}. Presente Giusto de Ceccho da Uliveito e Tende de Riglia | da Uliveito. Io (Cristo)fano de Finuccio scrissi *en* vice e nome del detto Fiorenço di sua propia volontà».

55 r. 3.5, *Feide* 45 v. 8.9.10.11, *meise* 45 v. 3, 46 r. 11, 53 v. 5, 58 r. 11, 58 v. 8, *Petreito* 62 v. 5, *Querceito* 62 r. 5, *rendeise* 46 r. 10, *tereino* 55 v. 5.

Esempi di *e*: *Detifecie* 63 v. 1, *Eschieto* 56 v. 1.5, *Exchieto* 58 r. 12, *Fede* 45 v. 12, *Figinesi* 62 r. 11, *gioncheto* 63 r. 5, *meli* 59 r. 9, *mese* 45 v. 24, *Petreto* 62 r. 1, *podere* «fondo» 45 r. 8, 57 v. 5.7, *potere* «fondo» 61 v. 3, *Prugneto* 63 v. 6, *rescrivemo* (probabilmente pres.) 8 r. 3–4, *Scarniceto* 63 r. 7, *scrivaremo* 8 r. 2, 45 v. 1, *tenere* 46 v. 1, *tereno* 46 r. 8, 55 v. 7.9, 56 r. 8, *Uliveto* 45 v. 18, 58 r. 1, *Vitareta* 30 v. 4.

Gli esempi che abbiamo citati non permettono di conservare dubbi circa la realtà del dittongamento di ę́[nell'antico aretino.

Ci chiediamo tuttavia perché la grafia *ei* compaia in modo costante o quasi costante solo in due casi (mano α del Quaderno della biada di messer Bico degli Albergotti; sonetti pubblicati dal Mussafia)[1].

Si potrebbe esser tentati di comparare l'oscillazione tra *ei* ed *e* (< ę́[) all'oscillazione tra *ie* e *e* (< ę́[), *uo* e *o* (< ǫ́[) che si nota nella *Composizione del mondo* di Ristoro e nelle *Chiose cagliaritane* alla Divina Commedia (testo aretino della seconda metà del sec. XIV, pubblicato parzialmente da E. Carrara, Città di Castello, 1902). Ma non si tratterebbe, crediamo, d'un paragone valido. I dittonghi *ie* e *uo* della zona d'Arezzo son d'origine sostanzialmente metafonetica (come conto di dimostrare in un prossimo articolo). L'incertezza *ie-e, uo-o* nei due testi citati[2] (incertezza che si ritrova, occasionalmente, anche altrove) sembra dovuta al fatto che la distinzione primitiva tra forme con *-i*, *-u* e forme con vocal finale neutra non trova appoggio nel sistema linguistico ed è quindi esposta a forze livellatrici interne ed esterne[3].

Non v'è dubbio che il dittongamento di ẹ́[in *ẹi* sia indipendente dalle vocali finali. L'alternanza *ei-e* andrà quindi giustificata in modo diverso. Penso che la soluzione del quesito sia nella natura stessa del dittongo *ẹi*. La seconda componente è così vicina alla prima che nel discorso un po' rapido può risultarne assorbita. Se nell'antico aretino la pronuncia tipo era $ẹ^i$, con *ẹ* lunga seguita da un elemento palatale molto breve, non v'è difficoltà ad ammettere che la maggior parte di

---

[1] S'aggiunga che i testi aretini editi della prima metà del sec. XIV di cui ho conoscenza recano unicamente *e* (cfr. p. 4). Si tratta però di testi brevi o abbastanza brevi (*Patti per la costruzione d'una cappella nella pieve di S. Maria d'Arezzo,* anno 1332, in *Documenti per la storia dell'arte senese* pubblicati da G. Milanesi, vol. I, Siena, 1854, pp. 200–203; *Proposte dei Pietramalesi circa la cessione d'Arezzo a Firenze,* anno 1337, nei cit. *Documenti* del Pasqui, nn. 769, 770, pp. 648–656, seconda parte del n. 771, pp. 658–659, seconda parte del n. 772, p. 660; *Lettera scritta da Tarlato da Pietramala a Bocchino d'Ottaviano de' Belforti* poco dopo la proclamazione d'Ottaviano a capitano generale e gonfaloniere di giustizia di Volterra [1340], in *Studi di filologia italiana,* XIII, 1955, p. 47, n.).

[2] Per le *Chiose cagliaritane,* naturalmente, non si deve dimenticare l'influsso che può aver esercitato il testo base (la Divina Commedia).

[3] Il dittongamento in sillaba libera senza legami con determinate vocali finali è proprio non solo della Toscana occidentale, centrale e meridionale, ma anche di Cortona e Perugia (almeno nel sec. XIV).

coloro che scrivevano in volgare usassero la grafia *e* allato alla grafia *ei* (mentre taluni, più conseguenti, sceglievano definitivamente *ei*, ed altri preferivano attenersi all'*e* della tradizione latina).

Le forme *rendeilime, rendeimene, rendeise, vendeilo* (3ª), *vendeise,* in cui il dittongamento è posteriore alla caduta di *-o* (*vendeose* > *vende'se* > *vendeise*) sembrano indicare che ẹ́[> ẹi non è un fenomeno «puntuale» (come ę́[> *ie* nella Toscana centrale, occidentale e meridionale), ma un fenomeno durativo, che s'estende a tutti i nuovi casi possibili. Ciò appunto, diremmo, perché ẹi (non in pausa) deve continuamente difendersi dalla minaccia d'una riduzione all'ẹ̄ originaria[1].

Se nel territorio d'Arezzo si ha ẹi (ẹ^{i}, ẹ^{j}) da ẹ́[, ci aspetteremmo di trovare anche un dittongo ọu (ọ^{u}, ọ^{w}) da ọ́[.

Il Reinhard cita un solo esempio di *ou, octoubre* (in un testo borghese del 1343 pubblicato da F. Corazzini nei suoi *Appunti storici e filologici su la valle tiberina superiore,* Sansepolcro, 1875); e aggiunge: «es könnte sich um eine Mischgraphie zwischen einheimischen *octovre* und schriftsprachlichen *ottobre* handeln [?], immerhin wird *ou* gestützt durch zweimaliges *doue* «due» im selben Text.» In realtà la forma *doue* non esiste: il Reinhard è stato tratto in inganno dall'erronea trascrizione del Corazzini (si deve leggere *dove,* colla stessa *v* che si trova in *manovale, Pavolo,* ecc., e nell'ant. lucch. *dova* «doga», nel mil. *duva* per *dua* «doga», cfr. G. Rohlfs, *Hist. Gramm.*, § 339)[2].

---

[1] Il dittongo ẹi poteva conservarsi meglio in posizione atona (ove la lunghezza della prima componente è assai minore). Ciò spiega perché nei testi dell'Archivio della Fraternita dei Laici e dell'Archivio di Stato d'Arezzo che ho citati sian costanti le forme *meità* e *meitadella* «misura di grano e liquidi».

Colgo l'occasione per correggere quanto ho scritto a proposito di *ai, ei, oi* tonici e atoni nell'articolo *Nomi fiorentini del Dugento* (Z., LXXII, pp. 54–87). Rispondendo a Olof Brattö, secondo il quale la riduzione dei dittonghi discendenti sarebbe avvenuta in posizione atona prima che in posizione tonica, concludevo: «Sembrerebbe che la mancanza d'accento dovesse affrettare la caduta del secondo elemento dei dittonghi *ai, ei, oi*: ma non vi sono indicazioni abbastanza chiare che ciò sia accaduto realmente» (pp. 74–75). Non avrei dovuto dichiararmi d'accordo col Brattö neanche in teoria, giacché fuori d'accento la lunghezza di *a, e, o* non è più soverchiante rispetto a quella dell'*i* asillabica. Nel caso del dittongo ẹi, composto di due elementi che si trovano a contatto nel diagramma vocalico, la posizione atona è certo determinante in senso opposto a quello postulato dal Brattö ed ammesso da me in sede teorica. Noterò ancora (a complemento della documentazione offerta nell'articolo citato) che nei testi aretini della prima metà del sec. XIV compare non di rado la forma *prete* (con ẹ da ẹi) allato al costante *meità* (per esempio nel Quaderno della biada di messer Bico degli Albergotti, 46 v. 5, mani β, nel Libro di Niccolò di Cione, 4 v. 36, nel Libro di Gerozzo degli Odomeri, 39 r. 2.13, ma anche *preite* 39 r. 7.9.11.15).

[2] *Dove* «due» (femm.) è costante nel Libro di Iacopo coiaio: *dove volte* 16 r. 14.16, 28 v. 12, 36 r. 11, e passim, *dove paia* 18 v. 3, 22 v. 3, 23 r. 2, 35 v. 7, e passim, *dove colagne* 21 r. 3.11, 23 v. 16, 26 r. 9, e passim (al maschile, invece, si ha sempre *doi*: *doi mesi* 16 v. 7, *quarti doi* 16 v. 12, *doi tagli* 22 r. 8, *merchordì doi de setenbre* 23 v. 17, ecc.). Nel Quaderno della biada di messer Bico trovo *dovi terçi* 34 r. 6, *dove volte* 62 r. 19, *dove cope* 84 v. 17 (mani β); nel Libro dei beni della Fraternita di S. Maria della Misericordia *dove parti* 34 v. 13 (mano α).

Vediamo ciò che offrono i nostri testi aretini della prima metà del Trecento. Il Quaderno della biada di messer Bico degli Albergotti (mani *β*) reca *rasgioune* 33 v. 2, 35 r. 2.3.17, 36 v. 1, 37 r. 2, 38 r. 2, 45 r. 2, 45 v. 2, 46 r. 5.9–10.12, e *Vagnoune* « Giovannone » 37 r. 8.11.15. Nel Libro dei beni della Fraternita di S. Maria della Misericordia si ha la forma *Moune* 5 r. 17 (mano *α*).

Va tenuto presente, tuttavia, che la mano *α* del Quaderno della biada di messer Bico conosce unicamente *o*: *Coldegrangnone (-gragnone, -granone)* 60 v. 5.20, 75 r. 25–26, 76 r. 16–17.19.23–24.26, 77 v. 2, 78 v. 2.9.13, *Croci* 75 v. 5.7.13, *Guasconi* 11 v. 7, *lavoratori* 76 r. 24, *rasgione* 46 r. 21.27, 46 v. 9.14, 48 r. 14, 69 v. 2.4.15.28, 75 r. 30, 76 r. 27.30, 77 v. 3, 78 v. 4, *Tra(m)palone* 75 r. 27–28, *Vangnone* 75 r. 29.

Pensiamo che se a quell'epoca la pronuncia dittongata fosse stata normale, la mano *α* del Quaderno della biada di messer Bico l'avrebbe probabilmente espressa, scrivendo *ou* (come scrive – senza eccezioni – *ei*).

Siamo quindi portati a ritenere che nell'antico aretino (e nell'antico borghese) vi fosse soltanto una tendenza sporadica al dittongamento di *ọ́*[in *ọu:* tendenza che appar naturale, dato lo squilibrio provocato da *ẹi* tra la serie delle vocali anteriori e la serie delle vocali posteriori.

Ammettendo che il dittongamento di *ọ́*[in *ọu* (qual è testimoniato nella prima metà del sec. XIV) sia un riflesso del dittongamento di *ẹ́*[in *ẹi,* si potrebbero prospettare le ipotesi seguenti: 1) originariamente v'è stato un dittongamento di *ẹ́*[in *ẹi* e di *ọ́*[in *ọu,* ma poi *ọu* è tornato a *ọ*[1], mentre *ẹi* si manteneva più a lungo, determinando anche, per motivi strutturali, una parziale ripresa di *ọu*; 2) il dittongamento di *ẹ́*[in *ei* non è indigeno, ma è penetrato nel territorio aretino dall' esterno[2].

Ciò che abbiamo detto sull'incostanza della rappresentazione grafica di *ẹi* può valere anche per quanto riguarda la sua scomparsa dopo il sec. XIV. Tuttavia, oltre che alla debolezza intrinseca del dittongo, si dovrà pensare all'influsso dei dialetti contermini (soprattutto del fiorentino) a cui è ignoto *ẹi* < *ẹ́*[.

Friburgo in Isvizzera ARRIGO CASTELLANI

---

[1] Si ricorderà che la distanza articolatoria tra *ọ* e *u* è minore di quella che passa tra *ẹ* e *i*.

[2] In questo caso, però, ci aspetteremmo di trovare una documentazione più ampia e sicura di *ẹi* nell' Umbria settentrionale (intendo soprattutto in fase antica). Si vedano, in ogni modo, per il punto 546 dell' A.I.S. (Pietralunga), le forme con *ẹ*^{i} e *ọ*^{u} citate dal Reinhard: *sẹ́^{i}ra* («undeutlich»), *fẹ́^{i}ĝĝito, polmọ́^{u}ne, pavọ́^{u}ne.*

Port. se calhar

Diese Redewendung ist in der heutigen portugiesischen Umgangssprache ungemein häufig und wird von jedermann gebraucht; sie entspricht etwa, je nach dem Zusammenhang, einem ,,vielleicht, freilich, möglicherweise''. Ich gebe zunächst einige Beispiele.

In Lissabon erscheint monatlich die Zeitung ,,O Ardina'' (,,der Zeitungsjunge''), in der den *,,ardinas''* auch eine Rubrik eingeräumt ist, in der sie ihre kleinen Abenteuer und Erfahrungen erzählen dürfen. In der Nummer vom Juni 1951 schreibt der 13jährige Fernando Ramos Marques: *,,Outro dia vinha no eléctrico e vinha sentado no banco grande e vinham também dois senhores, depois entrou uma senhora e eu levantei-me e dei-lhe o lugar. A senhora agradeceu e olhava para mim de vez em quando. S e c a l h a r estava contente de me ver bem educado. Já se sabe que não fiz nada de mais porque é a obrigação dos homens darem o lugar às senhoras nos eléctricos''* (Vielleicht freute sie sich zu sehen, daß ich wohlerzogen war);

,,S e c a l h a r, até é capaz de ser da Secreta'' (wer weiß, vielleicht gehört er sogar der Geheimpolizei an): Metzner Leone, Além Tejo, p. 166;

,,O Leal está-se a demorar muito no telefone . . .'' – ,,S e c a l h a r há muito serviço em Beja'' (vielleicht ist das Telefonamt in Beja sehr in Anspruch genommen): ibd., p. 171;

,,– Palerma! exclamou ele, chicoteando-lhe as costas com a ponta da toalha molhada. S e c a l h a r, disseste-lhe quem ta tinha dado, não?'' (du hast ihm wohl gesagt, wer es dir gegeben hat, nicht wahr?): J. G. Simões, Internato, p. 45;

,,S e c a l h a r, também não sabes quem é o Bobó?'' (weißt du denn eigentlich nicht, wer der Bobó ist?): ibd., p. 170;

,,Era o que faltava – repontou ela, pondo os pés fora da cama, – S e c a l h a r não queres que eu vá pra fábrica. Tás rico?'' (soll ich vielleicht nicht in die Fabrik gehen?): Pereira Gomes, Esteiros, p. 102;

,,Diz que lá pra cima, nã m'alembro onde, aluiram setenta casas''. – – ,,Palhotas, s e c a l h a r''. – ,,-Não, casas, mesmo'' (Strohhütten werden es gewesen sein. – Nein, richtige Häuser): ibd., p. 106;

Charlie (apontando Zizi): *,, – S e c a l h a r foste tu?''* (bist du es vielleicht gewesen?): Pedro Alvellos, À Lareira do Pecado, p. 22;

,,Arrôs em cima do cortejo . . . S e c a l h a r tinham-no ido comprar à loja'' (wahrscheinlich haben sie ihn (den Reis) im Laden gekauft): M. Torga, A Rua, p. 59;

„*Homem, isto é falar! Para o descanso, para a boa vida . . .*“ – *Se calhar não tenho direito a descansar?*“ (habe ich nicht etwa das Recht auszuruhen?): ibd., p. 97;

„*Andavas ainda de vestidos e tinhas vindo para o pé du lume, se calhar assustado* (möglicherweise erschrocken), *enquanto os homens não agarravam o porco para a sangrarmos*“: José Marmelo e Silva, Adolescente, p. 20;

„ – *Se calhar foi vossemecê que os chegou, e está agora a falar!*“ (als ob es nicht Sie gewesen wären, die die beiden zusammengebracht haben): M. Torga, Vindima, p. 136;

„ – *Aqui ao sr. Leal é que se calhar não lhe apetece*“ (dem Herrn L. wird es vielleicht nicht passen, jetzt zu tanzen): Metzner Leone, Além Tejo, p. 115;

„– *Ainda não sei bem se a culpa é do pai . . .*“ – „*É dos dois e se calhar não é de nenhum*“ (es ist die Schuld beider, und möglicherweise hat niemand Schuld daran): Alves Redol, Fanga, p. 54.

Diese Beispiele, die man beliebig vermehren könnte, mögen genügen, um den Gebrauch dieser Redensart zu beleuchten. Das Merkwürdige ist, daß die dickleibigen portugiesischen Wörterbuchwälzer diese so ungemein häufige Ausdrucksweise nicht verzeichnen; man findet sie weder bei Figueiredo, noch bei Caldas Aulete, noch in dem neuen Morais. Nur in dem Buche von Manuel Joaquim Delgado, A Linguagem popular do Baixo-Alentejo, Beja 1951, p. 74 und 200 ist *se calhar* angegeben mit der ganz richtigen Definition „se fôr oportuno, se vier a propósito, naturalmente, acaso, porventura“; „se adregar, se tal suceder, se tal acontecer, se quadrar“. Aber diese Redewendung ist keine ausschließliche Eigentümlichkeit des Alentejo, sondern im ganzen Lande verbreitet, wenigstens heute. Ob sie ursprünglich aus der Provinz stammte, läßt sich nicht feststellen.

Natürlich verzeichnen die Wörterbücher das Verbum *calhar*, das im übertragenen Sinn „suceder, acontecer“ bedeutet und oft im Sinne von „vir a tempo, ser oportuno, cair por sorte ou acaso“ verwendet wird, z. B.: „– *E ganha-se pra ele, nos seus sítios?*“ – – „*É como calha*“ (wie es sich gerade trifft): Namora, Minas de San Francisco, 2. Aufl., p. 16; „– *Fazes segredo, é porque é coisa séria*“, – „*Não calhou ainda falar-te nisso*“ (Es hat sich bisher noch keine Gelegenheit gegeben, mit dir darüber zu sprechen): Branquinho da Fonseca, Porta de Minerva, p. 111; „– *Anda cá, rapariga, eu não te como. Diz-me por que razão não tiveste ainda nenhum namorado?*“ – „*Ainda não calhou, senhor doutor*“ (der Zufall hat es noch nicht gewollt): Mario Braga, Caminhos sem sol, p. 33, usw.

Die Redensart *se calhar* ist an sich nicht auffällig und erklärt sich auf Grund der Bedeutungen von *calhar* von selbst. Es ist schwer zu sagen, wann sie aufgekommen ist; im älteren Schrifttum ist sie mir nie begegnet, doch da wir über kein historisches Wörterbuch des Portugiesischen verfügen, kann man über die Zeit der Verbreitung dieser Wendung nichts Bestimmtes aussagen. Allzu alt dürfte sie nicht

sein, denn jedenfalls schreibt mir Serafim da Silva Neto aus Rio de Janeiro, daß man in Brasilien zwar *calhar* in Wendungen wie *vir a calhar* „vir a propósito, vir a talho de foice" und im Sinne von „coïncidir" gebrauche *(„a quinta feira calhou num feriado")*, daß aber Ausdrücke wie *„Se calhar, morreu de desgosto"* u. ähnl. in Rio nicht gebräuchlich sind. Auch die regionalen brasilianischen Wörterbücher, die Silva Neto für mich eingesehen hat, enthalten die Wendung nicht.

Mit der portugiesischen Redensart können andere romanische verglichen werden, in denen sogar die ursprüngliche Konstruktion zu einer Einheit geworden ist und nicht mehr als solche gefühlt wird, wie z. B. im altpiemont. *salacad, salacat, saracat* „forse, per avventura, probabilmente, può darsi" (Di Sant'Albino, Dizionario Piemontese-Italiano, p. 999), eigentlich „se la accade" (Attilio Levi, Diz. etimol. del dial. piemontese, p. 224) oder im friaul. *ṣe-bute* und in dem aus „se (ac)cade che" entstandene *séka* von Valfurva und *séga* von Bormio (Valtellina), alle im Sinne von „forse" (Salvioni, ID I, 225).

Auch das sardische *inkáppat, inkáppađa, sinkáppat, sinkáppađa* „forse, chi sa" ist aus *si inkáppat* von *inkappare, -ai* = ital. *incappare* entstanden (*„incáppada zérriu a gomai fulana"* (chi sa, chiamo comare tale tale): Ulargiu, Messi campidanesi, 4a., p. 16; *„incappa' ddu trobu a us' e mardi"* (magari gli metto le pastoie come a una scrofa): Melis, Su Bandidori, p. 10). (Die früheren Erklärungsversuche sind verfehlt; Meyer-Lübke, Altlogud., p. 39 dachte an *kin sapat*, was schon deshalb ausgeschlossen ist, weil *SAPERE* nicht sardisch ist; ich selbst, AStNSp 135, p. 117 wollte es als *s' ink' appat* auffassen, doch auch das kann nicht befriedigen, da man auch im Campidanesischen *ink-* und nicht *inč-* hat. Schon Merlo, ID I, 225, n. 4 hat die Redensart als „se incappa" erkannt, wenn er auch ein Fragezeichen dazu setzt. Diese Auffassung ist zweifellos die richtige, was nicht nur die parallelen Redensarten wahrscheinlich machen, sondern auch die Tatsache, daß *inkappare, -ai*, wenn auch Italianismus, im Sardischen durchaus häufig verwendet wird (*„Ómine pipadore, s' incappa non 'nde leo"* (uomo fumatore di tabacco, se capita, non ne prendo, non lo sposo): Ferraro, Canti 378 (Cherémule); *„Incorat de attesu – e trist' a chin' incappat"* (e sfortunato colui al quale succede): Pintor Sírigus, in Carta Raspi, Le più belle poesie, p. 23).

Im Spanischen entspricht dem port. *se calhar* am besten *a lo mejor*, das heute, genau genommen, das Gegenteil geworden ist von dem, was es ursprünglich bedeutete, nämlich „im besten Falle", d. h. „schlimmstenfalls", aber oft abgeschwächt, (adv. „con que se anuncia un hecho inesperado, y por lo común infausto o desagradable") „womöglich, vielleicht (nicht)". *A lo mejor no venga* übersetzen Slabý-Großmann mit „er wird kaum kommen, vielleicht kommt er nicht"; auf Portugiesisch würde man sagen: *„Se calhar, não vem"*. Bei Beinhauer, Spanische Umgangssprache, p. 66 findet man weitere Beispiele.

Nach diesem Verf. würde es eine pessimistische Ausdrucksweise sein, wie etwa span. *menos mal* oder ital. *meno male*.

Washington D. C. M. L. WAGNER

Sard. kúmeru, kúmburu „Lende"

Log. *kúmeru*; camp. *kúmburu* bezeichnet die Lenden der Tiere (*kúmbur'e boi* „lombi di bue": Bottiglioni, Leggende, p. 144 (Quartu); *kúmburu de mascu, de vitella* „lombata di montone, di vitella,' (Porru); *kumeráđa* log.; *kumburáđa* camp. „lombata, calce di cavallo"; *akkumerare* log. „dar calci" (Baunei); *akumburai* camp. „ricalcitrare, alzando il di dietro" (di animali): Atzeni; *iskumerare* log. „slombare". Diese Wörter beziehen sich auf die Lendengegend der Tiere und werden nur gelegentlich und im Scherz auf Personen angewendet. Für die Lenden des Menschen wird *anka* und *lumbu* gebraucht (SSW 104 f.).

kúmeru, usw. habe ich, SSW 105 als eine Kreuzung von *CUMŬLUS* und *LUMBUS* angesehen, wobei man höchstens bezüglich der Bedeutung Zweifel haben könnte, denn *CUMŬLUS* bedeutet „Höhe, Spitze, Höhepunkt" u. ähnl. Aber diese allfälligen Zweifel werden behoben durch die Ableitung *CUMULARE, -IS*, die Vegetius in bezug auf Pferde anwendet (Mulomed. 3,2, 2: *spina continet subter ac supra spatulas XXXII, a commissura renum, quod cumulare dicitur, usque ad imum muscarium commissurae sunt XII*; 3,1, 2: *item a posterioribus a cumulari usque ad malaria II* (sc. *ossa minuta*): Thes. L. L. IV, 1380. Georges übersetzt das Wort mit „die Verbindung der Nieren", worunter man sich nichts Richtiges vorstellen kann. Es ist aber klar und geht aus den angeführten Stellen hervor, daß es sich um die Lendengegend der Tiere handelt. Es ist merkwürdig, daß dieses Wort von den Latinisten übersehen oder vernachlässigt wurde und sich weder bei Walde-Hofmann, noch bei Ernout-Meillet findet. Th(urneysen) fügt dem Worte im ThLL hinzu: „a *cumulus* dictum esse videtur".

Die sardischen Wörter entsprechen lautlich genau *CUMŬLUS*, und es ist nicht nötig, eine Kreuzung mit *LUMBUS* anzunehmen. Jedenfalls ergibt sich, daß die sard. Wörter diesen Fachausdruck der Tierärzte fortsetzen, ein weiteres Beispiel für die Zähigkeit, mit der das Sardische die antike ländliche Terminologie beibehält.

In den Materialien, die Ugo Pellis für den ALIT zusammengebracht hat, findet sich (Fragebuch, no. 4180) für Nuoro: *kúmmiru* „il codrione delle avi"; es wird dasselbe Wort sein mit einer leicht verständlichen Übertragung von „Lendengegend" auf den Bürzel der Vögel.

Washington, D. C. M. L. WAGNER

Sard. (Sárrabus) piáđra (sa ƀiáđra; (Nuoro) piríϑϑu „äusserste Spitze des Schweinerüssels"

Das Wort *piáđra (sa ƀiáđra)* wurde von R. Böhne in „Zum Wortschatz des Sárrabus (Südostsardinien)", p. 115 in Muravera für den

Schweinerüssel notiert, der sonst allgemein *(b)rúnku* heißt, auch im Sárrabus (Böhne, l. c.). Böhne wußte das Wort nicht zu erklären; ich auch nicht. Joh. Hubschmid, Romanistisches Jahrbuch IV (1951), p. 443, erwähnt es in seiner Besprechung von Böhne's Arbeit unter den Wörtern „vorrömischen oder noch ungeklärten Ursprungs".

Inzwischen habe ich unter den von Pellis aufgenommenen Materialien zum ALIT (Fragebuch, no. 4251) für Nuoro die Form *su piríϑϑu* „la punta del grugno dei maiali" gefunden. In der Tat bezeichnen diese Ausdrücke, wie meine späteren Erhebungen ergaben, nicht eigentlich die Schnauze des Schweines selbst, sondern die äußerste Spitze des Schweinerüssels, welche die sardischen Bauern mit einem echt ländlichen Bilde mit einer verrunzelten Birne vergleichen. Die nuor. Form ist in der Tat eine Ableitung von *pira* + dem Vergröberungssuffix *-ICIUS*, und die sarrabesische entspricht dem sonstigen *pilárda* „pera secca, raggrinzita" = *PIRA AR(Ĭ)DA* (HLS, § 28). Man würde sich im Sárrabus allerdings **pi'áđra* erwarten, da *-l-* durch den Knacklaut ersetzt wird. Aber vielleicht hat ihn Böhne überhört, denn manchmal ist die Artikulation dieses Kehlkopfverschlusses so schwach, daß man ihn kaum wahrnimmt.

Die Ausdrücke sind mit siz., kalabr. *funča* zu vergleichen, das zunächst „fungo" bedeutet, aber dann auch „grifo del porco" (Traina 183; DTC I, 322; AIS 1092). Gewiß wird es auch anderwärts ähnliche bildhafte Ausdrücke geben.

Washington, D. C. M. L. WAGNER

A propos du Tesoro Lexicográfico de M. Gili Gaya [1]

Sommaire

1. Le «Tesoro Lexicográfico»: sa signification, son contenu, son intérêt. – 2. L'utilisation partielle des dictionnaires bilingues ou plurilingues: ses conséquences. Remarque à propos des dictionnaires franco-espagnols. – 3. Quelques observations d'ordre général. – 4. Conclusion.

1. Le «Tesoro Lexicográfico»: sa signification, son contenu, son intérêt.

La publication d'un recueil de quatre-vingt-treize vocabulaires espagnols imprimés ou manuscrits, et compris entre 1492, date où Nebrija nous donne son *Vocabulario de romance en latín,* et 1726, année où l'Académie espagnole sort son *Diccionario de Autoridades,* constitue un événement capital pour la lexicographie romane en général et hispanique en particulier. Aucune autre langue romane ne dispose en propre, jusqu'à présent, d'un instrument de travail comparable.

[1] Samuel Gili Gaya, *Tesoro Lexicográfico* 1492–1726. Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid 1947. Fascículo I, Letra A; Fascículo II, Letra B; Fascículo III, Letras C y CH. XXXI + 712 pp.

C'est pourquoi les chercheurs ne peuvent être assez reconnaissants envers M. Gili Gaya qui met à leur disposition le résultat d'un long travail opiniâtre et silencieux.

Ce recueil, en vrai *Corpus glossariorum,* fait passer dans ses articles tout le matériel d'un grand nombre de dictionnaires bilingues et plurilingues, lesquels nous donnent la traduction des mots espagnols dans une ou plusieurs langues étrangères: latin, arabe, italien, anglais, français, catalan, etc. Il utilise aussi des dictionnaires techniques: ceux de la marine, de l'agriculture, de la médecine. Y sont également dépouillés les vocabulaires du langage archaïque, et celui de l'argot attribué à Cristóbal de Chaves (1609). Nous insistons sur la place importante que le lexique maritime occupe dans ce *Corpus.* Nous comptons onze ouvrages qui lui sont consacrés, depuis l' *Espejo de Navegantes* d'Alonso de Chaves (1538) jusqu'au *Vocabulario Marítimo* anonyme, publié en 1722. Une telle prépondérance reflète bien l'Espagne de l'Age d'Or, tout orientée vers la mer. Parmi les dictionnaires spécialisés, nous rencontrons, dans un autre domaine, le *Diccionario Médico* de A. R. Fontecha (1606)[1]: il a été écrit en espagnol, à une époque où les œuvres de ce genre étaient généralement traitées en latin.

L'abondance et la diversité des matériaux qui constituent le *Tesoro Lexicográfico* sont, par conséquent, une preuve évidente de son intérêt et de sa force. L'étude de la langue espagnole du point de vue historique et étymologique, ainsi que la critique des textes, peuvent en retirer de multiples avantages. Si un jour même, on entreprenait l'élaboration d'un dictionnaire espagnol – et la dignité de la langue l'exigerait – comparable au *Französisches etymologisches Wörterbuch* de M. von Wartburg, le *Tesoro* serait nécessairement à la base de cet ouvrage.

Dans le prologue, M. Gili Gaya nous explique quelle avait été la finalité primitive de l'ouvrage: ordonner les matériaux lexicaux du dictionnaire de Covarrubias (1611). A ceux-ci vint s'ajouter ensuite le contenu du Nebrija. Et enfin, poussé par les suggestions de M. Menéndez Pidal à qui est dédié le *Tesoro,* l'auteur se décida à amplifier son travail jusqu'à en faire un recueil de tous les dictionnaires de l'époque classique.

Suit un bref aperçu de l'évolution de la lexicographie espagnole à travers les XVIe et XVIIe siècles. Guidés d'abord par un but purement utilitaire qui était de permettre aux lecteurs la connaissance pratique des langues étrangères, les dictionnaires s'intéressèrent peu à peu à l'étymologie, pour devenir ensuite descriptifs, avec citations d'auteurs. Si, à la première étape, la lexicographie espagnole centrée autour de l'œuvre de Nebrija occupe une place de choix parmi les autres lexicographies, elle fait figure d'arriérée, au dernier stade; car même alors, l'œuvre d'Ayala (1693) et Sobrino (1705) ne peut se comparer ni à l'activité de la *Crusca* (1612) en Italie, ni aux dictionnaires

[1] Nous employons les abréviations mêmes du *Tesoro Lexicográfico.*

de Richelet (1680) et de Furetière (1690) – ce dernier suivi par la série des Trévoux (1704–1771) – en France. Pour leur opposer une pièce d'égale valeur, il faut attendre qu'au début du XVIIIe siècle, l'Académie espagnole publie son monumental *Diccionario de Autoridades*.

Un mot encore sur la présentation du *Tesoro*. Pour tout article, le contenu est ordonné chronologiquement et selon les significations du mot dont chaque variante orthographique fait l'objet d'une rubrique à part. Ainsi 'acelga' figure sous *acelga* et *azelga*. La plupart du temps, des renvois relient les rubriques entre elles; il est regrettable que ce ne soit pas toujours le cas.

2. L'utilisation partielle des dictionnaires bilingues ou plurilingues: ses conséquences. Remarque à propos des dictionnaires franco-espagnols.

De son propre aveu, l'auteur a laissé de côté de nombreux lexiques qui se bornaient à répéter des modèles antérieurs. Ce triage se justifie pour une œuvre consacrée avant tout à la lexicographie espagnole, mais nous fait regretter l'absence de certains manuels même peu originaux, tels les dictionnaires espagnols-flamands[1].

M. Gili Gaya nous signale encore qu'il s'est limité à la partie castillane des dictionnaires bilingues ou plurilingues. Or souvent, les auteurs de ces dictionnaires ont traduit les vocables étrangers par des mots espagnols qu'ils ont omis de consigner du côté espagnol. Selon M. Gili Gaya, insérer les lexiques en question dans leur totalité aurait nécessité un labeur beaucoup trop vaste pour un résultat médiocre. Qu'il nous soit permis d'ajouter à ce propos un correctif. Nous comprenons très bien les raisons invoquées par l'auteur, et notre intention n'est pas de critiquer la méthode qu'il a suivie. Cependant, les quelques expériences auxquelles nous nous sommes livré laissent supposer que la récolte d'un travail plus exhaustif n'aurait pas été tellement négligeable. A titre d'exemple, prenons le gallicisme *brochete* (esp. 'lucio'). Il n'est attesté dans le *Tesoro*, s. v. *brochette* que chez Minshev 1617: „Lucius; A pickerin or Jack-fish". Or, dans le dictionnaire français-espagnol-latin de Hornk 1599 – dont nous reparlerons plus loin – nous trouvons, s. v. *brochet*: „lucio, brochete pece / lucius, lupus". Toujours s. v. *brochet*, nous lisons dans les éditions du Vittori (1606–1637): «luccio pesce / lucio, brochete pece». Et, s. v. *brocheton*: «lucietto / brochete pequeño». Ensuite chez Oudin 1660, s. v. *bar ou brochet*, nous avons la traduction espagnole: «luzio, luzo, brochete».

[1] Le néerlandais étant très différent de l'espagnol et des autres idiomes recueillis dans le *Tesoro*, la définition de certains mots y prend plus de précision que dans les langues susdites. Celles-ci nous offrent très souvent, pour un radical commun, des formes proches dont elles ne développent pas outre mesure la signification. L'auteur flamand, lui, ne disposant pas, pour traduire tel ou tel vocable surtout d'origine grecque ou latine, d'un parallélisme formel, est donc tenu d'expliciter sa pensée. Quelle traduction, par exemple, un dictionnaire flamand aurait-il donnée du mot *colérico* que le *Tesoro*, s. v., nous fournit sous divers vocables voisins?

Chez Vittori et Oudin, le mot *brochete* ne figure pas dans la partie espagnole, ni chez Hornk qui ne contient qu'une partie française. Nous citons un second exemple, pour mieux souligner encore l'intérêt que présentent toutes les sections d'un dictionnaire, puisqu'elles nous aident à suivre plus sûrement et longtemps l'histoire des mots. Quiconque cherche, dans le *Tesoro*, s. v. *amphysbena*, la définition de A. R. Fontecha 1606: «amphysvena, una serpiente» penserait qu'il s'agit d'un hapax humanistique de Fontecha qui a voulu transposer le grec *αμφίσβαινα* en espagnol. Or, chez Oudin 1660, s. v. *amphisbène*, nous retrouvons: amphisbena, sierpe»[1].

Nous avons relevé ces deux cas simplement à titre de suggestion et non pour faire des reproches à l'auteur. Nous ajoutons que la critique interne de chaque dictionnaire n'est pas dispensée d'intervenir; au contraire, il lui appartient d'évaluer l'authenticité et le degré de vitalité des mots qui semblent suspects.

Nous nous permettons encore les petites mises au point suivantes qui témoignent de notre attention à l'ouvrage de M. Gili Gaya. La première édition du dictionnaire espagnol-anglais de Percivale est celle de Londres de 1591, et non celle de 1599[2]. De même la première édition du dictionnaire trilingue de Vittori date de 1606 et non de 1609. Ce dernier a été réimprimé plusieurs fois, et nous avons pu faire la collation des éditions de 1606 et 1637 sans relever ni changement ni adjonction[3]. L'auteur signale dans son introduction (p. XXIV) que la partie hispano-française du Vittori est basée sur Oudin 1607. Ne serait-il pas prudent de reconsidérer cette affirmation si la première édition du Vittori est antérieure à celle du Oudin? Ainsi, les mots *beato, beatissimo, beatitud* que le Tesoro fait remonter à Oudin 1607 se trouvent déjà chez Vittori 1606, avec la même définition en français[4]. Pourtant, nous savons que Oudin s'est plaint d'avoir été dé-

---

[1] Ces attestations espagnoles sont un écho des opinions dont les naturalistes Mattioli 1554 et Gesner 1560 se sont faits les interprètes: on croyait que l'amphisbène avait deux têtes, une à chaque bout du corps ce qui lui permettait de glisser aussi bien en avant qu'en arrière. Voyez à ce propos Vera E. Smalley *The sources of «A Dictionnaire of the French and English Tongues» by Randle Cotegrave (London 1611). A study in Renaissance lexicography*, Baltimore 1948, pp. 22 et 106.

[2] Cfr. Dámaso Alonso, *Una distinctión temprana de «b» y «d» fricativas*, RFE, XVIII, 1931, p. 15, n. 3. Voyez aussi Amado Alonso, *De la pronunciación medieval a la moderna en español*, Biblioteca Románica Hispánica, Madrid 1955, p. 241 et ss.

[3] L'édition de 1606 contient seulement une partie espagnole (avec traduction en français et en italien) et une partie française (avec traduction en italien et en espagnol). Il y manque la partie italienne que nous retrouverons en 1609. Nous avons pu observer que les mots italiens qui traduisent l'espagnol ou le français ont été quelque peu remaniés dans l'édition de 1637.

[4] Dans le *Tesoro*, nous trouvons seulement pour désigner une sorte de gomme odoriférante, les mots *bdelio*, s. v., chez Perciv. 1599, et *bdelium*, s. v., chez A. R. Fontecha 1606. Ajoutons que Vittori 1606–1637, mentionne aussi *bdellio*, s. v.: «sorte de gomme nommée bdellium / una sorte di gomma

pouillé par Vittori. Il y a là une nouvelle contradiction qu'il faudrait éclaircir[1]. De toutes les éditions du Oudin, M. Gili Gaya n'a utilisé que celles publiées à Paris en 1606 et 1616. Il a volontairement négligé l'édition de 1625, identique à la précédente, et celle de 1675 qui n'apporte que des adjonctions peu intéressantes procédant de Covarrubias 1611. Nous avons examiné l'édition non citée de 1660, publiée à Bruxelles après la mort de César Oudin et par les bons soins de son fils Antoine Oudin. La publication de 1660 contient, rangé par ordre alphabétique, le *Vocabulario de germanía* de Cristóbal de Chaves (avec la traduction française), outre un grand nombre d'additions qui ne figurent pas chez Covarrubias. Cette édition fut probablement à la base du dictionnaire de Sobrino 1705, imprimé également à Bruxelles[2]. Nous avons effectué quelques sondages autour de mots que le *Tesoro* fait remonter à Sobrino 1705 et que nous puisons déjà, avec une définition identique, chez Oudin 1660:

ábaco, abalançador, abaldonador, abaldonar, abarrás, abovedador, acallador, acanalador, acendrador, acensar, acharcado, achicador, acogombrar, acorneado, acortador, acostumbrador, acotador, acrebillador, açucarar, ahelgado, brindel, bruxaísmo, brújula, cebollera, cedola, cefálica, ceguezuelo, celatura[3].

De plus, l'utilisation du Oudin 1660 aurait permis de réduire l'écart que des mots présentent, dans le *Tesoro,* entre deux attestations. En voici, relevés chez Oudin 1660, dont l'attestation est intermédiaire entre celles (avant-dernière et dernière) du *Tesoro,* ce qui rapproche sensiblement des dates éloignées:

abatanador (Perciv. 1623 – Sobrino 1705); *cedaçuelo* (Francios. 1620 – Sobrino 1705); *celebrar* (Francios. 1620 – Henríquez 1679); *cencerramiento* (Francios. 1620 – Sobrino 1705); *cendolilla* (Francios. 1620 – Sobrino 1705).

M. Gili Gaya se borne à traiter, nous l'avons déjà dit, la partie espagnole des dictionnaires bilingues ou plurilingues. Il regrette de n'avoir pas introduit dans son Corpus le *Universal Vocabulario,* latin-espagnol, de A. de Palencia (1490). Il est vrai que cette lacune est grave, car le Palencia est un outil de travail indispensable à l'étude de la lexicographie espagnole. De même qu'on ne peut négliger, pour le français, le Palsgrave (1530) anglais-français, ni l'Estienne (1538) latin-français, ainsi l'on ne peut négliger pour l'espagnol, l'apport du

---

detta bdellea.» Plus tard nous rencontrerons dans une nouvelle édition du Oudin 1660, la forme *bdelio,* s. v.

[1] Voir dans l'*Histoire de la langue française* de F. Brunot, III, p. 264, la liste – quelque peu embrouillée – des dictionnaires franco-espagnols.

[2] Le Sobrino a connu beaucoup de réimpressions dont n'a pas tenu compte M. Gili Gaya afin de respecter les limites chronologiques du *Tesoro.*

[3] Toutefois il y a certains mots du *Tesoro* attestés chez Sobrino pour la première fois et qui ne remontent pas à Oudin 1660. Signalons par exemple: *abanicar, abemolar, abladorcillo, abrinquinado, abrocar, acaparrosado, acobardador, acurrucado, achuela, bermejar, bernarda, binestato, borricada, cedido, censurado, censurador.*

Palencia. Nous pensons donc qu'il aurait dû y avoir, dans les limites que s'impose l'auteur, une exception en faveur de ce dictionnaire, comme elle a été faite en faveur du lexique français-espagnol de J. de Liaño 1565.

Nous déplorons aussi l'absence du *Vocabulario* que Juan de Resa publia à Valladolid en 1555, à la suite des œuvres d'Ausiàs March, et qui est le premier dictionnaire catalan-espagnol. Ici encore des mots du Resa 1555 permettent de remonter les premières attestations du *Tesoro*:

abuso (Rosal 1601); *aforro* (Casas 1570); *alacrán* (Brocense 1580); *altivo* (Casas 1570); *anichilar* (Oudin 1607); *anular* (Rosal 1601); *ataud* (Vénégas 1565); *burgo* (Covarr. 1611); *centinela* (Casas 1570)[1].

L'exclusion du dictionnaire français-espagnol-latin de Hornk 1599 – auquel nous avons fait allusion plus haut – est regrettable également[2]. Son emploi aurait permis d'établir la généalogie des lexiques franco-espagnols (très différents des lexiques espagnols-français), puisque, nous l'avons constaté, la traduction espagnole des mots français est ensuite reprise presque littéralement par Vittori et Oudin[3]. Nous connaissons, d'une manière assez certaine, les sources françaises du Hornk 1599, lequel se range dans la série des dictionnaires dépendant d'Estienne[4]. Mais les sources espagnoles posent encore un problème. En tout cas, elles ont fourni des mots que ne mentionne pas le *Tesoro*, entre autres: *agripalma* (s. v. *gripaulme*). M. Corominas, dans son *Diccionaria crítico etimológico de la lengua castellana*, s. v. *agrio*, atteste une seule fois *agripalma* chez Jarava 1557. Il est curieux de retrouver ce terme vingt ans plus tard chez Hornk 1599. Nous y recueillons encore une série de mots qui anticipent certaines attestations des dictionnaires hispano-français que rapporte le Tesoro:

aquilón (Oudin 1607); *asnaldad* (Palet 1604); *assarabacara* (Oudin 1607); *bienvenida* (Oudin 1607); *bombací* (Palet 1604); *calentado* (Oudin 1607); *cobijado* (Palet 1604); *cuexco* (Palet 1604).[5]

3. Quelques observations d'ordre général.

Ce qui nous étonne fort dans le *Tesoro*, c'est le fait de voir brusquement disparaître au début du XVII[e] siècle des termes tout à fait

[1] Ces mots se trouvent dans le Resa 1555 respectivement s. v.: *abús, marts, scurçons, altiu, anulám, anúlam, tomba, burch, scolt.*

[2] H. Hornkens, *Recveil de dictionaires francoys, espaignolz et latins*, Bruxelles, 1599.

[3] Un détail: Hornk 1599, mêlant les deux sens du mot *poupelin*, s. v., donne la traduction hispano-latine: «ratoncillo / enchytum, spira» et fait d'un beignet un raton! Vittori / 1606–1637 a évité l'erreur: s. v. *poupelin*: «torta, tortello / torta.»

[4] Cfr. K. Baldinger, *Autour du «Französisches Etymologisches Wörterbuch» (FEW)*. RPF, IV, 1951, p. 347. Il arrive cependant que la source française exacte nous échappe, le Hornk 1599 mentionnant des mots qui se trouvent consignés pour la première fois dans un dictionnaire, tel le mot *haridelle*, s. v.

[5] Ces mots se trouvent chez Hornk 1599 respectivement s. v.: *esbranlerocher, rusticité, aspic, entrée, bombasin, eschaufé, eschaufé, pet.*

courants. Ainsi *centeno* 'seigle' s'arrête avec Correas 1627. D'autres encore paraissent sombrer dans l'oubli alors que nous les retrouvons plus tard chez Oudin 1660 et que nous aurions bien des chances de les découvrir aussi chez Sobrino et dans des dictionnaires plus modernes. Beaucoup d'entre eux vivent même de nos jours[1]:

aba (Oudin 1616); *abada* (Oudin 1616); *acampar* (Perciv. 1623); *acapar* (Perciv. 1623); *acaparrar* (Perciv. 1623); *acevilar* (Perciv. 1623); *acidioso* (Perciv. 1623); *acusatriz* (Oudin 1607); *afrechadura* (Perciv. 1623); *afrecho* (Perciv. 1623); *afrechoso* Oudin 1607); *agrelles* (Perciv. 1623); *ahincado* (Oudin 1607); *arlo* (Minshev. 1617); *beatecio* (Oudin 1607); *beaterio* (Francios. 1620); *beatissimo* (Perciv. 1623); *beatitud* (Perciv. 1623); *cecinar* (Francios. 1620); *cedacillo* (Francios. 1620); *cedro* Francios. 1620); *celador* (Perciv. 1623); *celeminero* (Francios. 1620); *cementar* (Francios. 1620); *cenadal* (Perciv. 1623); *cencerro* (Correas 1627); *cendrar* Francios. 1620); *centeno* (Correas 1627); *cerbas* (Oudin 1616); *cernaguero* (Oudin 1607).

Dans un ouvrage d'une pareille ampleur, de légères inadvertances étaient presque inévitables[2]. Nous avons relevé deux rubriques *cessión,* l'une à son ordre alphabétique, l'autre après l'article *cesión.* Pourquoi, s. v. *bribón,* l'auteur donne-t-il la première attestation de *brivón* chez Palet 1604, alors que le même mot se trouve déjà chez Rosal 1601, s. v. *bribia.* Ce détail a induit en erreur M. Corominas, *op. cit.,* s. v. *bribón.* Pour *aclavilla,* s. v., l'auteur a inverti l'ordre chronologique en situant Minshev. 1617 après Perciv. 1623.

4. Conclusion.

Les quelques remarques qui précèdent, et les précisions que nous avons cru bon d'apporter, n'entament en rien la valeur et le mérite de l'œuvre de M. Gili Gaya. Celle-ci est, de fait, un trésor, un minerai des plus précieux pour la lexicographie espagnole. Elle ne peut qu' honorer son auteur et lui valoir toute la gratitude et le profond respect du monde scientifique. Le Consejo Superior de Investigaciones Científicas qui s'est chargé de l'édition du *Tesoro,* et M. S. Aguirre qui en a soigné l'impression, ont également droit à nos vifs remerciements. Plus éloquent qu'un éloge, le voeu que nous nous permettons d'exprimer, complétera notre étude en la terminant: puisse s'accentuer notablement le rythme de publication du *Tesoro Lexicográfico.*

Car enfin, si nous avons souligné le caractère unique d'une documentation de ce genre – et c'était le but principal de notre travail – nous devons bien dénoncer la lenteur avec laquelle ont paru, jusqu'à présent, trois fascicules. Il est très regrettable et presque incom-

---

[1] Nous indiquons entre parenthèses la dernière date de ces mots dans le *Tesoro.*

[2] Il faudrait aussi corriger l'une des deux dates dans la «Nota acerca de arcaísmos» (p. XVII), ainsi que, s. v. *ahogadizo,* Oudin 1507 par Oudin 1607. Nous n'avons noté que ces deux fautes d'impression, ce qui est insignifiant pour un ouvrage d'une composition si difficile.

préhensible que depuis 1947, date du premier fascicule consacré à la lettre A, nous n'en soyons encore, en 1956, qu'à la lettre C. Neuf ans n'ont donc pas suffi à la parution d'un volume complet. Pourtant il y a en Espagne et à l'étranger une série d'œuvres sur le chantier qui mettraient à profit tous les matériaux du Tesoro. Nous espérons que leur attente et la nôtre ne seront plus longtemps déçues.

Bâle GERMÁN COLÓN

Vier Lexikalia aus Cassianus von Marseille und Eucherius von Lyon

1. H.-Loire (Coubon): *souvás*

In AR I, 221 erklärt Bertoni das Dialektwort *souvás* „schützende Begleitung" („compagnia speciale, p. e. quella che si fa ad un fanciullo di notte perché non abbia paura") aus lat. *solatium* (REW³, 8060). Er beruft sich dabei auf Parallelfälle, wo intervokalisches *l* gleichfalls zu *v* wurde. Bertoni schloß so auf Grund rein lautlicher Analogie auf das richtige lateinische Grundwort. Merkwürdig ist nun, daß *solatium* in der Tat schon aus lateinischer Zeit in jener allerdings von den Wörterbüchern nicht verzeichneten Bedeutung „schützende Begleitung" belegt ist. In *De institutis Coenobiorum,* einem der Werke, in denen Cassianus Massiliensis (etwa 360–430 n. Chr.) das Klosterleben in der Provence nach der gemilderten Regel des Pachomius begründete[1], heißt es einmal[2]:

Novimus fratrem . . ., qui cum in coenobio moraretur eumque necessitas coactaret ut statutum operis pensum quotidie oeconomo traderet, ne in maiorem operis modum alicuius propensius laborantis tenderetur vel confunderetur exemplo, cum in coenobio quempiam fratrum vidisset ingressum, qui ardore fidei vellet aliquid amplius operis consignare . . . consiliis pravis ac susurrationibus ad transmigrandum exinde persuadebat. Et quo eum facilius asportaret, se quoque jam olim multis ex causis offensum confingebat velle discedere, si *solatium itineris vel comitis*[3] reperisset. Cumque eum ad consensum occultis obtrectationibus monasterii pellexisset, condicens ei horam, qua de monasterio deberet exire, vel locum quo se praeveniens expectaret, ipse velut illico subsecuturus ibidem subsistebat. Illoque jam, pro discessus sui verecundia, non audente ad monasterium de quo aufugerat ulterius aggregari infelix fugae eius auctor in coenobio residebat.

2. Katal. *brofe*

REW³, 1351 (Spitzer, Z. 44, 241) stellt katal. *brofe* „ungesellig" zum lat. Substantiv *būbalus* bzw. *būfalus* „Büffel" (prov. *brufol, brufe,*

---

[1] Vgl. Chr. Dawson, Les origines de l'Europe et de la civilisation européenne, frz. Übers., Paris 1934, S. 204.
[2] Migne SL 49, Inst. X, 20, S. 385, 386.
[3] Ähnlich S. Caesarii episc. Arelatensis vita (Migne SL 67, I, 27, S. 1015):

katal. *brufol* auch „düster“, „wild“). Auch hier zeigt Cassianus anschaulich, wie das Nomen zum Adjektiv in der heute vorliegenden Bedeutungssphäre werden konnte. In seinen *Collationes patrum Secticorum* erzählt er vom Einsiedler Paphnutius u. a.[1]:

Ubi rursum tanto fervore etiam ipsorum anachoretarum virtutes superans desiderio et intentione jugis ac divinae illius theoriae cunctorum devitabat aspectus, vastiora et inaccessibilia solitudinis penetrans loca multoque in eis tempore delitescens, ut ab ipsis quoque anachoretis difficulter ac rarissime deprehensus angelorum cotidiano consortio delectari ac perfrui crederetur, atque ei merito virtutis huius ab ipsis inditum fuerit *Bubali* cognomentum.

An einer anderen Stelle der gleichen Schrift kommt Cassianus noch einmal auf den außerordentlichen Hang des Anachoreten Paphnutius zur Einsamkeit und Absonderung zu sprechen. Auch diesen Text setzen wir her, weil er noch deutlicher als der eben zitierte zeigt, woher das *o* in *brofe* kommt, von dem Meyer-Lübke (REW^3 1351, 2) mit Recht bemerkt, es bedürfe der Erklärung[2]:

Nunc aliud abbatis Paphnutii pandamus exemplum, qui in illius insignis et ubique praedicabilis Scythicae eremi, in qua nunc presbyter est, secretis tanto studio semper insedit, ut ei ceteri anachoretae *Bubali* cognomen indiderint, eo quod ingenito (ut ita dixerim) desiderio *solitudinis* semper habitatione gauderet.

Aus diesem Satze geht hervor, daß der Zuname *Būbalus* hier synonym für *sōlus* steht, von dem das katalanische Wort sein *o* bezog.

3. Piem. *mniç*

Salvioni notiert Z. 22, 475 (REW^3, 5597 *minutia*) aus Anlaß von piemontesisch *mniç* „spazzatura“: „Avevo io (Arch. glott. ital. XII, 414 s. ‚menaiçço‘) già pensato a ‚menaticcio‘ . . . Questo sarebbe lo stesso che per l’ital. ‚minugia‘, onde ‚mniç‘ sarebbe quasi ‚il minugio‘.“ Wie das Wort im Piemontesischen zur Bedeutung „Kehricht“ kommen konnte, ersieht man aus einer dritten Stelle der *Collationes* des Cassianus, wo es, da es „Kehricht“ im moralischen Sinne meint, als Metapher gesetzt erscheint[3]:

Proinde ab illo videntium numero segregati, quia *minutias multarum sordium* quae intra nos aggestae sunt non videmus, nequaquam salubri compunctione mordemur, si sensum nostrum interpellaverit aegritudo tristitiae.

4. Span. *cohechar*

Cohechar (García de Diego, Contribución al Diccionario hispánico etimológico, Madrid 1923, Nr. 125; REW^3, 2130), die spanische Weiterentwicklung von lat. **confectare* hat bekanntlich zwei Bedeutungen:

. . . Interea omnes captivos . . . mox inventos in Italia redemit, ut potuit. Et ut eis libertas plenior redderetur, imposuit cum sumpto jumentis et plaustris in via, suorumque *solatio* et ordinatione fecit ad propria revocare.

[1] Migne SL 49, Collat. III, 1, S. 559.

[2] Migne SL 49, XVIII, 15, S. 1116.

[3] Migne SL 49, Collat. XXIII, 7, S. 1257.

1. „den Acker zum Säen herrichten“ und 2. „bestechen“. In der ersten, der landwirtschaftlichen Anwendung, die man aber ebensowenig wie die eben behandelten drei Wortbedeutungen in den großen lateinischen Lexiken (Du Cange, Forcellini, Thesaurus, soweit erschienen) registriert findet, liest man das entsprechende Simplex bei Eucherius. An der fraglichen Stelle nimmt er die Ackerbereitung durch den Landarbeiter und Bauern zum Ausgangspunkt für *Dei agricultura*. In einer Homilie an seine Mönche sagt der 450 als Bischof von Lyon gestorbene und heute noch als Heiliger verehrte Kirchenschriftsteller[1]:

Si quando terrae operarius et ruris cultor *agrum suum seminibus praeparat,* non sibi sufficere putat rudem campum vomere proscidisse, et assiduo aratro adomuisse glaebas, ac *sulcis frequentibus confecisse,* sed insuper studet agrum illum infecundis germinibus emundare. Ita et nos qui Dei agricultura effecti sumus . . . non nobis sufficere putemus terram corporis nostri vigiliarum exercitiis edomare, eradicare superbiam, . . . fundare patientiam, amputare invidiam, inserere benevolentiam, et huiuscemodi *virtutibus agrum cordis* quasi quibusdam bonae frugis fecundare seminibus.

Wie hier der hl. Eucherius den landwirtschaftlichen Terminus (sulcis frequentibus) conficere seinem Vergleiche zugrunde legt, so konnte leicht auf ähnlichem Wege auch die andere spanische Bedeutung „bestechen“ entstehen; das Bestechen ist ja gleichfalls ein Vorbereiten des ager cordis[2] dessen, den man sich gefügig machen will: der Bauer richtet seinen Acker durch häufiges Pflügen (sulcis frequentibus) her, der Mönch den seiner Seele mit Tugenden (virtutibus) und ein gewitzigter Spanier versucht es beim Kadi vielleicht mit dádivas[3].

Lyon MANFRED BAMBECK

Emprunt et ‚fusion populaire‘

Lat. *verba,* v. sl. *dvoriba,* roum. *vorbă*

B. P. HASDEU (1836–1907) était un très grand savant, qui avait quelquefois des intuitions de génie; en relisant attentivement son œuvre, si vaste et si multilatérale (il était historien autant que linguiste et homme de lettres autant qu'érudit), on pourrait souvent découvrir les points de vue les plus féconds pour le progrès de la recherche scientifique. Je pense, au premier chef, au domaine de la

[1] Migne SL 50, Eucherius, Hom. VIII ad monachos, S. 850 C, D.

[2] Aus unserer Stelle kann man auch ersehen, wie afrz. *de bon aire* „von guter Art“ (nfrz. *débonnaire*), span. *aire* „Anmut“ u. ä. (FEW 53 a, REW[3], 276) nicht *aer,* auch nicht *area,* sondern *ager,* wie wohl heute allgemein angenommen, zum Ausgang haben.

[3] Miguel de Toro y Gomez, Nuevo Diccionario encyclopédico ilustrado de la lengua Castellana, Décimocuarta ed., Paris 1951, S. 223, Art. *cohechar*: ‘‚Sobornar con dádivas al juez.“

linguistique, certain que si Hașdeu n'avait pas écrit en roumain, ou si ses travaux avaient été traduits dans une langue de circulation internationale, il occuperait sans doute, dans l'histoire de la science du langage au XIXe siècle, une des places les plus éminentes[1]. Malheureusement, ni lui-même, ni les savants roumains qui sont venus après lui n'ont, dans la plupart des cas, donné une suite à ses brillantes suggestions. J'en veux, ci-dessous, présenter un exemple, qui me semble intéressant non seulement pour l'histoire du roumain, mais aussi pour la linguistique générale.

Au sujet du roum. *zori* « aube », Hașdeu écrit dans son fameux dictionnaire étymologique de la langue roumaine (*Etymologicum magnum Romaniae,* I, 1886, LIII–LIV): « . . . j'ai passé *zori* dans le lot des mots slaves, bien que la forme *zuori,* rencontrée tant chez le Transsylvain Silvestru . . ., que chez le Moldave Dosofteiu . . ., parallèlement à la vieille forme bien connue *zuoa* = *ziua,* indique plutôt comme origine le lat. *dies,* ou du moins **un compromis populaire entre le mot latin et le mot slave** » (c'est moi qui souligne). L'interprétation donnée par Hașdeu au roum. *zori,* et le principe explicatif qui peut en être dégagé pour d'autres éléments encore insuffisamment élucidés du vocabulaire roumain, n'ont été relevés, sauf erreur de ma part, par aucun des historiens de la langue roumaine. M. A. Rosetti, pour ne citer que le dernier (*Istoria limbii române,* III, 1940, 94), passe à son tour *zori* parmi les emprunts au slave (= v. sl. *zorja*), sans même faire l'honneur d'une mention à l'hypothèse de son illustre devancier et concitoyen.

Cependant, un autre grand linguiste, au sujet d'une autre forme roumaine, propose une explication qui recoupe celle donnée par Hașdeu aux formes *zori, zuori.* Sextil Pușcariu, *Limba română,* Bucarest, I, 1940, 280 (= *Die rumänische Sprache,* Leipzig, 1943, 351), écrit: « Quelquefois le mot slave **s'est superposé** au mot latin, **parce que celui-ci avait une forme ressemblante** (c'est moi qui souligne). Ainsi *sfânt* (sl. *svętŭ*) a remplacé *sân* (lat. *sanctus*), qui se conserve encore dans *Sâmpietru, Sânicoară, Sâmedru* et, dans les régions du sud-ouest du pays, dans *sâmț* (du pluriel *sancti*), nom de la fête des quarante martyrs. » De fait, il y a plus que cela: les deux formes existent conjointement en roumain: d'une part *sânt (sân'), sântă,* qui descend indubitablement du latin (*sanctus* y a perdu sa gutturale sourde comme dans les autres langues romanes), d'autre part *sfânt, sfântă,* que l'on rattache au sl. *svętŭ.* De ces deux formes, la première est ancienne et populaire: c'est celle qu'emploie de préférence le paysan, et non seulement dans des mots composés du type rappelé par Pușcariu, mais aussi à côté de tout nom de saint: *Sântă Mărie, Sân Văsii, Sântu' Dumitru,* etc.; son ancienneté est prouvée par les noms de villes et villages du type: *Dicio-Sân-Martin, Sân-Nicolau-Mare,*

---

[1] Une présentation historique des travaux de Hasdeu linguiste et philologue, due au regretté Th. Capidan, a été publiée dans notre *Revista Clasică,* Bucarest, IX–X, 1937–1938, 25–50.

etc. La deuxième forme, plus récente par rapport à la première, est surtout employée dans la langue écrite et dans le langage urbain, mais les pluriels *sfinţi, sfinte* se sont implantées aussi dans les campagnes. Or, la superposition du mot slave au mot latin, dont parle avec raison Puşcariu, a eu justement pour résultat un « compromis populaire » entre les deux, ce compromis que suggérait Haşdeu à propos de *zori* et qui n'est autre chose que la fusion de deux vocables de même sens et de forme ressemblante, avec, tout naturellement, transfert de sons d'un homologue à l'autre [1]. Car s'il y a – comme le notait Gilliéron – des « collusions verbales » où l'un des deux adversaires disparaît, il en est d'autres où les deux rivaux survivent en se fondant.

Puşcariu pense à d'autres cas encore, où l'explication par superposition pourrait également jouer. Ainsi, roum. *cep* lui semble être lat. *cĭppus* sur lequel est venu s'installer bulg. *čep*; roum. *tâmpină* pourrait être sl. *tąpanŭ* mélangé au lat. *tympanum (*tympenum)*. Et, ajoute-t-il, si *pater* et *mater* ont totalement disparu en roumain et si à leur place on a les mots enfantins *tata* et *mama,* la cause en réside sûrement dans le fait que les Roumains entendaient ces mêmes mots dans la bouche des Slaves (*Limba română,* 281 = *Die rum. Sprache,* 352).

La généralisation est quelquefois maîtresse d'erreurs, je le sais. Et cependant, à la série dont il a été question ne conviendrait-il pas d'ajouter un des mots essentiels de la langue et qui a fait, dans l'histoire du roumain, l'objet de passionnantes controverses ? Pour exprimer l'action de « parler » et la « parole », le roumain est particulièrement riche: il a le verbe *dicere* > *zice,* avec les noms *zicere, ziceri* (dires), *zicală* et *zicătoare* (proverbe); il a *exponere* > *spune* (dire, déclarer), avec les noms *spusa, spusele* (les dires); il a également *exprimere* qui, à côté de l'ancien *screme,* a donné la forme savante *exprima* (mais qu'employait déjà, il y a trois quarts de siècle, dans ses vers, le poète Eminescu), avec le nom néologique *expresie*; il a encore le nom *cuvânt,* « mot » (lat. *conventum*), avec le verbe *cuvântare* (parler, discourir) et un substantif de même forme (= discours), et le nom d'agent *cuvântător*; mais il a aussi, et surtout, le nom *vorbă* et le verbe *vorbi,* avec les dérivés respectifs *vorbărie* et *vorbire.* Ce dernier terme, *vorbă,* qui semble bien être le plus employé de tous et qui est incontestablement ancien, est aussi le seul dont l'étymologie soit discutable: pouvoir expliquer son histoire serait d'autant plus intéressant que le roumain est l'unique langue romane à ne pas avoir adopté le lat. chrétien *parabola* qui s'est substitué partout à l'ancien *verbum.* La question est troublante: pourquoi dans le latin oriental *parabola* n'a-t-il pas pris

---

[1] C'est le terme de 'fusion' qu'il est peut-être préférable d'employer, plutôt que celui de 'contamination', car il n'y a pas ici naissance d'un mot nouveau, du type *cocostârc* = *cocor* + *stârc,* cf. Puşcariu, *Limba rom.,* 22 = *Rum. Sprache,* 11. – Mais cf. aussi P. Ferrarino, *La contaminazione in glottologia,* dans *Convivium,* I, 1947, 421–449, et spécialement 439–440. Le même: « *Contaminare* », dans *Lingua nostra,* VIII, 1947, 91–96.

racine et pourquoi *vorba* l'a-t-il remplacé? Bien entendu, on a voulu voir dans la latinité orientale la seule aire romane qui ait conservé le glorieux *verbum* classique (Cihac, *Dictionnaire d'étymologie daco-romane,* I: *Eléments latins,* Francfort-s.-M., 1870, 320). F.-G. Mohl affirmait même qu'en Dacie, les soldats romains prononçaient *vorba,* au fém. sing.; c'est donc une forme populaire **vorba* qui expliquerait phonétiquement le roum. *vorbă* (*Introd. â la chronol. du lat. vulg.,* Paris, 1899, 200). Mais O. Densusianu repoussait cette étymologie sans hésitation: «il n'y a, à notre avis, aucune relation entre *vorbă* et *verbum,* écrit-il (*Histoire de la langue roumaine,* Paris, I, 1904, 74). Nous considérons le mot roumain comme un dérivé postverbal de *vorbire*»; pas plus que Mohl, d'ailleurs, Densusianu ne donne les fondements de son opinion.

Une relation entre *vorbă* et *verbum* pourrait néanmoins exister, et cela nous ramène à la vieille suggestion de Hașdeu. Si l'on appliquait son principe d'explication à *vorbă,* en partant du sl. *dvorbiti, dvoriba* (étymologie proposée par St. Romansky, *Vorbă und voroavă,* dans le *Jahresber. des Inst. für rum. Sprache,* Leipzig, XIII, 1908, 106–108, et admise par la majorité des linguistes roumains), on pourrait fort raisonnablement en conclure que, pour les oreilles daco-romanes le v. sl. *dvoriba* (prononcé en Dacie *voriba,* Romansky, *loc. cit.*[1]) et le lat. *verba* ayant la même résonance, roum. *vorbă* résulte de la fusion populaire de *voriba* avec *verba,* après que le mot slave s'est superposé au mot latin[2]. Et semblable explication apparaît d'autant plus plausible que les clichés latins auxquels *verba* était incorporé se retrouvent tels quels en roumain: *verba sunt* = «sunt vorbe», *verba facere, multa verba facere* = «a-și face vorbă», «a face multă vorbă», etc. (Cihac, *Dictionn.,* s. v.). Dès lors, l'éclipse de *parabola* en roumain cesserait d'être une énigme.

Mais quel que soit le sort que l'on fasse à l'explication avancée pour *vorbă,* il demeure, je crois, souhaitable qu'un spécialiste du roumain reprenne à son compte l'idée de Hașdeu et étudie de nouveau la partie encore insuffisamment éclaircie du vocabulaire roumain, afin de dépister les mots qui pourraient trouver une explication normale dans la fusion opérée par le peuple entre vocables slaves et latins phonétiquement ressemblants et sémantiquement analogues. Et la linguistique générale ferait, éventuellement, son profit des matériaux roumains ainsi relevés, pour projeter un peu plus de lumière sur le phénomène de la *fusion populaire,* qu'il faut bien distinguer et de l'*emprunt* et de l'*innovation.*

Paris N. I. Herescu

[1] Cf. aussi A. MEILLET, *Etudes sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave,* Paris, 2 vol., 1902–1905, 128, 235, 273, etc.

[2] Le processus sémantique est bien expliqué par Romansky. A ce qu'il dit, ajouter qu'aujourd'hui encore, en roumain, *vorbi* est employé aussi avec le sens de «parler, intervenir en faveur de quel qu'un»: *a vorbi pentru cineva, a pune o vorbă pentru cineva.*

Eine Reminiszenz an den *Tristan* im *Perceval*

Chrétien hat aus seiner Kenntnis des Tristanromans kein Hehl gemacht. Außer dem direkten Hinweis auf das verlorengegangene Gedicht *Del roi Marc et d'Iseut la blonde* in den Eingangsversen des *Cligés* kommt neben den Anspielungen im *Erec*, die nicht gerade freundlich klingen, der *Cligés* als „Antitristan“ in Betracht, der sich in offen ausgesprochenen Gegensatz zu den Voraussetzungen der Tristanminne stellt. Nur der *Perceval* scheint infolge seiner Thematik unberührt von der Einwirkung des berühmten Liebesromans geblieben zu sein. Und dennoch ist auch in seinem letzten Werke Chrétien, ob bewußt oder in unklarer Erinnerung an die Quelle der von ihm übernommenen Episode, den im *Tristan* stehenden Angaben gefolgt, die er fast unverändert für seinen *conte* übernommen hat. Es ist die bisher als eigene Erfindung betrachtete Episode von Percevals Aufenthalt bei der Schloßherrin von Belrepeire (*Perceval* v. 1699 ff.). Die hier festzustellende Übereinstimmung mit dem Teil des Tristanromans, der die Ankunft Tristans und seine Heldentaten in der Burg der blonden Isolde erzählt, beweist überzeugend, daß sich Chrétien bei der Niederschrift seines *conte* den im *Tristan* gebotenen und in ihrer Wirkung schon erprobten Gegebenheiten angeschlossen hat. Der Vergleich der beiden Texte, von denen *Tristan* nach der Übersetzung des Eilhart von Oberg[1] (v. 5488 ff.) zitiert wird, soll diese Behauptung erhärten:

Tristan kommt nach einem Ritt von sieben Nächten in ein von Krieg verheertes Land. Er reitet drei Tage und findet weder Mensch noch Tier. Ein Priester, den er antrifft, gibt ihm Aufklärung. Der König des Landes namens Havelin hat eine schöne Tochter, deren Hand er dem Grafen Riole von Nantis verweigert hat, der nun aus Rache das Land verwüstet und den König im Burgflecken Karahes mit Übermacht belagert. Tristan reitet am nächsten Tage dorthin und *vant den koning stân vorne an der zinnen* (v. 5592/3). Auch sein Sohn Kehenis tritt zu seinem Vater. Tristan bietet seine Dienste an, der König zögert, ihn einzulassen, denn *wir en habin hie kein brôt noch der spîse; âne zwîvel ir mochtet des kummers nicht irlîden den wir armen lûte hân: so jêmerlîche wir uns begân* (v. 5640/44). Tristan gelingt es, die Befürchtungen des Königs zu zerstreuen und wird eingelassen. Er erfährt, daß die Schwester des Kehenis Isolde heiße, das Heer der Belagerer zahlreich und ihr Anführer Riole so stark sei, daß ihn niemand zu bestehen wage. Tristan verläßt des Morgens früh die Stadt, bekämpft und besiegt Riole, der sich ihm zu ritterlicher Haft in der Stadt stellt. Tristan zwingt ihn, die Stadt zu verpflegen; die gelieferten Vorräte genügen für sechs Wochen. Außerdem erhält der König unerwartete Hilfe, da zwei Neffen mit 200 Rittern und Vorräten für zwölf Wochen in die Burg gelangen. Der König berichtet ihnen, was

[1] Herausgegeben von Franz Lichtenstein, Straßburg 1877.

Tristan getan hat, *und bat mâge unde man daz sie im werden undirtân* (v. 5839/40). Tristan führt, da die Belagerer nicht abziehen, seine Streitschar aus der Stadt; in dem nun folgenden harten Kampfe werden die Feinde geschlagen und fliehen. Kehenis gibt Tristan den Rat, um seine Schwester zu werben; Kehenis berief die Adeligen und Isolde *wart gegebin Tristrande* (v. 6137).

Chrétien schließt sich im *Perceval* (v. 1700 ff.) genau an den im *Tristan* berichteten Verlauf der Ereignisse an. Perceval hat Gornemant verlassen und gelangt zu einer Burg, die am Meere gelegen ist. Um die Burg erblickt er nur verwüstetes Land, *terre gaste* (v. 1709). Er reitet über eine morsche Brücke zum Schloßtor, es ist verschlossen; auf sein Klopfen und Rufen erscheint *une pucele meigre et pale,* die er um Einlaß bittet. Er erhält ihn mit dem Bemerken: „*Mes ja gré ne nos an savroiz*“ (v. 1732). Vier bewaffnete *serjant* öffnen das Tor, auch sie zeigen die Spuren der Entbehrung und des Krieges, der sich auch im Aussehen der Straßen, der Häuser und in anderen Einzelheiten bemerkbar macht. Es herrscht Hunger in der Burg *que n'i avoit ne pain ne paste Ne vin ne sidre ne cervoise* (v. 1772/3). Perceval wird zu einem Palast geleitet, wo ihn zwei Ritter und die schöne Burgherrin begrüßen. Sie entschuldigt sich, ihn nicht so beherbergen zu können, wie es der Brauch ist. Sie sitzen im Saale und das Gesinde ist der Meinung *Que Deus l'un pour l'autre feïst Por ce qu'ansanble les meïst* (v. 1873/4). Perceval erzählt, so wie Tristan, woher er kam, und findet nun bei der Nichte seines früheren Wirtes Gornemant um so freundlichere Aufnahme. Das Abendessen ist schmal, die Stunde der Nachtruhe ist gekommen. Perceval schläft, da begibt sich die Burgherrin in sein Zimmer und bittet um Beistand gegen die Bedrängnis seitens eines ungeliebten Freiers. Die Burg hat nur mehr fünfzig Ritter zu ihrer Verteidigung; Anguinguerons, der Seneschall des Königs Clamadeu des Isles, belagert die Burg schon seit einem Winter und einem Sommer, um die Schloßherrin zur Übergabe zu zwingen, da Clamadeu sie zur Frau begehrt. Perceval übernimmt ihre Verteidigung, verlangt aber dafür ihre *druerie.* Er besiegt den Seneschall und sendet ihn an den Hof des Königs Artus. Das Heer hebt die Belagerung auf. Clamadeu erfährt, was geschehen ist, und belagert nun seinerseits Belrepeire, in das vom Meere her ein Schiff mit Vorräten einläuft. Nun fordert Clamadeu durch einen Herold Perceval zum Zweikampf heraus, der schließlich mit dem Sieg Percevals endet. Clamadeu muß Frieden schließen und sich an den Hof des Königs Artus begeben, um seine Niederlage daselbst einzubekennen (v. 2708). Perceval aber verläßt Belrepeire, um seine Mutter aufzusuchen (v. 2910 ff.).

Wie also der Vergleich mit dem *Tristan* beweist, hat Chrétien die Episode, in der die Befreiung der Burg des Königs durch die Tatkraft eines Helden erzählt wird, in den *Perceval* übernommen, da auch seine Redaktion in ihren großen Zügen der Vorlage folgt. Die den beiden Texten gemeinsamen Voraussetzungen können demnach folgendermaßen resümiert werden: Ein Ritter kommt in eine Burg, die,

inmitten eines verheerten Landes liegend, von dem abgewiesenen Freier der Königstochter bzw. der Burgherrin belagert wird. Die Not ist groß, der Helfer erscheint gerade zur rechten Zeit. Er wird aufgenommen, besiegt den Anführer der Belagerer, die unter der Führung des verschmähten Freiers oder dessen Seneschall stehen, und erhält als Lohn die Hand der von ihm Befreiten.

Chrétien ist zwar im Inhalt dem Ablauf der Tristanepisode gefolgt, zahlreiche Einzelheiten seines Textes beweisen jedoch, daß er seine Unabhängigkeit als Neugestalter bewahrt hat. Der Beginn der Episode ist in beiden Texten gleich, der Schauplatz wird mit denselben Worten beschrieben, denn die *terre gaste* in *Perceval* v. 1709 entspricht genau dem Hinweis auf das *lant daz was vorhert und vorbrannt daz he nich ein hûs gesach* (*Tristan* v. 5491/93). Die Klage des Königs, kein Brot, keine Speise zu haben (*Tristan* v. 5640/44) hat ihre Entsprechung in der Bemerkung der Schloßherrin: „*Mes ceanz n'a mes que sis miches. . . . De vitaille n'a plus ceanz Fors un chevrel* (*Perceval* v. 1910/16). Der Einzug des Helden in die Burg wird in beiden Texten fast gleichlautend erzählt. Im Tristanroman eilen Ritter zur Pforte, *daz sloz sie schiere danne stîzen den helt sie balde în lîzen* (*Tristan* v. 5670/73), bei Chrétien führen vier Knappen diesen Dienst aus: *Si ont la porte desfermee Et dient*: „*Sire, venez anz*“ (*Perceval* 1742/43). Dieser Einzug, der im *Tristan* nur kurz abgetan wird, gibt Chrétien Gelegenheit zu einem wirkungsvollen Exkurs über die Entbehrungen, die der Krieg über die Bewohner des Burgfleckens gebracht hat. Mit feinem Empfinden für die Wirkung bestimmter Einzelheiten schöpft hier der Dichter Möglichkeiten aus, die im *Tristan* unberücksichtigt geblieben sind. *Jeüner et veillier* (*Perceval* 1747) haben die Verteidiger und Bewohner entkräftet, die *pucele meigre et pale*, mit der Perceval vor dem Einlaß spricht, auch die *prodome*, die ihm entgegenkommen, sind von *enui et pesance* gezeichnet (*Perceval* v. 1794). Die Häuser sind verfallen, die Mühlen stehen still, so daß kein Brot mehr vorhanden ist: *An nul leu de tot le chastel, Ne n'i avoit pain ne gastel Ne rien nule qui fust a vandre Don l'an poïst un denier prandre* (*Perceval* v. 1766/70).

Nach ihrem Einzug in die Burg werden sowohl Tristan als auch Perceval zu der Schönen geführt, um die der Kampf entbrannt ist. Der Tristandichter unterläßt es, Isolde Weißhand zu beschreiben, wir hören nur aus dem Munde ihres Bruders Kehenis: *Dû mûst des vorwâre jên, daz nî wart kein schôner wîp sie mochte wol eines koninges wîp wesin âne lastir* (Tristan v. 5683/85). Chrétien dagegen gibt die eindrucksvolle Beschreibung von Blancheflor und bemerkt am Schluß, ihre Schönheit sei imstande *anbler san et cuer de jant* (*Perceval* v. 1826).

Wir haben bisher bei diesen Einzelheiten feststellen können, mit welch sicherem Gefühl für die Wirkung seiner Neugestaltung Chrétien Anregung weitergeführt hat, die dem Tristandichter sozusagen in der Feder geblieben sind. Als überzeugender Beleg hiefür kann die Veränderung angeführt werden, die Chrétien mit der Rolle des Priesters vornimmt, der Tristan Auskunft über die Ereignisse gibt, die sich vor

seiner Ankunft abgespielt haben. Diese Aufgabe ist im *Perceval* der Schloßherrin von Belrepeire zugeteilt. Die Mitteilung über den Anlaß der Belagerung erfolgt jedoch nicht sofort bei der Ankunft Percevals, Chrétien kann durch diesen Aufschub das Interesse des Lesers in Spannung halten und außerdem die eindrucksvolle Episode gewinnen, in der Blancheflor ihre Hilflosigkeit darstellt und ihre verzweifelte Lage schildert. In dieser Abänderung der im *Tristan* gegebenen Voraussetzung erweist sich die Überlegenheit Chrétiens, der nicht nur auf die dichterische Begründung seiner epischen Ereignisse bedacht ist, sondern auch die psychologischen Momente, die sich aus der neuen Konzeption ergeben, hervorzuheben versteht. Im *Tristan* spricht der Held nur mit dem König, Isolde, um die der Kampf geführt wird, bleibt im Hintergrund; Chrétien dagegen stellt die Hauptgestalt, um die es sich in dieser Episode handelt, gebührend heraus: er beschreibt ihre Schönheit, wohl um das Verhalten des Clamadeu verständlich zu machen, er betont ihre Hilflosigkeit, die sie zu dem ungewöhnlichen Schritt veranlaßt, des nachts heimlich in das Zimmer des als Retter in der Not betrachteten Perceval zu gehen. Als Entschuldigung dieses Schrittes vor sich selbst und vor dem Leser gibt sie nun den Bericht der Ereignisse, die sie zwangen, Perceval aufzusuchen [1]. Mit dieser Neugestaltung der aus dem *Tristan* übernommenen Anregung hat Chrétien seiner neuen Fassung die Voraussetzungen höfischer Ästhetik und die Eigenart persönlicher Gestaltungskunst verliehen.

Der Kampf um das Schloß wird von Chrétien in der Gliederung vorgeführt, die der Tristanroman festgelegt hat. In beiden Texten erfolgt die Belagerung in zwei Abschnitten, die durch die Besiegung des Anführers begründet wird. Wie Tristan den starken Riole überwältigt, so besiegt auch Perçeval den gefürchteten Anguingueron und dann dessen König Clamadeu. Der Tristandichter gewinnt aus der Niederlage Riolens die Möglichkeit, der ausgehungerten Stadt Speise und Trank zu verschaffen, da Riole sich verpflichten muß, Wein und Korn zu liefern, wodurch die Stadt für mehr als sechs Wochen verpflegt wird (*Tristan* v. 5780/95). Chrétien übernimmt diesen Zug, der Burg Lebensmittel zuzuteilen, da aber Belrepeire am Meere liegt, kann er diese Hilfe besser durch die plötzliche Ankunft eines Schiffes, das vom Sturm in den Hafen getrieben worden war, begründen (*Perceval* v. 2525/60). Man darf fragen, ob nicht auch für diesen Zug eine Bemerkung des Tristanromans die Anregung gegeben hat, denn Eilhart erwähnt, daß zwei Neffen des Königs nach der Besiegung des Riole mit 200 Rittern und Proviant in die Burg kamen: *Die wârin im komen obir sê und retin itzund zû der stad* (*Tristan* v. 5822/23).

---

[1] Qu'il n'a el monde rien qui vive / Tant dolante ne tant cheitive / Que je ne soie plus dolante. Riens que j'aie ne m'atalante; / Quonques nul jor sanz mal ne fui. / Einsi maleüree sui, / Ne je ne verrai ja mes nuit / Que solemant cesti d'annuit, / Ne jor que celui de demain, / Einçois m'ocirrai de ma main (v. 1989 ff.).

Nach der Gefangennahme des Grafen Riole setzen dessen Mannen den Kampf fort, doch werden sie in hartem Streite geschlagen (*Tristan* 6080/84). Vielleicht hat diese Zweiteilung, die im *Tristan* insofern logischer ist, als der verschmähte Bewerber selbst seine Sache vertritt und nicht einem andern die Aufgabe überläßt, die spröde Schöne zu gewinnen, Chrétien den Gedanken nahegelegt, auch seinerseits diese Gruppierung nachzuahmen, indem er zuerst den Seneschall des abgewiesenen Freiers, dann diesen selbst als Belagerer vor die Burg der begehrten Dame führt. Nach der Gefangennahme des Grafen Riole im *Tristan* wird sein Nachfolger im Befehlsamt nicht genannt, Chrétien kann daher, da er die Rolle des Grafen Riole dem Seneschall Anguingueron zuteilt, noch den abgewiesenen Freier Clamadeu persönlich als Anführer für den zweiten Abschnitt der Belagerung einführen. Dieser Vorgang hat für den Protagonisten der Episode den Vorteil, ihn zweimal in einer Probe seiner Tüchtigkeit bestehen zu lassen, die durch die Benennung seiner Gegner individuell abgestufte Wertungen ermöglicht.

Der Kampf Tristans mit Riole weist mit dem entsprechenden Abschnitt im *Perceval* in der Szene des Streites Anguingueron – Perceval Übereinstimmungen auf, die nicht zufällig sein dürften. Tristan wirft Riole aus dem Sattel, das gleiche Mißgeschick trifft den Seneschall (*Perceval* v. 2220). Riole und Anguingueron bitten um Gnade, die ihnen gewährt wird. Wieder findet sich eine Anregung, die Chrétien aus dem *Tristan* in eine andere Weiterung überführt: Riole begibt sich in ritterliche Haft in die von ihm belagerte Stadt (*Tristan* v. 5775), Perceval verlangt dieselbe Sühne vom Seneschall, er solle sich in die Haft der Blancheflor begeben, doch Anguingueron erwidert, daß dies seinen sicheren Tod bedeuten würde *que ceste me toldroit la vie, Se ele me tenoit, sanz faille* (*Perceval* v. 2290/91). Er gibt auch den Grund hiefür an: *Car a la mort son pere fui Et si li ai fez tanz corroz Que ses chevaliers li ai toz Que morz que pris an ceste anee* (v. 2289/84). Erst auf diesen Einwand hin sendet ihn Perceval an den Hof des Königs Artus. Also auch hier zunächst Anlehnung an die im *Tristan* stehende Voraussetzung, die dann nach neuen Gesichtspunkten abgeändert wird.

Der Verlauf der Ereignisse unter dem Befehl des Clamadeu geht konform mit dem im *Tristan* stehenden Bericht. Hier legt der Held den Feinden einen Hinterhalt, der schwere Kämpfe nach sich zieht; die gleiche List wendet Clamadeu gegenüber Perceval an, doch geht sie mit großen Verlusten zum Nachteil des Königs aus. Als dann die weitere Belagerung von Belrepeire durch die unerwartete Hilfe über See her vergeblich wird, fordert Clamadeu seinen Rivalen zum Zweikampf heraus, der jedoch seiner Freiheit und der Belagerung ein Ende setzt.

Der Vergleich der beiden Texte *Tristan* und *Perceval* hat ein interessantes Ergebnis gezeitigt, er hat nämlich Einblick gewährt in die „Werkstatt" des großen französischen Epikers Chrétien de Troyes. Wir konnten nachweisen, daß der Schöpfer des Artusromans zwar Voraussetzungen aus dem von ihm so oft geschmähten Tristanroman

übernimmt, sie jedoch künstlerisch umgestaltet und dadurch Wirkungen erzielt, die den früheren Tristantext in neue Form brachten. Wie gut ihm dies gelungen ist, beweist der Umstand, daß bis heute noch kein Hinweis auf diese engen Beziehungen zwischen *Tristan* und *Perceval* erfolgt ist, *meister Cristjan* hat es zuwege gebracht, aus Bruchstücken fremder Herkunft ein neues Werk eigener Prägung zu schaffen.

So weit die Darlegungen über die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Tristanroman und dem *Perceval.* Sie führen aber über die Betrachtung der beiden Episoden hinaus zu Folgerungen, die für den Tristanroman von Bedeutung sind. Wie aus den Untersuchungen von Bédier, Golther und Schoepperle hervorgeht, gehört die Episode von Isolde Weißhand noch der ältesten Fassung des Tristangedichtes an, die aber bei Thomas (s. Bédier I, No XXX: Isolt aux Blanches Mains) bereits nach neuen Voraussetzungen abgeändert ist. Es fehlt der abgewiesene Freier, dessen Kampf um die Schöne, die sich daraus ergebenden Ereignisse, wie Eilhart sie berichtet. Außerdem ist bei Thomas die Filiation zu den vorangehenden Geschehnissen, die bei Eilhart einen andern Verlauf nehmen, zerrissen. Aus dem *Perceval* aber läßt sich nachweisen, daß Eilhart seiner Vorlage sehr genau gefolgt ist, ein Vorgang, der noch einmal, und zwar durch einen früheren Hinweis Chrétiens im *Cligés* zu Ehren Eilharts erwiesen werden kann. Der Exkurs im *Cligés* v. 2775 ff. über die Vorzüge des jungen Königssohnes ist ein gedrängtes Resumé der entsprechenden Jugendgeschichte Tristans, dessen Erziehung und höfisches Betragen von Eilhart v. 130 ff. eingehend berichtet werden. Der französische Text weist in dieser summarischen Aufzählung auch auf die Fertigkeit des Cligés im Fechten, Jagen und Bogenschießen hin und bemerkt hiezu: *Cist sot plus d'escremie et d'arc Que Tristanz, li niés le roi Marc Et plus d'oisiaus et plus de chiens* (v. 2789/91). Diese Bemerkung entspricht der Stelle im Eilharttext v. 4530 ff., wo von der Jagdfertigkeit Tristans während seines Waldlebens mit Isolde die Rede ist, sein Bogen erwähnt und die Abrichtung des Braken als Jagdhund Tristan als erstem zugeschrieben wird. Im *Erec* v. 1245 ff. wird auf den Kampf Tristans mit Morhot verwiesen, Eilhart erzählt ihn ausführlich v. 790 ff. Wir ersehen aus diesen verschiedenen Hinweisen, daß die Übertragung Eilharts sich sehr genau an ihre französische Vorlage hielt, wir können also aus diesem Umstand den Rückschluß ziehen, daß auch die übrigen, der Isolde Weißhand-Episode vorangehenden Partien des deutschen Tristangedichtes dem französischen Original getreu entsprechen. Dieses war die Quelle für den ersten Teil der Beroulredaktion, es war der Text, auf den auch die Berner *Folie Tristan* in ihren Anspielungen hinweist. Eilharts *Tristan* stellt demnach für uns die älteste Zwischenstufe dar, von der aus die Erschließung des Urtristan auszugehen hat.

Wien STEFAN HOFER

Une Leçon hypercorrecte dans
Les Cent nouvelles nouvelles — édition P. Champion

Dans la nouvelle XXVI de cette édition, la dernière et la plus importante, Gérard, l'amant, vient d'apprendre par la bouche de sa bien-aimée que leurs amours ont été découvertes et qu'il doit prendre congé d'elle. Voici sa réponse:

« Ma leale et bonne maistresse, veez cy vostre humble et obeissant serviteur, qui après Dieu n'ayme rien en ce monde si lealement que vous. Et suis celuy a qui vous povez ordonner et commender tout ce que bon vous semble, et qui vous vient a plaisir, pour estre lyement et de bon cueur sans contredit obeye. Mais pensez qu'en ce monde ne me pourra pis advenir quant il fauldra que j'esloigne vostre tresdesirée presence. Helas! s'il fault que je vous laisse, *il (ne) m'est (pas) advis* que les premieres nouvelles que vous arez de moy, ce sera ma doulente et piteuse mort adjugée et executée a cause de vostre esloigner. Mais, quoy que soit, vous estes celle et la seulle vivante que je veil obeyr, et ayme trop plus cher la mort en vous obeissant qu'en ce monde vivre, voire estre perpetuel, non accomplissant vostre noble commendement. Veez cy le corps de celuy qui est tout vostre: taillez, roignez, prenez, ostez, faictes tout ce qu'il vous plaist. »

Les crochets arrondis ont été insérés à tort, à mon avis, par Pierre Champion. Dans l'édition de Thomas Wright, qui suit aussi le texte du manscrit de Glasgow, on trouve la même leçon, mais sans les crochets arrondis. Je crois que c'est la bonne leçon. Dans l'édition de Le Roux de Lincy, qui reproduit très fidèlement le texte de Vérard, on trouve la leçon: *il m'est advis.* Voilà, sans doute, l'explication des crochets arrondis de Pierre Champion.

Si les deux textes remontent à un même original, il faut supposer que Vérard, ou son correcteur, aient cru devoir lire: *il m'est advis.* Comme nous l'avons déjà remarqué, Pierre Champion a partagé cette manière de voir.

Si l'on analyse le passage cité plus haut, il me semble qu'à l'endroit faisant l'objet de cette discussion, on s'attend à une négation, à une façon emphatique de s'exprimer. Sans la négation, la phrase tombe à plat, manque de force. La négation qui paraît de trop est quand même nécessaire. A l'appui de cette interprétation, nous citons les exemples suivants tirés de la même œuvre:

nouvelle IV (La femme se défend contre le mari qui l'a induite en erreur):

Et ne pensez pas, j'eusse trop mieulx amé la mort que d'avoir de moy mesmes consenty ne acordé ce meschef.

nouvelle XLIV (Le père explique au curé la raison pour laquelle sa fille reste toujours demoiselle):

et ne pensez pas ce que je la tiens si longuement avecques moy, c'est malgré moy.

Et ne pensez pas veut dire évidemment: « et vous pouvez être sûr. »

Dans tous les cas cités, on se trouve devant une façon émotive et illogique de s'exprimer, et qui est incorrecte au point de vue de la stricte analyse grammaticale. C'est pour cette raison que Pierre Champion et ses devanciers, à l'exception de Thomas Wright, ont opté pour la leçon sans la négation. A mon avis ils ont eu tort. *Il ne m'est pas advis* exprime une idée beaucoup plus forte que le simple *il m'est advis* = « il me semble ». Le sens ici est: « je n'ai aucun doute ». Cette manière négative de s'exprimer, illogique au premier abord, fait penser au français moderne: *je ne dis pas.* Cf. *La Chanson de Roland,* 11. 590–91:

La gent de France iert blecee et blesmie;
Nel di por ço, des voz iert la martirie.

Le français moderne *rien moins que* rentre dans la même catégorie.

New York J. Podgurski

Zeitschriftenschau

BULETINUL BIBLIOTECII ROMÂNE. *Studii şi documente româneşti.* Freiburg i. Br. vol. I, 1 (1953) 236 p. + 4 planches; vol. II (1954) 272 p. + 14 planches, ronéotypé. Du riche sommaire de ce bulletin qui embrasse la bibliographie, la langue, la littérature et l'histoire roumaines, publié avec beaucoup de soin, bien que dans des conditions modestes, nous retenons quelques études qui peuvent intéresser la linguistique romane.

Nandriș, G., *Texte şi glose româneşti în Biblioteca Bodleiană din Oxford.* I pp. 55–58. L'auteur signale la découverte extrêmement importante, faite dans la Bibliothèque Bodléienne d'Oxford, de plusieurs gloses et manuscrits intéressant l'histoire ancienne du roumain, entre autres, d'un *Abecedarium Latino-valachicum* et d'un dictionnaire en huit langues.

Reichenkron, G., *Bericht über die Abteilung „Rumänisch" innerhalb des Faches Romanische Philologie an der Freien Universität Berlin.* I pp. 159–160. A compléter avec les renseignements donnés dans: *Bericht über die Balkan-Abteilung des Romanischen Seminars der Freien Universität Berlin.* SÜDOST FORSCHUNGEN XIII (1954) pp. 292–294, § 1 *Rumänisch.*

Isopescu, C., *De la langue et de la littérature roumaine en Allemagne.* I pp. 123–158; *Il diplomatico studioso americano E. Schuyler e i Romeni. Con uno sguardo sulla filologia romena in periodici inglesi ed americani dell'* 800. II pp. 125–182. Renseignements bibliographiques extrêmement utiles, le plus souvent inédits, sur le développement de la linguistique roumaine. N'oublions pas que l'ouvrage de L. Şăineanu, *Istoria filologiei române.* Bucarest, date de 1892 et que depuis personne ne s'est attaqué de façon méthodique à ce sujet.

Nandriș, G., *Despre reforma ortografiei române.* II pp. 1–6. Critique des incohérences de la nouvelle orthographe roumaine. A compléter avec l'analyse détaillée faite par A. Lombard dans son ouvrage, *Le verbe roumain.* II pp. 1123–1131, Appendice.

Guția, I., *Note de lexicologie română*: libera *cu derivatele sale.* II pp. 7–20. Cette note vient très à propos; le problème des rapports entre la langue et la politique dépasse le cadre restreint du roumain. Il mériterait un examen plus approfondi dans le domaine de la linguistique générale. D'ailleurs de nombreuses études publiées récemment – rappelons en passant le nouveau livre de M. St. Chase, *Power of words.* Londres, 1955 – témoignent de l'intérêt qu'il suscite. Nous avons consacré nous même quelques pages à cette question dans: *Le partage politique de l'Europe et la scission linguistique. Les tendances actuelles de la langue roumaine.* II pp. 21–38.

Banfi, F., *I paesi romeni nei monumenti cartografici italiani del Rinascimento.* II pp. 89–124 + X reproductions de cartes médiévales.

Bien que dépassant le cadre de la linguistique cette étude est précieuse pour la toponymie roumaine. Le même filon des portulans italiens du Moyen-Âge avait été exploité par G. I. Brătianu qui était arrivé à des résultats intéressants. Cf. également: Grămadă, N., *La Scizia Minore nelle carte nautiche del Medio Evo. Contribuzioni alla topografia storica della Dobrogea.* EPHEMERIS DACOROMANA IV (1930) pp. 212–256.

Paris EUGÈNE LOZOVAN

Revista de dialectología y tradiciones populares. Tomos IX–X. Madrid 1953–1954. (Consejo Superior de Investigaciones Científicas. Centro de Estudios de Etnología Peninsular). Director: V. García de Diego.

Die RDTP hat ihren 10. Band abgeschlossen, eine Tatsache, die zu einer kurzen Rückschau auf das bisher Geleistete gemahnt. Ganz der spanischen Dialektologie und der Volkskunde der Pyrenäenhalbinsel gewidmet, stellte sie bei ihrer Gründung, infolge ihrer besonderen Ausrichtung, in Spanien eine Neuerung dar, wobei die Verbindung der beiden Disziplinen, der Dialektologie und der Volkskunde, die so viele Berührpunkte haben, als besonders glücklich angesehen werden muß. In dem zurückliegenden Dezennium hat sich die Zeitschrift unter der Leitung ihres verdienten Direktors Vicente García de Diego zu einem der führenden Organe der geisteswissenschaftlichen Forschung in Spanien entwickelt, dadurch daß sie nicht nur aus den verschiedensten Gebieten der Mundartenforschung und insbesondere der geistigen und der materiellen Volkskunde neues Material für die weitere Forschung bereitgestellt, sondern durch die veröffentlichten Untersuchungen auch wesentlich zur Klärung wissenschaftlicher Probleme beigetragen hat.

Abgesehen von Besprechungen von Neuerscheinungen und der Jahresbibliographie, die auch Amerika und das übrige Europa mitberücksichtigt, enthalten die Bände IX–X die folgenden Arbeiten:

Spanische Dialektologie:

F. González Ollé, *El habla de Quintanillabon (Burgos)* (IX, 3–65). Ausführungen über Laut- und Formenlehre, Wortbildung und Syntax; Wörterverzeichnis mit sprachlichen Erläuterungen und Bezugnahmen auf die Etymologie. Mit einer Kartenskizze.

D. Catalán, *Inflexión de las vocales tónicas junto al Cabo Peñas (Contribución al dialecto leonés)* (IX, 405–415). Behandelt die Veränderung der betonten Vokale durch Einfluß eines auslautenden *-u*, auch *-i* der folgenden Silbe in Asturien im Gebiet nordöstlich Avilés und setzt sie in Beziehung zu den sprachlichen Verhältnissen im Gebirgsland südl. von Oviedo. Offenbar hat eine von Oviedo und Avilés, später auch Gijón ausgehende Reaktion ein ehemals einheitliches sprachliches Areal, das Zentral-Asturianische, auseinander gerissen. Mit zwei Kartenskizzen.

D. Catalán, *Concepto lingüístico del dialecto „chinato" en una chinato-hablante* (X, 10–28). Veröffentlichung einer Reihe von mundartlichen Texten aus Malpartida bei Plasencia (Nord-Extremadura), die von einer Mundartsprecherin aufgezeichnet worden sind, und Erläuterung der sprachlichen Eigentümlichkeiten. Die Md. hat die alt-

span. Unterscheidung zwischen *-s-* und *-ss-* sowie *ç* und *z* bewahrt. Beachtenswert sind die satzphonetischen Verhältnisse.

J. J. B. Merino de Urrutia, *Vocabulario de palabras recogidas en el Valle de Ojacastro* (*Rioja*) (X, 323–330). Liste mundartl. Wörter aus der Rioja Alta.

María del Carmen Grau Torres, *Formas derivadas de* SĬLĬQUA (IX, 493—498). Dankenswerte Übersicht über die Reflexe von SĬLĬQUA 'Schote' in Spanien. Das Wort lebt sonst in Italien, auf Sardinien und im Berberischen.

L. Calvo Ramos, *Derivados de* LEVITU y LEVITARE (IX, 705–711). Verzeichnis der mundartl. Formen, die 'Hefe', 'Sauerteig' bzw. 'aufgehen' (vom Teig) bedeuten, mit Angabe ihrer geographischen Verbreitung. Im Osten der Halbinsel liegen Ableitungen von LEVITU und LEVITARE mit solchen von LEVATU und LEVARE im Kampf; im Baskischen liegen Ableitungen von LEVAMINE und LEVAMEN vor. Mit einer Karte.

Galicische Lexikologie:

F. Bouza-Brey, *Onomástica del zarcillo de la vid en Galicia* (X, 3–9).

V. de Olano Silva, *Toponimia gallega* (X, 190–227). Ortsnamen aus der Provinz Lugo nebst den alten Belegen.

Baskische Dialektologie:

W. Giese, *Terminología de la casa vasca* (IX, 569–600). Untersucht, auf Grund von eigenen Aufnahmen über die Terminologie von Haus und Hausrat im französichen und spanischen Baskenland im Jahre 1953, die dialektologische Differenzierung des heutigen Baskischen in phonetischer und in lexikologischer Hinsicht. Abgrenzung der spanischen sowie der gascognisch-bearnesischen Lehnwörter. Das Verhältnis von altbaskischen Wörtern zu lateinischen und romanischen Lehnwörtern ist auf beiden Seiten der Pyrenäen 2:1:1. Bemerkungen über den Stand der Bewahrung des alten Sachgutes.

Sondersprachen:

J. Ramón y Fernández Oxea, *O Barallete, Jerga de los oficios ambulantes de la provincia de Orense* (IX, 185–217). Interessante Studie über die Sondersprache der wandernden Schleifer, Schirmmacher, Korbflechter usw. des armen Berglandes im Osten von Orense, mit reichhaltigem Vokabular; Vergleiche mit dem Wortschatz anderer galicischer Sondersprachen, über deren Verteilung im Raum eine Karte unterrichtet; Soziologisches.

Volkskunde allgemein:

G. Manrique, *Yanguas de Soria. Cultura popular pastoril* (X, 161–175). Der äußerste Norden der Provinz Soria, das Gebiet um die Stadt Yanguas, insbesondere das Dorf La Vega, ist noch reich an alten volkstümlichen Traditionen, wenn auch die Tracht bereits geschwunden ist, abgesehen von der Tracht der Hirten. Bemerkungen zur Sachkultur, Rätsel, Spiele, Volkslieder und kurzes Vokabular zur Hirtenkultur. Mit 4 Photos.

Volksglaube, religiöse Bräuche und Feste:

Pilar García de Diego, *Supersticiones* (IX, 140–156). Bemerkenswerte Belege aus verschiedenen Gegenden Spaniens über die Seelen von Abgeschiedenen, die auf der Erde erscheinen: zur Hölle Verdammte, die den Lebenden gefährlich werden, und Seelen aus dem Fegefeuer, die die Hilfe der lebenden erbitten. Vorzeichen des Todes, Glaube an den tödlichen Biß oder Stich von Tieren. Alles aus der mündlichen Überlieferung geschöpft.

R. Violant y Simorra, *Los animales de color negro en las supersticiones españolas* (IX, 272–328). Reiche Beispielsammlung über schwarze Tiere als Boten des Glücks oder des Unglücks, insbesondere aus Katalonien und dem Pyrenäengebiet, nach eigenen Feststellungen und nach der Literatur; Beispiele von anderen Völkern und aus der antiken Literatur. Ich stimme V. bei, wenn er in dem Volksglauben Überreste totemistischen Denkens sieht. Was die Verehrung eines Tiers als Gottheit durch die Hirten betrifft (S. 323), so glaube ich nicht daran, daß diese Auffassung durch „indogermanische Hirten- und Kriegerstämme, die die Pyrenäen kreuzten" nach Nordspanien gekommen ist. Die Entstehung von Tiergöttern ist überall möglich und dürfte auch in Spanien uralt sein. Jedenfalls sind im Aquitanischen (Iberischen) ein „Schwarzer-Hammel-Gott" (*aherbelste deo*) und ein „Schwarzer-Esel-Gott" (*astoilunno deo*) nachgewiesen (siehe V. Bertoldi in RPF II, 1–15). Der kultischen Verehrung des Hammels entspricht der gleiche Kult in Lybien. Auch sprachlich entspricht iberisches *aher*, bask. *ahar* 'Hammel', einem berber. *akâr, akrâr,* so daß hier afro-europäische Beziehungen klar zutage liegen. Wir verstehen nun auch die Rolle des schwarzen Hammels als Kulttier in Benés im Pallars Sobirá (V. S. 274).

Marqués de Castellanos, *Tradiciones religiosas de Pascualcobo (Ávila)* (IX, 329–349). Ausführliche Beschreibung der Semana Santa unter Mitteilung der dabei gesungenen Liedertexte; Beschreibung der Einsegnung der Felder, des Antonio-Festes und Allerheiligen. Mit acht instruktiven Photos.

V. Lis Quibén, *Los ensalmos de la elaboración del pan en Galicia* (IX, 525–532). Brotsegen unter Anrufung von Gott, der Jungfrau Maria oder von Heiligen, wie sie an den verschiedensten Orten Galiciens bei der Teigbereitung (zum Treiben der Masse) oder beim Einschieben in den Ofen (zum guten Ausbacken) gesagt werden.

Bárbara Aitken, *Las fiestas de Viloria, pueblo natal de Santo Domingo* (IX, 499–503). Viloria liegt im Westen von Santo Domingo de la Calzada (Provinz Logroño). Beschreibung des Festes des hl. Domingo, wie es 1932 gefeiert wurde. Mitteilung der zu Ehren des Heiligen rezitierten Verse. Der Heilige ist bei den Bauern des kleinen Dorfes Viloria zu einem ländlichen Heiligen geworden. – Sprichwörter und Reime aus Santo Domingo de la Calzada, oder solche, die sich auf diese Stadt beziehen teilt B. Gil mit, der aus dem Orte stammt: *Dictados tópicos de Santo Domingo de la Calzada* (X, 472–482).

S. Jiménez Sánchez, *De folklore canario. El mes de San Juan y sus fiestas populares* (X. 176–189). Beiträge über das Johannisfest und das Fest des hl. Antonius von Padua.

Masken:

S. García Sanz, *Botargas y enmascarados alcarreños* (IX, 467–492). Erster Teil einer Arbeit, die Maskenträger (meist mit Holzmaske) beschreibt, die, jeweils einer, an verschiedenen Orten der Provinz Guadalajara, und zwar jeweils bei einem anderen religiösen Fest, auftreten, sowie deren Tätigkeit, meist ein Sammeln von Gaben. Am bemerkenswertesten ist die „botarga“ in Retiendas, die auch Schellen trägt. Mit acht Photos und drei Zeichnungen.

Agrarriten:

F. Bouza-Brey, *Ritos agrarios propiciatorios del espíritu de la tierra en Galicia* (IX, 66–88). Wertvoller Beitrag über Mais-Dämonen und Vegetationsopfer in Süd-Galicien und im Bierzo.

Volksdichtung:

F. R. Espinosa, *Folklore español de la Isla de Guam* (IX, 95–125). Der Verf., ein Sohn des bekannten nordamerikanischen Hispanisten und Volkskundlers A. M. Espinosa, war 1945 in Diensten der USA-Marine ein halbes Jahr auf der Marianeninsel Guam, die von 1565 bis 1898 spanischer Besitz war. Interessant ist die Feststellung, daß viele der Eingeborenen neben ihrem heimatlichen Idiom noch heute mehr oder minder gut spanisch sprechen. E. veröffentlicht zwei Romanzen und ein Krippenspiel nach Manuskripten, die er auf Guam fand. Die Romanzen-Manuskripte scheinen von den Philippinen zu stammen und wurden wohl (nach E.) von Missionaren im 18. Jh. verfaßt; das Krippenspiel ist jünger, seine Herkunft die Philippinen oder Mexiko. Das Ms. des Krippenspiels ist eine Fortsetzung des Ms. der zweiten Romanze und von gleicher Hand geschrieben (S. 116). Man versteht daher nicht, daß das Ms. der zweiten Romanze als „muy viejo“ bezeichnet wird (S. 96), soll das etwa heißen „sehr abgenutzt oder sehr vergilbt“? Die erste Romanze stammt aus dem Kreis um Carlomagno. Espinosas Fund ist wichtig, weil man spanische Romanzentexte von den Philippinen bislang nicht kannte, obwohl bekannt war, daß derartige Romanzen spanischer Herkunft in alteinheimischen Idiomen wie Tagalo, Pampango, Ilokano auf den Inseln verbreitet sind. Dean S. Fansler hat eine Romanze in Tagalo mit engl. Übersetzung im *Journal of American Folkore* XXIX (1916), 203–281 veröffentlicht.

J. Lago Alonso, *Cantos populares de Galicia* (IX, 504–524).

M. Curiel Merchán, *Cantares populares extremeños* (X, 249–261). Volkslieder aus einigen Orten der Provinz Cáceres, insbesondere „Cantares de ronda“ aus Peraleda de la Mata.

J. Pérez Vidal, *El alma de Tacande* (*Leyenda*) (X, 644–654). Romanze über eine büßende Seele, deren Spuk in Tacande de Arriba, einer kleinen, zu dem Ort El Paso auf der Insel La Palma (Canarias) gehörigen Häusergruppe, lokalisiert wird. Mit 4 Photos der Örtlichkeit.

Sprichwörter:

C. Morán Bardón, *Refranes y sentencias populares* (X, 228–248). Sprichwörter aus der Gegend um Salamanca, von denen sich viele auf Landwirtschaft und Viehzucht sowie auf den Bauernkalender beziehen. Der Sammler, der Augustinermönch C. Morán, der sich durch eine

Reihe wertvoller volkskundlicher Arbeiten über León verdient gemacht hat, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Die volkskundliche Forschung bewahrt ihm ein ehrendes Andenken.

Rätsel:

J. Pérez Vidal, *Dos notas al Libro de Apolonio* (IX, 89–94). Über das Fortleben zweier Rätsel, die Tarsiana im *Libro de Apolonio* ihrem Vater aufgibt, in der volkstümlichen Tradition.

Testamente:

J. L. P. de Castro, *El testamento del gato y una canción de corro en Figueras (Asturias)* (IX, 350–357).

Pilar García de Diego, *El testamento en la tradición* (IX, 601–666 und X, 400–471). Die gelehrte Verfasserin greift in dieser umfangreichen Studie ein Thema wieder auf, zu dem sie schon verschiedene Beiträge veröffentlicht hat, um Fragen des Ursprungs, des Alters und der Verbreitung zu klären. 4 Abb. im Text und 23 Phototafeln zieren die Arbeit, die von den im Volk umlaufenden beliebten Testamenten handelt, die bald ernsthafter Natur (Testament Christi, Testamente von Königen usw.) sind, bald scherzhaften oder satirischen Charakter zeigen (Tier-Testamente, Testamente des Judas, des Karnevals usw.). Gewisse stilistische Elemente lassen sich bis in das Altertum zurückverfolgen. Das Testament des *Grunio Corocota Porcelo,* vom hl. Hieronymus als Unterhaltung der römischen Jugend überliefert, ist der älteste Beleg eines lateinischen Tier-Testaments. Für Spanien gibt P. G. de D. ein reiches und vielgestaltiges Belegmaterial. Man wird ihr wohl auch beipflichten müssen, wenn sie den Ursprung der Testamente in den Menschenopfern der Antike und in ihrer späteren Ablösung durch das Tieropfer sieht. Darauf weisen jedenfalls die Tier-Testamente und das testamentarische Verteilen der einzelnen Körperteile, das sich in einer Reihe von menschlichen Testamenten volkstümlicher Art findet (Testamento del marinero, Testamento de Napoleón). Die Verfasserin erkennt selbst, daß sich andere zeremonielle Bezüge in die späteren und heutigen Erscheinungen eingemischt haben: „Creo, pues, que existen simultáneamente restos de arcaicas ceremonias de distinto origen: Saturnales, Bacanales, etc., cuyos ritos se interfieren unos en otros, siendo difícil deslindar sus propios campos“ (X, 451). Nach meiner Auffassung hat P. G. de D. einige Bräuche in den Kreis der römisch-griechischen Opferkulte und ihrer Nachwirkungen gezogen, die viel älter sind und die daher nicht unmittelbar in diesen Kreis der Betrachtung gehören. Freilich haben sie als vorantiken Kulte auch in der Antike ihren Niederschlag gefunden. Wir lernen ja immer mehr die Entstehung der griechischen Götterkulte aus dem Kult alter Erd- und Vegetationsdämonen zu begreifen. Jedenfalls dürften die Kulte, auf die ich hier anspiele, und deren Reste wir in spanischen Bräuchen vor uns haben, auf der Pyrenäenhalbinsel älter sein als der griechisch-römische Kultureinfluß, und es erscheint mir wichtig, sie als vorhistorisch in Spanien zu charakterisieren. Die Bräuche des Hahnentötens, von denen P. G. de D. zahlreiche neue Belege aus Kastilien beibringt, und deren Verbreitung in Galicien, Extremadura und León sowie auch Kolumbien ihr wohlbekannt sind, darf man m. E. keineswegs mit der Auspicia ex tripudiis pullaria in Zusammenhang setzen (IX, 633), bei

der es sich doch um Weissagung aus der Art des Fressens von Kücken handelt. Es handelt sich beim Hahnentöten vielmehr um uralten Dämonenkult, ursprünglich um einen Korndämon. Über die Verbreitung des Hahnentötens in Béarn, Asturien, auf Ibiza, in Nordportugal, Brasilien, in der Dominikanischen Republik und in Mexiko habe ich in der *Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde* XV (1937), 198–201 gehandelt. – Ein anderer Fall ist das Verbrennen der „Alten" in Rosales (León), das Verbrennen der „vieja Cuaresma" in Katalonien, ein verwandter Brauch in Carvallal (Lugo) in Galicien bzw. das „Zersägen der Alten" in Anaya (Segovia), wovon P. G. de D. (IX, 662) berichtet. Im Falle von Rosales denkt Verfasserin an das Nachwirken der Verbrennung einer Hexe durch die Inquisitión („puede ser la de una bruja quemada en la hoguera por la Inquisición", IX, 662). Das ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil die Inquisition sich nur selten mit Hexenprozessen abgab. Meines Wissens gab es in Spanien Hexenprozesse überhaupt nur im Baskenland. Es handelt sich in all den angeführten Fällen offenbar um den römischen Brauch des Winteraustreibens, bzw. bei der „vieja Cuaresma" um das Fastenaustreiben. Das „Zersägen der Alten" ist in Portugal weit verbreitet (*serrar a velha*): Trás-os-Montes, Beira, Estremadura, Alentejo, Madeira. Für Katalonien und die Balearen siehe jetzt die vielen Beispiele, die J. Amades RDTP IX, 432–436 mitteilt. – Auch das Verbrennen des Judas (IX, 663) ist m. E. älter als die Einführung der Inquisition. P. G. de D sieht darin „un *auto de fe* público" und ich nehme an, daß sich dieser Ausdruck auf die Inquisition beziehen soll und nicht nur ein stilistisches Ausdrucksmittel ist. – Einige Bemerkungen zu der Wortliste zum judenspanischen *Dote de la hija de Amán* aus Tetuán (X, 432–434): Ist *xicor* kat. *xicot* ʻStrick' ? Oder ist an hebr. *eškor* ʻGeschenk' zu denken, hier in der Bedeutung ʻfeine Bänder' ? Von den als türk. angegebenen Wörter sind *miras* arab. *mîrâs* ʻErbschaft' und *nazar* arab. *nazar* ʻBlick', ʻSehkraft'. Beide sind auch aus dem Arab. ins Türk. entlehnt. Für das Judenspanische von Tetuán ist aber stets zunächst an das arab. Wort zu denken. Auch *xurapes* möchte ich trotz des *p* lieber von arab. *ǧaurab*, ägypt.-arab. *ǧurâb, šurâb, šarâb* ʻStrumpf' herleiten als von türk. *çorap* (X, 434 *cûrapa*), das wiederum aus dem Arab. genommen ist. Jedenfalls stimmen Anlaut und Vortonvokal besser zum Arabischen. Von den nicht geklärten Wörtern ist *xanizico* offenbar eine Ableitung mit span. Suffix von arab. *ḫâna* ʻFeld, Quadrat' (für Zierrat); *bazma* türk. *basma* ʻbedruckter Kattun'. Der Text bedarf natürlich noch einer sprachlichen Spezialuntersuchung. – Die Arbeit ist ungemein anregend und hat die Forschung ein gutes Stück vorangetrieben.

Volkstheater;

A. de Larrea, *Siglo y medio de marionetas II* (IX, 667–704). Dieser zweite Teil der dem Marionettentheater in Cádiz gewidmeten Arbeit bringt den Text des Spiels *El nacimiento del Mesías* nebst drei ausgezeichneten Photos.

Kinderspiele:

A. M. Espinosa, *Folklore infantil de Nuevo Méjico* (X, 499–547). Reichhaltige Sammlung von Kinderspielen, Kinderreimen und Sprü-

chen. Zusammenfassung früher veröffentlichten und neuen Materials. Viele bibliographische Hinweise.

T. Brandão, *La Condessa* (X, 590–643). Brasilisches Kinderspiel, dem die span. Romanze von der *Condesa de Aragón* zugrunde liegt. Romanze (und Spiel?) sind von Spanien aus nach Italien, Frankreich, Portugal und Südamerika verbreitet worden. B. teilt Textvarianten aus den verschiedensten Landschaften Brasiliens, Portugals und Spaniens mit, aus Argentinien, Chile, Kolumbien, Venezuela, Cuba, Puerto Rico, Mexiko und Nicaragua, auch zwei französische und eine katalanische.

Volkskalender:

J. Amades, *Calendarios de analfabetos* (IX, 416–466). Volkstümliche Mittel der Zeitrechnung in den katalanisch sprechenden Teilen Spaniens und in Roussillon: Stand der Sonne in bezug auf gewisse Steine oder Straßen, Zeitrechnung der Hirten mittels einfacher Geräte (zwei Schnüren), siebenfüßige ausgeschnittene Papierfiguren zur Berechnung der Fastenzeit, ähnliche Figuren für die Adventszeit, Bilderbögen. Unter den letzteren finden sich richtige Festtagskalender, bei denen unter den Bildern der Tag des Heiligen und evtl. ein charakteristisches Sachsymbol in Buchstaben geschrieben stehen. Ob die älteren Bilderbögen, ohne Schrift, das ,,Aleluya" aus Barcelona, aus der Mitte des 7. Jhs., tatsächlich Kalenderwert besessen haben, bleibt zweifelhaft. Zu erinnern wäre in diesem Zusammenhang an die bildliche Darstellung der Monate im span. *Libro de Alixandre*, aus der Mitte des 13. Jhs., Strophe 2518–2530. Noch in den letzten Jahren pflegten Kinder meiner Verwandtschaft in Hamburg zu Weihnachten selbstgemachte Kalender in Blockform zu verschenken, auf denen die einzelnen Monate durch bildliche Darstellungen wiedergegeben waren. Schließlich sei der in Deutschland üblichen Adventskalender für Kinder gedacht, bei denen jeden Tag ein weiteres Fensterchen geöffnet wird. Acht ganzseitige Abb. und neun Figuren im Text erläutern Amades' Ausführungen.

Tracht:

L. de Hoyos Sáinz, Nieves de Hoyos Sancho, *Zonas de la ornamentación en los trajes populares de España* (IX, 126–139). Mit einer Kartenskizze und 12 recht guten Photos. Bemerkenswerter Versuch der Gliederung Spaniens in sechs Trachtenzonen auf Grund der ornamentalen Zierformen und der dabei verwendeten Materialien.

Volkstümliche Musikinstrumente:

R. Violant y Simorra, *Instrumentos músicos de construcción infantil y pastoril en Cataluña* (X, 331–399 und 548–590). Mit 5 Photos und 33 Abb. Die ausgezeichnete Arbeit behandelt die volkstümlichen Musik- (und Geräusch-) Instrumente der Kinder und der Hirten Kataloniens auf Grund eines reichen, mit großer Mühe und Sorgfalt zusammengetragenen Materials. Die genauen Materialangaben, die eingehende Beschreibung der Herstellung der Instrumente und ihres Funktionierens, unterstützt von instruktiven Zeichnungen, orientieren nicht nur über die Instrumente, sondern gestatten in jedem Falle auch ihre praktische Herstellung. Stets wird auf die Bedeutung der

Instrumente im Leben des Volkes eingegangen. Die mitgeteilte Terminologie gestattet Einblicke in die volkstümliche Namengebung. Einige Hirteninstrumente stellen Vorformen künstlerischer Musikinstrumente dar, so Flöte, Schalmei, Dudelsack. Fast alle behandelten Instrumente sind im Museo de Etnografía Nacional in Barcelona, dessen Konservator Verf. ist, in der Sección B ausgestellt. – S. 363 spricht V. von der Oboe „en su forma sencilla de clarinete", was nicht verständlich ist, denn die Oboe hat konische, die Klarinette zylindrische Bohrung, die Begriffe Oboe und Klarinette schließen einander aus. S. 584: Die hölzerne Knarre (kat. *garreu de fust*) ist auch in der Provence und im Baskenland verbreitet und darüber hinaus (im Altenland bei Hamburg bedienen sich ihrer die Kinder während der Kirschenzeit zum Vertreiben der Spatzen in den Kirschbäumen).

Flußwasserhebewerke:

J. Caro Baroja, *Norias, azudas, aceñas I: La rueda de corriente* (X, 29–160). Mit 46 Abb. oder Kartenskizzen. Weitausgreifende historische und geographische Untersuchung der Flußwasserhebewerke Spaniens, deren Ursprung im östlichen Mittelmeer, im Kreis der griechischen Kultur C. B. nachweist. C. B. behandelt das Rad im griechisch-römischen Altertum, die Verwendung von Rädern bei Mühlen und in römischen Bergwerken der Pyrenäenhalbinsel, die Flußwasserräder in der islamischen Welt (auf Grund arabischer Abhandlungen über Mechanik, von Angaben arabischer Geographen und Reisenden sowie neuerer Autoren), die entsprechenden Räder Ostasiens, in denen er letztlich griechischen Kultureinfluß sieht, die Räder des maurischen Spanien, Italiens, die Räder des neueren und heutigen Spanien. Unter Rad ist hier und im folgenden immer Flußwasserheberad zu verstehen. Für den Nachweis der Räder in Spanien in maurischer und nachmaurischer Zeit bedient C. B. sich aller nur möglichen Quellen: Reisenotizen, Angaben bei Madoz, Stadtsiegel, Miniaturen, Gemälde. So wird der volkskundliche Bestand in sehr dankenswerter Weise historisch unterbaut. Freilich geht aus den benutzten Quellen nicht immer klar hervor, ob es sich tatsächlich um ein Flußwasserhebewerk handelt und ob es sich immer um den gleichen Typ handelt. C. B. weist denn auch öfters darauf hin, daß es sich im gegebenen Falle auch um ein Schöpfrad mit Tierantrieb handeln könnte. Der S. 73 Mitte genannte Typ (*šird*) vom Euphrat gehört offensichtlich nicht zu den von C. B. behandelten Hebewerken, sondern entspricht einer anderen Art von Wasserschöpfwerk, über die ich in den *Anales del Instituto de Linguística,* Mendoza, V, 295–301 gehandelt habe, und die wie ich in einer im Druck befindlichen Notiz zeige, auch in Oman, Yemen und Saʿudi-Arabien vorkommen. Zahlreiche Brunnen dieses Typs stellte ich 1956 in der Oase Tagiura in Lybien fest. Über die irakische Variante siehe K. Dalldorf, *Die künstliche Bewässerung Mesopotamiens,* Hamburg 1933, S. 15 (mit Abb.). C. B. glaubt Beziehungen zu dem Verfahren im maurischen Ronda zu sehen, die jedoch nicht bestehen. In Ronda beförderten Christensklaven das Wasser des Guadiaro auf einem unterirdischen Treppenweg in Ledersäcken in die (belagerte) Stadt. Beim *šird* werden Ledersäcke, die sich durch ein System von Stricken öffnen und schließen, von Tieren, die sich auf einer schrägen Bahn bewegen, gezogen.

Am Ende eines terminologischen Exkurses empfiehlt C. B. (S. 60), sachliche und lexikologische Studien getrennt vorzunehmen, weil häufig das gleiche Wort Geräte bezeichnet, die ziemlich unterschiedlich gestaltet sind, während andererseits ein und derselbe Gegenstand mehrere Bezeichnungen haben kann. Nun, das wissen auch die Dialektologen, die sich mit Wörtern und Sachen beschäftigen, längst. Wir müssen C. B. aber beipflichten, wenn er von den „confusiones" spricht, die in „algunos léxicos" usw. herrschen. Leider findet man auch heute noch in ernsthaften Arbeiten Wörterbuchbelege, die zitiert werden, um das Vorhandensein einer bestimmten Sache in einer bestimmten Gegend zu beweisen, während wir gar nicht wissen, ob es sich wirklich um den gleichen Gegenstand handelt. Der volkskundlich und sprachwissenschaftlich geschulte Forscher wird die Klippen zu vermeiden wissen.

Wichtig sind die Belege (S. 104–106) für die Abhängigkeit Marokkos in der Sachkultur vom maurischen Spanien die sich übrigens auch in der Baukunst nachweisen läßt.

Zur Verbreitung der Flußwasserschöpfräder lassen sich für die Gegenwart noch weitere Belege aus Abbildungs- und Reisewerken beisteuern, die C. B. nicht erwähnt oder die zur Zeit der Abfassung seiner Studie noch nicht vorlagen. Für Italien die großen Räder, die (noch 1921) in Verona Wasser aus der Etsch förderten (Abb. 138–139 bei P. Scheuermeier, *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz,* Erlenbach-Zürich 1943). Für Jugoslawien ist ein Rad aus der Umgegend von Trebinje (Herzegovina) bei K. Hielscher, *Jugoslawien,* Berlin 1926, S. 99 abgebildet. Ich habe 1954 derartige Räder in Bosnien (westl. von Serajevo) und in Makedonien (westl. von Skopje) in größerer Anzahl angetroffen. Eine Abb. ohne Lokalisierung (wahrscheinlich aus der Herzegovina) bei O. Siegner, *Jugoslawien,* München-Pullach 1955, S. 114. Aus Albanien: Rad bei Berat bei F. Markgraf, *In Albaniens Bergen,* Stuttgart 1930, Abb. 38. Die Nachweise aus Jugoslavien und Albanien sind deshalb wichtig, weil C. B. keinen Nachweis vom Balkan beibringt. Gute Abbildungen von Rädern aus Syrien, in Hama am Orontes, finden sich im *Handbuch der Kulturgeschichte,* Bd. *Kultur der orientalischen Völker,* Potsdam 1936, S. 235, bei E. J. Byng, *Die Welt der Araber,* Berlin 1953, S. 245, und bei M. Reisch, *Im Auto nach Koweit,* Wien 1953, Taf. vor S. 225. Über die Räder am Euphrat, im Irak, zwischen Hit und Ramadi, siehe C. H. J. Maliepaard, *Wasserräder am Euphrat,* München 1954, S. 33; Abb. bei M. Reisch, *Transasien,* Leipzig 1939, Abb. 7. – Abb. eines Rades aus Lokianghien in China (Prov Szechúan) bei E. Boerschmann, *Baukunst und Landschaft in China,* Berlin 1932, S. 114. – Aus dem Maghreb lassen sich solche Räder in der Tat nur vom Fez-Fluß nachweisen (vgl. C. B. S. 104); Abb. bei P. Dumas, *Le Maroc,* Grenoble 1931, S. 160–164 (dazu Text S. 163–166) und M.-Th. Gadala, *La féerie marocaine,* Grenoble 1931, S. 165.

Nichtspanische Volkskunde:

L. da Camara Cascudo, *Na casa dos surdos* (IX, 250–271). Brasilischer Volksschwank (in einer Familie von Tauben spricht jeder von dem, was ihn beschäftigt, was zu einer komischen Unterhaltung führt) in vergleichender Darstellung, mit Wiedergabe der ältesten literarischen Fassung, dem span. *Entremés famoso de los sordos* von 1627.

F. Krüger, *Acerca de dos publicaciones recientes sobre etnografía provenzal* (IX, 218–250). Aus Anlaß zweier Veröffentlichungen des Konservators des Museon Arlatèn in Arles, F. Benoit, (*Histoire de l'outillage rural et artisanal,* Paris 1947 und *La Provence et le Comtat Venaissin,* Paris 1949) bietet K. reich dokumentierte Ausführungen zur Verbreitung und zur Geschichte provenzalischen Volksgutes, insbesondere auch über die oberitalienischen Einflüsse sowie über provenzalische Schiffahrt und Fischerei in ihrem Verhältnis zu Italien und Katalonien. K. zeigt ferner die Bedeutung der deutschsprachigen Reiseliteratur älterer Zeit für die historische Erforschung der provenzalischen Volkskunde.

F. Krüger, *El Atlas del folklore suizo* (IX, 385–404). Gehaltvolle Würdigung des *Atlas der schweizerischen Volkskunde* von P. Geiger und R. Weiß (einschließlich der *Einführung* von R. Weiß) unter Herausstellung der besonderen Eigenart dieses Werkes, das sich gleichzeitig auf vier verschiedene Sprachgebiete bezieht, und der methodischen Lehren, die die allgemeine und die spezielle, auf ein Land ausgerichtete Volkskunde daraus ziehen kann.

R. Violant y Simorra, von dem ich hier zwei wertvolle Beiträge besprochen habe, ist 1956 verstorben. Spanien hat mit ihm einen seiner fähigsten Volkskundler verloren. Er hat sich mit großem Erfolg der Erforschung der materiellen und geistigen Kultur Kataloniens und des Pyrenäengebiets gewidmet.

Hamburg WILHELM GIESE

Archivos de folklore chileno. (Universidad de Chile. Facultad de Filosofia y Educación. Instituto de Investigaciones Folklóricas „Ramón A. Laval"). Fascículos 4, 5, 6–7. (Santiago de Chile, 4 und 5 o. J., 6–7: 1954).

Die vorliegenden Lieferungen der chilenischen volkskundlichen Zeitschrift (vgl. ZRPh 70, 297–298) enthalten die folgenden Arbeiten:

E. Pereira Salas, *Guía bibliográfica para el estudio del folklore chileno* (F. 4. 112 S.). Diese Bibliographie ist ein sehr nützliches Hilfsmittel und könnte anderen südamerikanischen Ländern als Muster dienen. Wenn auch Zeitschriftenaufsätze nur zum Teil erfaßt sind, so zeigt die nach Sachgebieten gut gegliederte, 1289 Nummern umfassende Bibliographie, soweit sich das von Europa aus feststellen läßt, eine weitgehende Vollständigkeit der wichtigeren Veröffentlichungen. S. 34–44 Bibliographie zur Sprache, Dialektologie und Namenskunde.

G. Ampuero, *Repertorio folklórico de Chiloé* (F. 5. 96 S.). Zusammenfassende Darstellung der Volkskunde der Provinz Chiloé: Sagen, Spiele, Feste, Speisen, Aberglaube. Besonders ausgeprägt ist die Gemeinschaftsarbeit und nachbarliche Hilfe beim Hausbau und bei ländlichen Arbeiten (S. 31 ff.).

Y. Pino Saavedra, *Rodolfo Lenz como folklorista* (F. 6–7, S. 7–15). Liebevolle Würdigung der auf Chilenen und Araukaner bezüglichen volkskundlichen Arbeit des deutschen Gelehrten, dessen Lebensarbeit Chile gegolten hat.

F. de Castro Pires de Lima, *Notas folklóricas* (F. 6–7, S. 17–23). Ausführungen des portugiesichen Volkskundlers über die Bedeutung der Märchen für die Jugenderziehung und über die Sprichwörterforschung in Portugal.

A. Andrade Coloma, *Algunas leyendas valdivianas* (F. 6–7, S. 25–40). Volkstümliche Überlieferungen aus den Orten Punucapa, Reumén, Los Lagos, Mahuín, Corral und Valdivia.

B. Valenzuela Rojas, *La cerámica folklórica de Pomaire* (F. 6–7, S. 41–87). Die durch 5 Abb. im Text und 27 Photos illustrierte Studie behandelt die Keramik von Pomaire, einem schwer zugänglichen Gebirgsdorf in der Nähe der chilenischen Landeshauptstadt, der infolge seiner geographischen Lage besonders konserativ ist. V. R. beschreibt die Häuser des Dorfes, teilt einige Volkslieder des Ortes mit und druckt einen Bericht über das Fest *Domingo de Brevas* ab, ehe er auf die Keramik selbst eingeht. Er beschreibt die Bearbeitung des Tons und die Brennöfen sowie die Herstellung und Formen der Gebrauchsgefäße, der Spielzeuggefäße in kleinem Format und der künstlerischen Figuren (Krippenfiguren und Darstellungen der *cueca,* des chilenischen Nationaltanzes). Die Keramik ist Frauenarbeit, die von fast allen Frauen des Dorfes betrieben wird. Auch hier gilt die allgemeine Erfahrung, daß die von Frauen gefertigte Keramik ohne Töpferscheibe hergestellt wird. Zum Verkauf bringen die Frauen die Keramik nach Santiago; ein großer Markt findet außerdem jährlich einmal an einer Einsiedelei an der Straße von Santiago nach Valparaíso statt. Auch Terminologisches wird mitgeteilt. Ein soziologisch und sachkundlich beachtenswerter Beitrag.

A. Álvarez Sotomayor, *Los brujos de Chiloé* (F. 6–7, S. 89–106). Obwohl das Thema schon oft behandelt worden ist, ist der Beitrag doch von Interesse, da hier von Leuten die Rede ist, die zugeben, Hexenmeister zu sein, und insbesondere vorgeben, nachts fliegen zu können, ferner von der Lehrzeit, die sie angeblich durchmachen. Beruhen diese Eingeständnisse auf Geltungssucht einzelner Personen, oder werden im primitiven Denken Traumerscheinungen (Fliegen) in das Wachsein projiziert? Hexenmeister werden durch offene Scheren entlarvt, die sie an den Ort fesseln. Im übrigen sind sie religiös, gehen zur Messe, verehren die Jungfrau und die Heiligen, gehen zur Beichte und achten fremdes Eigentum. Mit Recht erinnert Verf. daran, daß der Hexenglaube zum Teil spanisches Erbe ist. S. 104–106 Verzeichnis seltener regionaler Wörter.

J. Santos González Vera. *444 Adivinanzas de la tradición oral chilena* (F. 6–7, S. 107–209). Die erste größere Sammlung volkstümlicher Rätsel aus Chile nach der Sammlung von E. Flores, *Adivinanzas corrientes en Chile* (1911), mit Vorwort und Indices von M. Pizarro.

Die 235 Seiten starke Lieferung 6–7, die auch Besprechungen spanischer, portugiesischer und amerikanischer volkskundlicher Veröffentlichungen bringt, zeigt eine reiche Ernte chilenischer volkskundlicher Forschungs- und Sammelarbeit, bietet neue Unterlagen für weitere Arbeit in Chile selbst sowie für vergleichende Studien im südamerikanischen Raum.

Hamburg WILHELM GIESE

Ministerio de Educación. Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad de Buenos Aires. Instituto de Filología Hispánica. *Filología* Tomo IV, Ano 1952–1953, Núms. 1–2–3. VIII, 278 S.

Nach einer Unterbrechung von mehr als zwei Jahren erscheint jetzt wieder die Zeitschrift *Filología* in Buenos Aires. Die Unterbrechung erklärt sich durch den Wechsel in der Leitung des Instituto de Filología Hispaníca (früher Románica) der Universität Buenos Aires. A. Zamora Vicente hatte 1951 die Leitung des Instituts niedergelegt, um sich wieder seiner Lehrtätigkeit an der Universität Salamanca zu widmen. Im Mai 1953 wurde A. Berenguer Carisomo zum Direktor des Bonarenser Instituts ernannt, das im Mai 1953 den neuen Namen annahm.

Der vorliegende Band der Zeitschrift, der erste, der von dem neuen Direktor herausgegeben wurde, enthält außer wertvollen Rezensionen die folgenden Beiträge: Einen Nachruf für den spanischen Philologen und Linguisten *Amado Alonso* von G. L. Guitarte (S. 3–7), mit Würdigung seiner Forschungen. D. Gazdaru gibt unter dem Titel *Cartas inéditas de Adolfo Mussafia* (S. 8–48) 17 der in Rom im Ascoli-Archiv aufbewahrten Rriefe Mussafias an Ascoli heraus, unter Beigabe erläuternder Anmerkungen. Unter den Briefen, die wissenschaftliche Fragen behandeln, ist X der interessanteste, der das Tobler-Mussafiasche Gesetz behandelt (Nachstellung des Pronomens am Satzanfang im Altital. und Altfrz.: *Fecemi la divina potestate* [bei Dante] und nicht *mi fece*). Bemerkenswert sind aber besonders jene Briefe, die aufschlußreich sind für Mussafias Charakter und Feingefühl, so über die Ablehnung des Lehrstuhls in Straßburg, die seinen Pariser Freunden mißfallen könnte (Brief IV) oder seine Haltung in der Auseinandersetzung Ascoli-Gartner (*Saggi ladini* und *Rätoromanische Grammatik*), die aus den Briefen IX, XI und XII hervorgeht. – A. B. Dellepiane de Martino, *Ficción e historia en le trilogía de los Pizarros de Tirso* (S. 49–168) untersucht eingehend die Handlung der Trilogie Tirsos in ihrem Verhältnis zur Geschichte und kommt zu dem Ergebnis, daß Tirso als Quelle vor allem das Geschichtswerk des Inca Garcilaso de la Vega benutzt hat, daß er den historischen Berichten mit Treue folgt, aber von vornherein alles darauf abgestellt hat, die Pizarros (die Protagonisten sind Francisco, Gonzalo und Hernando Pizarro) herauszustreichen und in ein möglichst gutes Licht zu setzen. Er schrieb die Trilogie offensichtlich im Auftrage der Familie Pizarro. Als Comendador (1626–1629) des von Francisca Pizarro gegründeten Klosters in Trujillo wird er zu der Familie in Beziehungen getreten sein. – D. L. Garasa legt den ersten Teil einer sehr aufschlußreichen Studie über die Verbreitung spanischer seemännischer Ausdrücke im Inneren Südamerikas vor: *Voces náuticas en Tierre Firme* (S. 169–209). Da die Eroberer Seeleute waren oder doch Männer, die lange zur See gefahren waren, um nach Amerika zu gelangen, waren sie mit der seemännischen Terminologie vertraut. Es ist im einzelnen interessant zu verfolgen, wie weit die Ausdrücke sich ausgebreitet und welchen semantischen Wandel sie in den einzelnen Gebieten durchgemacht haben. Eine tüchtige und gut dokumentierte Studie, deren Fortsetzung wir mit Erwartung entgegensehen.

Hamburg WILHELM GIESE

Boletim de filologia. Tomo XIII. Lisboa, Centro de Estudos Filológicos, 1952.

Der Band enthält die folgenden Arbeiten:

H. Kröll, *Sobre 'nada' e algumas expressões equivalentes em português* (S. 1–19). Behandelt *nada, coisa nenhuma,* Ausdrücke für Geringwertigkeit wie *sem ceytil, nam hum cornado,* volkstümliche indirekte Negation, Verblümungen für *nada.*

V. Buescu, *Ruom. desfăta, port., esp. desenfadar* (S. 20–36). Eingehende Kritik der bisher für rum. *desfăta,* vorgebrachten Etymologien und deren Ablehnung. Mit guten Gründen führt B. *desfăta* auf FATUUS 'fade, insipide', 'qui n'a pas de goût' zurück, unter Reduktion auf *FATU, also DIS-*FATARE, entsprechend port. *desenfadar* aus DIS-*INFATARE. Wohlüberlegte Ausführungen, denen man nur zustimmen kann.

J. Inês Louro, *Origem e flexão dalguns nomes portugueses em -ão* (S. 37–65). Gelangt unter Berücksichtigung der altport. Formen zu der Überzeugung, daß port. *alemão, capelão, capitão, eremitão, escrivão, guardião, sacristão, alão, faisão* aus dem Altprov., *deão* aus afrz. **deian* stammen. Altport. liegen Endungen *-an* und *-am* vor, mit Pluralformen auf *-aães* (z. B. *capitan, capitam,* pl. *capitaães*). Dann wären die heutigen Pluralformen auf *-ães* genau so anzusehen wie *cão,* pl. *cães* (CANE, pl. CANES), d. h. sie wären durchaus regelmäßig. Die Arbeit bringt außerdem eine saubere Gliederung der Wörter auf *-ão* mit ihren unterschiedlichen Pluralformen in vier Gruppen auf Grund der unterschiedlichen lateinischen Herkunft, eine Kritik der bisherigen Erklärungen der lautlichen Entwicklungen der Endungen der Substantive, sowie einen eigenen Erklärungsversuch hierzu (S. 54).

A. E. Beau, *A crítica da poesia nos estudos literarios de Karl Vossler* (S. 66–82). Gehaltvolle Studie, die Wesentliches herausschält. Da Vossler Poesie und Sprache gleichsetzt, auch für den Sprachwissenschaftler von Interesse.

H. Sten, *L''infinitivo impessoal' et l''infinitivo pessoal' en portugais moderne* (S. 83–142 und 201–256). Nachdem Sester in seiner Dissertation (Köln 1928) den Infinitiv bei Eça de Queirós und H. Flasche den persönlichen Infinitiv bei A. Vieira (RF 60, 685–718) untersucht haben, legt Sten nun eine Arbeit vor, die uns ein reiches Material aus der heutigen Sprache überhaupt an die Hand gibt: die moderne Literatur, calão und wissenschaftliche Sprache sind gleichermaßen berücksichtigt. Das Material ist übersichtlich gegliedert nach den Funktionen des Infinitivs und untergegliedert nach einzelnen Verben oder nach Präpositionen, die eine Infinitivkonstruktion nach sich haben können. Der Wert der rein deskriptiven Arbeit liegt in der umfassenden Sammlung und übersichtlichen Darbietung. Es fehlt aber auch nicht an Interpretationsversuchen. So werden wir auf den bald mehr substantivischen, bald ausgesprochen verbalen Charakter des Infinitivs hingewiesen. Das wichtigste Ergebnis ist aber wohl dieses: Es gibt Sphären des persönlichen Infinitivs, in die der unpersönliche nie eindringt, während der persönliche Infinitiv fast in alle Gebiete des unpersönlichen eindringen kann. Eine sprachpsychologische Deutung bleibt nach wie vor schwierig.

J. M. Piel, *Cotovelo* (S. 143–148). Meyer-Lübke und Corominas leiten port. *cotovelo* 'Ellenbogen' ab von arab. *qubṭāl,* aus lat. CUBITALIS. Piel verhilft dagegen der alten Etymologie *CUBITELLU wieder zu ihrer Geltung, wobei er sich mit Recht auf die Tatsache stützt, daß das Port. häufig Ableitungen auf -ELLU zeigt, wo andere romanische Sprachen das Simplex bewahren, sowie auf die Unwahrscheinlichkeit, daß v. arab. *-el* zu port. *-elo* hätte werden können (dem widerspricht auch die mozarabische Toponymie Portugals). Nach Piel stehen *côvedo, côvodo* und *cotovelo* von vornherein nebeneinander. *cotovelo* wurde das übliche Wort für 'Ellenbogen', als *côvedo* die spezielle Bedeutung 'Elle' als Maß annahm. – Piel will S. 147 das *i* in *cubtill* bei Pedro de Alcalá als *e* erklären: *qubṭel.* Es muß aber tatsächlich *qubṭil* heißen, da die Imāle im Granadiner Arabisch über *e* bis zu *i* fortgeschritten ist (vgl. u. a. *bāb* > *beb* > *bib* 'Tor').

J. M. Piel, *Penaguião – gal. Goyán, Goyáns, Goyás, etc.* (S. 148–150). Deutet den ON *Penaguião* als *Pena de Goiam,* wobei *Goiam* obliquus zu dem Personennamen *Goia* (aus got. *gauja* 'Bewohner eines *gaw*') sein soll.

V. Buescu, *Un nouveau toponyme latin du défrichement en Roumanie* (S. 151–153). Trennt den rum. Geländenamen *Secătura* von SICCARE und stellt ihn zu SECARE, wodurch er ihn trefflich in die Reihe der rum. Rodungsnamen *curatură* zu CURARE, *runc* zu RUNCARE, *arsură* zu ARDERE einreiht. Die Schreibungen „*Secătura* < SECARE" usw. sind mißverständlich, statt des Ableitungszeichens sollt es heißen „zu".

M. Martins, *O „Livro do desprezo do mundo", de Isaac de Nínive em medievo-português* (S. 153–163). Über eine port. Fassung des XV. Jahrhunderts des *Liber de contemptu mundi* des Nestorianermönchs Isaac von Ninive (VII. Jh.). Für die Beurteilung des Stils wäre ein Vergleich mit dem syrischen Original wünschenswert (Mar Isaacus Ninivita, *De perfectione religiosa,* ed. P. Bedjan. Leipzig 1909).

P. Aebischer, *Répartition et survivance des deux types* ISCLA *et* I(N)SULA *dans les langues romanes* (S. 185–200). Studiert auf Grund von Urkundenmaterial die Verbreitung von lat. I(N)SULA und dem vulgäreren lat. ISCLA. Das Ergebnis zeigt eine gewisse Verwandtschaft zur Verteilung von ILLE und IPSE: „Les régions de la Romania où la latinisation s'est effectuée à une époque plus ancienne, Latium, sud de l'Italie, Toscane, Provence, Narbonaise peut-être, ont adopté ISCLA; celles au contraire ou l'influence de l'école s'est fait sentir plus fortement, Espagne, Gaule, Gaule cisalpine, n'ont peut-être jamais connu que I(N)SULA qui, du fait qu'il avait seul l'appui de la langue littéraire, a réussi à s'introduire jusque dans les domaines de ISCLA, domaines dont au cours des siècles il s'est annexé bonne partie" (S. 198).

A. Sá V. D'Alvarenga, *Algumas designações da cabeça humana na linguagem popular e no calão* (S. 257–272). Interessante port. Metaphern zur Bezeichnung des Kopfes. Vergleichsmaterial aus dem Französischen bietet außer dem benutzten H. Bauche, *Le langage populaire,* Paris 1929, auch I. Schultz in VKR XIV (1941), 249–262.

H. Lüdtke, *Fonemática portuguesa. I. Consonantismo* (273–288). Darstellung des port. Konsonantismus nach dem phonologischen System der strukturalen Sprachwissenschaft.

L. F. Lindley Cintra, *O „Liber Regum", fonte comum do „Poema de Fernão Gonçalves" e do „Laberinto" de Juan de Mena* (289-315). L. C., der sich im BF IX (1950), 224–251 bereits mit dem *Liber Regum* (im navarro-aragonesischen Gebiet um 1300 geschrieben) als Quelle des *Livro das Linhagens* beschäftigt hat, erweist in dieser sorgfältigen philologischen Studie seinen Einfluß auf das *Poema de Fernan Gonçalez* und auf Juan de Mena's *Laberinto*. Die geschichtliche Einleitung des *Fernan Gonçalez* ist eine Erweiterung der trockenen Angaben des *Liber Regum* wie sich aus gewissen gotischen Königsnamen und durch Stellenvergleich ergibt (R. Menéndez Pidal dachte an einen Einfluß des *Chronicon Mundi* des Lucas von Tuy, den auch L. C. nicht leugnet (S. 294), aber auf das richtige Maß beschränkt wissen will).

J. Inês Louro, *Port. perto, preto, apertar; esp. prieto, apretar; it. pretto, apprettare, etc.* (S. 316–138). Kommt nochmals zurück auf *PRETTUS für PRESSUS, worüber man Verfassers Ausführungen BF IX, 79–84 vergleiche.

J. Inês Louro, *Port. sargaço; valenc. xaguarço; esp. jaguarzo ...* (S. 319–326). Verf. hatte BF X, 353–362 port. *sargaço* 'Bergpflanze der Beira' von *SALICACEUS abgeleitet. J. M. Piel hatte dann *Rev. de Port.* XV, 81, S. 12–14, *sargaço* 'planta silvestre' von *sargaço* 'plantas marinhas', d. h. 'Meerestang' (algas fucáceas dos mares tropicaes) getrennt und das erstere Wort zu arab. *šaqwās* gestellt. I. L. erbringt nun in wohlüberlegten Ausführungen den Nachweis, daß der Name der Bergpflanze von den Seefahrern und Entdeckern auf den Meerestang übertragen wurde und daß das arabische Wort auf dem mozarabischen beruht.

Unter den Rezensionen des Bandes heben wir zwei von F. Krüger hervor (über M. J. Delgado, *A linguagem popular do Baixo-Alentejo*, Beja 1951, und A. C. Pires de Lima, *Estudos etnográficos, filológicos e históricos*, vol. V–VI, Porto 1950–1951), da sie infolge ihres Umfangs und der weitgehenden philologischen Ausdeutung den Charakter einer Besprechung weit überschreiten. Auf die nützliche Übersicht über die lautlichen und lexikologischen Besonderheiten des Südalentejanischen (S. 328–331) möchten wir besonders hinweisen. Unter den übrigen Besprechungen heben wir die von A. E. Beau heraus, der regelmäßig hervorragenden Werken der deutschen germanistischen und der deutschen romanistischen Literaturforschung im BF gehaltvolle Besprechungen widmet und so zur Verbreitung deutschen kulturellen Schaffens in der portugiesischen Welt einen wichtigen Beitrag leistet.

Hamburg — WILHELM GIESE

Besprechungen

Vittore Pisani, *Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft – Indogermanistik;*
Julius Pokorny, *Keltologie*. Francke, Bern 1953, 199 S., Fr. 19.50.

Dieser Band ist in derselben Reihe erschienen wie das hier Bd. 70, S. 426 angezeigte Buch von A. Kuhn, *Romanische Philologie*. Es handelt sich um eine kritische Würdigung der ungefähr in den letzten zwanzig Jahren erschienenen wissenschaftlichen Literatur, wobei das, was für den heutigen Stand der Forschung wichtig ist, besonders berücksichtigt wurde.

Pisani ist einer der wenigen Linguisten, die auf den verschiedensten Gebieten der Sprachwissenschaft und insbesondere der Indogermanistik tätig sind. Im Gegensatz zu manchen italienischen Sprachforschern ist er nicht einseitig an den mediterranen Sprachen interessiert. Er hat eine umfassende Literaturkenntnis und ist aufgeschlossen gegenüber neuen Ideen.

Im Kapitel „Allgemeine Sprachwissenschaft" wird die Glossematik Hjelmslevs an erster Stelle besprochen [1]. Es folgen Ausführungen über die Synchronie und Diachronie, über die Sprachpsychologie usw., den Lautwandel, die Sprachgeographie (nach den Arbeiten von Bartoli), die Zweisprachigkeit, die Sprachverwandschaft, die Phonologie und den Ursprung der Sprache.

Der Abschnitt über „Indogermanische Sprachwissenschaft" dürfte für einen Romanisten, der sich noch nie mit Indogermanistik befaßt hat, z. T. schwerer verständlich sein. Wichtig ist die zweifellos richtige Auffassung Pisanis, daß das rekonstruierte Indogermanische eine Abstraktion ist. Auch hat es nie ein Urgermanisch, ein Urslawisch usw. gegeben, sondern über mehrere indogermanische oder indogermanisierte Dialekte haben sich eine Anzahl Isoglossen verbreitet, die denselben ein gemeinsames Aussehen verliehen haben (S. 69). Bei der Vorgeschichte indogermanischer Einzelsprachen wendet sich Pisani gegen die Illyriertheorie Pokornys, ohne im einzelnen die von Pokorny angeführten Beispiele zu widerlegen. Gewiß werden manche Ortsnamen, die Pokorny für eine prähistorische Ausbreitung der Illyrier nach Westen (bis Hispanien) angeführt hat, anders zu beurteilen sein. Übereinstimmungen mit dem Namengut Illyriens können sich aus dem vorindogermanischen Substrat erklären, ebenso illyrisch-baltische Wortgleichungen, wie ich demnächst in einer besonderen Arbeit

---

[1] Vgl. dazu jetzt auch L. Heilmann, Orientamenti strutturali nell'indagine linguistica. Atti Acad naz. dei Lincei, s. VIII, rendic., sc. morali, vol. 10 (1955), 135–156.

zeigen werde. Pisani denkt sogar an vorindogermanisch-indogermanische Isoglossen (S. 84), eine Hypothese, die ich in anderem Zusammenhang auch vertrete (Sard. Studien 98, 109–110, 120; hier Bd. 72, . . .). Im übrigen hat Pokorny seither den Terminus „illyrisch" durch „venetoillyrisch" ersetzt, womit er andeuten will, daß diese prähistorische westeuropäische Sprache aus zwei verschiedenen Elementen besteht; nach ihrem Ausstrahlungszentrum könnte sie auch „zentraleuropäisch" genannt werden.

Zum Schluß äußert sich Pisani über die Beziehungen des Indogermanischen zu seinen Nachbarsprachen: zum Semitischen, Finnisch-Ugrischen und Baskischen-Kaukasischen (sogar zum Eskimo). Die festgestellten Isoglossen können nicht alle auf Zufall beruhen[1]. Entlehnungen im Sinne von einzelnen Wanderwörtern kommen wohl vor; aber in vielen Fällen ist dieses Erklärungsprinzip ungeeignet. Pisani lehnt auch eine gemeinsame Ursprache ab. Er vermutet, daß die indogermanischen, semitischen u. a. Dialekte das Ergebnis der Konvergenz vieler früher anders gruppierter Mundarten waren. Ein Muster, wie das geschehen sein kann, gibt nach ihm z. B. das Englische oder das Albanische, deren heterogener Charakter offensichtlich ist.

Im Abschnitt „Keltologie" gibt Pokorny zunächst eine kurze Charakteristik der keltischen Sprachen. Er betont die besonderen Schwierigkeiten der Forschung und erinnert an die von den Lexikographen des Kymrischen fälschlich abstrahierten Wörter (z. B. *cab* 'cot, booth', erschlossen aus kymr. *caban* < fr. *caban; -an* ist im Kymrischen Diminutivsuffix). Daher ist es notwendig, inselkeltische Wörter an Hand zuverlässiger Quellen nachzukontrollieren. Bis vor kurzem gab es fürs Kymrische kein Wörterbuch mit den für die Forschung unentbehrlichen Zitaten; doch ist das neue Werk noch nicht über die drei ersten Buchstaben des Alphabetes herausgekommen[2].

Pokorny kritisiert die Romanisten, die aus dem Studium moderner Dialekte zur Überzeugung kommen, daß auch das Gallische stark differenziert gewesen sein müsse und sich deshalb über die bekannten Lautgesetze des aus den Inschriften bezeugten Gallischen hinwegsetzen. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf den kürzlich erschienenen Aufsatz meines Vaters gegen Pokorny (Rev. int. d'onom. 7, 171–188)[3].

Nach diesen einleitenden Bemerkungen und einer Zusammenstellung von Spezialbibliographien befaßt sich Pokorny mit der Vorgeschichte der Kelten, der Archäologie und Frühgeschichte. In diesem Kapitel kommt er neuerdings auf das von Pisani kritisierte Illyrierproblem zu sprechen; daran anschließend behandelt er die Kelten auf dem Festlande und auf den britischen Inseln. Im Abschnitt „keltische Sprachen und Literaturen" sind für den Romanisten die Ausführungen über das Festlandkeltische oder Gallische wichtig. Den

---

[1] Zum Eskimo wage ich nicht Stellung zu nehmen.

[2] *Geiriadur Prifysgol Cymru;* Caerdydd, Gwasg Prifysgol Cymru, 1950 ff. (bis jetzt 9 Hefte). Das Wörterbuch ist nach dem Vorbild des großen *New English Dictionary* angelegt.

[3] *Sur les noms de rivières identiques à des noms d'animaux,* darin besonders S. 176 ff.

Ortsnamen ist wiederum ein besonderer Abschnitt gewidmet, in welchem (S. 172–174) auch die im Romanischen weiterlebenden Namen besprochen werden.

Zwei voneinander getrennte Autoren- und Sachregister erleichtern die Benützung des Forschungsberichtes.

Liebefeld bei Bern JOHANNES HUBSCHMID

Julio Pokorny, *Antiguo irlandés (lecturas históricas, con paradigmas, notas y glosario completo).* Manual de lingüística indoeuropea dirigido por A. Tovar, cuaderno VIII; Madrid (Instituto Antonio de Nebrija), 1952, 105 S.

Es handelt sich um eine Übersetzung des früher im Verlag M. Niemeyer erschienenen Buches *A historical Reader of Old Irish,* Halle 1923, mit Verbesserungen im einzelnen, also um eine revidierte 2. Auflage. Die altirischen Texte umfassen S. 5–22, Anmerkungen und Kommentar S. 23–53, Glossar und Paradigmen S. 57–98. Wer sich eine Vorstellung des Altirischen machen will, greift gerne zu dieser praktischen Einführung.

Liebefeld bei Bern JOHANNES HUBSCHMID

Angelico Prati, *Prontuario di parole moderne;* Edizione dell' Ateneo, Roma 1952, 484 S., 2400 L.

Im Gegensatz zu A. Panzini, *Dizionario moderno,* handliches, kleineres Wörterbuch, das ungefähr die Hälfte der bei Panzini im Hauptteil verzeichneten Wörter enthält. Allzu seltene, vielfach nur kurzlebige, mit den politischen Verhältnissen entstandene Fremdwörter sind weggelassen, z. B. *daveronismo, barambaràs* (s. Panzini). Andere Wörter fehlen bei Panzini, wenigstens in der mir zugänglichen 8. Auflage (1942), z. B. *covatrice* 'Brutmaschine', *crèma caramèlla* (1930). It. *lasso di tempo* 'spazio di tempo' ist nach Battisti-Alessio, DEI, seit dem 19. Jahrhundert belegt. Bei Prati, *Prontuario,* findet man eine genauere Angabe (1812). Diese und andere Wörter fehlen bei Prati, *Vocabolario etimologico italiano* (Milano 1951). Die verschiedenen Wörterbücher ergänzen sich also.

Liebefeld bei Bern JOHANNES HUBSCHMID

Giacomo Devoto, *Profilo di storia linguistica italiana,* La Nuova Italia, Firenze 1953, 173 Seiten.

In diesem schmalen Band werden in zehn sehr kondensierten Querschnitten die verschiedenen Etappen der italienischen Sprachgeschichte geschildert. Jedem Querschnitt ist eine sachlich geordnete Bibliographie beigegeben, so daß wir, in Erwartung der angekündigten *Storia della lingua italiana* von Bruno Migliorini, nunmehr ein dem heutigen Stand der Forschung entsprechendes Handbuch besitzen, das eine seit langem empfundene Lücke füllt. Wenn auch manches, besonders in den ersten Kapiteln, auf bereits bestehenden Studien (Schiaffini, Mon-

teverdi, von Wartburg u. a.) fußende Kompilationsarbeit ist, so wird man dem Verfasser für diesen Versuch einer Synthese doch dankbar sein müssen.

„Un profilo di storia linguistica italiana non è né un capitolo di storia d'Italia né una introduzione alla grammatica storica italiana. Esso è un sommario di storia civile, vista attraverso quell'insieme di istituti, più o meno coordinati fra di loro, che costituiscono la lingua della comunità cui apparteniamo . . . Conoscere la lingua è indispensabile, sia per intendere gli autori isolatamente, sia per intendere la società nella successione dei tempi. Viceversa, avere interpretato gli autori, inteso le fonti più umili e indirette della povera gente, vuol dire comprendere gli istituti linguistici, cioè un aspetto caratteristico della società e della sua storia." In dieser knappen Formulierung umreißt der Verfasser seine Auffassung der Sprachgeschichte, die im wesentlichen auf derjenigen von Ferdinand de Saussure und Antoine Meillet (les causes sociales des faits linguistiques, die Unterscheidung von „langue" und „langage") gründet. Damit ist dem individuell-schöpferischen wie dem soziologischen Moment in der Entstehung einer Sprache Rechnung getragen. So gesehen, erübrigt sich eine Scheidung in Geschichte und Vorgeschichte, in innere und äußere Geschichte. Wenn auch die „storia civile" des eigentlichen Italiens mit dem Zusammenbruch des römischen Reiches ihren Anfang nimmt, so bedeutet dies nicht zugleich die „Geburt" des Italienischen und den „Tod" des Lateins. Denn so wenig man von Geburt und Tod eines Rechtes oder eines Wirtschaftssystems spricht, so wenig möchte Devoto diese Begriffe auf die Sprache angewendet sehen: „Una lingua, essendo costituita da istituti, si trasforma, diventa irriconoscibile, si nasconde dietro altre tradizioni linguistiche. Essa muore solo soggettivamente agli occhi di quelli che non la capiscono più. Antefatti o fasi future, sopravvivenze di fasi superate costituiscono inevitabili, importanti, talvolta pesanti introduzioni ed epiloghi di qualsiasi profilo di storia linguistica"[1]. – Der sprachliche Ausdruck läßt sich in vier Kategorien einteilen: eine expressiv-familiäre, eine literarisch-schriftsprachliche, eine technische und eine alltäglich-umgangssprachliche (lingua usuale). In jedem dieser Zweige bilden sich eigene Traditionen. Deshalb ist die Frage, ob das Mittellatein eine tote oder lebende Sprache sei, unrichtig gestellt. Insofern es im Dienste der literarischen oder technischen Bedürfnisse steht, ist es nicht weniger lebendig als die Vulgärsprache, deren man sich im Rahmen des umgangssprachlichen und expressiven (vielleicht besser „affektischen", denn schließlich ist jede Sprachform expressiv) Ausdrucks bedient. Sein Verhältnis zu den übrigen Kategorien ist freilich nicht überall dasselbe. In Italien ist der Graben zwischen lateinischer Schriftsprache und vulgärer Umgangssprache weniger tief als beispielsweise in Gallien. – Endlich zieht Devoto eine Grenze zwischen obligatorischen, objektiven Unterscheidungen (z. B. morphologischer Art: *lei viene – tu vieni*) und fakultativen, d. h. stilistischen (demnach subjektiv bedingten) Unterscheidungen *(tu vieni –*

[1] Cf. A. Monteverdi, *Manuale di avviamento agli studi romanzi,* Milano 1952, S. 6: „E' più giusto dire che esse (sc. le lingue romanze) non sono mai nate, e che la lingua latina non è mai morta; anzi continua in ciascuna lingua romanza, onde la storia delle origini delle lingue romanze si confonde con la storia stessa del latino."

sei tu che vieni). In Zeiten rascher Entwicklung und spärlicher Literatur treten erstere, in Zeiten sprachlicher Stabilität und reicher Literatur letztere in den Vordergrund. In ersteren spiegelt sich die kollektive, anonyme Elementarsprache, in letzteren der individuelle Stil. So ist das Problem der Sprachgeschichte dreifach begrenzt: räumlich, zeitlich und durch das Kräftespiel der verschiedenen Sprachaspekte unter sich. – Diese prinzipiellen – einem gewissen Schematismus huldigenden (es dürfte schwer halten, die einzelnen Kategorien scharf gegeneinander abzugrenzen) – Gedanken hat Devoto zum größten Teil bereits in früheren Publikationen geäußert[1]. Dasselbe gilt für das erste Kapitel (La frantumazione della latinità, S. 3–15), das einen guten Überblick über die Entwicklung des Lateins bis zum 5. Jh. gibt, aber im Grunde genommen nichts wesentlich Neues bringt. – Das 2. Kapitel (Bilinguismo inconscio, S. 19–36) beleuchtet die Geschichte des Italienischen bis etwa zum Jahre 1000: Romanisierung der Barbaren und deren Einfluß auf die Sprache. Der Klerus, im Rahmen des Ritus, als Hüter lateinischer Tradition einerseits, anderseits aber Förderer von sprachlichen Neuerungen auf dem Gebiet der Prädikation, da er sich dem Volk verständlich machen mußte. Dadurch entsteht eine unbewußte Zweisprachigkeit. In dieser Phase nimmt die geschriebene Sprache ständig Elemente der gesprochenen auf. Verschiedene mittellat. Schriftsteller werden kurz in diesem Sinne analysiert. Überblick, wie bereits im 1. Kapitel, über phonetische Entwicklungen und dialektale Gliederung. An einem Beispiel (Carta Capuana aus dem Jahre 960[2]), S. 33, wird gezeigt, wie sich Latinismen, Regionalismen und interregionale „Italianismen" in der Scripta kombinieren, wie also die Vulgärsprache, wenn sie als Kanzleisprache (und selbstverständlich auch als Literatursprache) schriftlich fixiert erscheint, ein durchaus hybrides Gebilde darstellt und keineswegs als getreuer Spiegel der tatsächlich gesprochenen, lokalen Dialekte betrachtet werden darf. Eine ähnliche Situation haben wir auch in den altfranzösischen Schriftsprachen[3]. Nach einer Phase, in der die mittellat. Schriftsprache sich der gesprochenen Vulgärsprache nähert, fängt sie sich nach der karolingischen Periode gewissermaßen wieder auf, wird wieder „klassischer". Die Vulgärsprache ihrerseits wird durch ihre Verwendung als Schriftsprache zu etwas mehr als einem lokalen Dialekt, der der Hochsprache gegenüberstände. Damit beginnt die Periode der bewußten Zweisprachigkeit (3. Kapitel: Bilinguità consapevole, S. 37–54)[4]. „No-

---

[1] *Storia della Lingua di Roma*, Bologna 1944[2] (cf. hier Bd. 61, 144–148), *Studi di stilistica*, Firenze 1950, und *Fondamenti della storia linguistica*, Firenze 1951.

[2] Cf. auch Monteverdi, *op. cit.*, S. 133–135; ferner M. Bartoli in *Lingua Nostra 6*, 1–6.

[3] Cf. Prinzipielles hierüber bei L. Remacle, *Le problème de l'ancien wallon*, Liège 1948, und in meiner Rezension über dieses Buch in *Vox Romanica 13*, 155–164.

[4] Was die Bibliographie dieser beiden Kapitel betrifft (S. 35–36 und 53–54) ist man etwas erstaunt, nicht auch eher literarhistorisch orientierte, aber für die Sprachgeschichte nichtsdestoweniger bedeutsame Publikationen zitiert zu finden. Ich verweise hierfür auf die in dieser Zeitschrift erschienene kritische Auseinandersetzung von Paul Zumthor (*Moyen-Age et Latinité*, Bd. 66, 151–169) mit dem Werke von E.-R. Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948.

nostante la povertà dei documenti, il volgare non appare dunque solo come prodotto di una specializzazione locale. Esso documenta energie organizzative, costruttrici, *interregionali*: intorno al 1000 la funzione del latino come lingua letteraria era minata. Pochi esperimenti, pochi altri testi avrebbero potuto consacrare la nascita del volgare come sistema linguistico completo, contemporaneamente alla Francia. Ma questo non accade.“ Das 11. Jh. erlebt, im Gegenteil, eine Wiederbelebung der lateinischen Tradition, die sich sowohl auf die Antike stützt, als auch auf die zeitgenössische Theorie über die Sprachmittel, die ars dictandi. Die Vitalität des Lateins offenbart sich auch in der technischen Sprache und festigt sich in ihr: „Una lingua letteraria che risponda soprattutto alle esigenze tecniche, ha in sé una forza di resistenza, un significato conservatore non paragonabile a quello di lingue fondate sulla lirica.“ Dennoch taucht die Vulgärsprache von der Mitte des Jahrhunderts an wieder auf. Aber der umbrischen „Revolution“ (Franz von Assisi, Jacopone da Todi) kommt noch keine allgemeine Bedeutung zu. Noch fehlte der Vulgärsprache die Stoßkraft, wie sie nur ein kulturelles Irradiationszentrum verleihen kann. Ein solches entsteht in Sizilien, wo eine *romanische* Sprache, das Provenzalische, die früheren Kultursprachen ablöst und seinerseits in der Folge von der „lingua poetica siciliana“ abgelöst wird, deren Prestige mit demjenigen der Stauferherrschaft steht und fällt[1]. Sie gerät in eine Krise gerade in dem Zeitpunkt, da in anderen Gegenden Italiens die Voraussetzungen für die Entfaltung von vulgären Schriftsprachen günstig werden (Norditalien: Giacomino da Verona, Bonvesin da Riva; Bologna: Guido Faba; Guittone d’Arezzo). Allmählich wird die vulgäre Schriftsprache zu einem autonomen, der mittellateinischen parallel laufenden Gebilde. Die Texte aus dem Norden und Süden finden in der Toskana Verbreitung und erscheinen bald in mehr oder weniger toskanisierter Form. Dank seiner geographischen Mittellage ist es dem Toskanischen möglich, südliche und nördliche Formen zu assimilieren und gewissermaßen auszugleichen. So entsteht eine bald als toskanisch bezeichnete Dichtersprache, die sich rasch ausbreitet. Der Metriker Antonio da Tempo aus Padua schrieb daher: „lingua tusca magis apta est ad literam vel literaturam.“ – Das 4. Kapitel (Lingua fiorentina: monolinguismo di fatto, S. 55–68) umfaßt den Zeitabschnitt von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts und bespricht lauter bereits viel diskutierte Fragen: als zentrales Problem das „volgare illustre“ Dantes, in dem der Verf. sicher mit Recht eher ein Ideal als eine Realität sieht. Mit Petrarca und Boccaccio verbindet sich das antike Ideal der sprachlichen Form mit der sich progressiv festigenden Tradition der Vulgärsprache. „Comunque il fatto essenziale è che la affermazione di questo modello linguistico è essenzialmente *letteraria*, e si distingue nettamente dalle (più tarde) affermazioni unitarie, che in Francia sono dovute alla *politica* della monarchia, e in Germania al movimento *religioso* di Martin Lutero.“ – Im 5. Kapitel (Lingua „toscana“, S. 69–86) wird die sprachliche Entwicklung bis zur Mitte

---

[1] Der Verf. betont im Zusammenhang mit der sizilianischen Hofdichtung vielleicht zu wenig, wieviel diese der provenzalischen Troubadourdichtung verdankt und daß ihre Schlüsselwörter provenzalischer Herkunft sind. Cf. G. Baer, *Zur sprachlichen Einwirkung der altprov. Troubadourdichtung auf die Kunstsprache der frühen ital. Lyriker*, Diss. Zürich 1939.

des Cinquecento verfolgt: Ausbreitung des Toskanischen in ganz Italien, manchen Widerständen zum Trotz. Der seit der Mitte des 14. Jhs. spürbar gewordene Einfluß der lateinischen Rhetorik wird immer stärker und erreicht um die Mitte des 15. Jhs. seinen Höhepunkt. „La presa di posizione contro il volgare . . . era, nell'ambito della storia linguistica, una linea di condotta tardiva, astorica, perciò *reazionaria*. E proprio perché reazionaria e artificiale, la lingua letteraria ha bisogno di un modello sempre più rigido; e questo rimane il ciceronianismo . . ." Dennoch sind die stilistischen Ideale des volgare keineswegs einheitlich, was Devoto an der Sprache Sannazaros[1], Ariosts und Macchiavellis illustriert. Das Problem der endgültigen Wahl einer Hochsprache wird von Pietro Bembo (1525) insofern „gelöst" als er die Sprache der großen Florentiner Trecentisten als Grundlage fordert, während andere, z. B. Castiglione, eher zum Ideal eines „volgare illustre" Dantescher Prägung neigen, das zwischen den Klassikern und dem Vulgärflorentinischen ungefähr die Mitte eingenommen hätte[2]. – 6. Kapitel: Lingua „italiana" (S. 87–100). Das 16. Jh. bringt eine Erstarkung der Position des Florentinischen: es erscheint die erste Grammatik (Giambullari, 1551); die Accademia della Crusca wird gegründet (1583). Expansion des Italienischen in Frankreich und Spanien. Bildung einer wissenschaftlichen Prosa mit Leonardo. Als zentrifugale, d. h. der Tradition und Konvention widerstrebende Kräfte bezeichnet der Verf. Cellini und Ruzzante. Ich frage mich, ob Devoto den Nonkonformismus Cellinis nicht etwas überschätzt, denn die Reminiszenzen aus der Lektüre der großen Trecentisten, insbesondere Dantes, sind zahlreich[3]. Mit Tasso erreicht die Schriftsprache den Höhepunkt an Musikalität, es entsteht der Kult des Wortes an sich. Das formal-ornamentale Moment des Barocks tritt in den Vordergrund und erreicht seine extreme Form im Schwulst des Marinismus. Anderseits schafft Galilei eine reife, wunderbar klare wissenschaftliche Prosa, welche auf der Leonardos und Giordano Brunos aufbauen kann. – Die verschiedenen Reaktionen auf den Barock sind im 7. Kapitel (Il nuovo bilinguismo, S. 101–114) dargestellt. Auf die trotz allem relativ stabile Periode des Seicento folgt im 18. Jh. eine neue Art von „Zweisprachigkeit", und zwar ist der Rivale diesmal das Französische. Das Latein war auf Grund des, unter dem Druck der Inquisition geübten Verzichtes auf das Studium der Antike, als wissenschaftliche Sprache zurückgetreten: eine Tatsache, die Devoto kaum erwähnt. Der Einfluß des Französischen, der sich in Vokabular und Syntax geltend machte, rief indessen, zum ersten Mal in der Geschichte, als Reaktion eine Art sprachliches Nationalbewußtsein hervor: „Ma proprio nel secolo che aveva avuto la spregiudicatezza di accettare un nuovo bilinguismo, con la supremazia del francese, comincia a manifestarsi, attraverso certi atteggiamenti del Baretti, dell'Alfieri e di altri, una interpretazione del tutto

[1] Ein Hinweis auf den Aufsatz von F. Chiappelli, *Sul linguaggio del Sannazaro, Vox Romanica 13*, 40–50, fehlt.

[2] In der Bibl. vermisse ich einen Hinweis auf den Artikel von K. Huber, *Notizen zur Sprache des Quattrocento, Vox Romanica 12*, 1–20; vom gleichen Verfasser ist eine Arbeit: *Beiträge zur Chronologie und Entwicklungsgeschichte der italienischen Schriftsprache von Dante bis Cellini* angekündigt.

[3] Cf. R. Eggenschwyler, *Saggio sullo stile di Benvenuto Cellini*, Vercelli 1940, S. 60 ff.

diversa dei fatti linguistici, lontana così dal particolarismo fiorentino come dall'eclettismo italiano, la lingua come simbolo di orgoglio nazionale.“ – 8. Kapitel: L'età classica (S. 115–130): Das 18. Jh. hinterließ das wichtigste Werk, das, vor der Entstehung der vergleichenden Sprachwissenschaft, das sprachhistorische Problem in Angriff nahm, den *Saggio sulla lingua italiana* von Melchiorre Cesarotti (1785). Die französische Revolution zeitigte nicht die Folgen, die man erwarten könnte: „un regime rivoluzionario doveva, per affermarsi, fare appello anche a energie interne, e, in materia di lingua, a forze di conservazione, che aiutassero la politica generale di consolidamento“. Die 1783 aufgelöste Crusca ersteht 1808 neu, und die Akademie von Livorno prämierte die *Dissertazione sullo stato presente della lingua italiana* von Antonio Cesari, die zum Evangelium eines neuen Purismus, der zu den Ideen Bembos zurückkehrt, wurde. Die zentralen Dichterfiguren dieses Kapitels sind natürlich Foscolo, Leopardi und Manzoni; jeder von ihnen stellte eine eigene Sprachtheorie auf. Neben den Dichtern, zugleich vielfach gegenteiliger Meinung wie diese, treten die Philologen Ascoli, Tommaseo und De Sanctis auf den Plan. Aus allen Diskussionen und Kontroversen geht eine schriftsprachliche Tradition hervor, die sich, vor allem dank Manzoni, an lebendigen Quellen nährt und „klassisch“ wurde. – Mit dem 9. Kapitel (Espansione e crisi della classicità, S. 131–144) nähern wir uns der Gegenwart. Dreißig Jahre nach der endgültigen Fassung der *Promessi Sposi* entsprach die italienische Spracheinheit zum ersten Mal in ihrer Geschichte einer politisch-administrativen Einheit, mit *einer* Hauptstadt und *einer* Regierung. Aber auch die neueste Geschichte der italienischen Schriftsprache wird nicht von den Ereignissen, sondern von einzelnen Dichterpersönlichkeiten bestimmt: allen voran Carducci und D'Annunzio, beide mit eindeutig antimanzonianischen Tendenzen. – „La storia linguistica italiana nella seconda metà dell'ottocento non si esaurisce però nel lasciar correre teorico e nei processi di espansione del suo aspetto letterario. L'espansione ha una contropartita nei processi di evasione a cui la lingua letteraria italiana (con le altre arti) non si sottrae, in Italia o fuori. Al di là dell'apparente sicurezza positivista, della conoscenza della natura e delle sue leggi, della scienza come nuova e definitiva religione, la seconda metà del secolo XIX intraprende uno sforzo di autocritica che è tuttora in corso, e non ha l'uguale nella storia del pensiero umano.“ Etwas weiter sagt der Verf.: „L'evasione è prima di tutto abdicazione a un controllo“; dies bedeutet einerseits ein Abrücken von der „klassischen“ schriftsprachlichen Tradition im Sinne Manzonis, anderseits den Vormarsch der Dialekte, wie er sich z. B. in Fogazzaro, Pascoli und Svevo manifestiert. Parallel dazu laufen die Dialektuntersuchungen der Linguisten (Salvioni, D'Ovidio, Parodi, Bartoli, Terracini, Battisti u. a.). Eine weitere „antiklassische“, d. h. antimanzonianische Revolte stellt der Futurismus Marinettis dar. So gerät die italienische Schriftsprache, kaum ist die langersehnte staatliche Einheit erreicht, in eine Krise, die bis heute nur von einer Persönlichkeit überwunden wurde: Croce. – Vielleicht das persönlichste Kapitel dieses Buches ist das letzte: Prospettive (S. 145–159). Zunächst weist der Verf. auf die, wenigstens bis zum ersten Weltkrieg, konservierend-normierende Funktion der *Schule* hin. „Il suo svolgimento (sc. della lingua letteraria) fu lento, alle volte statico, e sempre

dominato dagli schemi scolastici che guardano più ai modelli di una letteratura accademica che alla lingua effettivamente usata.“ Mit der Riforma Gentile aber, auf Grund derer der Unterricht der „stilistica“ und Rhetorik in den Schulen abgeschafft wurde, hört jene Funktion der Schule auf. Dazu gesellt sich die soziale Umschichtung, die Auflösung der regionalen Einheiten, die der erste Weltkrieg brachte und das faschistische Regime später noch intensivierte. So entstand wohl eine sprachliche Nivellierung, aber „questo livellamento si sviluppò attraverso individui, che, se agivano più energicamente e istintivamente della scuola, erano essi stessi troppo poco formati, troppo mal certi per costituire un modello, costante nel tempo, livellato su piano nazionale nello spazio“. Devoto vergißt aber zu sagen, daß die Sitte des häufigen Versetzens der Beamten und, was für die Sprache wichtiger ist, der *Lehrer* von einer Provinz in die andere schon vor dem Faschismus und dem ersten Weltkrieg bestand. Nach Süditalien versetzte, aus Oberitalien stammende Lehrkräfte – und umgekehrt – trugen und tragen, nolens volens, bewußt oder unbewußt, zweifellos mehr zur Sprachnivellierung bei ihren Schülern bei als es die verhältnismäßig wenigen Parteibonzen der faschistischen Aera je getan haben. Ferner glaube ich, daß der Einfluß von Kino und Radio, den Devoto für unerheblich hält, in Italien größer ist als anderswo. Bei einem so kinofreudigen Volk wie das italienische ist kaum anzunehmen, daß die Nachahmung der „divi“ und „dive“ beim Äußerlichen stehen bleibt[1]. Diese Tatsachen haben der Reinheit der Sprache mehr geschadet – und schaden weiter – als die wohl nie ganz konsequent durchgeführte und inzwischen aufgehobene Riforma Gentile. – Als Reaktion auf die wachsende sprachliche Nachlässigkeit und Unsicherheit bildete sich ein Neopurismus (Migliorini). Mit ihm verbunden ist die sog. „glottotecnica“, eine Art angewandter Linguistik, welche allgemeingültige, praktische Direktiven zu geben versucht. – Zum Schluß wendet sich der Verf. den modernen literarischen Strömungen zu. Nach einem kurzen Paragraphen über den Hermetismus, wird der Stil Vergas besprochen, „rimasto immune dal classicismo declinante, dall'ornamentazione dannunziana o dal monachesimo pascoliano o ermetico.“ An modernsten Autoren werden als Typen genannt: Saba, Cardarelli, Palazzeschi, Vittorini und Pratolini. In der Sprache des Letztgenannten sieht Devoto etwas wie ein Vorbild für die Zukunft: „l'eredità verghiana, trasfigurata in Toscana, affondata nel popolo, e risalita a un livello più alto, non suggerisce una formula, ma indica, senza che la scuola vi abbia partecipato, una via.“ Ist aber der inzisive Stil, die gewollt einfache Syntax einer Reihe junger italienischer Schriftsteller, deren bedeutendster Exponent zweifellos Pratolini ist, wirklich eine *italienische* Lösung des Stilproblems? Wenn ich auch nicht geradezu von Beeinflussung und Import sprechen möchte, so ist die Parallele zwischen diesen und Schriftstellern anderer Sprachkreise, insbesondere der angloamerikanischen Avant-garde, doch sehr

---

[1] Cf. A. Menarini, *Ai margini della lingua*, Firenze 1947, S. 7–39: *La lingua nel cinema*; ferner *Contributi del cinema alla lingua*, in *Bianco e nero*, aprile 1949, 13–32, maggio 1949, 48–53, giugno 1949, 17–25; C. Battisti, *La lingua e il cinema: impressioni*, in *Lingua Nostra 13*, 29–34. – Über das Verhältnis von Sprache und Radio cf. O. Fracastoro Martini, *La lingua e la radio*, Firenze 1950 (dazu A. Camilli in *Lingua Nostra 12*, 25–26).

frappant. Als Beispiel seien zwei Stellen von John Steinbeck[1] und Vasco Pratolini[2] einander gegenübergestellt:

„The fire died down. The house was filled with the deep sounds of slumber. In the front room only one thing moved. The blessed candle darted its little spearpointed flame up and down with incredible rapidity."

„La camera era in penombra; Metello si era alzato: aveva chiuso le imposte perchè non la disturbasse la luce. Sorse dal letto in sottoveste, a piedi nudi, andò in cucina."

Es stellt sich doch die Frage, ob die Krisis der modernen italienischen Schriftsprache mit ihren stilistischen Erscheinungsformen nicht in den größeren Rahmen der Krisen und Entwicklungen, welche die Schriftsprachen anderer Kulturen erleben, gestellt werden muß.

Da eine Geschichte der Grundlagen des sprachlichen Systems des Italienischen bis zum heutigen Tage fehlt, des sprachlichen Systems, mit dem sich jeder Schriftsteller der Vergangenheit und Gegenwart auseinandersetzen mußte und muß, erklärt sich die Tatsache, die den Leser des *Profilo* immer aufs neue frappiert, daß Devoto stets genötigt ist, vom Allgemeinsprachlichen zur Analyse individueller Sprachstile überzugehen, also von der „langue" zum „langage". Aber vielleicht liegt dies auch darin begründet, daß die italienische Sprache, in höherem Maße als die meisten andern Kultursprachen, in ihren Hauptphasen mit der individuellen Persönlichkeit ihrer Dichter eng verknüpft ist, d. h. daß der „literarische" Aspekt stärker ist als der soziale.

Zürich/Basel — CARL THEODOR GOSSEN

Miguel Romera-Navarro *Registro de lexicografía hispánica,* Revista de Filología Española, Anejo LIV, Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid 1951, 1013 págs.

La actividad desplegada en los últimos años entorno al estudio de la lexicografía española es grande y muy variada. Uno de los frutos más sobresalientes de esta actividad es el libro del Prof. M. Romera-Navarro; la personalidad del autor, catedrático de la Universidad de Texas y conocido investigador y editor de la obra de Gracián, es ya una garantía de la importancia del trabajo que vamos a reseñar y de la seriedad con que ha sido realizado. Se trata de la publicación de un repertorio, con las oportunas referencias, de todas aquellas palabras españolas que han sido objeto de estudio: palabras antiguas y clásicas comentadas en ediciones de textos, vocablos hispánicos estudiados o explicados en libros y revistas especializadas. El contenido es, pues, vario y desde luego no se halla limitado por un criterio selectivo, como, por ejemplo, ocurre en el muy útil libro de doña Carmen Fontecha *(Glosario de voces comentadas en ediciones de textos clásicos),* en donde únicamente se registran voces del Siglo de Oro. Aquí, en cambio, el autor no sólo ha recogido esas voces – todos los vocablos del repertorio de la Sra. Fontecha han sido incorporados,

[1] *Tortilla Flat,* Stockholm 1942, S. 75.
[2] *Metello,* Firenze 1955⁴, S. 289.

remitiéndose con una referencia a esa obra – y aumentado su número, sino que además ha ampliado acertadamente el campo de acción e incluído en su obra americanismos y palabras dialectales; asimismo se incluyen algunas palabras portuguesas.

El Prof. Romera-Navarro comenzó muchos años ha este registro, sin intención alguna de darlo a la imprenta, con miras sólo a su propio uso personal y al de sus alumnos. Mas tarde, sin embargo, visto el interés de un tal repertorio, se decidió acertadamente a publicarlo.

No hace falta encarecer la importancia de un trabajo semejante: baste decir que el libro contiene ochenta mil referencias y que el número de volúmenes examinados es de tres mil ciento treinta y cuatro. El etimologista, el historiador de la lengua, el comentador de textos tiene a su disposición una cantera en donde encontrar las indicaciones necesarias para su trabajo, un instrumento preciosamente útil.

Advirtamos que el registro alcanza únicamente, para toda clase de publicaciones hasta diciembre de 1947.

Algunas observaciones: Parécenos que una publicación de la Revista de Filología Española debiera emplear las siglas y abreviaturas oficiales de esa revista, y no otras totalmente arbitrarias, con las que no se consigue sino desconcertar al lector; digamos que ni la misma Revista de Filología Española está citada, en este su anejo número LIV, con sus conocidísimas iniciales RFE, sino por *Filología*. El autor pretende así (p. 11) dar una idea del contenido de las obras citadas; sin embargo, dudo que el lector que encuentre la palabra *Antiguo* vaya a pensar en el estudio de F. Induráin *Contribución al estudio del dialecto navarro-aragonés antiguo,* ni quien vea *Arcaísmos* en la obra de C. Martínez Vigil *Arcaísmos españoles usados en América*. Creo más bien que cualquier filólogo español que encuentre esta última abreviatura va a pensar inmediatamente en el hermoso estudio de A. M. Espinosa, hijo, *Arcaísmos dialectales,* estudio que, por cierto y a pesar de su importancia, no se ha tenido en cuenta por el autor.

Con esto que acabamos de decir, rozamos otro problema. Como el autor mismo reconoce, un repertorio lexicográfico no puede nunca ser completo. A pesar de haberse papeleteado tantos libros, tantas monografías y colecciones de revistas, siempre podrá echarse de menos la falta de una u otra obra, anterior a 1947, fecha tope, como hemos dicho, de este repertorio. Permítasenos citar aquí, a manera de ejemplo, la omisión en el campo de la dialectología peninsular de toda la muy preciosa contribución del Prof. F. Krüger y de su revista hamburguesa, tan orientada hacia lo español, *Volkstum und Kultur der Romanen.* Tampoco hubiese tenido que omitirse una obra de tanta importancia como la *Contribución a la fonética del hispano-árabe y de los arabismos en el iberorrománico y el siciliano* del Prof. A. Steiger. Si, por ejemplo, se ha incluído algún vocabulario – cosa que no era necesaria – como el leonés de A. Alonso Garrote, ¿por qué se han desechado otros como los murciano y andaluz de García Soriano y Alcalá Venceslada respectivamente? Otra omisión importante es la de los *Anales del Instituto de Lingüística* de la Universidad Nacional de Cuyo, dirigidos primero por J. Corominas y actualmente por F. Krüger, y en donde se han estudiado tantos y tantos vocablos hispánicos; esta omisión es tanto más de lamentar cuanto que vemos papeleteadas otras revistas de un interés mucho más secundario. Aunque se trate de un estudio

no dedicado exclusivamente al español, tampoco hubiera estado de más la inclusión de la obra de L. Sainéan *La création métaphorique en français et en roman*; podrá o no estarse de acuerdo con muchas de las teorías y explicaciones del investigador francés, pero no se puede desconocer la importancia de su contribución al estudio lexicográfico de las lenguas románicas.

No quisiera que se viese en todo lo dicho una crítica esencialmente negativa. Todas estas minúsculas observaciones no empañan en nada el gran mérito del trabajo del Prof. Romera-Navarro. La utilidad del libro que ha puesto a nuestra disposición es inmensa; es un gustoso deber para todos los investigadores de la lengua española el acogerlo con el mayor agradecimiento[1].

Basilea GERMÁN COLÓN

Joseph M. Piel, *Miscelânea de etimologia portuguesa e galega* (Primeira série). Coimbra, Universidade, 1953. (Acta Universitatis Conimbrigensis.) XII, 392 S.

J. M. Piel ist ohne Zweifel der Gelehrte, der sich in den letzten zwanzig Jahren am eingehendsten der portugiesischen etymologischen Forschung angenommen hat. Zahlreich sind die Beiträge Piels, die in *Biblos, Lingua portuguesa (Revista de Portugal), Boletim de filologia* und anderen portugiesischen Zeitschriften verstreut sind. Die romanistische Forschung in und außerhalb Portugals begrüßt es daher in hohem Maße, daß in der vorliegenden Veröffentlichung der Universität Coimbra 154 dieser Beiträge gesammelt sind, vermehrt um weitere achtzehn, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden. Durch diesen Sammelband werden nicht nur die etymologischen Beiträge Piels einem größeren Kreis zugänglich, sondern die Leistung Piels tritt in ihrer Geschlossenheit eindrucksvoller in Erscheinung. Er setzt wirkungsvoll die etymologische Arbeit der großen Carolina Michaëlis de Vasconcelos fort, wie sie insbesondere ihren Ausdruck in der reichhaltigen Studie des Wortschatzes des Mestre Giraldo von 1910 gefunden hat (in der *Revista Lusitana* XIII) und die von ihr als „contribuições para o futuro dicionário das línguas románicas peninsulares" bezeichnet worden ist. So hat es durchaus eine innere Berechtigung, wenn Piel sein Buch dem Andenken jener hervorragenden Gelehrten widmet.

Die einzelnen Artikel Piels beschäftigen sich vorzugsweise mit dem älteren port. Wortgut und dem Wortschatz Gil Vicentes sowie mit Wörtern, die nur in einzelnen Regionen Portugals (Trás-os-Montes, Minho, Alentejo), in Galicien oder auch in Brasilien verbreitet sind. Seine Beiträge sind kritisch, geistvoll und vorsichtig. Ihm liegt mehr daran die etymologische Forschung zu fördern als unbedingt eine endgültige Lösung zu erzwingen. Den Ergebnissen ist durchaus zuzustimmen. Sie stellen in der Tat wichtige Bausteine für das zukünftige etymologische Wörterbuch des Iberoromanischen dar. Ich möchte die Aufmerksamkeit besonders auf die folgenden wichtigen Artikel lenken: Nr. 31 *baço* < HEPATION; 32 trasm. *bedalha;* 47 *cinho-cincho;* 51 *congosta* usw.;

[1] Una vez entregada esta reseña a la imprenta, nos llega la triste noticia de la muerte del Profesor Romera-Navarro. Desde aquí nuestro sincero homenaje a tan sabio investigador.

53 *cotovelo;* 59 *domário, domairo* < HEBDOMADARIUS, *doma(a)* < HEBDOMADA; auf die schöne Studie über die alten Namen des Salms Nr. 98; auf Nr. 103 mirand. *lhunêga;* 150 *sedas* und auf die Studie über die Namen der Wachtel (S. 315–326). Eine Reihe der Artikel dient auch der Aufklärung der semantischen Verhältnisse, z. B. Nr. 43 *(a)casuso,(a)cajuso;* 64 *enrestar;* 150 *sedas;* 166 *veairo.*

Einzelheiten: S. 76 sieht Piel galic. *burga* ,manancial de água quente' als postverbales Substantiv von BŬLLĬCARE an und setzt dazu Ortsnamen wie *Borbolga* (Distrikt Leiria) in Beziehung, aus vorlat. **borb-*,Quelle' und **bulga.* Die Tatsache, daß *-bolga, -bolegos, -bolegão* in Ortsnamen auftreten wie *Borbolga, Borbolegos, Borbolegão,* die als ersten Bestandteil alle ein vorlateinisches Element zeigen, läßt die Möglichkeit offen, daß *bolga* ein keltisches Relikt ist. In der Tat paßt zu *bolga* und zu galic. *burga* der Bedeutung nach durchaus air. *bolgg* ,Sack', ,Bucht'; *u* aus *o* findet sich auch sonst, z. B. *urso, usso* aus ŬRSU, neben aport. *osso;* dieser Übergang ist ja auch bei BŬLLĬCARE anzusetzen. S. 93: ein keltisches *sar* ,Alge' läßt sich mit Hilfe der vorhandenen Wörterbücher der keltischen Sprachen nicht nachweisen. S. 111: Das *i* in *qubṭil* bei Pedro de Alcalá ist in der Tat ein *i,* nicht ein *e,* wie Piel meint, die Imâle ist im granadinischen Arabisch bis ī vorgeschritten, vgl. z. B. *bīb* statt *bāb* in *Bibarrambla* ,Sandtor'. S. 147: *gosma, vurmo, mormo* weisen auf got. *waurms,* deutsch *Wurm*; *esgrumir* kann eine Metathese von **esgurmir* sein, doch bleibt die Ableitung von *esgrumir* von lat. GRŪMUS durchaus möglich. S. 153: trasm. *espolinhar* ,escorraçar (uma besta), correndo nela a toda a brida' möchte man nicht von aspan. *espolonar* ,ein Pferd antreiben, die Sporen geben', zu *espolón* (aus fränk. SPORO ,Sporn'), trennen; vgl. auch span. *espolín* ,Anstecksporn'. S. 169: Nach Piel kommen auf der Pyrenäenhalbinsel keine Ortsnamen mit den Wörtern *floresta* oder *bosque* vor; es gibt jedoch in der Prov. Cádiz das Städtchen *El Bosque.* S. 206: Der Ursprung von *machorro* ,muro de pedra seca' bleibt rätselhaft. 316: Zum verächtlichen Element in *paspalhão* ,Wachtel' vgl. man den irischen Namen der Wachtel *gearra-guirt,* schottisch *gearra-goirt, gearra-gort* aus *gearra* ,kleiner Vogel' und *guirt, goirt* ,traurig'. S. 318/9: zu russ. *perepel* ,Wachtel' noch ruthenisch *perepelka* und *perepelitsja,* poln. *przepiórka* (tschech. *křepelka*); zu sloven. *pódpoda* bulg. *padpadak.* Onomatopoetische Bildung liegt auch vor in breton. *pempkwenneg* (Md. von Vannes) und berber. *azaraxerax, azarraxerax* (Md. des Rīf), alles Namen der Wachtel. Man vergleiche auch die Bezeichnung des Wachtelschlags im Ungarischen: *pitypalatty* oder *pittypalatty* (die Wachtel heißt im Ungarischen aber *furj*).

Piels *Miscelânea* bedeuten eine außerordentliche Bereicherung unserer Kenntnis der portugiesischen Sprachgeschichte, sie müssen von allen herangezogen werden, die sich mit der Herkunft und Entwicklung des portugiesischen Wortschatzes beschäftigen wollen.

Hamburg WILHELM GIESE

Leonardo Olschki, „*Dante Poeta Veltro*". Firenze, Leo S. Olschki, 1953.

Nachdem L. Olschki in seiner 1949 in Berkeley and Los Angeles publizierten Monographie „The Myth of Felt" die Frage nach der Identität jenes von Dante im ersten Gesang der Divina Commedia angekün-

digten Retters Italiens neu aufgeworfen und von einer Andeutung Boccaccios ausgehend für den Ausdruck „feltro“ die Möglichkeit eines Hinweises auf Formen alten sakralen Brauchtums im Land des Tatarenkhans in Erwägung gezogen und darin schließlich eine Anspielung auf die beiden im Altertum und Mittelalter gern mit konischen Filzkappen abgebildeten Dioskuren, dem Nativitätsgestirn Dantes, entdeckt hat, führt er nun im vorliegenden zweiten Bändchen die begonnene Untersuchung mit feinem Spürsinn weiter. Er stellt zunächst fest, daß weder der Vers:

Questi non ciberà terra nè peltro

d. h. „er wird Besitz von Land und Geld verschmähen“, noch der andre:

„Sua nazion sarà tra feltro e feltro“,

wenn man die beiden Feltro geographisch versteht, auf Can Grande della Scala von Verona stimmen, auf den es die meisten Philologen und Historiker beziehen, wenn sie es nicht vorziehen, an einen Kaiser oder Papst zu denken. Sie passen aber auch auf keinen konkreten Fürsten oder Kaiser, und auch auf keinen Papst (etwa Coelestin V.). Der von Dante verkündete Veltro ist – soviel erkenenn wir klar – eine unabhängige, außergewöhnliche Persönlichkeit.

Das Hauptgewicht bei der Interpretation der umstrittenen Stelle liegt nach O. auf der Art, wie man *nazion* auffaßt. O. erklärt es plausibel als gleichbedeutend mit nascita. Dadurch erhält der Vers den Sinn: Der in Aussicht gestellte Retter Italiens ist geboren sotto i particolari indicati dalla costellazione dei pilleati Gemelli, d. h. Dante selbst. Die drei ihm zugeschriebenen Tugenden: sapienza, amore e virtute kommen Dante als hervorragendem Dichter nach dem allgemeinen Urteil seiner Zeitgenossen zweifellos zu.

Wir stehen also nach O. vor der Tatsache, daß Dante sich selbst – wenn auch in leicht verhüllter Form (seis aus Scheu, seis in Nachbildung des geheimnisvoll andeutenden Stils alter Prophetentradition) als den Retter Italiens empfindet und proklamiert.

Manch einer wird nun vor einer solchen Hypothese zurückschrecken und sie als dem Dichter nicht wohl anstehende, maßlose Überhebung von der Hand weisen. Man fragt sich in der Tat: Darf man einem Mann, der mit dem irdischen Machtstreben abgerechnet hat, der vom Hauch Gottes berührt worden ist und seine Seele der himmlischen Seligkeit zuwendet, eine solche „Arroganz“ zumuten? Wir können aber nicht umhin einzusehen, daß die Prophezeiung durchaus im Einklang steht mit dem ganzen prophetischen Charakter des Gedichtes und mit der Poetenmission, die an vielen Stellen desselben zutage tritt. Das hohe Bewußtsein einer vom Himmel empfangenen Sendung, der heilige Ernst, ein Beauftragter Gottes zu sein, stehen nicht im Widerspruch zur gelegentlich sich äußernden kindlich-christlichen Demut des Dichters. Hierin ist er nicht so sehr der Erneuerer des aristotelischen und platonischen Denkens, sondern der Fortsetzer des „Propheten“ Virgil, der ja auch eine große Zeitenwende, den Anbruch eines neuen Zeitalters ankündigte, eine Ära des Friedens und der Gerechtigkeit. Dante verkündete wie der heilige Paulus ein Reich der Gnade. Er wollte die Welt für ein besseres Los, für die Herrschaft Gottes erobern.

Mit gutem Recht wendet sich O. gegen die saloppe Behandlung der Divina Commedia durch jene Ästheten der Croceschen Schule, die seine hohe Dichtung als: Una specie di libretto d'opera betrachten, „in cui la prosaica noia dei ‚recitativi' di collegamento si alterna all' artistico diletto delle ‚arie' che fan vibrare le fibre del cuore".

In früheren Zeiten haben vielleicht die Theologen dem göttlichen Gedicht Dantes Gewalt angetan, indem sie es zu einseitig nur als versifizierte und mit Bildern und Mythen verbrämte Summa Theologiae in den Dienst ihrer Schulmeisterei zwangen. Der Versuch, Dantes Poesie dem Genuß und den Launen eines dilettantischen Ästhetizismus zu unterwerfen, ist ebenso abwegig. Wer Dante würdigen will, muß für ihn in seiner Gesamtheit und im ganzen Reichtum seiner Ausdruckskraft Verständnis aufbringen. Dem gut ausgestatteten Bändchen sind hübsche Bildtafeln mit antiken und mittelalterlichen Darstellungen der Zwillinge beigegeben.

Basel AUGUST RÜEGG

Rudolf Palgen, *Ursprung und Aufbau der Komödie Dantes.* Graz-Wien-Köln, Verlag Styria (1953). Kl. 8⁰. 55 S.

Unter dem Einfluß einer polemischen Haltung, die leider auch zuweilen den Ton seiner Ausführungen unnötig verschärft, hebt der Verfasser den angeblichen Gegensatz hervor, in dem er sich zu der „offiziellen Danteforschung" – die er (6) als eine „Pseudowissenschaft" bezeichnet – zu befinden glaubt. Dem Rezensenten will dagegen scheinen, daß die sich nunmehr über zwei Jahrzehnte erstreckenden eingehenden Forschungen Palgens über die mittelalterlichen Quellen der „Divina Commedia", die in erster Linie der Erhellung der mittelalterlichen Züge von Dantes Dichtung dienen wollen, trotz gewisser Einseitigkeiten der Betrachtungsweise sich in einer ähnlichen Richtung bewegen wie die Bemühungen anderer Danteforscher unserer Tage und auch manches bleibende Ergebnis gezeitigt haben, wie z. B. in einer der letzten Untersuchungen die Aufdeckung der neuplatonischen Wurzeln von Dantes Kosmologie („Eine bisher nicht beachtete Quelle des Paradiso: Die Theologia Aristotelis", Roman. Forschungen 63 [1951], 36–60).

In der vorliegenden Abhandlung, die den Abdruck eines Vortrages darstellt und daher auf ausführliche Belege verzichtet, legt Palgen nochmals die Grundzüge seiner Auffassung von der Entstehungsgeschichte der „Divina Commedia" dar. Mit Recht wendet er sich gegen die Einbeziehung Dantes in den Humanismus. Dante sieht die Antike in mittelalterlicher Sicht, was im besonderen für sein Verhältnis zu Virgil und zur Aeneis gilt. Merkwürdig nur, daß der Verfasser anscheinend glaubt, mit dieser Ansicht allein zu stehen. Wie kann er (53) behaupten, „E. R. Curtius redet irgendwo (!) von der Begegnung Dantes mit Vergil, offenbar im Sinne einer Lektüre der Aeneis mit anschließender freier Auseinandersetzung des Dichters Dante mit dem in der Aeneis lebenden ‚Geist' der Antike?" Gerade Curtius hat doch immer wieder die engen Bindungen Dantes an das lateinische Mittelalter betont und mit einer Fülle von Beispielen belegt (in bezug auf Virgil vgl. besonders Roman. Forschungen 60 [1947], 256 f.). Auch

wenn der Verfasser feststellt, daß Dante seinen philosophischen Interessen nach nicht Thomist gewesen ist und als Dichter aus der literarischen Tradition geschöpft und nicht „ex nihilo" geschaffen hat, begegnet er sich mit Bruno Nardi und Etienne Gilson bzw. wiederum mit Curtius.

Im Bereich der literarischen Tradition – und damit unterscheidet sich Palgen allerdings von der übrigen Danteforschung – gilt seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich bestimmten mittelalterlichen Sagen, vornehmlich solchen, die Höllen- und Paradiesschilderungen enthalten. Obwohl Dante zweifellos von dieser Überlieferung abhängig ist und Palgen dafür auch zahlreiche Beweise erbracht hat, schreibt er jedoch diesen Quellen, die ja nur einen Teil der literarischen Tradition des Mittelalters bilden, eine absolut beherrschende Rolle in der Entstehungsgeschichte der „Divina Commedia" zu und kann so der Komplexität der größten Dichtung des Mittelalters nicht gerecht werden.

Kiel August Buck

Rudolf Palgen, *Ursprung und Aufbau der Komödie Dantes.* Verlag Styria, Graz-Wien-Köln 1953, 55 Seiten.

Das von dem Bologneser Latinisten Giovanni del Virgilio, einem späten Freund Dantes, 1321 verfaßte Epitaph, das dann aber auf dem Grabmal von Ravenna nicht zur Verwendung kam, beginnt mit dem Distichon

Theologus Dantes nullius dogmatis expers
Quod foveat claro philosophia sinu

und drückte damit die ganz allgemeine Überzeugung aus, daß der Dichter auch ein großer Gelehrter, Theologe und Philosoph gewesen sei.

Dieses Dantebild ist nach Palgen grundfalsch; die „offizielle" Danteforschung (die von ihm ausgeht oder zu ihm hinführt), sei eine Pseudowissenschaft (S. 6). Wie Dante kein Humanist oder Thomist war, sei er auch kein Philosoph und Theolog gewesen (S. 10, 19, 22), sondern einfach ein vielseitiger Laie (S. 22), der, ohne auch als Dichter ein einziges Motiv erfunden zu haben, bloß das darstellen wollte, was ihm an Traditionswissen über das Jenseits zugänglich war (S. 25).

Ein Dichter nun von so geringer originaler Spannweite des Denkens kann, so vermuten wir, wohl kein von Dunkelheiten und Rätseln durchsetztes Werk verfaßt haben. Und in der Tat werden wir belehrt, daß sich die Danteproblemesucher allesamt auf dem Holzweg befänden, da die Commedia ein virtuell vollkommen klares Gedicht sei (S. 10), dessen Verdunkelung bloß daher rühre, daß ein Unbekannter die Dichtung ohne stichhaltige Gründe über die landläufigen mittelalterlichen Höllen- und Paradiesesdarstellungen hinauszuheben sich bemüßigt fühlte und sie „so in der Folge immer mehr vom Mittelalter loslöste" (S. 10).

Der einzige Weg, dieses Unglück gutzumachen, bestehe darin, die Commedia an ihren alten Platz, von dem sie unerlaubterweise weggerückt wurde, zurückzustellen, wodurch sogleich alle die berüchtigten Danterätsel sich in Nichts auflösen würden.

Den alten richtigen Platz aber bestimmt der Literarhistoriker allein,

weil nur er der Fachmann für die Auffindung jener literarhistorischen Lücke sei, in welche das Ganze dann auch wirklich hineinpaßt. Historiker, Juristen, Diplomaten, Ästhetiker, Philosophen und blutige Laien können ihm dabei nur ins Handwerk pfuschen (S. 10). Ihnen fehlt vor allem die Kenntnis des Altfranzösischen und damit der notwendige feste Boden zu gediegener Arbeit (S. 11).

Wir werden neugierig: denn außer diesen Unzuständigen haben sich ja zahllose Literarhistoriker, für die das Altfranzösische nur eine Variante ihrer eigenen Muttersprache war, mit Dante befaßt, ohne auch nur in die Nähe der Palgenschen Resultate gelangt zu sein.

Die Hypothese von einer nachträglichen Loslösung der Commedia von ihrem mittelalterlichen Mutterboden muß natürlich bewiesen werden und mit den vorgebrachten Beweisen wollen wir uns, soweit nötig, im folgenden befassen.

Zunächst werden wir dahin belehrt, daß wir den Vergil Dantes nicht als den Klassiker der Antike betrachten dürfen, sondern als den Zauberer, Astrologen, Gedankenleser, Erbauer von Wasserkünsten, Insektenbeschwörer oder Prinzenerzieher, als welchen ihn die mittelalterliche Volkssage und Vulgärdichtung uns schildert. In der Tat: gerade an Vergil müßte sich die unheilvolle Translation aus der mittelalterlichen Gedankenwelt in die des „Humanismus" besonders klar zeigen. Das ins heimische Mittelalter zurückversetzte neue Vergilbild müßte, sobald schwerwiegende Veränderungen gegenüber dem alten, herkömmlichen, aufträten, der Hauptschlüssel zu neuen Konklusionen über die Entstehungsgeschichte der Göttlichen Komödie werden.

Sehen wir indes zu, was sich an dem bemängelten „humanistischen" Vergilbild in Wahrheit ändert. Die Broschüre führt uns Vergil zunächst als Zauberer vor. Dante habe ihn sogar mit gar keinen anderen Augen sehen können, als mit denen der mittelalterlichen Legende (S. 15, 20). Diese Behauptung setzt freilich voraus, daß Dantes Ingenium das Niveau etwa eines Chanson-de-Geste-Dichters nicht überschritten habe. Und gerade diese axiomatische Voraussetzung bildet in Wahrheit den Ausgangspunkt aller weiteren Überlegungen. Es ist eine willkürliche Annahme, daß bloß ein „Humanist" den Autor der Aeneis für einen großgearteten Geist und erhabenen Dichter halten konnte. Uns will dünken, daß ein schon durchs bloße Trivium und Quadrivium vorgeschultes Urteilsvermögen durchaus fähig war, in Vergil einen Dichter von Ernst, Würde, Frömmigkeit und hohem Kunstverstand zu erkennen. Immer wird er uns als Helfer, Tröster, Beschützer und Mahner gezeichnet; Dante müßte schwer schizophren gewesen sein, wenn er die Ehrentitel Duca, Signore und Maestro (Inf. 2, 140) einem Hexer und Gaukler zubilligte.

Daß Dante seinen Vergil sehr gründlich innehatte, geht nicht nur aus hunderterlei Anspielungen der Commedia an die Aeneis hervor, nicht nur aus den lateinischen Eklogen Dantes, die ganz im Eklogenstil Vergils gehalten sind, sondern offenkundig auch aus seiner Darstellungskunst, die mit den sparsamsten Mitteln die größtmögliche dichterische Wirkung erstrebt. Die bewußte Tendenz zu dieser Technik der Strenge tritt uns schon in der Vita Nova entgegen. Bewundernd hat Goethe die Ugolinoszene auch um ihrer schauerlichen Knappheit willen zu den absolut größten Hervorbringungen der Weltliteratur gezählt. Palgen allerdings rechnet sie zu den Satiren (! S. 7).

Unleugbar galt Vergil in der Volkssage und -epik als ein sehr vielseitiger Zauberkünstler. Aber erst Jahrhunderte nach seinem Tod. Dante selber wurde indes schon zu seinen Lebzeiten für einen Zauberer gehalten, wie uns die Kriminalakten über die von dem Mailänder Galeazzo Visconti geplante Vergiftung Papst Johanns XXII. schwarz auf weiß bezeugen (vgl. Grauert, Neue Danteforschungen, Histor. Jahrbuch 1897, 58 ff., und R. John, Dante, Wien 1946, 18). Wir dürfen überzeugt sein, daß Dante Vergil sowenig wie sich selbst als Zauberer betrachtet hat. Im 20. Infernogesang hat er gerade den Zauberern einen eigenen Strafort zugewiesen, in dem er, wie um ausdrücklich zu zeigen, daß hier auch heidnische Zauberer, deren einer ja der Zauberer Vergil gewesen sein müßte, ihre Strafe finden, einer Reihe von vorchristlichen Magiern begegnet. Und gerade in diesem Inferno der Zauberer läßt er Vergil die Worte sprechen:

Qui vive la pietà quand' è ben morta (V. 28).

Es wäre absolut widersinnig, wenn jemand, der selber ein Zauberer war oder ist, sich zu der Höllenstrafe seiner engsten Berufsgenossen just mit einer derartigen Sentenz äußerte: das hieße denn doch Dante einen heillosen psychologischen Unsinn anlasten. Durch dieses Vergil in den Mund gelegte Wort hat er ganz offenkundig die Legende von dessen Zauberwirken zerstört.

Aber nehmen wir das Unmögliche trotzdem an; gesetzt, Dante habe in Vergil tatsächlich den Zauberer der Volkslegende erblickt. Welch glänzende Gelegenheit hat sich dieser Magier vor dem verrammelten Tor der Höllenstadt Dis entgehen lassen, seinem Getreuen durch ein kleines Spiel seiner Zauberkraft zu Hilfe zu kommen. Dieses Tor, das unbedingt durchschritten werden muß, öffnet sich erst durch das gewaltige Eingreifen des „Messo del Cielo“ (9, 85). Bis dahin ist Vergil ebenso machtlos wie Dante.

An der entgegengesetzten Seite von Dis jedoch, so will uns die Broschüre glauben lassen, betätigt sich Vergil als ein sehr gewiegter Zauberer. Mit Hilfe eines (recht indisch anmutenden) „Seiltricks“ verzaubere er ein Seil in eine „fliegende Schlange“, die den beiden Jenseitswanderern als „Reittier“ dienen muß, um in die unzugängliche Region der tiefsten Hölle zu gelangen (S. 15). Man lese zu dieser Art von Exegese den Wortlaut der Commedia (Inf. 16, 106–17, 33 und 17, 79–136), um zu ermessen, welche Vergewaltigung der Text der Commedia hier erfuhr.

Nirgends ist von einem Seil die Rede. Vergil verknotet und rollt Dantes Gürtel zusammen, um ihn so zusammengeballt in die unterste Hölle zu werfen. Bald darauf erscheint, mit seinen Tatzen durch die trübe Luft nach oben rudernd und schwimmend, der Drache Geryon, dessen biedermännisches Gesicht über die Gefährlichkeit seines Skorpionenstachels hinwegtäuscht. Er ist der teuflische Patron der Tücke und Verleumdung und erfüllt die Welt mit seinem Stank, an den sich auch Vergil und Dante hinter dem offenen Grabstein des Papstes Anastasius nur allmählich gewöhnen konnten (11, 4 ff.).

Niemals wurde der Abwurf des Gürtels anders denn als ein Signal verstanden, welches das unten hausende Tier veranlaßt, hochzukommen und vor Vergil zu erscheinen. Der Lateiner mußte es jedenfalls schon bei seinem ersten Abstieg zu Giudecca (9, 22 ff.) kennengelernt und als Flugzeug benützt haben, wodurch sich auch sein sofortiges

Unterhandeln mit dem Drachen erklärt (17, 40). Der spitzstachelige Schweif bildet für Dante eine wirkliche und ernste Gefahr. Vergil beschützt ihn davor, indem er auf Geryons Rücken zwischen Dante und dem Stachel Platz nimmt (17, 83 ff.).

Wäre Geryon nichts als ein eben erst von Vergil zu einer „fliegenden Schlange“ verzaubertes „Seil“, so müßten wir uns fragen, warum in aller Welt der Zauberer seine Kunst so ungeschickt ausgeübt habe, daß er Dante vor dem Produkt seiner Magie sogleich in Schutz nehmen muß. In der Tat war es ein wirklicher, nicht etwa imaginärer Schutz. Vergil beruft sich ja gerade auf diese Hilfe, um Dante jene Zuversicht zu geben, mit der er den Feuerwall vor dem Paradiso Terrestre durchschreiten muß (Purg. 27, 20 ff.). Vergil war also ein wirklicher Helfer gegen eine tatsächliche Gefahr, und schon hieraus ergibt sich die Tatsache, daß Geryon nicht ein durch Vergils Zauberkraft zustande gekommenes Wesen ist, sondern wie die übrigen Höllentiere, etwa der Cerberus oder die Harpyen, seit eh und je in der Hölle haust. Das angebliche Seil wird nicht zu einer angeblichen Schlange verzaubert, sondern der Drache Geryon nimmt das Auffallen des eingerollten Gürtels Dantes zum Anlaß, nach der Ursache dieses Abwurfs zu sehen. Vergil war nicht so töricht, die Erinnerung an das furchteinflößende Produkt eines gutgemeinten Zauberkunststücks in Dante wachzurufen, um seinen Schrecken und seine Zaghaftigkeit zu beheben. Will er Dante durch einen Verweis auf das Geryonerlebnis Mut einflößen, so kann er das nur, wenn er kein Zauberer war.

Nicht besser verhält es sich mit der auf Vergil-Zauberei zielenden Deutung der Statue des Greises von Kreta (Inf. 14, 103–120). Sie steht als ein Nachbild der berühmten Traumgestalt Nabuchodonosors (Daniel 2, 31 ff.) in einer Höhle des nicht mit dem trojanischen Ida zu verwechselnden Ida-Berges auf Kreta. Der Greis hält auffallenderweise seine Schultern der ägyptischen Küstenstadt Damiette zugewendet, während sein Blick bis nach Rom dringt. Dante mag an Epimenides, den letzten der sieben Weisen Griechenlands, gedacht haben, der aus Kreta stammte und durch einen mystischen Höhlenschlaf zum Seher wurde. Ein Spalt, so berichtet Vergil im 14. Infernogesang (94–120), durchzieht mit Ausnahme des goldenen Hauptes die ganze Statue und läßt unablässig Tränen in die Hölle sickern. Dort bilden sie die Höllenflüsse Acheron, Styx und Phlegeton und schließlich den im tiefsten Höllengrund zu Eis erstarrten Cocytus. Der Eissee nimmt den verabscheuungswürdigsten Sündern, den Verrätern ihrer Wohltäter, jenen letzten Rest von Bewegungsmöglichkeit, der selbst noch für die Verdammten eine Wohltat bedeutet. Mitten unter ihnen ragt aus dem Erdmittelpunkt als dem Ort der größten Gottesferne von seiner Leibesmitte an der gigantische Satan auf, der mit seinen drei verschiedenfarbigen Köpfen das infernale Widerspiel der göttlichen Trinität darstellt: Ohnmacht, Torheit und Haß. In seinen drei Mäulern stecken die Erzverräter Judas, Brutus und Cassius. Das allen Juristen bekannte Strafprinzip des dantischen Contrapasso gilt auch für den Satan selber: die Tränen des Greises von Kreta, des Bildes der im Argen liegenden Menschheit, an denen Satan Schuld trägt, bilden schließlich seine eigene Qual.

Aus dieser tragischen Quelle der Höllenflüsse nun wird uns flugs eine Wasserleitung gemacht! Eine Wasserleitung, weil Vergil „als un-

geheuer reiche und blutvolle Sagengestalt" des Mittelalters sich unter vielem andern auch auf die Anlage von Aquädukten verstand, die er mit Teufelshilfe sozusagen über Nacht errichtete (S. 15 f.). Der Greis von Kreta wird uns als eine „Brunnenfigur" vorgestellt, der aus „drei Schlitzen" Wasser entquillt – Wasser, nicht Tränen! –, das durch unterirdische Kanalanlagen sich im Cocytus, dem tiefsten Brunnen sammelt. Das Merkwürdige an dieser Wasserleitung, werden wir (S. 16) belehrt, ist nicht etwa die Statue aus Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Ton, nicht ihre Beziehung zu Damiette und Rom, nicht ihr Standplatz auf Kreta, was alles mit Stillschweigen übergangen wird, sondern daß es die drei (!) antiken Höllenströme sind, die aus den drei (!) „Schlitzen der Brunnenfigur" hervorkommen.

Und warum gerade dies das Merkwürdigste? Weil selbst durch ein leises Einsickern antiker Bezeichnungen das Gesamtkonzept der Broschüre gestört wird, deren Hauptanliegen es ist, nachzuweisen, daß Dantes Dichtung das „Monument des äußersten Verfalls der klassischen Bildung in Europa ist" (S. 17). Dieser Lieblingsidee wird alles zum Opfer gebracht. Selbst der klarste Wortlaut des Textes. Mit vollster Berechnung schreibt Dante von den Tränen, die dem Spalt der Statue entquellen. Mit äußerster Hartnäckigkeit macht die Broschüre aus den Tränen Wasser. Aber das Recht, sie mit Wasser zu identifizieren hat höchstens der Chemiker, nicht jedoch der Literarhistoriker. Der Greis von Kreta ist von Tränen erfüllt und dabei hat es zu bleiben. In der Poesie sind Tränen kein Synonym für Wasser.

Ich habe in meinem „Dante" (Wien 1946) gezeigt, welcher Art der Gedankengliedbau sein muß, der den Greis mit seinen Tränen, Kreta, Rom und Damiette zu einem Sinnganzen zusammenfügt. Man mag dem beistimmen oder nicht, auf keinen Fall dürfen eindeutige Texte stillschweigend entstellt werden, um aus der mysteriösen Quelle der Höllenflüsse eine harmlose Brunnenanlage zu machen, die ihre Existenz dem Zauberer Vergil verdankt.

Bekanntlich sind die Höllenströme zugleich auch wichtige Strafinstrumente; in ihnen werden vielfach Sünder gepeinigt, die längst vor Vergils Geburt gestorben waren, wie etwa Alexander der Große im siedenden Phlegeton (Inf. 20, 107). Man weiß, mit welcher Achtsamkeit Dante allen seiner Gegenwart erkennbaren historischen Anachronismen aus dem Wege geht; er nimmt die Struktur seines Jenseits absolut ernst. Die Flüsse des Inferno haben also mit Vergil nicht mehr zu schaffen als etwa mit Homer.

Ist nun aber weder Geryon noch die kretische „Brunnenanlage" irgendwie ein Beweis für einen Zauberer Vergil, spricht im Gegenteil in der Commedia alles gegen das volkstümliche und landläufige Vergilbild, so sind auch alle anderen Anklänge an mittelalterliche Sindbad-Vergil-Vorstellungen (S. 17, 32, 52) kein Beweis dafür, daß uns Dante den Vergil der Volkspoesie zu schildern gezwungen war (S. 15). Mit dem angeblichen dantischen Volksvergil verlieren aber auch die stets wiederkehrenden Berufungen auf den Dolopathos und Syntipas ihre Überzeugungskraft, die uns geradezu als die Quellkammern der Divina Commedia hingestellt werden. Und dies bis zu dem Grade, daß zwei Drittel des Weltgedichtes selber uns als die zusammengeklitterte Darstellung eines Erziehungsvorganges erklärt werden (S. 11). Eines Erziehungsvorganges, der allerdings recht ergebnisreich

verlaufen sein muß. Die Belohnung des Zöglings – Dante wird einer angeblich das Purgatorium in nuce darstellenden altfranzösischen Fassung des Romans von den Sieben Weisen zuliebe immer wieder „Zögling" genannt (vgl. S. 27) – besteht schon auf halbem Wege darin, daß er nicht weniger als die Tiara und Reichskrone erhält (Purg. 27, 142), was die Broschüre allerdings nur durch eine Verweisung sotto voce andeutet (S. 11).

Auch Vergils Selbstbeurteilung

Tratto t'ho qui con ingegno e con arte (Purg. 27, 130)

läßt sich in keiner Weise als ein Selbstbekenntnis des Dichters zu seinem Magiertum verwerten, so als habe er Dante mit „Zauberlist und -kunst" (S. 15) bis zum Paradiso Terrestre gebracht. Es liegt in dieser Übersetzungsform eine schwere Verwechslung mit den beiden Tugenden der aristotelischen Ethik vor, die allerdings ständig am Werke waren, um Dante an sein erstes großes Ziel zu bringen, nämlich mit der Tugend der „Klugheit", die stets den richtigen Entschluß faßt und der Tugend der „Kunst", die stets die richtige Tat setzt.

Ist also Dantes Vergil kein Zauberer, so ist das uralte Vergilbild vom edlen, hilfsbereiten, weisen und demütigen, aber dennoch zielstrebigen Lateiner – man mag das Humanismus nennen oder nicht – keine nachträgliche Verzeichnung unberufener Dante-Interpreten, sondern Dantes originaler Entwurf. Bleibt aber Vergil an seinem alten ursprünglichen Platz, dann mit ihm auch die ganze Divina Commedia. Sie steht noch heute dort, wo Dante sie hingebaut hat, mit all ihren Ruhmestiteln, Schönheiten und Rätseln. Eine imaginäre Rückversetzung in die Gedankenwelt des Romans der Sieben Weisen wäre keineswegs eine Aufhellung ihrer Entstehungsgeschichte, über die Konklusionen ganz anderer Art gezogen werden müssen, sondern ihr restloser Untergang. Glücklicherweise läßt sie sich so wenig vom Platze rücken wie die Stadt Florenz selber.

Schwerlich wird es ein vor 1314 geschriebenes Buch von Bedeutung geben, das keine Reflexe in der Commedia hinterlassen hätte. Natürlich kannte Dante den Roman der Sieben Weisen, den Anticlaudianus, die Theologia Aristotelis und vieles andere. Kein Einsichtiger wird das leugnen wollen. Aber aus Anklängen und Ähnlichkeiten direkte und engste Abstammungsverhältnisse zu postulieren, heißt Mythen bilden. Das Geheimnis der dichterischen Zeugung bleibt auch dem Literarhistoriker verschlossen. Es bleibt sogar dem Dichter selbst ein Rätsel. (Wie wenig gerade dieses Dunkel zu erhellen ist, hat Otto Ludwig in seinen Shakespearestudien mit überzeugender Klarheit dargestellt.)

Um uns aber vollends glauben zu machen, Dantes Muse sei identisch mit einem Zettelkasten und sein Genie mit einem bloßen Griff nach der Ichform, die das Heterogenste in eine abgerundete plastische Erzählung zu bringen erlaubte (S. 11, 22, 30), müßten wahrlich andere Gründe ins Treffen geführt werden als ein schon auf den ersten Blick als unhaltbar zu erkennender Vergilmythus.

Dante war kein Humanist vom Schlage Petrarcas, aber das hindert nicht, daß er sich über Sinn und Wert seines Lieblingsautors das richtigste Bild machen konnte; er war kein Thomist im Sinne eines absolut linientreuen Jüngers des Aquinaten, was man nicht erst seit

Gilsons Antwort an Mandonnet weiß, nicht erst seit Bruno Nardi, sondern schon seit Volpe, seit Giovanni Palmieri SJ, wenn man will, seit Aroux und Gabriele Rossetti. Aber das hindert nicht, daß Dante ein theologischer Denker von hohem Rang war, als welchen ihn nicht nur die Commedia, sondern auch das Convivio und die Monarchia ausweist. Thomist und Theolog ist nicht und war nie dasselbe. Daß schließlich Dantes Phantasie an Motiven rein gar nichts frei erfunden habe (S. 22, 25), sondern in allem und jedem auf fremde Phantasieprodukte angewiesen war, wird niemand glauben, der Dante für einen wirklichen Dichter hält und Goethes Gedicht über die Phantasie gelesen hat.

Alles in allem scheint uns die Broschüre nicht Durchschlagskraft genug zu entwickeln, um eine immerhin 633jährige Dante-Literatur zu verdrängen; ja, bei Lichte besehen will es uns scheinen, daß sie schwerlich auch nur einen einzigen wirklichen Dantekenner für sich zu gewinnen vermöchte.

Wien R. JOHN

Charles H. Livingston, *Le Jongleur Gautier Le Leu.* Etude sur les fabliaux. Harvard Studies in Romance Languages, vol. 24. Cambridge (Massachusetts) 1951. XII u. 377 S.

Im Jahre 1924 veröffentlichte L. in der *Romanic Review* vier bisher unpublizierte Fabliaux aus einer kompakten Gruppe von sieben, die in einem Manuskript aus der Privatbibliothek von Lord Middleton in Wollaton Hall (Nottinghamshire) enthalten waren. Jedes Gedicht dieser Gruppe, außer dem ersten, dessen Einleitungsverse verloren sind [1], tragen alle den Namen des Autors: *Gautier Le Leu* oder auch nur *Le Leu.* In der Einleitung zu seinem Text machte L. 1924 wahrscheinlich, daß Gautier Le Leu auch der Verfasser des Fabliau *De Connebert* ist, in dem er nur als *Gautier* erscheint [2]. M. Delbouille geht sogar noch weiter; in *Rbelge* 32, 375, schreibt er: „On n'a pas conservé toutes les œuvres de Gautier. Il dit, aux vers 177–178 du *Fol vilain,* en être à son onzième fabliau et l'on n'en possède que sept ou huit (VIII et IX relevant d'un autre genre). Ailleurs, à deux reprises, il semble faire allusion à des œuvres qu'il avait écrites et qu'on n'a pas (*Fol vilain,* 174–175; *Connebert,* 191 ss.)". – L. setzte seine Forschungen über diesen Autor fort mit einer Serie von Artikeln, die er zwischen 1924 und 1945 meistens in den *Modern Languages Notes* veröffentlichte und die das Studium einer Anzahl von seltenen, bei Gautier vorkommenden Wörter zum Inhalt haben. Das hier zu besprechende Buch ist also die Frucht einer dreißigjährigen Beschäftigung mit dem Jongleur Gautier Le Leu und bringt die definitive Fassung aller, von L. diesem Jongleur zugeschriebenen Werke, deren literarischer Hintergrund ebenfalls beleuchtet wird.

Die Textausgabe von L. ist um so verdienstlicher, als dadurch endlich einem Teil der von Montaiglon und Raynaud publizierten Fabliaux

---

[1] Über diese Lücke orientiert L. Thorpe, *R* 73 (1952), S. 108.

[2] Über die Verfasserschaft des Fabliau *Du prestre taint* und den Namen *Gautier Le Long* siehe unten.

ein Autor zugewiesen werden kann. Damit werden auch einige Belege aus den Fabliaux bei Godefroy wenigstens ungefähr (ca. 1250) datierbar. Dem Jongleur Gautier Le Leu sind demnach folgende Zitierungen bei Godefroy zuzuweisen: *La Veuve* (bei L. III), *Du sot chevalier* (bei L. IV), *De Connebert* (bei L. VII), *Du Con* (bei L. VIII), *Le dit des C.* (bei L. IX). Gautier Le Leu ist aber auch der von Scheler, *Trouvères belges*, und nach ihm von Godefroy so genannte *Gautier Le Long*, da *Long* in der von Scheler publizierten Turiner Abschrift aus *Lou* verlesen ist. Hingegen hat u. E. M. Delbouille überzeugend nachgewiesen [1], daß L. Unrecht hat, den Fabliau *Du prestre taint* ebenfalls Gautier zuzuschreiben (bei L. X); Delbouilles Beweisführung deutet hierfür einleuchtend auf einen Verfasser aus der Umgebung von Orléans hin. *Deshalb sind in L.s Ausgabe sämtliche auf den Fabliau X bezüglichen Stellenverweise als nicht der Sprache Gautiers angehörig zu betrachten.*

Die Ausgabe von L. gliedert sich in: 1) *Les manuscrits,* 2) *La patrie de Gautier Le Leu,* 3) *Versification,* 4) *La date de l'œuvre de Gautier Le Leu,* 5) *Problèmes d'authenticité* (enthält vor allem einen nicht sehr überzeugenden Versuch, den Fabliau *Del prestre taint* gegen die Argumente von M. Delbouille [2] trotzdem Gautier zuzuweisen), 6) *Le jongleur Gautier Le Leu,* 7) *L'édition*; dann den Text mit Varianten, einen Appendix: *La Veuve* (texte des mss T et Ta), ferner *Notes*, einen *Index des noms propres* und ein *Glossaire.*

Nachdem so gute Kenner der Materie wie Lecoy [3], Rychner [4], Delbouille [5] und P. B. Fay [6] die Ausgabe bereits besprochen haben (andere Besprechungen sind uns bis heute nicht bekannt geworden), wobei wir vor allem auf die sehr eingehende, ja minutiöse von P. B. Fay hinweisen möchten, während zur Benützung des Glossars der Ausgabe neben Fays Besprechung auch diejenige von Delbouille unerläßlich ist, möchten wir unser Augenmerk vornehmlich auf Lexikologisches richten.

So nennt L. S. 81 unter den *Mots dialectaux et régionaux des poèmes de Gautier Le Leu* auch *torbe* und *wé:* diese Formen sind aber auch normannisch (*torbe* Wace [7] und *wé* Wace [8]; s. auch *ZrPh* 69, 150).

Leider ist das Glossar nicht in allen Teilen so gut geraten, wie es für eine so wichtige Ausgabe wie die vorliegende wünschenswert wäre. Vor allem bedauert man, daß die Auswahl der aufgeführten Wörter eine recht willkürliche ist, obwohl Verf. auf S. 347 versichert: „Le glossaire, sans être complet, cherche à comprendre tous les mots qui intéressent la lexicographie.“ Dazu gehört auch, daß L. teilweise interessante Varianten der gleichen Wörter aufführt, andere wieder nicht.

---

[1] „Le fabliau du Prestre teint, conservé dans le ms. Hamilton 257 de Berlin n'est pas de la main de Gautier Le Leu“, *Rbelge* 32 (1954), 373–394.
[2] *Rbelge* 12 (1933), 591 f.
[3] *R* 74 (1953), 251–253.
[4] *Vox* 13 (1953/54), 401 f.
[5] *Rbelge* 32 (1954), 135–142.
[6] *Romance Philology* 7, 374–385.
[7] S. unsere *Etude descriptive sur le vocabulaire de Wace*, Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft, Nr. 7 (Berlin 1953), S. 291 b, 372 b; s. auch *ZrPh* 69, 150.
[8] *Etude descriptive,* S. 35 a.

Warum z. B. nicht aufführen: *adwin* m. (A[1] 494) für *auduin*, *amuce* (A 418) für *aumuce*, *baiselette* (A 251) für *bascelete*, *chercler* (A 299) für *cercel*, *colenbiaus* (A 79) für *coulombiax*[2], *cortilh* (A 398) für *cortil*, *enfanchon* (A 253) für *enfaçon*, *scosse* (A 346) für *escosse*, *koze* (A 499) für *cosse*, *matere* (II 14) für *matiere*, *molekins* (A 129) für *muelequin*? Andererseits hätten auch noch einige Wörter ins Glossar aufgenommen werden dürfen, so: *benaus* (A 268) „banneau, tombereau", *descoupé* (II 173) „disculpé", *lagne* adj. (III 287), *langne* (A 261) „de laine", *lanage* (A 262) „tissu de laine", *mamelette* (A 252) „petit sein", *oison* (II 100) „petit de l'oie", *proverbe* (VI 1), weil femininum, *fievre quartainne* (VI 199), *requïan* (VI 167) „requiem", *senmedi*[3] (II 257) „samedi", *tierçainne* f. (VI 200) „fièvre tierce". Für weitere Wörter, die Aufnahme ins Glossar verdient hätten, s. die Besprechung von Fay, S. 384 f.

Richtig ist, daß L. *soi ageliner* in einer Anmerkung S. 303 zu *genuculu* stellt. Im FEW findet sich das Verb fälschlicherweise unter *gallina* (4, 39 a), während es zu den Verbalableitungen von *a genoillons* (4, 114 a) gehört. Jedoch ist das Verb wohl von *gallina* beeinflußt worden, was kat. *agallinarse* „sich ducken" wahrscheinlich macht. – Ebenso ist im Artikel *pastinaca* des FEW (7, 152 b) *pasnaise* f. „panais" den sehr spärlichen Belegen (AldS; GlDouai) hinzuzufügen, während 7, 753 a, afr. *pasnaise* f. „membre viril" GLeu in *pasnaisse* zu verbessern ist. – Außerdem datiert Gautier den vom FEW gegebenen Erstbeleg vor für: *grumeleux* (FEW 4, 286 b, seit Modus), *lordure* (FEW 5, 466 a, nur MirND); weiter belegt FEW 7, 339 b, *ouce* f. „jardin fermé de haies" nur für die modernen Mundarten. – Ferner ist zu ergänzen in FEW 2, 1239, das Diminutiv *corbon* m. „corbeau", wie auch in FEW 2, 608 b, *crete*, das nicht, wie L. meint, „creux" bedeutet, sondern, wie Delbouille, *Rbelge* 32, 141, namhaft macht, „ride" meint; ebenso FEW 4, 334 b: *gorgis* m. „hâbleur" (+*ivus*), FEW 4, 500 a: *ostoier* v. a. „engager (dans une armée)", FEW 5, 175 a: *lap*[4] m. „coup violent (Ohrfeige?)", FEW 7, 424 b: *orlage* m. „ornement faisant saillie".

So weist der Wortschatz Gautiers ein sehr eigenwilliges Gepräge auf, ganz zu schweigen von allen übertragenen und bildlichen Bedeutungen, die ja bei den Fabliaux nicht überraschen; und einmal mehr vermissen wir schmerzlich eine systematische lexikologische Untersuchung der Fabliaux. Ein paar wenige Beispiele mögen noch belegen, wie wertvoll eine lexikologische Bestandesaufnahme der Fabliaux wäre (diejenige von Montaiglon und Raynaud im 6. Band ihrer Sammlung ist ganz unvollständig und gibt in ihrer alphabetischen Anordnung keinen Eindruck vom unglaublichen Reichtum des Ausdrucks dieser mittelalterlichen Schwänke): *maraudise* f. „acte de paysan"[5] belegt Gode-

[1] A meint *Appendice: La Veuve*.

[2] So III 95, nicht *colombiax*, wie das Glossar, S. 353 a, angibt.

[3] Vgl. *semmedi* in einem Pergament von 1270–1275 aus den Archives de l'Etat à Gand, *R* 72, 23, n. 2.

[4] In der Dissertation von W. Akeret, *Le concept „gifle" dans les parlers gallo-romans* (St. Gallen 1953), S. 43, ist demnach zu berichtigen, daß der onomatopoetische Stamm *lapp-* doch auch in der Schriftsprache belegt erscheint.

[5] Diese Definition, die von Montaiglon und Raynaud stammt, schlägt Fay, *op. cit.*, S. 385, an Stelle von L.s „acte de maraud" vor.

froy erst ab 1611, *menistre* m. „serviteur“ nur im Jahre 1372, *morille* f. „sorte de maladie“ nur bei Jean le Marchant und Froissart, *prosne* m. „barrière, grille“ ab 1365, *sai* m. „essai“ zweimal im Jahre 1346, *sapiier* v. „goûter“ nur bei Fossetier, *torés* (= toret) „atours de la femme“ ab Gloss. de Salins, usw. – Daneben zeugen Wörter wie *auduïn* m. „mari doux et soumis“, *hové* adj. „rempli“, *huvet* m. „esp. de chapeau“, *wihot*[1] adj. „cocu“, *wihoter* v. „rendre cocu“ (bei Godefroy hierfür 2 Belege aus dem 15. Jh.), *wihotie* f. „cocuage“ sowie die von L. auf den S. 72–80 zusammengestellten Wörter, aber auch Formen wie *domars* „mardi“, *dome* „dame“, *grance* „grange“, *hestaus*[2] pl. „escabeaux“, *oeus* < *opus*, *senmedi* „samedi“ usw. für die stark dialektal gefärbte Sprache der Fabliaux. Eine solche Untersuchung wäre um so reizvoller, als die später einsetzende „Francisation“ viele Dialektwörter aus der pikardischen Scripta verschwinden ließ[3]. So bemerkt denn M. Delbouille treffend: „C'est sans doute par le même changement de style [d. h. die ‚francisation‘] que s'expliquent et la disparition de nombreux termes dialectaux et l'abandon de rimes où intervenaient précisément des mots ou des formes de l'extrême Nord“ (*Rbelge* 32, 387).

Hiermit sind wir aber auf Abwege geraten. Doch beweist dies auch, daß die Ausgabe der Werke von Gautier Le Leu durch L. ein gutes Arbeitsinstrument darstellt, deren Glossar sogar zu weiterer Forschung anregt, allerdings nur, wenn man die Besprechungen durch Fay und Delbouille mitberücksichtigt.

Basel HANS-ERICH KELLER

Suomalaisen Tiedeakatemian Toimituksia-Annales Academiae Scientiarum Fennicae. – Sarjia-Ser. B Nide-Tom. 82, 2.

De La Bonne Enpereris Qui Garda Loiaument Sen Mariage. Miracle mis en vers par Gautier de Coinci. Edition critique par Erik v. Kraemer. Helsinki 1953.

Das Marienmirakel des Gautier de Coinci von der standhaften Kaiserin (3980 paarweise ger. 8 Silbner, Inc.: *As sages dist et fait savoir*- Exc.: *Parler encor weil de ma nonne*) liegt nun in einer sorgfältigen Ausgabe mit Einleitung, Text, Anmerkungen und Glossar vor. Die literarhist. Untersuchung erörtert zunächst die Herkunft des Stoffes, der in der Studie von A. Wallensköld (*Le conte de la femme chaste convoitée par son beaufrère,* Acta Soc. Scient. Fennicae XXXIV, 1, Helsingfors 1907) auf eine indische Urversion zurückgeführt wurde, aus der die abendländischen Texte, die ihrerseits wieder zwei Gruppen bilden, erflossen. Zur ersten Gruppe gehören die *Gesta Romanorum,* der altfr. Abenteuerroman *Florence de Rome* mit seinen Weiterungen und das

[1] Zu diesem Wort und seiner Herkunft vgl. Haust, *Etymologies wallonnes et françaises,* S. 187–188.

[2] Vgl. zu dieser Form auch *Modern Philology* 43 (1945), S. 92, n. 23.

[3] Vgl. zu diesem Problem insbesondere L. Remacle, *Le problème de l'ancien wallon,* Liège 1948, S. 140–183, und C. Th. Gossen, *Petite Grammaire de l'ancien picard,* Paris 1951, S. 31–33 (und hierzu unsere Besprechung *ZrPh* 69, 146 f.).

Marienmirakel. Die zweite Gruppe wird durch die *Kaiserchronik* (Crescentiaversion) ferner durch eine *Hildegarde* genannte Überarbeitung gebildet, in der die Frau Karls des Großen die Rolle der standhaften Kaiserin übernimmt. Demgegenüber stellt S. Stefanowic (RF XXIX, 1911) die These auf, der im Mirakel behandelte Stoff gehe auf eine germanische Sage zurück, deren älteste Fassung in der *Kaiserchronik* bzw. in der *Hildegarde* vorliege. Eine vermittelnde Stellung nimmt Frl. Carin Fahlin ein, die in ihrer Abhandlung *La femme innocente exilée dans une forêt* (Mél. de phil. rom. offerts à M. Karl Michaëlsson, Göteborg 1952) oriental. Herkunft annimmt, jedoch dem abendländischen Bearbeiter des lat. Mirakels die Waldszene zuschreibt. – Kraemer selbst spricht sich nicht ausdrücklich über die Herkunft des Stoffes aus, deutet aber an, daß der Kern der Erzählung in der Fassung der *Kaiserchronik* und der *Hildegarde* erblickt werden könne, Weiterungen dürften dann später unter dem Einfluß oriental. Erzählungen hinzugetreten sein (pp. 1 bis 15). – Als Quelle für Gautier kommt nach den textlichen Übereinstimmungen ein lat. Ms. in Betracht, das nach der von Wallensköld getroffenen Einteilung der erhaltenen lat. Hss. in vier Gruppen der ersten Gruppe, die den ausführlichsten Bericht bringt, angehört (ms. lat. 14.463 der Bibl. Nat. aus dem 12. Jahrhundert). Gautier folgt seiner Vorlage getreu und erweitert nur kleinere Szenen. Das franz. Mirakel ist auch in einer spanischen Übertragung wiedergegeben. Das Ms. von Soissons (Bibl. nat. nouv. acq. fr. 24.541) fügt zum franz. Text noch 109 lat. Randglossen hinzu, die mitgeteilt werden (pp. 16–34).

Das franz. Mirakel ist in 23 Hss. erhalten, von denen sechs für die Herstellung des Textes herangezogen werden. Die Hss. weisen untereinander manche Beziehungen auf, worüber ein eigenes Kapitel (Rapports des Manuscrits) Aufschluß gibt, eine kurze Besprechung orientiert über die Ausgabe von Méon, 1823, die auf Grund der besseren Texte korrigiert wird (pp. 34–45). Kraemers Ausgabe beruht auf dem Text der Hs. Bibl. Nat. fr. 25.532 aus dem 13. Jahrhundert (Hs. N), zu der als Ergänzung (unter dem Sigel y) das Ms. 634 der Berner Bibliothek tritt. Eine Reimtafel, Bemerkungen zur Sprache des Ms. N, ausführliche Anmerkungen und ein Glossar erleichtern die Lektüre des Mirakels, das Gautier de Coinci als gewandten Reimer erweist, der seine Vorlage weniger als einen *conte pieux*, sondern eher als einen Abenteuerroman erzählt.

Als Ergänzungen zu den Ausführungen der Einleitung mögen nachstehende Bemerkungen dienen: Aus den Hinweisen Gautiers sowie aus Anklängen auf andere Werke lassen sich interessante Rückschlüsse auf die Belesenheit des Autors machen. Er kennt den Tristanroman (vv. 300, 303), aus dem er das Wortspiel *amer* (amare): *amer* (amaru) wiederholt (v. 321/22). Gautier ist auch in der Phraseologie der Minnedichtung so gut bewandert, daß man in den Versen 288 ff. glaubt, einen höfischen Roman zu lesen. Der Dichter erwähnt die Erzählung von Piramus und Tysbé (v. 302), er weist auf Ovid hin, dessen Bemerkung aus den Amores I, v. 43: «Casta est, quam nemo rogavit» in französischer Übersetzung wiederkehrt. Der lat. Text der Abhandlung *De viribus herbarum*, die unter dem Namen des Macer Floridus geht, liefert die Einzelheiten zu den Ausfällen gegen die Ärzte. Die Kenntnis des *Roman de Renart* ergibt sich durch textliche Entlehnungen (vv. 776, 1636, vgl. die Anm. zum Text des Mirakels).

Anklänge an Chrétien bekunden eine genaue Kenntnis der Romane des großen Epikers. Aus *Cligès* v. 470/1: *Amors li a chaufé un baing Qui mout l'eschaufe et mout la cuist*, übernimmt Gautier die gleiche Vorstellung: *Tremper li cuit un baing si chaut* (v. 594). Wörtlich an *Cligès* lehnt sich Gautier v. 1747/8 an: *Plus est polie et plus degie Et plus blanche que nois negie*, wozu *Cligès* v. 845 zu vergleichen ist: *Plus blanc que n'est la nois negiee*. Nach *Erec* v. 2365–68 gibt der Mirakeldichter die Beschreibung der festlich geschmückten Straßen in den vv. 653/54, gleiche Übereinstimmung weisen E 5502 und Gautier 658/59 auf. Der Einfall, das freundliche Antlitz zu loben, *li plaisanz vis, la plaisante face* (Gautier v. 1168 ff.) geht ebenfalls auf den *Erec* zurück, v. 5589/90: *Mes tot passe la bele chiere*. An Chrétiens Prolog zum *Perceval* (*seme et fet semance D'un romanz*) erinnern die Schlußverse des Mirakels, wenn Gautier erklärt, er wolle seinen Weizen noch einmal aussäen: *Un petitet de mon froment Weil ci semer et de m'anonne.*

Dieser Eindruck der Belesenheit wird ergänzt durch die zahlreichen Digressionen, die den Dichter zu sachlichen oder auch persönlichen Bemerkungen veranlassen. Die längste dieser Auslassungen ist der Ausfall gegen die Ärzte unter der Aufschrift *Ci parle des phisiciens* (v. 2461 ff.), kürzer die gut angebrachte und dem von der Kaiserin getäuschten Gefangenen zugeteilte Anklage gegen die Frauen (*Ci parole des fames*, v. 575 ff.). Gerne zieht Gautier Sprichwörter und Vergleiche zur Veranschaulichung seiner Gedanken oder Vorstellungen heran. So bietet der Text dieses Mirakels durch den Vergleich mit seiner lat. Vorlage die beste Möglichkeit, Gautiers Darstellungskunst in ihrer Vielgestaltigkeit, die auch die geistige Wendigkeit unseres Autors hervortreten läßt, zu erkennen und zu würdigen. In diesem Sinn möge dieser kurze Nachtrag zur Einleitung der Ausgabe gewertet werden.

Wien STEFAN HOFER

The Continuations of the Old French Perceval of Chretien de Troyes, edited by William Roach. Volume III; Part. 2. Glossary of the First Continuation, by Lucien Foulet. Philadelphia, The American Philosophical Society, 1955.

William Roach widmet seit vielen Jahren seine ganze Kraft und seine tiefgründige Kenntnis des Altfranzösischen einer wirklich wissenschaftlichen Herausgabe der Fortsetzer des Perceval. Die drei bereits publizierten Bände sind Muster kritischer Ausgaben, die man nur bewundern kann. Der Moment war gekommen, den erschienenen Bänden ein Glossar beizugeben. Roach hatte das Glück gehabt, daß sich Lucien Foulet dafür gewinnen ließ, die Ausarbeitung dieses Glossars zu übernehmen. So haben sich zwei der besten Kenner der Materie die Hand gereicht, um für das Verständnis des Romans möglichst günstige Voraussetzungen zu schaffen. Die letzte Hand hat Roach allerdings selbst anlegen müssen, weil Foulet durch Unfall während Monaten verhindert war, sich dem Werk zu widmen.

Das Prinzip, von dem sich die beiden Autoren leiten ließen, war das gleiche, wie dasjenige, welches für Godefroy und Huguet maßgebend gewesen ist, also nur aufzunehmen, was irgendwie vom neufranzösischen Sprachgebrauch abweicht. Mit anderen Worten: das Glossar ist

auf die Bedürfnisse eines Lesers eingestellt, der den Text um des Textes willen liest, es ist eine philologische Lesehilfe. Aber diese Lesehilfe ist im weitesten Sinn zu verstehen. Man lese etwa den fesselnden Artikel *mantel*. Das Wort ist aufgenommen, nicht weil es an sich für den, der Neufranzösich kennt, unverständlich wäre, sondern weil der Mantel in dem damaligen Zeremoniell eine sehr große Rolle spielte, eine Rolle, von der heute kaum mehr etwas weiterlebt. Wenn nicht das Wort *mantel* unverständlich ist, so doch die Verwendung der mit dem Wort bezeichneten Sache. Ohne den so reichen, mehr als drei Seiten umfassenden Kommentar, den Foulet zu dem Wort geschrieben hat, würde man dem Text kaum das volle und vertiefte Verständnis entgegenbringen, das dank seinen Ausführungen möglich ist. Und so finden sich fast auf jeder Seite außer den sprachlichen Bemerkungen auch Hinweise auf die damalige höfische Kultur und das Leben im Allgemeinen. Das Glossar ist daher nicht allein für den Leser der Continuations von großem Wert, sondern auch für jeden andern höfischen Roman wird man es mit größtem Gewinn heranziehen. Darum ist ihm die größtmögliche Verbreitung zu wünschen.

WARTBURG

István Frank, *Répertoire métrique de la poésie des troubadours*. Tome premier: introduction et répertoire. Paris, Librairie ancienne Honoré Champion, éditeur (Edouard Champion), 1953, pp. LII-196 (Bibliothèque de l'École des Hautes Etudes, fasc. 302).

L'unico repertorio finora esistente della metrica delle poesie provenzali era, come è noto, quello che aveva dato nel 1884 F. W. Maus, nel suo volumetto *Peire Cardenals Strophenbau in seinem Verhältnis zu dem anderer Trobadors* (nelle *Ausgaben und Abhandlungen* dello Stengel, V). Da molto tempo era stata avvertita la necessità di sostituire questo lavoro, in cui si notavano non pochi errori e considerevoli lacune; ma i provenzalisti erano pur sempre costretti a rimandare ad esso, perchè nessuno studioso aveva ancora osato sostituirlo, affrontando la non lieve fatica di sottoporre a una nuova minuziosa schedatura tutte le poesie dei trovatori. La lacuna è stata ora colmata dal *Répertoire métrique de la poésie des troubadours* di István Frank, che certo sarà accolto con molto favore da tutti i provenzalisti, e che diverrà d'ora innanzi l'indispensabile fondamento di ogni ricerca sulla metrica trobadorica, e punto di riferimento obbligato per ogni edizione di poesie occitaniche. La mole dell'opera – frutto di dodici anni di lavoro – è molto superiore a quella del vecchio repertorio del Maus; e per ora ne è uscito soltanto il primo volume, comprendente l'introduzione a tutta l'opera e il *Répertoire* propriamente detto.

Nel *Répertoire* il Frank ha registrato tutta la produzione lirica provenzale compresa tra le origini della letteratura occitanica e gli inizi del sec. XIV, che segnano la fine della vera e propria «époque des troubadours», escludendone tutti i poeti che fiorirono dopo questa data, come quelli del «Consistori del gai saber» o i trovatori catalani del principio del sec. XIV. I componimenti di questi tardi epigoni dei trovatori sono stati però elencati in apposite note poste nella parte inferiore delle pagine del *Répertoire*, al posto che loro compete per la loro struttura metrica, in modo che, all'occorrenza, anch'essi possano

essere tenuti presenti dagli studiosi. In tali note, che costituiscono quasi una sezione particolare del *Répertoire*, il Frank ha registrato anche tutte le poesie di carattere non lirico che presentano una struttura strofica, come gli *ensenhamens* di Guiraut de Cabrera (242a, 1)[1], di Guiraut de Calanson (324, 7a), vari *salutz* (ad es. quello di Raimon de Miraval, e quello attribuito al conte di Angiò [177a, 1]), la satira del Monaco di Montaudon (305, 11), i due sermoni di Peire Cardenal (335, 27 e 42) ecc.[2] L'elenco degli schemi ritmici è dato nel *Répertoire* tenendo a fondamento l'intreccio delle rime – rappresentate ciascuna con una lettera – come nel vecchio repertorio del Maus; ogni schema è contrassegnato da un numero progressivo, sotto il quale sono elencate, con un secondo numero, in un ordine rigoroso, fondato sulla lunghezza dei versi e sulla natura delle rime, tutte le poesie che presentano lo schema, citando per ciascuna di esse, accanto al nome del trovatore, i numeri che contrassegnano il trovatore e la lirica nella *Première liste bibliographique*, l'elenco di tutti i trovatori e delle loro liriche che il Frank ha incluso nella sua opera e di cui faremo cenno in seguito. Di ogni lirica si indicano anche, con apposite sigle o con numeri, secondo i casi, il genere a cui essa appartiene, il numero delle *coblas* e i rapporti che esistono tra di esse[3], il numero dei versi di

---

[1] I numeri che cito, qui e altrove, per contrassegnare le poesie trobadoriche sono quelli della *Bibliographie der Troubadours* di A. Pillet e H. Carstens.

[2] In questa sezione particolare del *Répertoire* il Frank ha relegato anche la preghiera alla Vergine *Par vous m'esjau* (461, 192a), che «n'a rien d'essentialement méridional» (p. XXIII) e le tre poesie guasco-provenzali scoperte e pubblicate dall'Ugolini (cfr. F. A. Ugolini, *Poesie guasco-provenzali inedite in un ms. vaticano*, in *Archivum romanicum*, XVI, 1932, p. 385 e segg.), che appartengono al sec. XIV, nonché gli intermezzi lirici del *Mistero di Santa Agnese*; ha invece accolto nella parte principale del *Répertoire* le due canzoni di Riccardo Cuor di Leone (420, 1 e 2), la ballata *A l'entrada del tens clar* (461, 12), il *sirventes lombardesco* anonimo (461, 195a), che il Bertoni, con una ipotesi certo alquanto arrischiata, inclinava a considerare opera di Sordello (cfr. la mia nuova ediz. critica delle poesie di Sordello, Bologna, 1954, pp. CVIII e segg.), e le poesie religiose contenute nel ms. extrav. 268 di Wolfenbüttel, che sono sicuramente del sec. XIII e presentano schemi metrici conformi alla tradizione trobadorica. Sono state escluse completamente dal *Répertoire* la canzone *Domna, tot jorn vos vai prejan* (364, 17a), falsamente attribuita a Peire Vidal, ma certamente – come ha dimostrato recentemente Martín de Riquer (*Reconstrucción de una poesía de Jordi de Sant Jordi*, in *Boletín de la Sociedad Castellonense de Cultura*, XXVIII, 1952, p. 207 e segg.) – di Jordi de Sant Jordi, e da restituire alla letteratura catalana, e le liriche anonime 461, 170a (*motet* appartenente alla letteratura della Francia del Nord) e 461, 185 (componimento in italiano del tutto estraneo, anche dal punto di vista metrico, alla tradizione lirica trobadorica). Del componimento anonimo registrato dal Pillet e dal Carstens al n. 461, 148a il Frank ha trascurato la prima strofe, *Li jalous par tout son fustat*, contraffazione di un poeta settentrionale, conservando invece la seconda strofe, *Tuit cil qui sunt enamourat*, col n. 461, 240a (cfr. in proposito I. Frank, «*Tout cil qui sunt enamourat*», in *Romania*, LXXV, 1954, p. 98 e segg.). [A proposito della lirica 461, 170a il Frank afferma a p. XXIII: «Nous n'avons pas hésité d'en exclure la pastourelle (461, 170a)». Si tratta di una svista. Occorre correggere «pastourelle» in «motet»: la pastorella *L'autrier m'iere levatz*, di cui si parla in questa pagina, porta il n. 461, 148 ed è citata dal Frank nel *Répertoire* a p. 11, al n. 49].

[3] Si indica cioè se le *coblas* sono *unissonans*, *singulars*, *doblas* o alterne.

ogni *cobla*, il numero delle eventuali *tornadas* e il numero dei versi di ciascuna *tornada*. Nell' ultima colonna il Frank ha inoltre registrato le rime che ricorrono in ogni lirica (cosa utilissima per lo studio delle influenze e delle imitazioni), le parole – ritornello, i ritornelli, e ha segnalato altre notevoli particolarità presentate da ciascun componimento (come le rime derivative e le *coblas capfinidas, capcaudadas* e *retrogradadas*). Come si vede, le indicazioni che il Frank ha radunato sono molto più abbondanti e minuziose di quelle del repertorio del Maus; ed è da notare che egli spinge la sua precisione fino a segnalare le incertezze che sussistono a proposito dello schema di alcune liriche e gli errori e le incongruenze riscontrabili in alcuni componimenti.

Ai discordi, data la particolare loro struttura e le incertezze e le discussioni che hanno suscitato, il Frank ha destinato (a mio avviso, assai opportunamente) una speciale sezione del *Répertoire*, posta in fondo al volume e comprendente 30 componimenti, con una numerazione a parte. Nell' elenco sono compresi i due soli *lais* provenzali che ci sono giunti (il *Lai non-par* [461, 122] e il *Lai Markiol* [461, 124]); ne sono però stati esclusi sei componimenti che il Frank non ritiene di dover considerare come dei discordi veri e propri, almeno dal punto di vista metrico. Tale componimenti sono: 1) il gruppo di strofe anonime *La beutat nominativa* (461, 143), che il Frank giudica (p. XLIII) «une courte pièce à strophes alternées»; 2) il sirventese anonimo *Tot aissi soi desconsellatz* (461, 236), in cui l' anomalia metrica che si nota nella prima *cobla* (eccettuata la quale il componimento si compone di *coblas unissonans* perfettamente regolari) è dovuta, come acutamente nota il Frank, alla citazione proverbiale che il poeta ha voluto introdurre in quel punto; 3) il *sirventes lombardesco* anonimo *Poi qe neve ni glaza* (461, 195a), che ha una struttura strofica del tutto regolare; 4) il frammento di sirventese *Sirventes avols e descortz* di Guilhem Augier Novella (205, 6), erroneamente designato come discordo nella *Zeitschr. f. rom. Phil.*, XXIII, p. 57[1]; 5) la canzone *Tan fort me creis amors* di Gaucelm Faidit (167, 57), la cui irregolarità nella prima strofe (che fece sì che il Kolsen, *Trobadorgedichte*, p. 327, inclinasse a credere la poesia un discordo) andrà attribuita a errori dei copisti[2]; 6) il cosidetto discordo di Raimbaut de Vaqueiras *Ara quan vei verdejar* (392, 4), che il Frank (p. XLIII e p. 40, n. 225, 3) definisce «chanson», osservando che il «desaccord» che induce il trovatore a chiamare *descort* la lirica «n' affecte, croyons-nous, que *los lenguatges*, les langues employées dans les cinq strophes (chacune étant rédigée dans un parler différent), *los sons*, la mélodie (ce qui est bien moins assuré, car la musique n'a pas été conservée) et *los motz*, entendez les mots à la rime qui sont, aux mêmes endroits de la strophe, tantôt à désinence féminine, tantôt à terminaison masculine». Le analisi metriche che il Frank dà dei discordi e le considerazioni che le illustrano nei paragrafi 86 e segg. dell' introduzione sono veramente degne di molta considerazione; e si può riconoscere col Frank (cfr. p. XL–XLI) che

---

1 Nella *Bibliographie der Troubadours* questa lirica è considerata un sirventese, mentre le tre liriche precedenti sono considerate dei discordi.

2 La lirica è stata conservata soltanto da E. La *Bibliographie der Troubadours* la considera una canzone.

esse «jettent une lumière nouvelle sur ce genre métrique qui se révèle bien moins irrégulier que ce qu' on a cru jusqu' à présent»[1].

Al *Repértoire* il Frank ha fatto precedere, in questo volume, oltre a un breve *Avant-propos*, un' ampia introduzione, in cui espone minutamente e molto chiaramente i criteri da lui seguiti nella stesura del lavoro, e rende conto delle modificazioni da lui introdotte nell'elenco delle liriche dei trovatori dato nella *Bibliographie* del Pillet e del Carstens. Questa introduzione mostra quali minuziose e attente ricerche abbia compiuto il Frank intorno alla lirica provenzale. Non solo il Frank ha collocato al loro posto, infatti, nel suo elenco, le nuove poesie venute alla luce in questi ultimi vent'anni[2], e ha fatto correzioni suggerite da osservazioni già messe innanzi dal Pillet e dal Carstens,

---

[1] Il Frank ha redatto il *Répertoire* con molta diligenza. Mi è accaduto tuttavia di notare qua e là alcune inesattezze dovute a sviste o a errori di stampa. A p. 2 ad es. al n. 5:6 [Sordello, 437, 34] la rima della terza *cobla* è *or*, non *ors*, come stampa il Frank [cfr. la mia ediz. di Sordello cit., XXV, p. 154]; a p. 14, al n. 69:1 [Bertran d'Alamanon 76, 23] al posto di 7' 7' 7' 7 7 7 1' 7' 10 occorre leggere 7' 7' 7' 7 7 1 7' 1' 10; a p. 16, al n. 84:1 [Marcabru, 293, 25] la terza rima(c)nella prima *cobla* è *as*, non *es*; a p. 34, n. 191:1 [Arnaut Catalan, 27, 6] la terza rima(c) è *os*, non *ors*; a p. 43, n. 239:1 [Guiraut Riquier, 248, 65] gli apici indicanti le rime femminili vanno posti accanto ai numeri dei versi terminanti con la rima b, non accanto a quelli dei versi terminanti con la rima a; a p. 45, al n. 247:2 [Guilhem de Cabestanh, 213, 5], al posto dell'unica *tornada* di 8 vv. vanno indicate due *tornadas*, una di 5 vv. e una di 3 vv.; a p. 49, n. 274:2 [Sordello, 437, 21; cfr. la mia ediz. cit. XIX, p. 113 e segg.] i versi settimo e ottavo di ogni *cobla* (rima che ha tre sillabe, non quattro, cosa che implica lo spostamento della lirica dal n. 2 al n. 3, dovendosi collocare prima di essa, secondo i criteri adottati dal Frank, la canzone religiosa del Cigala [282, 17] che il Frank registra sotto il n. 3; a p. 58, n. 326:8 [Luchetto Gattilusi, 290, 1] la prima rima(a) è *os*, non *is*; a p. 104, n. 543:1 [Sordello, 437, 36; cfr. la mia ediz. cit., XII, p. 67 e segg.] la tornada ha 5 versi, non 4; a p. 121, n. 577:243 [Raimon de Miraval, 406, 24] la seconda rima (b) è *or* non *ors*; a p. 122, n. 577:256 [Sordello 437, 4a; cfr. la mia ediz. cit., VI, p. 32 e seg.] la seconda rima (b) è *er*, non *ei*; a p. 160, n. 744:2 [Sordello, 437, 17; cfr. la mia ediz. cit. VII, p. 37 e segg.] la terza rima (c) è *ire*, non *aire*. A queste e ad altre inesattezze (questa mia lista è frutto di rilievi occasionali e saltuari, e non ha la pretesa di essere completa) si rimedierà certo alla fine dell'opera mediante un' *errata*. – A p. 121, n. 577:44 [Sordello, 437, 27; cfr. la mia ediz. cit., IX, p. 52 e seg.] è da aggiungere una seconda tornada di due versi sfuggita al De Lollis e da me rintracciata, di cui ovviamente il Frank non poteva certo tener conto, essendo il mio libro uscito dopo il suo.

[2] Si tratta di una lirica di Arnaut Daniel (a cui il Frank assegna il n. 29, 14a; edita da R. Barroux, *Fragment de chansonnier provençal*, in *Romania*, LXVII, 1942–43, p. 54 e segg.), di una lirica di Guilhem de Berguedan (n. 210, 8a; edita da F. A. Ugolini, *Poesie di Guilhem de Berguedá in un codice catalano*, in *Archivum romanicum*, XXIII, 1939, p. 22 e segg.), di una lirica di Peire d'Alvernha (n. 323, 15a; edita da A. Monteverdi, *Pier d'Alvernia nel foglio superstite di un canzoniere provenzale del Duecento*, in *Studi medievali*, XII, 1939, p. 133 e segg.), di una strofe anonima (461, 214a; edita da V. de Bartholomaeis, *Due «coblas esparsas» inedite del secolo XIII*, in *Studi medievali*, VII, 1934, p. 64 e segg.), di tre frammenti anonimi (nn. 461, 27b, 215c e 251b; segnalati e editi in facsimile da H. Anglès, *La música a Catalunya fins al segle XIII*, Barcelona, 1935, p. 182 e segg.), e di un'alba (n. 461, 25a; edita da Martín de Riquer, «*Alba*» *trovadoresca de autor catalán*, in *Revista de Filología Española*, XXXIV, 1950, p. 151 e segg.).

pur conservando la numerazione del Bartsch, nella loro *Bibliographie*[1], o imposte dai risultati di studi recenti compiuti intorno ad alcune liriche[2], ma ha anche riparato a varie omissioni in cui il Pillet e il Carstens erano caduti per qualche svista, o ha introdotto mutamenti e ritocchi dovuti a nuove indagini da lui compiute. Ha inserito, ad esempio, nell'elenco delle liriche di Sordello (437, 20 b) la «cobla» *No·m meraveill si·l marit son gilos*, dimenticata nella *Bibliographie*, benché fosse compresa nell'edizione del De Lollis[3]; ha aggiunto all'elenco delle liriche di Raimbaut d'Aurenga una *cobla* citata nella *vida* del poeta (389, 6 a); ha rintracciato nelle *Leys d'Amors* una nuova *cobla* di At de Mons (309, 2), che si aggiunge all'unica lirica di questo trovatore citata dalla *Bibliographie*, e in un poema del catalano Francesch de la Via una nuova *cobla* di Gui d'Ussel (194, 18 b); e ha accresciuto la lista delle liriche anonime di un componimento edito dal Bartsch, ma dimenticato da lui e dal Pillet (461, 9 a). Ha anche accertato che varie poesie registrate nella *Bibliographie* tra le anonime non sono che frammenti di componimenti di trovatori ben noti, giuntici per intero, e vanno quindi tolte dall' elenco (461, 107 a = *cobla* di 16, 19 [Albertet de Sisteron]; 461, 117 = *cobla* di 335, 5 [Peire Vidal]; 461, 182 = *cobla* di 155, 21 [Folquet de Marseilla])[4]; ed ha eliminato varie altre superflue ed erronee registrazioni già segnalate che sarebbe ora troppo lungo elencare.

In questa introduzione il Frank fa inoltre, a proposito di vari componimenti, notevoli osservazioni, che meriterebbero di essere particolarmente rilevate. Assai importante, tra l'altro, è ciò che dice il Frank (p. XLIII e seg.), dissentendo dal Gennrich e dallo Spanke, a proposito del *Lai Markiol* provenzale, che gli sembra derivato da un testo francese perduto, dal quale deriverebbe anche il *Lais de Notre-Dame contre le lai Markiol* di Gautier de Coinci. Degno di nota è pure il passo (p. XLIV) che riguarda il discordo di Albertet de Sisteron (16, 7 a) di cui il Frank mette in luce i rapporti, fino ad ora ignorati, con due *lais* francesi anonimi, *Ne flour ne glais* (Raynaud 192 a) e *Bel m' est li tans* (Raynaud 284). E assai interessante mi sembra l'ipotesi che il Frank formula nel § 33, che la lirica *Un decret fauc drechurier* di Peire Cardenal (335, 63) vada considerata, piuttosto

---

[1] Il Frank stacca dalla lirica 386, 1 la *cobla* terza e la *tornada*, assegnando ad esse il n. 386, 1 b; stacca dalla canzone 406, 3 di Raimon de Miraval le ultime quattro *coblas*, considerandole un frammento di un'altra canzone, col n. 406, 16 a; distingue in due gruppi le tre *coblas esparsas*, riunite nella *Bibliographie* sotto il n. 407, 1, ecc.

[2] Accogliendo i risultati delle indagini del Contini (*Per la conoscenza di un sirventese di Arnaut Daniel*, in *Studi medievali*, IX, 1936, p. 223 e segg.) il Frank scinde il sirventese 447, 1 in una *cobla* assegnata a Turc Malec (col n. 447, 1) e un sirventese assegnato a Raimon de Durfort (col n. 397, 1 a); e conserva il n. 297, 6, di cui la *Bibliographie* propone l'espunzione, seguendo il Bousquet (*École Nationale des Chartes, Position de thèses*, 1948, p. 29 e segg.), che ritorna al Bartsch.

[3] De Lollis, *Vita e poesie di Sordello di Goito*, Halle, 1896, p. 199, n. XXXIII (nella mia ediz. cit. delle poesie di Sordello la lirica è a p. 195, col n. XLI).

[4] A queste identificazioni fatte dal Frank si aggiungono naturalmente le identificazioni a cui erano giunti altri studiosi (461, 85 = *cobla* di 364, 24 [Peire Vidal]; 461, 182 = 395, 1 [Raimon de Roussillon]; 461, 245 a = vv. 1161–1168 dell' «ensenhamen» *Abrils issia* di Raimon Vidal).

che un sirventese in forma di discordo, come vorrebbero il Pillet e il Carstens, una riunione, dovuta a confusioni dei copisti, di due sirventesi, da tenere distinti l' uno dall' altro, come nel ms. T[1].

L' *Avant-propos* che precede l' introduzione mette in luce altri risultati tutt' altro che trascurabili del nuovo inventario del patrimonio lirico trobadorico compiuto dal Frank. Il Frank qui rileva (p. XI e seg.) che le sue indagini gli hanno permesso, mediante confronti con le liriche aventi la stessa struttura, di ristabilire la forma strofica di varie poesie trasmesse in modo difettoso (come le *coblas* anonime 461, 18, 135, 147, 215, 215a, 222, e le liriche 181, 1 e 158, 1), di restituire la giusta lunghezza a un verso in alcuni componimenti (210, 11; 238, 1a; 366, 27), e di scoprire rime interne ignorate (282, 1a; 242, 56). Segnala inoltre alcune lacune non avvertite fino ad ora (74, 2; 375, 26), e ristabilisce, con felici emendamenti, varie rime sfigurate dai copisti (74, 11, v. 7; 76, 4, vv. 10 e 21; 134, 2, v. 13; 265, 2, vv. 23–24)[2].

Anche da questo primo tomo è evidente quindi la grande importanza di questa opera del Frank per gli studi provenzali. L'opera sarà completata da un secondo tomo, che comprenderà le altre sezioni di essa, intorno alle quali l'introduzione dà le necessarie informazioni. All'inizio di tale nuovo tomo sarà posta la *Première liste bibliographique* (che il Frank chiama talora anche *Index*) nella quale saranno elencate – mantenendo, con le necessarie correzioni e rettifiche, a cui già si è accennato, i numeri della *Bibliographie* del Pillet e del Carstens – tutte le poesie liriche dei trovatori, dando per ogni lirica il rimando al numero del *Répertoire,* e indicazioni bibliografiche relative alle edizioni che ogni componimento ha avuto. Tali indicazioni bibliografiche, limitate alle edizioni migliori e più accessibili per il periodo anteriore alla pubblicazione della *Bibliographie* del Pillet e del Carstens, saranno complete, per quanto sarà possibile, per il periodo posteriore alla *Bibliographie,* e colmeranno le eventuali lacune della *Bibliographie* per il periodo antecedente agli anni 1930–32. Alla *Première liste* seguirà il *Tableau des formules non strophiques,* che elencherà, ordinati secondo i metri, tutti i componimenti provenzali scritti in lasse, in «rimes plates», in terzine o in quartine. Con questo *Tableau,* che integrerà il *Répertoire métrique* (nel quale sono registrate, come si è visto, le poesie composte in formule strofiche, liriche e non liriche) l'opera del

[1] Non posso però esser d'accordo col Frank in un altro punto, là dove cioè afferma che la *cobla* sordelliana *A lei puesc ma mort demandar* (437, 3) «semble provenir» dalla canzone di Sordello *Bel m'es ab motz leugiers a far* (437, 7). Il Frank è così certo che tale *cobla* faccia parte di questa canzone che ha senz'altro riunito, nel *Répertoire,* i due componimenti, considerando la canzone – la quale ha in C (unico ms. che ce la conservi intera: cfr. la mia ediz. delle poesie di Sordello, IV, p. 21 e segg.) quattro *coblas* – di cinque *coblas* (cfr. il *Répertoire,* n. 421, 27, p. 83). In realtà, come ho osservato nelle mie *Note intorno alla metrica delle liriche di Sordello* (in *Studi mediolatini e volgari,* II, Bologna, 1954, p. 8), la *cobla* non può in alcun modo essere considerata parte della canzone *Bel m'es,* dato che le due liriche, pur avendo lo stesso metro e le stesse rime, hanno, se io non erro, un contenuto completamente diverso.

[2] Particolarmente interessante è la correzione proposta dal Frank per quest'ultima lirica, nella quale ai vv. 23–24 in luogo di *Si qe lo focs ardi' e alumnava Vas totas partz la on l' aigla volava* (come si legge in tutte le edizioni) bisogna leggere *Si qe lo focs alumnav' et ardia Vas totas partz la on l' aigla volia.*

Frank comprenderà tutte le opere in versi della letteratura provenzale. Il *Tableau* sarà completato dalla *Deuxième liste bibliographique*, che elencherà tutte le poesie non liriche della letteratura provenzale e le poesie liriche della scuola tolosana del sec. XIV e di vari trovatori catalani degli inizi del Trecento (ossia tutti i componimenti provenzali in versi non compresi nella *Première liste*), dando per ciascun componimento i rimandi al *Répertoire* (note a piè di pagina) e al *Tableau des formules non strophiques*, e indicazioni bibliografiche, secondo i criteri seguiti nella *Première liste*. Si aggiungeranno liste speciali riguardanti i metri, il modo con cui sono legate le strofe, le rime derivative, le *coblas capfinidas, capcaudadas* e *retrogradadas*[1] le parole-ritornello e i ritornelli. Particolarmente importante e ampia, tra queste liste, sarà il *Tableau des formules syllabiques*, nel quale le poesie saranno elencate secondo il tipo di strofe in cui sono composte (strofe monometriche, bimetriche, trimetriche ecc.). Alla fine dell'opera il Frank porrà una appendice in cui saranno riuniti i testi di una cinquantina di frammenti anonimi, per i quali, dato il pessimo stato della tradizione, non gli è stato possibile giungere a stabilire uno schema organico. La raccolta, oltre ad avere uno scopo documentario, mira a mettere tali frammenti sotto gli occhi degli studiosi, nella speranza che qualcuno riesca a identificarli. Ci auguriamo che questo secondo tomo non tardi a vedere la luce.

Bologna MARCO BONI

István Frank †, *Trouvères et Minnesänger*, recueil de textes pour servir à l'étude des rapports entre la poésie lyrique romane et le minnesang au XII[e] siècle. West-Ost-Verlag, Saarbrücken 1952. XLV + 209 pp.

Am 22. Juli 1955 hat István Frank sein von hingebender Forschungsarbeit und schöner Menschlichkeit erfülltes Leben nach schwerem Leiden im Alter von 37 Jahren beschlossen. Sein Hauptwerk, die Untersuchung über die Metrik der Troubadours, ist unvollendet geblieben. Um so kostbarer sind uns seine in den letzten Jahren erschienenen Studien aus dem Gebiet der mittelalterlichen, besonders der provenzalischen Philologie. Sie lassen uns einigermaßen ermessen, was der feinsinnige Philologe uns noch hätte geben können, wenn er nicht so frühzeitig von uns gegangen wäre.

Was wir von ihm haben, sind – nebst zahlreichen Rezensionen – Mitteilungen aus Handschriften[2], Interpretationen von Texten[3], eine

[1] Non si è dedicata alcuna lista alle *coblas singulars, unissonans* e *doblas*, troppo comuni per meritare particolari attenzioni.

[2] Nouveau manuscrit catalan du sirventés „Si tots temps vols", Romania LXXI, 1950, p. 393–396;
Ce qui reste d'inédit de l'ancienne poésie lyrique provençale, Boletín de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona XXXIII, 1950, p. 69–81;
La vie catalane de Sainte Marguerite du manuscrit de Barcelone, Estudis Romànics II, 1949–1950, p. 93–106;
Les „Varia codicum fragmenta" des Archives capitulaires de la Cathédrale de Barcelone, Scrinium I, 1951, p. 13–18;
Le Chansonnier Y: fragments provençaux du manuscrit français de la Bibliothèque Nationale, Symposium VI, 1952, p. 51–87.

[3] La chanson de croisade du troubadour Gavaudan, Neuphilologische Mitteilungen 1946 (Helsinki 1947), p. 145–171;

Ausgabe der Lieder von Pons de la Guardia mit Einleitung[1]. Mehrere seiner Veröffentlichungen, darunter das schöne Buch, das den Gegenstand dieser Besprechung bildet, sind den literarischen Beziehungen zwischen den verschiedenen Ländern gewidmet[2]. Ferner hat er zwei wertvolle Beiträge zu dem Problem des Ursprungs der provenzalischen Lyrik geliefert[3]. Aber auch das Nachleben des südfranzösischen Minnesangs, seine Bedeutung für die moderne europäische Dichtung hat ihn beschäftigt[4]. Ein unentbehrliches Arbeitsinstrument für den Provenzalisten und eine ausgezeichnete Grundlage für historische Untersuchungen der modernsprachlichen Metrik ist endlich sein *Répertoire métrique de la poésie des troubadours* (Paris 1953), dessen 2. Band posthum erscheinen wird[5].

In seinem ganzen Werk verbindet sich scharfsinnige, saubere philologische Kleinarbeit – Datierung, Lokalisierung, Textkritik, Interpretation – mit der Weite der Fragestellungen, die ihn nie zu vagen Verallgemeinerungen oder kühnen Konstruktionen verleiten, in denen man aber ein Anliegen spürt, das über das jeweils zur Behandlung stehende Thema hinausreicht: die Frage nach der geistigen Einheit des mittelalterlichen Europa, nach der die Grenzen der Sprache und der feudalherrschaftlichen Machtbereiche überschreitenden Gemeinsamkeit der Ideen und Empfindungen und ihrer dichterischen Gestaltung. Es war denn auch ein besonderes Glück für István Frank, daß er (von 1949 bis zu seinem Tode) an der Universität des Saarlandes, da wo französisch und deutsch zusammentreffen, romanische Philologie lehren durfte. Hier stellte sich ihm, den die politischen Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegsjahre aus seiner ungarischen Heimat vertrieben hatten,

---

Cerveri, dit de Girona, polyglotte et oiseleur, Cultura Neolatina X, 1950, p. 69–76;

Un message secret de Berenguer de Noya: le prologue du „Mirall de trobar“, Filologia Romanza I, 1954, 3° fasc., p. 1–11.

[1] Pons de la Guardia, troubadour catalan du XIIe siècle, Boletín de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona XXII, 1949, p. 229–328.

[2] La plus ancienne allusion à l'Italie dans la poésie des troubadours, Cultura Neolatina VI/VII, 1946/47, p. 33–38;

Les troubadours et le Portugal, Mélanges d'études portugaises offerts à M. Georges Le Gentil, Lisboa 1949, p. 199–226;

Le manuscrit de Guiot entre Chrétien de Troyes et Wolfram von Eschenbach, Annales Universitatis Saraviensis I, 1952, p. 169–183;

La chanson „Lasso me“ de Pétrarque et ses prédécesseurs, Annales du Midi LXVI, 1954, p. 259–268;

Poésie romane et Minnesang autour de Frédéric II. Essai sur les débuts de l'Ecole Sicilienne, Bollettino del Centro di Studi Filologici e Linguistici Siciliani III, 1955, p. 51–83. (Eine Fortsetzung steht noch aus.)

[3] „Babariol-babarian“ dans Guillaume IX (Notes de philologie pour l'étude des origines lyriques I), Romania LXXIII, 1952, p. 227–234;

„Tuit cil qui sunt enamourat“ (Notes de philologie pour l'étude des origines lyriques II), Romania LXXV, 1954, p. 98–108.

[4] Du rôle des troubadours dans la formation de la poésie lyrique moderne, Mélanges de linguistique et de littérature romanes offerts à Mario Roques I, Baden-Paris 1950, p. 63–81.

[5] Dem 1. Band wird in dieser Zeitschrift eine besondere Besprechung gewidmet. Erst nach dem Tod des Verfassers ist erschienen der Aufsatz De l'art d' éditer les textes lyriques, Recueil de travaux offert à M. Clovis Brunel, Paris 1955, p. 463–475.

eine Aufgabe, die über den spezialwissenschaftlichen Bereich hinaus eine im besten Sinne europäische war.

Das Buch, das zur Besprechung vorliegt, vereinigt erstmals die provenzalischen und französischen Texte – 29 an der Zahl (wovon 13 provenzalische) –, die den deutschen Minnesängern sicher oder doch höchstwahrscheinlich bekannt waren, mit den entsprechenden mittelhochdeutschen Liedern (im ganzen 26). Sie gehören fast alle dem ausgehenden 12. Jahrhundert, genauer den Jahren 1180–95, an. Mit den meisten Liedern sind vertreten Folquet de Marseille, Bertran de Born und Gace Brulé auf der romanischen, Friedrich von Hausen und Rudolf von Fenis auf der deutschen Seite.

Man wußte schon seit den Untersuchungen von Karl Bartsch vom Jahre 1856, daß gewisse mittelhochdeutsche Lieder Ähnlichkeiten mit gewissen provenzalischen oder französischen Kanzonen zeigen. Die im Lauf der Zeit von verschiedenen Forschern aufgedeckten Übereinstimmungen hat zuletzt C. von Kraus in dem Band *Untersuchungen* zu *Des Minnesangs Frühling* (Leipzig 1939) sorgfältig durchgesehen und ergänzt. Es fehlte aber bis jetzt eine übersichtlich zusammenfassende Arbeit, die die bisherigen Resultate kritisch gesichtet und zugleich dem Germanisten wie dem Romanisten die Möglichkeit gegeben hätte, sich auf Grund der vollständigen Texte ein Urteil über die mutmaßlichen Abhängigkeiten zu machen. Diese Lücke will das Buch von Frank ausfüllen. Es beschränkt sich dabei ausdrücklich auf die Fälle, wo an der Abhängigkeit am wenigsten zu zweifeln ist.

Die Abhängigkeit eines deutschen Liedes von einem provenzalischen oder französischen wird, wenn irgend möglich, durch gedankliche *und* formale Übereinstimmungen erwiesen. Als zuverlässigstes Kriterium gilt die metrische Form. In einem einzigen Fall (Nr. 19) liegt die Entsprechung bloß im Motivischen: Der originelle Gedanke, nämlich der Rat, den die beiden Dichter Gace Brulé und Reinmar von Hagenau den Männern geben, bei der Geliebten nicht nach dem zu forschen, was man doch lieber nicht entdecken möchte, und der Ruf, den Gace im deutschen Sprachgebiet genoß, werden hier als genügende Kriterien angenommen. Zwölf deutsche Texte endlich weisen nur formale Ähnlichkeiten mit romanischen Kompositionen auf. Freilich ist der Beweis einer *direkten* Beeinflussung, wie der Herausgeber selbst ausdrücklich feststellt, kaum je mit absoluter Sicherheit zu erbringen. Grundsätzlich kann es sich um Imitationen von Imitationen handeln. Die Kunstfertigkeit eines Friedrich von Hausen, eines Heinrich von Morungen, eines Veldeke, eines Hartmann von Aue und die Vertrautheit der beiden letzteren mit epischen Stoffen Frankreichs einerseits, der klingende Name eines Gace Brulé, Guiot de Provins oder Bernart de Ventadorn anderseits lassen jedoch die Annahme von deutschen oder romanischen Zwischenstufen in den meisten Fällen als überflüssig erscheinen. Manchmal haben dem deutschen Dichter offenbar mehrere romanische Texte als Vorbild oder Anregung für sein Lied gedient. Nicht selten bleibt man im Zweifel, welches der formal übereinstimmenden provenzalischen und französischen Stücke dem Minnesänger den Strophenbau und die Melodie zu seiner Komposition suggeriert habe (vgl. Nr. 15).

Das Buch ist so angelegt, daß die sich entsprechenden deutschen und romanischen Lieder jeweilen nebeneinander stehen. Die Reihenfolge der in dieser Weise gebildeten 20 Gruppen ist die der letzten Auflage

von *Des Minnesangs Frühling.* In der Einleitung (p. IX–XXII) legt der Herausgeber Rechenschaft ab über die befolgte Methode und die Textgestaltung. Eine außerordentlich reichhaltige, nahezu erschöpfende Bibliographie füllt die Seiten XXIII–XLIV.

Die deutschen Texte sind in der Gestalt wiedergegeben, die sie in *Des Minnesangs Frühling* haben. Für die romanischen Lieder aber hat sich Frank nicht damit begnügt, die bestehenden kritischen Editionen abzudrucken. Anstatt eine dem Original vermutlich nahestehende, mit Hilfe der Lachmannschen Methode gewonnene Form zu geben, hat er es – von den Einsichten der modernen Textkritik ausgehend – vielmehr vorgezogen, seiner Ausgabe jeweilen den authentisch mittelalterlichen Text aus einer der besten Handschriften (für die französischen Lieder meist C bzw. T, für die provenzalischen meist A) zugrunde zu legen.

Die Lieder sind von sorgfältigen deutschen bzw. französischen Übersetzungen begleitet (jene hat J. Quint besorgt), eine für den Kenner wie für den Liebhaber höchst willkommene Beigabe, erhält er doch nur so volle Klarheit über die Art, wie der Herausgeber den Text auffaßt. Auch hier weicht Frank gelegentlich bewußt von seinen Vorläufern ab, so etwa wenn er – sicher zu Recht – in Nr. 11b (Folquet de Marseille), v. 10 *razo* mit *sujet* wiedergibt, und nicht wie Stronski mit *sentiment, esprit, pensée.* Nicht immer scheint uns die von Frank unter verschiedenen Möglichkeiten gewählte Lösung die einleuchtendste. So möchten wir z. B. in Nr. 8 b (Blondel de Nesle), v. 21 *aprendre* eher mit *s'habituer, se familiariser* als mit *reconnaître* übersetzen; in 9 b (Folquet de Marseille), v. 32 *foillia* eher mit *folie, déraison* als mit *sottise.* Abgesehen von solchen keineswegs zahlreichen Fällen, in denen man ein einzelnes Wort durch ein anderes ersetzen möchte, ist die Art, wie Frank die Mitte zwischen allzu wörtlicher Wiedergabe und freier, Undeutlichkeiten des Originals erhellender Übertragung hält, geradezu meisterhaft, wie überhaupt in dem ganzen Buch der Herausgeber überall da, wo er selbst zum Wort kommt, den Leser durch eine wohltuende Klarheit und Gepflegtheit des sprachlichen Ausdrucks beglückt.

Nach den Texten stehen die Anmerkungen (p. 133–190), in denen der Herausgeber über die Dichter und ihre möglichen Beziehungen zueinander orientiert, die Handschriften und Ausgaben verzeichnet, die sich entsprechenden Lieder hinsichtlich Vers, Strophenbau und Melodie vergleicht und chronologisch einordnet, die wichtigsten abweichenden Lesarten der romanischen Texte vermerkt und endlich sprachliche und inhaltliche Schwierigkeiten erläutert. Einem metrischen und einem linguistischen Anhang (p. 191–197) folgt ein Glossar der lothringischen Formen. Eine Übersicht der abgedruckten Texte und ihrer Entsprechungen beschließt den Band. Acht Reproduktionen aus acht bis jetzt nicht phototypisch reproduzierten französischen Liederhandschriften geben die Notation zu denjenigen der verglichenen Lieder, deren Melodien bis heute keine kritische Ausgabe gewidmet worden ist.

Alles in allem genommen, hat István Frank mit diesem Buch, das auf lange Zeit hinaus ein unentbehrliches Hilfsmittel und eine sichere Grundlage für alle vergleichenden Untersuchungen des romanischen und germanischen Minnesanges bleiben wird, der Forschung einen großen Dienst getan und sich selbst ein schönes Denkmal gesetzt.

Bern S. Heinimann

Walter T. Pattison, *The Life and Works of the Troubadour Raimbaut d'Orange*. The University of Minnesota Press. Mineapolis 1952. XIV + 226 págs.

Gracias a la cuidada y paciente labor del prof. W. T. Pattison disponemos, al fin, de la edición crítica de todas las poesías conservadas del trovador Raimbaut d'Aurenga (que el editor denomina, a la francesa, *d'Orange*), con lo que se colma uno de los más graves vacíos que presentaba la bibliografía de la antigua lírica provenzal. El importante trabajo de C. Appel (*Raimbaut von Orange*, Berlín, 1928) y aisladas contribuciones de Chabaneau, Crescini, Kolsen y Lewent ofrecían un carácter parcial, resolvían una serie de problemas y ponían a nuestra disposición unos cuantos textos bien establecidos. Esta bibliografía previa proclamaba la gran importancia de la obra lírica de Raimbaut d'Aurenga, pero al propio tiempo dejaba bien de manifiesto las extraordinarias dificultades que a cada trecho surgen en los versos del trovador. El libro de Pattison debe ser enjuiciado sin perder de vista este último aspecto: editar las poesías de Raimbaut d'Aurenga es una de las más duras pruebas a que se puede someter un provenzalista, pues con gran frecuencia el ingenio, la intuición poética y la asimilación de las osadías de un lirismo refinado y afiligranado han de sustituir y suplir los medios que nos proporcionan la crítica textual y la lingüística. Sin duda alguna Pattison ha dejado muchos puntos sin resolver, ha arriesgado interpretaciones dudosas o discutibles e incluso ha manifestado con toda honradez sus vacilaciones frente a pasajes difíciles; pero es evidente que, al editar todas las poesías de Raimbaut d'Aurenga a base de todos los manuscritos que las han transmitido, al interpretarlas paso a paso y al traducirlas en su integridad ha desbrozado un camino por el que era penosísimo internarse y ahora es mucho más fácil, más cómodo y más seguro. Lo importante es que todo este esfuerzo de exégesis ha sido encaminado a esclarecer la obra de uno de los más impresionantes y significativos trovadores provenzales y uno de los poetas más curiosos de la Edad Media románica.

La categoría social de Raimbaut d'Aurenga permite que la vida y ambiente de este poeta se conozcan más detalladamente que los de otros trovadores de humilde condición, cuyo perfil histórico hay que trazar a veces únicamente a base de la *vida* y de las alusiones personales que se hallan en sus versos. En Raimbaut d'Aurenga, señor feudal de cierto relieve, el caso es distinto pues existen algunas fuentes históricas que se refieren a su persona, como son los documentos de los archivos de los príncipes de Orange y cierto *Liber Instrumentorum Memorialium*. Pattison ha recogido todos los datos aprovechables de las fuentes archivísticas y ello le ha permitido ofrecer, en la primera parte de su libro, una semblanza histórica de la figura del trovador y reunir en apéndice un "cartulario de Raimbaut d'Aurenga" en el que figuran 27 documentos, la mayoría en extracto y algunos por extenso, como son los testamentos de Tiburgis, madre de Raimbaut, y el del propio trovador, fechado el 10 de mayo de 1173 y reproducido en facsímil. Pattison señala la relación de dependencia que unía a Raimbaut d'Aurenga con el rey Alfonso II de Aragón, importante para su determinación literaria, y supone al trovador nacido hacia 1144. Consideraciones sobre su posición económica, sus presuntas

participaciones en empresas militares y su relación con otros trovadores acaban de concretar la personalidad del poeta. Por lo que se refiera a la debatida cuestión sobre las relaciones entre Raimbaut d'Aurenga y la *trobairitz* Condesa de Día, respecto a las cuales con tanta prudencia y escepticismo se pronunció Appel, Pattison llega a la conclusión de que tal vez haya que identificar a la dama con Isoarda, hija de Isoard, conde de Dia, la cual casó antes de 1184 con Raimon d'Agout y que murió entre 1212 y 1214. En cuanto al trovador del cual la Condesa de Dia se muestra enamorada no sería el famoso Raimbaut III de Orange sino su sobrino Raimbaut IV (muerto en 1218), al cual Pattison atribuye las composiciones que publica en apéndice *Compainho, qui qu'en irais ni·n veill* (Pillet-Carstens, 389, 24), *Ans qe l'haura bruna·s cal* (389, 9) y *Si de trobar agues melhor razo* (389, 38 a). En cuanto a *Amics, en gran cossirier* (389, 6) se trataría de una *tensó* ficticia escrita toda ella por el más famoso Raimbaut [III] d'Aurenga sin que en tal composición tenga nada que ver la Condesa de Dia. Es de lamentar que para el estudio de las relaciones entre Raimbaut d'Aurenga y otros trovadores Pattison no haya podido conocer el trabajo de Aimo Sakari, *Azalais de Porcairagues, le Joglar de Raimbaut d'Orange*, „Neuphilologische Mitteilungen", L, 1949, en el que se llega a consecuencias muy diversas de las que expone el profesor americano.

Pattison aprovecha todo elemento significativo para establecer la cronología de los poemas de Raimbaut d'Aurenga, cuya producción sitúa entre 1162 y 1173. Se trata de una tarea muy delicada y en la que con frecuencia hay que conceder importancia y valor a meras hipótesis, pues jamás en un trovador de la temática de Raimbaut será posible hallar referencias y alusiones a hechos muy concretos, como ocurre, por ejemplo, en la producción de Bertrán de Born, de Guilhem de Berguedán o, en menor escala, de Peire Vidal, lo que con frecuencia permite fechar con gran exactitud algunas de sus poesías. Pattison distingue una primera época en la producción de Raimbaut en la cual advierte el influjo de Marcabrú *(Marcabrunesque Poems)* y luego enlaza las series en las que figuran los *senhals* de *Respeig* y *Joglar*. Evidentemente es éste el único procedimiento que permite una ordenación sucesiva de las poesías de Raimbaut d'Aurenga, pero asignar a esta ordenación unas fechas concretas no deja de ser aventurado en muchos casos. La difícil poesía I (*Cars, dous e fenhs*, 389, 22), que Pattison considera la más antigua del repertorio de Raimbaut d'Aurenga, es fechada a base de un indicio muy endeble. En los versos 70–71 el trovador dice que se encamina *Al comte . . . Barselones*, de lo que el editor concluye que la poesía es anterior a 1164 a base del siguiente razonamiento: „Raimon-Berenguer IV of Barcelona died in 1162 and was succeeded by his ten-year-old son, Alfonso. The latter became King of Aragon in 1164. It is highly improbable that Raimbaut would use the title Count of Barcelona after 1164, when the much more honorable title of king had been conferred" (pág. 71). Tal argumentación es inadmisible. En primer lugar, aunque la reina doña Petronila hiciera donación definitiva del reino de Aragón a su hijo Alfonso el 18 de junio de 1164, antes de esta fecha el joven príncipe ya usaba el título real; por ejemplo, un documento de febrero de 1163 empieza *Omnibus sit manifestum quod ego Ilde-*

fonsus rex Aragonensis et comes Barchinonensis y va suscrito por el *Signum Ildefonsi regis Aragonensis et comitis Barchinonensis* (Bofarull, *Col. Doc. Inéd. A. C. A.*, VIII, págs. 33 y 34), y con poco esfuerzo podría mencionar varios documentos más, anteriores a 1164, en los que Alfonso es titulado rey de Aragón. En segundo lugar nada significa que Raimbaut d'Aurenga denomine a Alfonso únicamente conde de Barcelona, ya que en un sirventés de Giraut del Luc (*Gessitot,* 245, 1), que hay que fechar entre agosto de 1191 y agosto de 1194, Alfonso es designado simplemente como *coms de Barselona* (verso 5; véase mi edición y comentario en ,,Boletín de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona'', XXIII, 1950, págs. 209–248).

Pattison acepta la ya generalmente admitida identificación de Raimbaut d'Aurenga con el personaje llamado *Linhaure* que debate sobre el estilo poético con Giraut de Bornelh en *Ara·m platz* (389, 10 a), *tensó* que fecha en Navidades de 1170, conclusión a la que este provenzalista llegó en un trabajo publicado en 1935 (*PMLA,* L, págs. 18–22). El texto que Pattison da de este tan importante debate se aparta en varios pasajes del que estableció A. Kolsen, pero es de advertir que parece no haber conocido la traducción interpretativa que da Salverda de Grave en sus decisivas *Observations sur l'art lyrique de Giraut de Borneil,* Amsterdam, 1938, que es uno de los mejores estudios que existen sobre crítica literaria de los trovadores.

Pattison hace interesantes observaciones al estilo de Raimbaut d'Aurenga, tema que tiene una importancia singular en la historia del lirismo medieval. Señala, acertadamente, la actitud humorística del trovador, lo que le da cierta libertad en el empleo de expresiones audaces y de un vocabulario distinto del usual, y al propio tiempo insiste en su dependencia de Marcabrú. La influencia de Marcabrú sobre Raimbaut d'Aurenga es innegable, pero es preciso no dejarse llevar por este hecho, ya que estoy convencido de que el malhumorado y moralista trovador gascón sólo influyó de un modo muy externo sobre el altisonante, campanudo y elegante trovador provenzal; no en vano el primero es un poeta de humilde linaje que predica destempladamente a la sociedad feudal de las cortes y el segundo es un gran señor, envanecido y humorista, para quien el arte es una filigrana que sólo puede complacer a unos cuantos aristócratas como él. De hecho Raimbaut d'Aurenga se halla en una dirección totalmente opuesta a la de Marcabrú, gran parte de cuya producción está encaminada a denunciar inmoralidades y a hacer propaganda de las cruzadas de España. Ambas cosas son completamente inexistentes en la obra de Raimbaut d'Aurenga, que practicaba gustosamente el amor cortés y que – bien lo demuestra Pattison – no sentía ningún entusiasmo militar, como correspondía a su clase. El hermetismo de ambos es lo que ha llevado a la crítica a colocar muchas veces en la misma línea a Marcabrú y a Raimbaut d'Aurenga, y ello se debe al equívoco término *trobar clus.* H. J. Chaytor, en su libro *From Script to Print,* Cambridge, 1945, ya advirtió y razonó que ,,A distinction can be made between *trobar ric* and *trobar clus*'' (pág. 69), y en este sentido yo mismo me esforcé en 1948 en dividir el hermetismo trovadoresco en dos modalidades: el *trobar clus* propiamente dicho, que esencialmente supone dificultad de concepto, y el *trobar ric,* o artificiosidad de forma, tendencias que se pueden parangonar con el con-

ceptismo y el gongorismo de los poetas castellanos de los siglos XVI y XVII (véase *La lírica de los trovadores,* I, págs. XVIII–XXII). Marcabrú es el típico representante del *trobar clus* propiamente dicho, al paso que Raimbaut d'Aurenga, Giraut de Bornelh y Arnaut Daniel – entre los cuales tantas semejanzas hay – son los más característicos cultivadores del *trobar ric.*

El estudio detallado de la edición de las poesías de Raimbaut d'Aurenga por Pattison se prestaría a un extenso comentario, parecido al que Kurt Lewent dedicó en 1938 ("Biblioteca dell'Archivum Romanicum") a la gran edición de Giraut de Bornelh por A. Kolsen. En efecto, las constantes dificultades que ofrece el texto del trovador provenzal y las grandes divergencias que presenta la tradición manuscrita permiten oponer interpretaciones que discrepen con las de Pattison. Las diferencias que se advierten entre el texto de Pattison y el que Kolsen estableció de la composiciones 389, 21, 25 y 26 (*ZRPh,* LVIII, págs. 81–93), ignorado por el provenzalista americano, indican hasta qué punto cabe interpretar de un modo muy distinto ciertos pasajes de tan difícil trovador.

La edición de Pattison de las obras de Raimbaut d'Aurenga, reveladora de un trabajo serio, paciente y sagaz, viene a convertirse en una pieza fundamental de la bibliografía trovadoresca. Desde el punto de vista meramente editorial es doloroso que libro de tanto valor se haya publicado en planchas fotográficas de texto mecanografiado.

Barcelona MARTÍN DE RIQUER